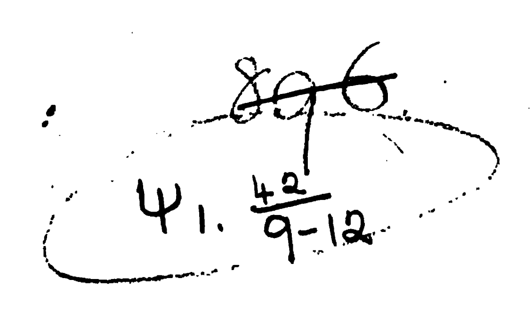
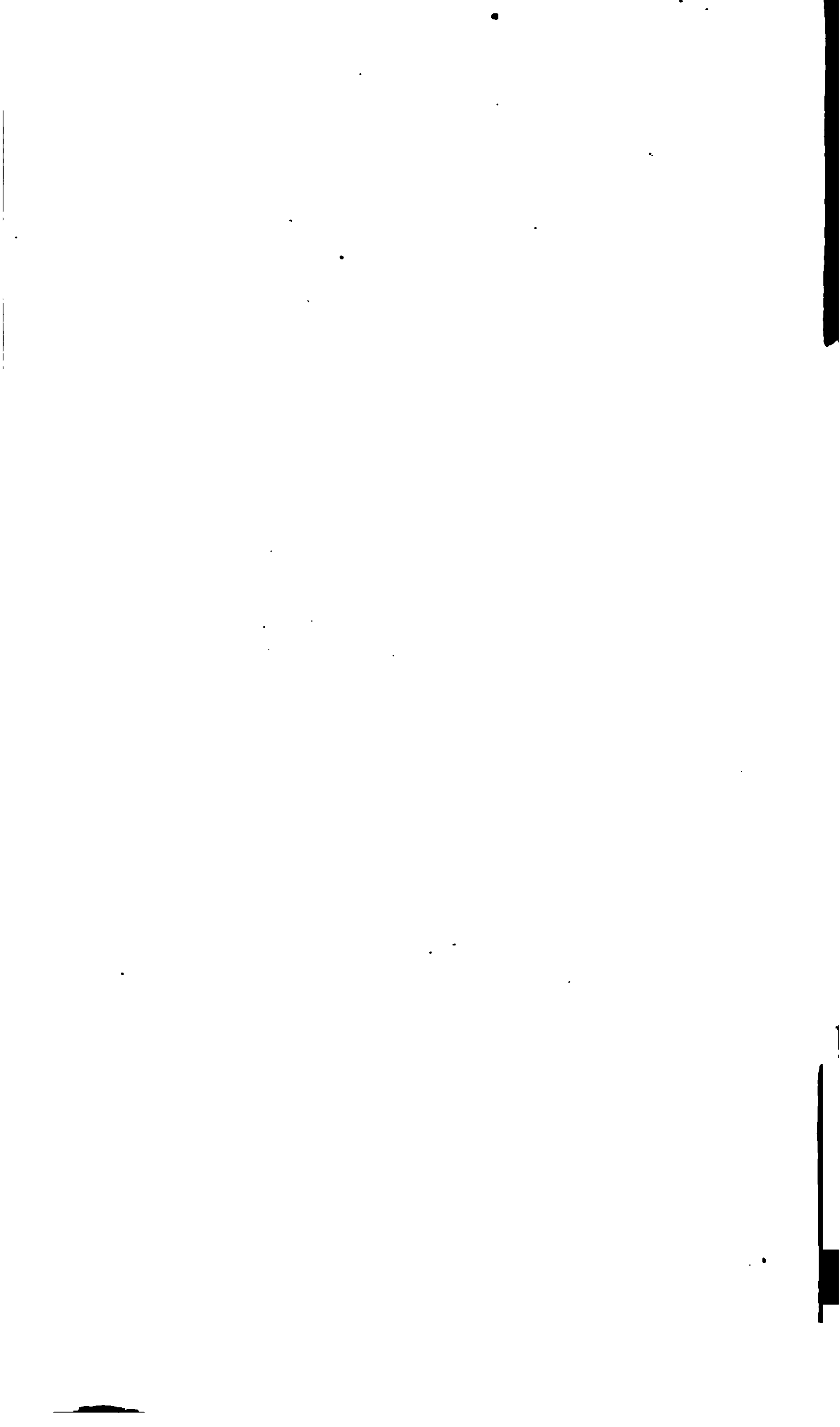
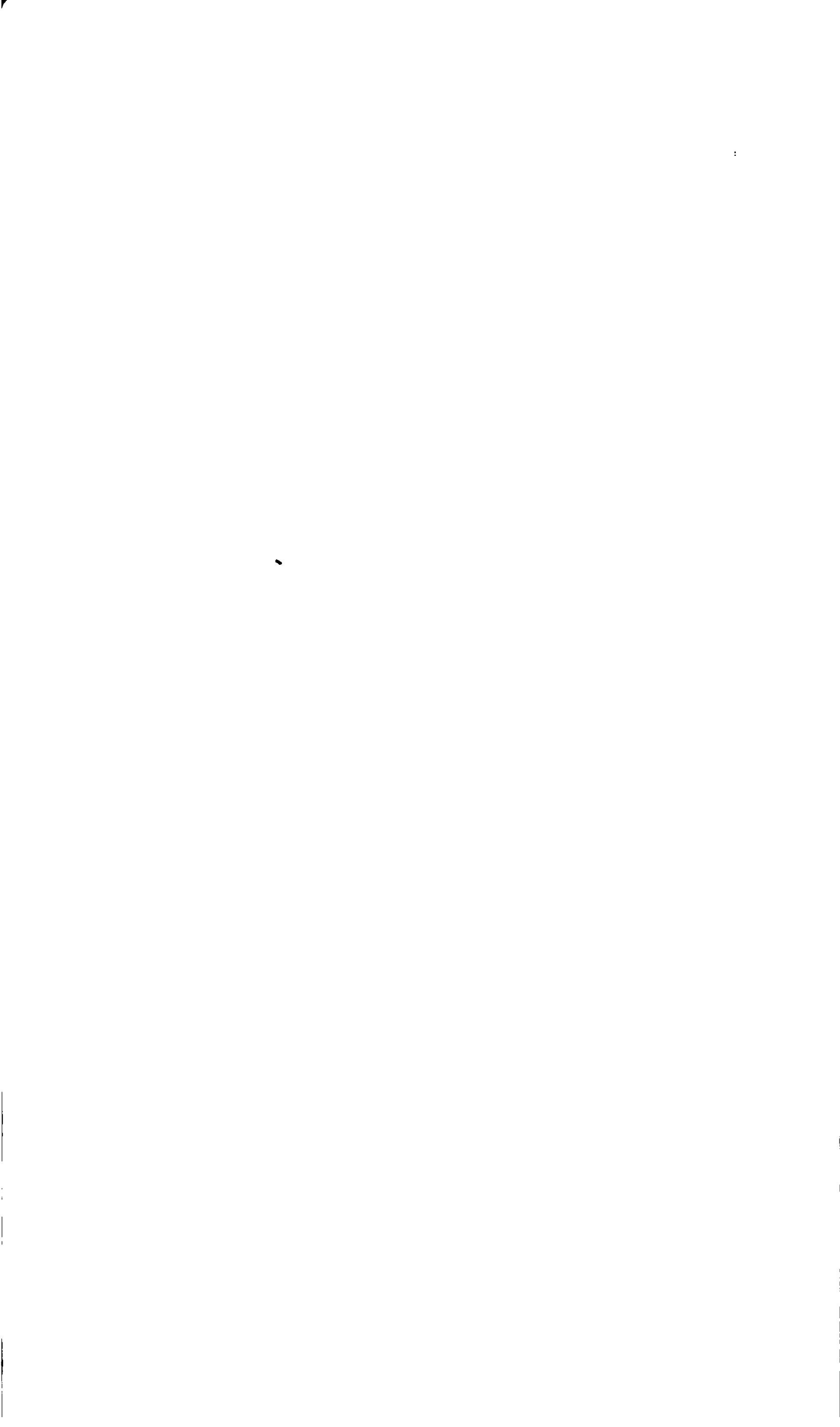










JAHRBÜCHER

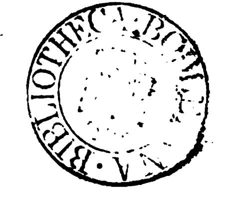
des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

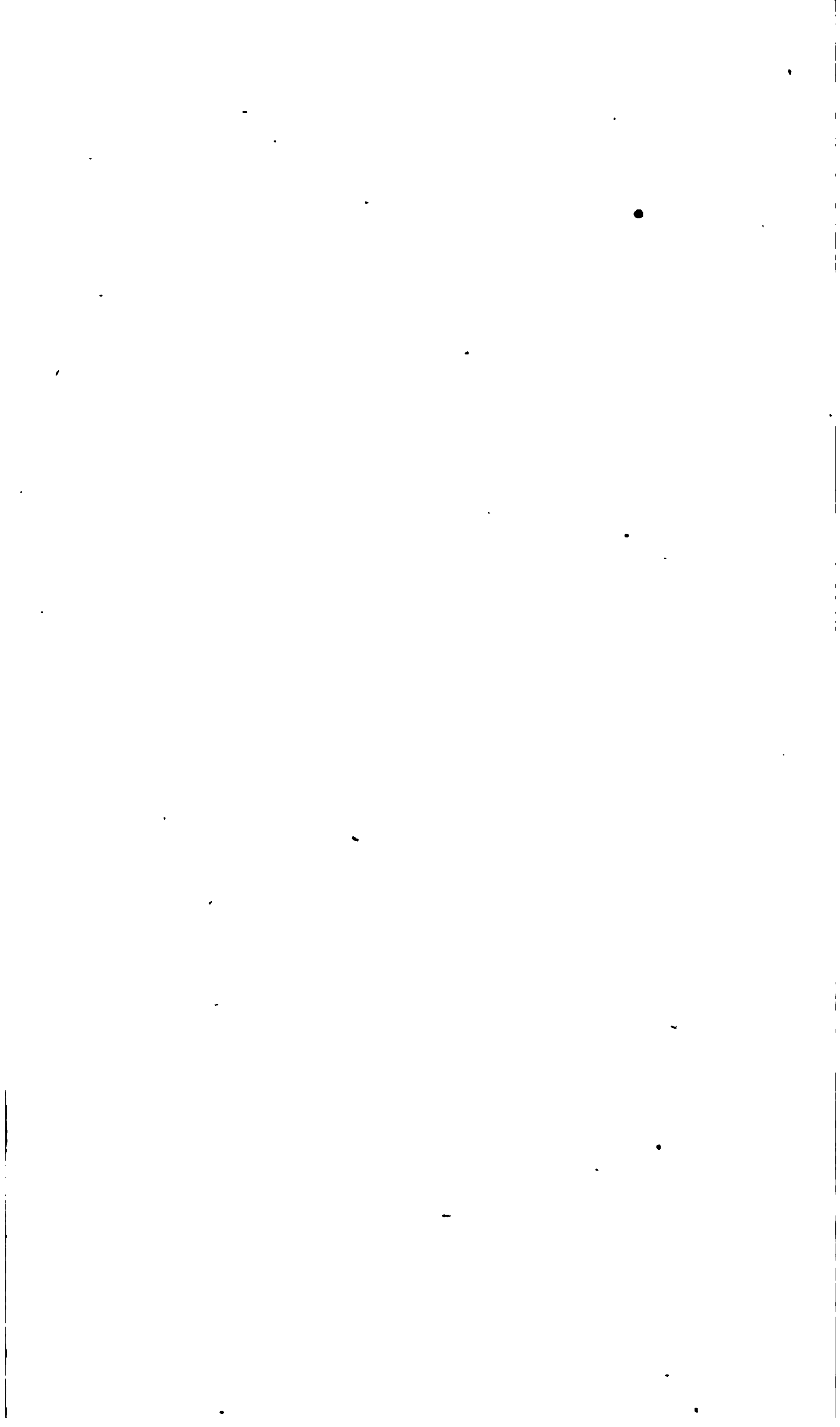
RHEINLANDE.

IX.



Mit sieben lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Kosten des Vereins.
Bonn, bei A. Marcus.
1846.



I. Chorographie und Geschichte.

1. Ueber die römischen Bauwerke im Triersichen.

Bei den verschiedenen Ansichten, die neuerdings über unsere Baureste aus der Römerzeit ausgesprochen sind, könnte es auffallend erscheinen, dass das bedeutende Zeugniss eines Mannes unbeachtet geblieben ist, der durch umfassende Gelehrsamkeit, grossen kritischen Scharfsinn und die genaueste Kenntniss des Alterthums seine Zeitgenossen überragte und um so mehr ein begründetes Urtheil abzugeben im Stande war, da er während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Rom die Ruinen der grossen Vorzeit einem allgemeinen Studium unterzogen hatte. Wie sehr sich *Niebuhr*, denn von ihm kann hier nur die Rede sein, in die alte weltbeherrschende Stadt eingelebt, wie vertraut er mit ihren Oertlichkeiten und Bauwerken sich gemacht hatte, ist allgemein bekannt, und zeiget zur Genüge jedes Blatt seines Geschichtswerkes, besonders im ersten Bande. Auf einer Reise, die er im Jahre 1827 mit dem Prof. Hn. *Brandis* hierher unternahm, fesselte ihn die ausserordentliche Anmuth der Gegend und der klassische Boden der Art, dass er mit dem Gedanken umging, hier sich niederzulassen, falls sein Herzensfreund, der Graf *de Serre*, sich entschliessen könnte, nach der Vaterstadt Metz zurückzukehren. Das Glück ist uns nicht beschieden gewesen den grössten Geschichtschreiber seiner Zeit zu unsern Mitbürgern zu zählen; und wir entbehren die Vor-

theile, die hieraus für die Erforschung und Bestimmung unserer antiken Ueberbleibsel hervorgegangen wären. Ueber diese Reise nun berichtend drückt er sich in einem Briefe an die Hensler (Nr. 532.) also aus: „Die Ruinen sind sehr bedeutend, und für den Antiquar lehrreich, indem man daran sieht, wie ganz verschieden zur nemlichen Zeit zu Rom und in den Provinzen gebaut ward. —" In einem andern an Savigny (Nr. 558.) heisst es: Ich war vor vierzehn Tagen zu Trier und lebhaft eingedenk, wie ich Unwissender zuerst von Ihnen über die dortigen Ruinen gehört. Diese haben mich sehr interessirt, auch durch das Räthselhafte der porta nigra, welche ich indessen ohne alles Bedenken in das dritte Jahrhundert nach Christus setze, wohin auch das Monument von Igel gehört." Diese Aussprüche des grossen Alterthumskenners sind zu merkwürdig, als dass wir es uns versagen könnten, auf dieselben etwas näher einzugehen. Die Verschiedenheit, wovon in der ersten Stelle die Rede ist, die zwischen den zu Rom und in den Provinzen zur selben Zeit aufgeführten Gebäuden bestehe, ist wohl eben so sehr von dem Stil und dem Charakter der Bauformen, als von der Art, wie das Mauerwerk construiert ist, zu verstehen. In ersterer Beziehung ist es bekannt, dass man überall in dem weiten Umfange des römischen Reiches an der einmal gegebenen Grundform für jedes Gebäude festhielt und nur in den Einzelnheiten bei der Ausführung dem Baumeister freiere Hand gestattete. Damit war jedoch Spielraum genug für nicht unbedeutende Verschiedenheiten und selbst Abweichungen gegeben, die durch die vorhandenen Mittel, die Oertlichkeit, das Bedürfniss herbeigeführt wurden. So bestand die Basilica im Wesentlichen aus einer länglichen Säulenhalle, aber diese finden wir nicht selten, ja gewöhnlich, bald durch einen, wie an der unsrigen, bald durch zwei zurückspringende Halbkreise an den Schmal-

seiten verlängert[1]). So glaube ich auch bei den aufgedeckten römischen Häusern in hiesiger Gegend wahrgenommen zu haben, dass ihnen in der Regel das Atrium fehlt, das doch sonst, wie überall in Pompeji, den Haupttheil bildet, um den alle übrigen sich ordnen. Entschiedener wirkte noch die technische Bildung ein, so wie das Mehr oder Weniger der architektonischen Verzierungen und die Art, wie diese ausgeführt oder angebracht waren. Oeffentliche Bauwerke, die in Rom, und überhaupt in Italien, Griechenland, Asien, selbst im südlichen Gallien mit allem Aufwand von Kunst und Luxus von den ersten Künstlern prachtvoll und grossartig aufgeführt erscheinen, finden wir in andern Provinzen oft in unbedeutendem Umfange wenig oder gar nicht ausgeschmückt dargestellt. Dieses stellt sich heraus bei der Vergleichung unseres Amphitheaters mit denen zu Nismes, Verona oder dem flavischen zu Rom. Endlich konnte es wohl nicht ausbleiben, dass durch einige verwendete Baustoffe oft Besonderheiten und durch lokale Eigenthümlichkeiten, woran man festhielt, nicht selten Fremdartiges sich in die baulichen Formen eindrängte, wodurch sich, um mich eines grammatischen Ausdruckes zu bedienen, Barbarismen in die reine Latinität einschlichen. In wie fern dieses bei den gallischen Bauwerken, wozu wir auch die unsrigen zählen, der Fall gewesen ist, und welche Veränderungen diese in den verschiedenen Perioden erlitten haben, hat *de Caumont* für Einiges nachzuweisen versucht.

Wie gross nun auch in dieser Hinsicht die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit trotz des allgemein befolgten herkömmlichen Grundrisses ist, die wir an den römischen Gebäuden in den einzelnen Ländern wahrnehmen, so stimmen doch alle insgesammt sowohl untereinander,

1) Man vergl. die Pläne in *Bunsens* römischen Basiliken und in einem hierher gehörigen Aufsatze der Revue Britannique, Octobre 1845.

als auch mit den in Rom befindlichen darin überein, dass sie mit einer Festigkeit und Dauerhaftigkeit ausgestattet wurden, die ihr Bestehen auf lange Zeit sicherte. Treten doch jetzt noch, nach fünfzehn Jahrhunderten, die Mauern so frisch und unversehrt aus der Erde, als wäre so eben erst der Verputz angelegt, oder die Ausfugung vollendet worden. Diese erstaunenswerthe Solidität verdanken sie aber der riesigen, mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Fundamentierung, dem vortrefflichen Material, dem sorgfältig zubereiteten Mörtel und der eigenthümlichen, von der jetzigen ganz abweichenden Constructionsart der Mauern. Als Stein-Material verwandte man in hiesiger Gegend Ziegelplatten, seltener Ziegelsteine, die härteren Sandsteine und am häufigsten Kalksteine, worunter wir hier und da auch Kalktuffsteine finden. Basalt findet sich lediglich an den Brückenpfeilern gebraucht. Jede Steinart verwendete man, mit Ausnahme der Ziegel, für sich allein, und nur die ehemalige[2]) Ruine von Conz bestand aus einem seltsamen Gemisch verschiedenartigen Gesteines. Unbehauene Sandbruchsteine, woraus man gegenwärtig die Häuser hier zusammenklebt, finden wir nie angewendet, Schiefer, ausser in den Fundamenten, höchst selten, behauene Sandsteine mit Mörtelverbindung nur bei dem noch sehr zweifelhaften Mauerwerk am Markusberg. Zu dem Mörtel wurden, soweit sich die Bestandtheile erkennen lassen, Fluss- oder Grubensand, Ziegelmehl oder Ziegelstückchen, und der nach einem ganz besonderen Verfahren in verdeckten Gruben allmählig abgelöschte Kalk in bestimmten Verhältnissen, wie *Vitruv* sie angibt, gemischt. Er ist felsenfest verhärtet und hängt den

2) Es ist uns nicht gelungen, diesen merkwürdigen Baurest der Zerstörung zu entreissen, da er mit Ausschluss eines kurzen Stumpfes, der wohl in diesem Jahre verschwinden wird, ganz ausgebrochen und vertilgt ist.

Steinen, die er verbindet, so fest an, dass sie nicht abzulösen sind. Die einzige Ausnahme bildet die Villa zu Fliessem. Hier zeigt sich der Mörtel so verwittert und aufgelöst, dass es, wie viele Sorgfalt und Kosten die Königliche Regierung auch auf die Erhaltung verwendet, schwerlich gelingen wird den gänzlichen Verfall der Mosaikböden und Substruktionen zu verhindern. Diese Verwitterung des Mörtels ist aber nicht allein dem Einflusse des ein- und zerfressenden Regen-, Schnee- und Quellwassers, sondern eben so sehr und mehr noch der weniger sorgfältigen Zubereitung desselben zuzuschreiben. Deswegen möchte ich, besonders da noch andere nicht unerhebliche Gründe hinzukommen, dieses Gebäude in die letzte Zeit der römischen Herrschaft setzen. Das Mauerwerk finden wir in vierfacher Weise aufgeführt. Diejenige, welche in constructiver Hinsicht am meisten auffällt, nennen wir hier zuerst. Steinblöcke, deren sich berührende Flächen sorgfältig behauen und wahrscheinlich abgeschliffen sind, liegen ohne Mörtel auf einander, sind jedoch durch Klammern von Aussen oder von Innen verbunden. So ist die Porta, so sind die Brückenpfeiler, das Igler Monument und die Gewölbe an den Eingängen zum Amphitheater gemacht. Diese Structur, welche an die der etrurischen und pelasgischen Mauern erinnert, musste *Niebuhrn* vor Allem befremden und ihm räthselhaft erscheinen, besonders da er die gallischen Alterthümer[3]) weniger kannte. Möglich ist es auch, dass er zugleich, wie *de Caumont*, über die Bestimmung des Gebäudes, worüber jetzt wohl kein Zweifel mehr sein kann, noch schwankend war. Die zweite Art ist das von *Plinius*

3) In wie fern diese Bauart in Italien und den andern Provinzen in Anwendung kam, ist mir unbekannt; dass sie aber in Gallien für grössere Werke nicht selten war, beweisen die Amphitheater zu Nisme und Arlés, der Triumphbogen zu Saintes, das Andreasthor zu Autun, die Stadtmauern von Mans, Tours, Orleans und Auxerre, die Heidenmauer auf dem Odilienberge.

näher beschriebene Diamicton. Nach Aussen aus würfelartig behauenen Steinen mit der grössten Regelmässigkeit aufgeführt, ist das Innere dieser Mauern mit Bruchsteinen und Mörtel ausgefüllt. Dergleichen Gussmauern sehen wir am Amphitheater, zum Theil an den Bädern und sonst. Eine dritte Gattung bilden die Ziegelmauern mit Mörtellagen von gleicher Stärke wie die Ziegel. In dieser Weise sind die Mauern an der Basilica und die oft mehrfach über einander gesetzten Bögen an den Bädern. Aus der Vereinigung der beiden zuletzt genannten Orten ging endlich die vierte, das Emplecton des *Plinius* und *Vitruv*, hervor, die wir nicht nur bei dem grössten Theil der Mauern an den Bädern, sondern auch sonst häufig angewendet finden. Es sind dieses nämlich Kalksteinmauern mit zwischengeschobenen Ziegellagen, die sehr selten in bestimmten Zwischenräumen wiederkehren und dem Mauerwerke grössere Festigkeit und eine besondere Zierde geben sollten. Bei den Wohnhäusern tragen die Mauern, die gewöhnlich nach der zweiten oder vierten, sehr selten nach der dritten Art construiert sind, im Innern, nach Aussen nie, einen Bewurf, der oft in mehren Lagen, wobei der Mörtel mit immer feinerem Sande gemischt erscheint, stark angetragen, spiegelblank abgeglättet und gewöhnlich stark roth angestrichen ist. Diese Farbe zeigt sich, wie die andern, an den recht geschmackvollen Einfassungen, unzerstörbar, und es lohnte sich wohl der Mühe sie näher zu untersuchen. Bei den kürzlich ans Licht gekommenen Resten vor dem Barbeler Thore hatte man, wohl um der Feuchtigkeit zu begegnen, in dem einen Raume erst eine 4″ dicke Ziegelwand vorgebaut, und diese noch mit einem eben so starken Verputz bekleidet. Die Fussböden sind insgesammt geestricht und ruhen, wenn die Räume unterirdisch heizbar waren, auf viereckigen oder runden Ziegelpfeilerchen, worüber Ziegelplatten als Grundlagen gebreitet sind. Aber auch selbst wenn dieses nicht

der Fall ist, finden wir oft, dass der Estrich, um ihn recht trocken zu legen, auf einer gewölbartigen Unterlage sich befindet. Zur grössern Dauerhaftigkeit diente es, den Estrich in zwei Schichten aufzutragen. Der Mörtel der unteren ist alsdann mit gröberem Kies und Ziegelstücken versetzt, der der oberen, die von der anderen zuweilen durch Ziegelplatten getrennt ist, hat feinen Sand und Ziegelmehl als Zuthat und ist oben glatt abgerieben. In den Häusern der Vornehmeren waren, wie in Fliessem, diese Fussböden in den Hauptzimmern mit musivischer Arbeit geziert, zuweilen auch mit Marmor belegt. So wurde kürzlich ein solcher Marmorboden in den Ruinen vor dem Barbeler Thore gefunden, an welchem die Platten jedoch eingedrückt und zerbröckelt waren. Diese Fliessen haben eine Dicke von einem Zoll, sind in verschiedenen Formen von verschiedener Grösse geschnitten und bestehen aus Marmor und Porphyr von den mannigfaltigsten Farben. Mit dünneren Tafeln von demselben Material mögen nicht selten die Wände bekleidet sein, wie sich dieses aus den vielfach aufgefundenen Bruchstücken zu ergeben scheint. Eine Sammlung der im Trierischen zu Fliessen beiderlei Art, zu Gesimsen und anderen Ornamenten verwendeten edlern Steinarten besitzt die Gesellschaft für nützliche Forschungen, eine zweite viel reichhaltigere und wohl geordnete der Geheime Regierungsrath *von Coeverden*. Die zahlreichen aus verschiedenen Bauresten hervorgezogenen Alabaster-, Marmor-, Porphyr-, Granit-, und Basalt-Fragmente, welche uns in denselben vor Augen liegen, liefern den Beweis, dass wie in Rom so auch hier seit Hadrians Zeiten in der Ausschmückung, wenigstens des Innern, die antike edle Einfachheit durch einen übertriebenen und bizarren Luxus des Materials verdrängt worden war, und das Bestreben vorwaltete, entweder durch schwer zu bearbeitende oder durch seltene prunkende Steine von den verschiedensten Farben

Absonderliches und in die Augen Fallendes herzustellen. Dass dieses Unterordnen der Form unter das Material als Zeichen des gesunkenen Geschmacks anzusehen sei, ist bereits von *Gerhard* und *Schnaase* bemerkt worden. — Die Wohnhäuser scheinen in der Regel einstöckig gewesen zu sein, in der Weise, dass das Erdgeschoss aus soliden Steinmauern, der darüber befindliche Stock aus Fach- und Flechtwerk aufgeführt war. Nur so können wir uns die völlige Zerstörung aller, nur so die grosse Menge Holzasche erklären, die sich in den Ruinen findet. Bei der räumlichen Eintheilung mag man die bequeme Benutzung jedes Zimmers nicht vorzüglich berücksichtigt haben, wenigstens treffen wir fast in jedem Hause verhältnissmässig viele Kammern und kleinere Gelasse an, deren Verbindung mit den anstossenden Gemächern nicht zu ermitteln ist. Wie die Beleuchtung des Innern eingerichtet war, lässt sich nicht mehr bestimmen, da die Mauern zu tief abgebrochen sind und selten eine Höhe von 1 — 2 Fuss über den Fundamenten haben. Das Dach bestand aus grossen röthlichen, hart gebrannten Ziegelplatten (tegulae), an deren längeren, abwärts aufgehangenen und genau aneinander schliessenden Seiten der Rand 1 Zoll breit emporstand. Die Firste war mit Hohlziegeln (imbrices)[4])

4) *Plin. H.* Nr. 35. 12. 46. Höchst wahrscheinlich ist es, dass die hervorstehenden Ränder, womit sich die Plattziegel an ihren Langseiten berührten, ebenfalls mit ineinandergreifenden Hohlziegeln überlegt waren, um so das Eindringen des Schnees und Regenwassers durch die Fuge zu verhüten. Dieses scheint mir für unser missliches Clima nöthig gewesen zu sein, obgleich es bei dem italienischen Dache, welches *Schnaase* beschreibt, nicht vorkommt. Uebrigens war diese Deckung des Daches nicht römischen, sondern, worauf schon *Schnaase* hindeutet, wahrscheinlich griechischen Ursprungs und wurde in Rom statt der früher allgemein üblichen hölzernen Schindeln (scandula, scindula, woher das deutsche Wort) zu der Zeit eingeführt, als eine nähere Verbindung

belegt, die nach beiden Seiten übergriffen. In dieser ursprünglichen Anordnung fand man noch einen Theil der eingestürzten Bedachung in der Ruine zu Nirdal. Dass man diese Art die Gebäude zu decken aus Italien herübergenommen hatte, zeigt ein ganz ähnliches altrömisches Dach, das auf einem Landhause bei Ostia noch unzerstört zu sehen und von *Schnase* (Geschichte d. bildenden Künste II. pag. 56) beschrieben ist. Ob auch Schiefer, wie gegenwärtig in hiesiger Gegend fast ausschliesslich, verwendet wurde, möchte zweifelhaft sein, obgleich in den Ruinen eines kleinen Gebäudes, welches bei dem Amphitheater vor zwei Jahren aufgedeckt wurde, grosse Schieferplatten zum Vorschein kamen, die Nagellöcher hatten. Um die grosse Last zu tragen, musste der Dachstuhl nothwendig aus schwerem Gehölz fest zusammengefugt und mit dicken Bohlen, worauf die Platten ruhten, bekleidet sein. Antefixen und Stirnziegel haben sich bis jetzt weder ganz noch in Bruchstücken gefunden, woraus man schliessen muss, dass derartige Dachverzierungen hier nicht in Gebrauch waren.

Die Entschiedenheit, womit *Niebuhr* die Porta und das Igeler Monument in das dritte Jahrhundert n. Chr. setzt, verdient gewiss nicht minder alle Beachtung. Leider hat er uns die Gründe nicht angegeben, worauf sich sein Urtheil stützt. Eine nähere Untersuchung und Prüfung derselben erfolgt vielleicht zu einer andern Zeit, für jetzt genüge die Bemerkung, dass *Niebuhr* sicherlich an den Schluss des dritten Jahrh. dachte, also der Ansicht war, die Ausführung dieser Bauwerke falle mit der Zeit

---

mit den grossgriechischen Städten eintrat. Wann diese zweckmässige Abänderung in der Bedachung geschehen, ist uns genau bekannt aus folgender Stelle des *Plinius*: Scandula contectam fuisse Romam ad Pyrrhi usque bellum annis CCCCLXX Cornelius Nepos auctor est. H. N. 16. 10. 15.

zusammen, wo Trier als öfterer Aufenthaltsort der Kaiser, als Sitz des Präfekten von Gallien und anderer hohen Reichsbeamten angesehen und bedeutend wurde.

Diese Veranlassung benutze ich um noch Einiges zu berühren, wozu mir die Beurtheilung des *schmidtschen* Werkes in dem letzten Hefte der Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. Veranlassung gibt. Hr. Prof. *Urlichs* bemerkt daselbst, dass die von Hn. *Schmidt* ausgesprochene Ansicht über unsere Ruine am Altthor wenig Wahrscheinlichkeit habe, weil der Grundriss der späteren römischen Paläste mit dem der Lager übereingestimmt habe[5]). Allerdings hat Hr. Prof. *Bock* in seiner Abhandlung über die Reiterstatue des Theodorich mit vielem Scharfsinne dargethan, dass der Palast des Diocletian zu Salona dem Feldlager nachgebildet sei, und sich diese Form auch in den Palästen des Constantin zu Byzanz und des Ostgothenkönigs Theodorich zu Ravenna zum Theil wieder erkennen lasse. Allein es scheint mir ohne andere unterstützende Gründe gewagt, hieraus zu folgern, dass man diesem Plan für die Folge immer treu geblieben sei, oder dass Diocletian nach einer überlieferten und für alle Imperatorensitze feststehenden Grundform den seinigen eingerichtet habe. Vielmehr sind wir anzunehmen berechtigt, der Fürst habe theils aus Vorliebe für den Ort, worin er seine grösste Lebenszeit verbracht hatte und zur höchsten Macht und Ehre emporgestiegen war, theils der grösseren Sicherheit in jenen bedenklichen Zeiten und jener einsamen Gegend wegen das Lager als Muster für seine Villa gewählt, die er dann auch lagermässig mit hohen Mauern und gewaltigen Thürmen befestigte. Die Herscherwohnungen mögen wohl eher in ihrer Disposition nicht wesentlich von den Domus der Vor-

5) Es erinnert dieses an *Heerens* Meinung, nach welcher zu der Geviertform der altasiatischen Städte auch das Lager jener Nomaden-Völker als Vorbild soll gedient haben.

nehmen abgewichen sein. Dieses lässt sich zwar nicht mehr aus noch vorhandenen nachweisen, da meines Wissens alle mit Ausnahme der einzigen diocletianischen von der Erde getilgt sind, wohl aber mit ziemlicher Gewissheit aus Sueton und andern Schriftstellern feststellen, bei denen für beiderlei Gebäude gelegentlich dieselben Wohnräume genannt und in demselben Zusammenhange unter sich angegeben werden. Jedoch werden die Kaiser noch weniger als die Privaten in starrer Nachahmung dem Herkömmlichen gefolgt sein, vielmehr sich mancherlei Abänderungen erlaubt und nach Laune und Gutdünken, wie dieses schon das goldene Haus des Nero und selbst die Villa des Diocletian beweisen, sich ihre Wohnungen eingerichtet haben. Über unsere in Frage stehende Ruine jedoch müssen nothwendig die Urtheile schwanken[6]), da kaum ein Drittel ans Licht gezogen ist, das Übrige, meines Bedünkens der Haupttheil des Gebäudes, noch mit Schutt und Erde bedeckt einer genauen Prüfung sich entzieht[7]). Je nachdem man sich nun dieses Verborgene dem offen vor Augen Liegenden entsprechend construiert denkt, wird auch die Ansicht über das Ganze verschieden sein. — Wenden wir uns nun nach einem andern Baudenkmale, das in der unmittelbaren Nähe des so eben besprochenen liegt, nämlich dem Amphitheater, zu. In meiner Abhandlung hatte ich die Meinung geäussert, der sich auch

6) Hypokausten, gewölbte Gemächer, einige Uebereinstimmung mit den Bädern des Caracalla haben hier wie zu Paris bei den römischen Bauresten neben dem Hotel de Cluny zuerst auf den Gedanken von Thermen geführt.

7) Nach Südosten hin schloss sich der Bau mit dem jetzt noch ersichtlichen Mauerwerk ab; wie weit er sich nach N. und S. mit dem, was unmittelbar und mittelbar dazu gehören mochte, erstreckte, bleibt wohl für immer ungewiss. Westwärts reichte er aber wenigstens bis zu dem jetzigen Bette des Weberbachs, da die Mauern unter die anliegenden Gärten weg nur wenige Fuss tief ausgebrochen sich bis dahin fortsetzen und in der Gerberei des Hrn. *Varain* unweit des Baches noch zum Vorschein kommen.

Hr. *Schmidt* anschloss, dass unter dem Circus maximus, den Eumenius erwähnt, wohl das Amphitheater[8]) verstanden werden müsse. Hr. Prof. *Urlichs* bemerkt hiergegen, dass daran nicht zu denken sei, vielmehr nur ein eigentlicher Circus gemeint sein könne. Gegen diesen Einwurf wiederhole ich mit Hn. *Schmidt*, dass, wenn ein Circus, wie Eumenius ihn schildert, hier jemals bestanden habe, Spuren eines so gewaltigen Baues sich doch nothwendig irgendwo vorfinden müssten. Allerdings lag, was auch Hr. *Urlichs* erinnert und ich gerne zugebe, alsdann das flavische Amphitheater zu Rom dem Redner zur Vergleichung näher. Aber der übertreibende Panegyrist konnte, um Constantins Lob zu vergrössern, das Bedeutendere und Berühmtere schon des Zusatzes maximus wegen herbeiziehen. Vielleicht ist auch einer Art des Purismus, die in der Sprache des Rhetoren hier und da durchblickt, sogar die Uebersetzung des griechischen Amphitheatrum durch das lateinische Circus wohl zuzumuthen. Diese Gründe lassen es mich als sehr wahrscheinlich ansehen, dass der Ausdruck Circus von unserem Amphitheater gelte, besonders da die an beiden Seiten gegebenen Spiele unter dem gemeinsamen Namen circenses begriffen wurden, und desshalb leicht eine Verwechselung veranlassten, oder eine Vertauschung der Benennungen zuliessen.

Schneemann.

---

8) Bekanntlich ist unser Amphitheater an der Abdachung eines Hügels in einem dazu ausgegrabenen oder erweiterten Kessel angebracht, an dessen Seiten die Sitzreihen emporstiegen. Dass diese Sitze zum Theil bestimmten Familien oder Corporationen zugewiesen waren, zeigt ein daselbst aufgefundener Sitzstein, worin das Wort LOCVS eingehauen ist. Dieses Wort findet seine Erklärung durch einen ähnlichen im Amphitheater zu Arles entdeckten Stein, auf welchem wir eine vollständigere Bezeichnung LOCA DATA XXV lesen. S. Cours d'Antiquités Monum. par M. de Caumont. t. III. pag. 472.

2. Die Zeugnisse der Alten über den Circus zu Trier.

Da in der neuesten Zeit von zwei um die trierischen Alterthümer sehr verdienten Männern die Existenz eines Circus daselbst geläugnet und dessen Identität mit dem Amphitheater behauptet worden ist, so verlohnt es der Mühe, die für denselben sprechenden, oft angeführten Beweise aus den alten Schriftstellern neu zusammen zu stellen. Es sind deren drei.

I. Die Angabe des Eumenius, welcher im J. 310. Constantin also anredet (Paneg. 22.): . . video hanc fortunatissimam civitatem, cuius natalis dies tua pietate celebratur, ita cunctis moenibus resurgentem, ut se quodammodo gaudeat olim corruisse, auctior tuis facta beneficiis. Video circum maximum, aemulum, credo Romano: video basilicas et forum, opera regia sedemque iustitiae, in tantam altitudinem suscitari, ut se sideribus et caelo digna et vicina promittant.

Um die Bedeutung dieses Zeugnisses zu entkräften, meint Hr. *Schneemann*, welcher unter dem Circus das Amphitheater versteht, der Redner habe zur grösseren Verherrlichung Constantins, statt des Colosseums in Rom, „das Bedeutendere und Berühmtere schon des Zusatzes maximus wegen“ herbeigezogen. Aber das flavische Amphitheater war wenigstens eben so berühmt und bedeutender als der Circus. Die beiden Namen werden ferner nirgends verwechselt. Das Amphitheater kann Arena heissen, aber niemals Circus. Dem Eumenius freilich muthet Hr. *Schn.* diese Verwechselung zu, weil er aus einer Art Purismus den griechischen Ausdruck Amphitheatrum vermieden habe. Von einem solchen Purismus aber ist in der

Rede keine Spur. In unserer Stelle selbst werden die Basilicae genannt, und es lässt sich im Gegentheil zeigen, dass Eumenius, um seine Gelehrsamkeit an den Tag an legen, griechische Namen und Endungen liebt. Z. B. III: 6. Musarum adyta; IV. 1. adyta Palatii; 7. Musageten; 15. Amphioni; 16. Midae, Croesi, Pactoli, Pythiados; 21. Persidos, Libyae; IV. 18. Libyae litoribus; VI. 7. Thulen ultimam; 8. Cidonumve tela; Cyllarus aut Arion; 17. Thessalum virum; 21. Pyliam senectutem; VII. 14. quisve Pactolus.

Ferner sieht man aus unserer Stelle, dass der Circus noch nicht vollendet war, während die früher im Amphitheater vollstreckte Strafe der gefangenen Deutschen cap. 12. erwähnt wird. Dieses also war von Constantin nicht erbaut worden, sondern unversehrt geblieben. Die mit dem Circus zusammen genannten Bauten liegen innerhalb der Stadt, er selbst ebenfalls, da jene Neubauten die Stadt cunctis moenibus erstehen liessen. Das Amphitheater aber liegt draussen.

II. Dass der Circus innerhalb der Stadt lag, geht, wie *Steininger* Gesch. d. Trev. S. 299. sehr richtig bemerkt, auch aus *Augustin.* Confession. VIII. 6. hervor. Unde incidit ut diceret (Pontitianus), nescio quando se et tres alios contubernales suos, nimirum apud Treviros, quum imperator pomeridiano circensium spectaculo teneretur, exisse deambulatum in hortos muris contiguos. Gegen Abend kehren die Spaziergänger zum Theil in den Palast zurück.

III. Dasselbe geht aus den Klagen *Salvians* über die Verheerungen und die Verderbniss der Stadt hervor. Salvian unterscheidet sorgfältig zwischen Amphitheater, Theater und Circus. De Gub. Dei VI. 3. Equidem quia longum est nunc dicere de omnibus, amphitheatris scilicet, odeis . . . . , de solis circorum ac theatrorum impuritatibus dico; vgl. c. 11. colitur . . . Venus in theatris, Neptunus in cir-

cis, Mars in arenis. Da er von den Amphitheatern c. 2. schon geredet hat, so handelt Salvian in den folgenden Capiteln nur von den Belustigungen im Theater und im Circus, die er einander entgegensetzt. C. 4. qui bacchantur in circis, qui moechantur in theatris; theatrorum et circensium deum; circenses et mimos. C. 5. Christo circenses offerimus et mimos; vestigia salvatoris sequimur in circis, vestigia salvatoris sequimur in theatris. Man sieht, die Circenses finden, was sich eigentlich von selbst versteht, im Circus Statt und werden nie statt der Spiele im Amphitheater gebraucht. Von der allgemeinen Schilderung geht der Strafredner cap. 8. auf die Städte über, wo die Verheerungen der Feinde jene Lustbarkeiten unterbrachen. In Trier u. a. Städten licet sint loca ipsa ac domicilia erroris antiqui, nequaquam tamen aguntur illa quae prius acta sunt. In der von der Zerstörung heimgesuchten Stadt aber fordern die Einwohner circensische Spiele. C. 15. Pauci nobiles, qui excidio superfuerant, quasi pro summo deletae urbis remedio circenses ab Imperatoribus postulabant. Sollte irgend ein Zweifel obwalten, ob diese im Circus gehalten wurden, so würde er durch die Frage: Theatra igitur quaeritis, circum postulatis?, sowie die widerholten Ausdrücke circorum insanias fugimus (c. 17.), in theatris populus diffunditur, in circis plebs tota bacchatur (c. 18.) aufgehoben werden.

Also, wie im ganzen Reiche Circusspiele in ausschweifendem Maasse gefeiert wurden, (die einzelnen Orte werden von *P. E. Müller*, de genio aevi Theodosiani II. p. 53. aufgezählt), so geschah dies auch im Circus zu Trier, welcher, ebenso wie in Rom und Karthago (vgl. Salvian l. l. c. 12.), innerhalb der Mauern gelegen haben wird, wahrscheinlich in der Nähe des Palastes. Wenigstens lässt darauf die Erzählung von Augustinus, der Umstand, dass die Spiele meist von den Kaisern gegeben wurden, und die

Analogie mit den kaiserlichen Wohnungen in Rom schliessen. Wenn aber die Hrn. *Schmidt* und *Schneemann* meinen, dass von einem so gewaltigen Baue sich Spuren vorfinden müssten, so berücksichtigen sie nicht, dass von dem Forum, der Curie, dem Theater ja auch keine Reste sich erhalten haben, und dass überhaupt die Voraussetzung, von jedem einmal bestehenden Gebäude müsse etwas übrig geblieben sein, ebenso alles Grundes entbehrt, als die umgekehrte, nur solche hätten jemals bestanden, von denen in den dürftigen Quellen jener Zeit ausdrückliche Erwähnung geschieht. Wird doch das Amphitheater auch kaum einmal in der Stelle bei *Bouquet* II. p. 464. angeführt.

Lange nicht so bestimmt lässt sich über den Palast sprechen. Die Vergleichung mit den Wohnungen der frühern Kaiser, welche Hr. *Schneemann* anstellt, trägt zur Aufhellung der Sache nichts Wesentliches bei, denn dass diese von dem gewöhnlichen Plane der römischen Häuser nicht sehr abwichen, versteht sich von selbst. Aber mit den spätern verhält es sich anders. Seit Diocletian hatte sich die fürstliche Lebensweise, der orientalische Charakter des Hofwesens, die strenge Ueberordnung über das Privatleben festgesetzt; da wir nun von den Palästen in Constantinopel und Ravenna wissen, dass sie der Villa Diocletians und der Lagerform entsprachen, so ist von einem Neubau Constantins dasselbe zu vermuthen. Möglich, dass die Ruinen am Altthor einer älteren Amtswohnung der höchsten Behörden und auch der Kaiser angehörten, aber von einer neuen Anlage Constantins rühren sie nicht her, weil diese in dem neuen Herrscherstil ausgeführt und von Eumenius erwähnt sein würde.

L. Urlichs.

3. Die Sammlungen vaterländischer Alterthümer aus der vor-römischen und römischen Periode, im Königreiche der Niederlande.

(Fortsetzung.)

II. Utrecht.

Es befinden sich zu Utrecht drei Sammlungen römischer und germanischer Alterthümer, welche besondern Corporationen angehören; 1) der Universität, auf der Universitätsbibliothek, 2) der Societät für Künste und Wissenschaften, in einem Saale des Museums für Landwirthschaft, und 3) der Provinz, zusammengebracht von der Commission für provinzielle Alterthümer, in einem Zimmer des vorbenannten Museums. Privatsammlungen bei Hrn. Apotheker *Balfoort*, Dr. *van Cleef*, Dr. *Del Court*, Baronesse *van Tuyl van Servoskerken*, Dr. *Nahuys* und Dr. *Hamming*. Es wäre zu wünschen, dass die drei erstgenannten Sammlungen bald vereiniget würden, und zu bedauern ist es, dass Nro. 3 (die Sammlung der Provinz) noch nicht aufgestellt und öffentlich zu sehen ist, weshalb ich mich auch in dieser Uebersicht auf die zwei erstgenannten Sammlungen zu beschränken habe; indessen hoffe ich bei einer ersten Gelegenheit auch über die dritte referieren und alsdann zugleich die Privatsammlungen berühren zu können.

1. Sammlung der Universität.

Dieselbe besteht aus zwei römischen Denksteinen, welche für die Geschichte der Stadt besonderen Werth haben, weil sie in derselben gefunden sind. Sie wurden von Prof. *Saxe* in einer besonderen, von ziemlich guten Ab-

bildungen begleiteten Abhandlung herausgegeben, in den Verhandelingen der Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen van Haarlem, Th. XIX. St. 3. S. 143. unter dem Titel: *Chr. Saxii* nuncius — de ara Romana, in meditullio Rheno-Trajectinae haud ita pridem effossa. Auf diese Abhandlung verweisend, theile ich hier die Inschriften und Bildwerke nach *Saxe's* Ausgabe mit, weil zu seiner Zeit die Steine deutlicher waren als jetzt, welches besonders späteren Uebertünchungen beizumessen ist. Der eine ist eine Ara von Kalkstein, wie es scheint, mit der verwitterten Inschrift:

[IOVIO · M · I] VNON 133.
[I · MI] NERVÆ
GENIO HV
[IVS LO] CINEPTVN
[RHEN] ODIS
[DEABVS] QVE
[AQVATILIBUS] MAR[INIS]
[PRO SALVTF ET]R[E DITV]
[MARCI AVRELII ANT]ONIN[I]
PII FELICIS AVGVSTI
. . . .
. . . . S L E G
[AVGVSTALIS] P[RO] PR[AETORE]
ARAM POSVIT
. . . . C O S

Auf der Seite ein Cornu copiae. Fundort in der Stadt, bei der jetzt verschwundenen St. Paulus-poort, im J. 1778.

Der andere ist ein Büstencippus, ebenfalls von Kalkstein, wie es scheint, mit zerstückeltem Tympanum, welches mit kleinen Rosetten geschmückt war. Die Vorderseite zerfällt in drei Theile. Der obere Theil enthält zwei Büsten, Mann und Frau, in einer rundgewölbten Nische. Der mittlere hat die Inschrift:

M· INGENVVS N· F· 134.
MARCELLVS T· F· I
SIBI ET AGISIACAE
L·F·LVCILIAE VXSO

das ist, wie schon *Saxe* bemerkt hat, *Marcus Ingenuus, Numerii filius, Marcellus, titulum fieri iussit, sibi et Agasiacae Lucii filiae Luciliae uxori.* Der untere Theil enthält wieder zwei Büsten, eine männliche und weibliche, die, weil in der Inschrift nur von zwei Personen, Mann und Frau, die Rede ist, als blosse Wiederholung der im obern Theile befindlichen zu betrachten sind; solche Wiederholungen kommen auch auf andern Büstencippen vor, man sehe z. B. Mus. Lugd. Bat. Inscr. Grr. et Latt. p. 34. Tab. VI. 2. Ein *Ingenuus*, jedoch mit dem Vornamen *Simplius*, kömmt noch einmal in hiesigen Landen vor, nemlich auf dem Piedestal des *Mercurius Biausus* in der *Guyot*'schen Sammlung zu Nimwegen; siehe diese Jahrbb. VII. S. 57-58. Fundort Utrecht, in einem Garten bei der maliebaan, im Jahre 1740.

2. Sammlung der Societät für Künste und Wissenschaften.

Dass vor wenigen Jahren die Direction benannter Societät sich entschloss, eine Alterthumssammlung anzulegen, war ein zeitgemässer und einer so wissenschaftlich-thätigen Societät würdiger Gedanke. Derselbe wurde besonders durch die Bemühungen der Directions-Mitglieder Prof. *van Gondoever* und Dr. *van Beek*, so wie durch Dr. *Dorn seiffen*, zur Reife und zur Ausführung gebracht; veranlasst aber durch die vielen, damals wieder, wie auch jetzt noch, gefundenen römischen Alterthümer in dem nahe gelegenen Vechten, einem Gehöfte des Dorfes Burnik; denn es stand zu befürchten, dass die fast täglich dort gefundenen Alterthumsreste, wenn sie nicht durch ermuthigende Ankäufe erworben und aufgehoben würden, zu sehr zerstreut und für Wissenschaft und Kunst verloren gehen

würden. Da die wichtigsten Anticaglien der Sammlung benannter Societät aus jenem Fundorte herrühren, und derselbe vom 16. Jahrhunderte ab immerfort römische Alterthümer dargeboten hat, und da auch jetzt noch die Localität deutlich anzeigt, dass im Schoosse der Erde noch grosse Reste verborgen liegen müssen, darf ich nicht unterlassen vorher einen flüchtigen Blick auf jene Localität und das früher Gefundene zu werfen.

Der Ort, wo in Vechten seit 3 Jahrhunderten Alterthümer aufgefunden wurden, liegt 5/4 Stunden oberhalb Utrecht, am Ufer des alten Rheines und an dem grossen Fahrwege von Utrecht nach Wyk by Durnstede. Sein specieller Name ist Wiltenburg, auch einfach de burg, und ein Stück östlich davon gelegenes Vorland heisst voorburg. Es ist fruchtbares und hochliegendes Ackerland von ovaler Form und einem Flächeninhalte von 53 rheinl. Morgen, das sich 8 Fuss über dem Wasserspiegel erhebt. Zur Zeit wenn die Saat vom Felde oder das Land neu gepflügt ist, kann man sich hier (wie es mir gelungen) mit leichter Mühe und in wenigen Minuten eine Masse römischer Scherben, besonders auch von terra sigillata, sammeln. Auf der kürzlich von mir und meinem Collegen herausgegebenen Kaart van de in Nederland etc. gevondene Oudheden (Leyden 1845) ist der Ort, mit allen naheliegenden Fundorten von Alterthümern, verzeichnet, und in dem dabei gehörigen Texte sind von Vechten die Schriftsteller angeführt, bei denen man über die früheren Aufgrabungen und Entdeckungen daselbst genaue Auskunft erhalten kann; wir heben daraus besonders hervor die schon angeführte Abhandlung von Prof. *Saxe* und *J. Scheltema*, Genhied- en letterkundig Mengelwerk IV. D. II. St. S. 321 u. f.

Von den früher gefundenen Denkmälern sind wohl diese die bedeutendsten:

1) Zwei marmorne Statuen, die sich ehemals in der Sammlung des Prof. *Graevius* in Utrecht befunden haben sollen, deren jetziger Aufbewahrungsplatz aber unbekannt ist; *Schellema* l. c. S. 340.

2) Ziegel mit den Inschriften: a) LEG XXIII· [P]RI*migenia; Saxe* l. c. b) LEG XXX; *Saxe* l. c. c) COH. I FID*elium; Saxe* l. c. d) EX· GERM· INF; *Saxe* l. c. e) PVB*lius* REN*atus Numero Militum Frumentariorum* A TEG*ulis; Saxe* l. c. f) IVN*ius* VELL*eius Miles* LEG*ionis* X; *Saxe* l. c.

3) Grosse Ara von Kalkstein mit der Inschrift: IOVI *Optimo Maximo* SVMMO || EXSVPERANTISSIMO· SOLI· INVICTO· APOLLINI· || LVNAE· FORTVNAE· || MARTI· VICTORIAE· PACI || C*aius* ANTISTIVS· ADVENTVS || [LE]G*atus* AVG*usti* PR*o* PR*aetore* DAT· Dieselbe kam aus der Sammlung des *Graevius* in die Papenbrock'sche und mit dieser in das Museum zu Leyden; S. Mus. Lugd. Bat. Inscr. Grr. et Latt. p. 85. cf. Tab. XIII. 2.

4) Scheibe einer Handmühle von Tufstein, um deren Rand sich in 3 Zoll grossen Buchstaben die merkwürdige Inschrift befindet: CERERI ALVM· OPT· MAX· S *Cereri alumnae optimae maximae Sacrum.* Dieselbe wurde auf der voorburg, einem Acker der Baronesse *van Tuyl van Servoskerken,* aufgegraben, wo ich sie im Jahre 1837 sah und die Inschrift abschrieb; noch heutzutage soll dieselbe in einem Baumgarten daselbst aufgestellt und zu sehen sein. An der Echtheit ist nicht im mindesten zu zweifeln, wie fremd und ganz einzig auch die Titulatur der *Ceres* sein mag. *Orelli* hält, Coll. Inscr. Latt. n. 1496. den angeblich zu Brixen gefundenen Votivstein: *Cereri* || *matri* || *maximae* || *frugiferae* || *Quintus Gemellus V. S. L. M.* (aus *Fabrett.* p. 493. 181.) für unecht; wie es scheint des Titels *matri maximae* wegen. Dieser Zweifelsgrund

fällt jetzt weg, da wir wissen, dass der *Ceres* als mater sogar der ganze Titel des *Jupiter*, nemlich der *optima maxima*, gegeben wurde.

5) Grabstein von Kalkstein, dessen oberer Theil in Relief den Verstorbenen vorstellt, liegend auf dem Bette mit dem Todtenmale vor sich, indem ein Sclave an seinem Kopfende und ein anderer zu seinen Füssen steht. Darunter die Inschrift: D*is* M*anibus* VALENTI || BITITRALI || [V]ET*erano* EX N*umero* ALAEI || [TR]ACHVM H*aeres* F*aciendum* C*uravit*. Auch dieser Stein kam aus der Sammlung des Prof. *Graevius* in die Papenbrock'sche und mit dieser in das Museum zu Leyden; S. meine Mus. Lugd. Bat. Inscr. Grr. et Latt. p. 109, cf. Tab. XXI. 2. —

Vor dem Jahre 1829 waren zu Vechten auf öffentliche, d. h. Regierungs-Veranlassung keine Ausgrabungen vorgenommen. Damals aber wurde vom Gouverneur der Provinz eine Commission ernannt zur Nachforschung der römischen Alterthümer der Provinz, welche bestand aus den Herren Dr. *Scheltema*, Prof. *van Heusde*, Dr. *van Asch van Wyk*, Prof. *van Goudoever*, Dr. *Dorn Seiffen*, und als Secretair Dr. *Nahuys*. Diese Commission liess zu Vechten anfänglich mit glücklichem Erfolge Ausgrabungen veranstalten. Man fand u. A. den Theil einer Römerstrasse, eine hölzerne römische Brücke und viele Anticaglien, welche jetzt den grössten Theil der Provinzialsammlung zu Utrecht ausmachen, und worüber wir später hoffen referieren zu können. Dies mag um so erwünschter erscheinen, weil von Seiten der damaligen Commission die, mit Ausnahme des Hrn. Secretärs, jetzt verstorben, abgetreten oder verändert ist, über diese Sammlung noch nichts öffentlich bekannt gemacht wurde, obwohl dazu vor mehr als 10 Jahren die Aussicht gegeben wurde; siehe meinen Bericht in den Neuen Mittheilungen des Thüring. Sächs. Vereins, II B. H. 2 S. 352.

In der Sammlung der Societät für Künste und Wissenschaften befinden sich 1) die folgenden zu Vechten gefundenen Alterthümer.

Statuen und Reliefs.

a) Von gebrannter Erde. Statuen und Reliefs derselben.

1. Sitzende *Cybele* mit der Mauerkrone geschmückt, die Linke auf dem Kopfe des Löwen haltend; hoch 0. 16.

2. *Pallas,* den Speer in der Rechten, mit der Linken den Schild auf dem Boden haltend; der Mantel fällt über der linken Schulter herunter, und die Brust schmückt der *Medusa*-Kopf. Der Kopf fehlt; hoch 0. 17.

3. *Venus,* die Rechte vor der rechten Brust und mit der Linken den heruntergefallenen Mantel vor der Scham aufhaltend; der Kopf fehlt; hoch 0. 135.

4. *Venus,* die Rechte vor der Scham, die Linke gegen die linke Brust haltend (?); der obere Theil fehlt.

5. Unterer Theil einer *Venus,* wie es scheint.

6. Unterer Theil einer Mantelfigur.

7. Nacktes Kind, in der Linken eine Kugel haltend, worauf es mit den beiden Vorfingern der Rechten zeigt; vermuthlich ein Christuskind mit der Weltkugel.

NB. Solche Bildchen finden sich oft bei römischen Sachen, sind aber oft einer sehr späten Zeit zuzuschreiben.

8. Kopf des *Mercur* (?).

9. Kopf eines *Satyrs;* hoch 0. 08.

10. Verstümmeltes Köpfchen, vielleicht mit einem Kranze geschmückt.

11—12. Bartlose Köpfchen, eins mit einem Helme, vielleicht von *Pallas.*

13. Weibliches mit einem Diademe geschmücktes Köpfchen.

14. Ein rechter Vorderarm, dessen 2 Vorfinger ausgestreckt sind.

15. Vordertheil eines Bockes.

16. Vordertheil eines Löwen.

Reliefs. 17. Kopf einer Frau mit dreifachem polosartigen Haargewinde geschmückt.

18—19. Weibliche Köpfchen.

20. Rechte Seite einer Maske; über dem Auge, vor der Stirne, befindet sich ein Hahn, sich bückend vor einer auf einem Schilde angebrachten Büste des *Mercur* (?) hoch 0. 17.

21. Fragmente einer schönen, mit köstlichem Diadem geschmückten, Maske, in natürlicher Grösse.

22. Oberer Theil einer runden Nische, deren Fronton wie eine Muschel geformt ist; hoch 0. 07.

b) Von Bronze. 23. *Pallas;* es fehlen: der Speer in der emporgehobenen Rechten und der Schild in der niedergebogenen Linken; hoch 0. 0 65.

24. Arm, welcher bis auf die Hand mit einer verzierten achteckigen Bekleidung geschmückt ist, und dessen Hand zwischen dem Vorderfinger und dem Daumen eine runde Frucht hält; lang 0. 06.

25. Zwei Medusa-Köpfchen, in Relief.

c) Von Blei. 26. Ein Menschen-Köpfchen.

d) Von Stein. 27. Vorderarm von Sandstein.

Kleidung und Schmuck.

28. Fünfundzwanzig beinerne, zwei silberne und ungefähr fünfzig bronzene Haarnadeln; den Knopf einer beinernen und einer silbernen bildet ein weiblicher Kopf (*Venus?*); eine andere beinerne und die andere silberne hat zum Knopfe eine apfelhaltende Hand (*der Venus?*); die Knöpfe zweier beinernen sind Vögel, vermuthlich die der *Venus* geheiligten Tauben.

29. Hundertfünzig Korallen, von gebrannter Erde, Glas, Paste und Stein; rund, oval, cylindrisch und sechseckig von Form, und gelb, braun, grün, blau und schwarz von Farbe; einige derselben sind mit colorierten Augen, Cirkeln, Kränzchen u. s. f. verzirt.

30. Ein Hals- (oder Hand)ring von Bronze, mit einigen darangehängten kleinern Ringen; selten.

31. Durchbohrter Eberzahn, als Amulet, oder Zierrath eines Halsringes.

32. Zwei durchbohrte Scheibchen von der Krone eines Hirschgeweihes; Brustschmuck oder Heftel, wie es scheint.

33. Mehr als hundert Fibeln von Bronze, die meisten noch elastisch und mit Nadeln versehen.

34. Zwanzig Spangen-Fragmente von Bronze.

35. Verschiedene Handringe und Fragmente derselben.

36. Ungefähr vierzig Finger- Ohr- und andere Ringe.

37. Sechsunddreissig vertieft geschnittene Gemmen und antike Pasten, nemlich *): I. Nicolo. *Jupiter,* in der Rechten den Blitz (?), in der Linken den Speer (?), vor seinen Füssen der Adler, wie es scheint. II. Nicolo. *Jupiter,* wie es scheint, wie I; Daktyliothek n. 9, wo ich darin eine *Ceres* vermuthet habe. III. Nicolo. Ein Seepferd; Daktyl. n. 4. IV. Cornalin-Achat. *Minerva-victrix* Daktyl. n. 16. V. Kornalin-Achat. *Minerva-Polias*; Daktyl. n. 17. VI. Paste wie Nicolo. *Venus-Anadyomene;* Daktyl. n. 28. VII. Grüner Jaspis. *Diana,* in der Linken den Bogen, mit der Rechten den Speer unter dem Arme haltend. VIII. Amethistähnlicher Quarz. *Mercur;* Daktyl. n. 44. IX. Onyx. Geflügelter Fuss des *Mercur;* Daktyl. n. 46. X. Rother Jaspis. Sitzender *Satyr*; Daktyl. n. 50. XI. Nicolo. Bonus Eventus; Daktyl. n. 66. XII. Onyx-Sardonyx. Kopf des *Hercules;* Daktyl. n. 73. XIII. Grüner Jaspis. Greif; Daktyl. n. 77. XIV. Hellblaue Paste.

*) Die in meiner Daktyliothek schon beschriebenen, werden hier nur den Namen nach angeführt, unter Zuziehung der Stelle wo sie beschrieben sind; die anderen, erst später entdeckten, werden nur kurz berührt, weil ich darauf ausführlicher zurückzukommen habe, in dem ersten Supplemente genannter Daktyliothek.

Diomedes, neben einem bekränzten Altar, im linken Arme das Palladium, mit der rechten Hand das gezückte Schwert emporhaltend; Daktyl. n. 20, wo ich fehlerhaft *Mars* darin gesehen. XV. Kornalin-Achat. Liegender Held; Daktyl. n. 114. XVI. Kornalin-Achat. Schwerbewaffneter. Daktyl. n. 111. XVII. Kornalin-Achat. Nackter Jüngling mit der Rechten den Speer, mit der Linken den Schild auf dem Boden haltend. XVIII. Paste wie Nicolo. Eine auf einem Stuhle sitzende Person, die einem vor ihr stehenden Knaben Unterricht zu ertheilen scheint. XIX. Paste wie Nicolo. Sitzender Bildhauer (?). Daktyl. n. 121. XX. Nicolo. Ein Fuhrmann; Daktyl. n. 79. XXI. Onyx. Ein Seiltänzer; Daktyl. n. 125. XXII. Paste wie Nicolo. Eine stehende Person; sehr undeutlich. XXIII. Kornalin-Achat. Kopf eines Philosophen mit einem Lorbeerkranze umwunden. XXIV. Kornalin-Achat. Männlicher, mit einem Lorbeerkranze umwundener, Kopf. XXV. Grüner Jaspis. Männlicher, mit einer Strålenkrone geschmückter Kopf. XXVI. Kornalin-Achat. Weibliches Brustbild, *Diana* (?), verdächtig. XXVII. Rother Jaspis. Weibliches Brustbild. *Faustina Junior* (?). XXVIII. Kornalin-Achat. Brustbild einer Jungfrau; Daktyl. n. 103. XXIX. Rother Jaspis. Brustbild einer Jungfrau. XXX. Lapis lazuli. Brustbild. XXXI. Grüner Jaspis. Brustbild. Verdächtig. XXXII. Hell-Paste. Stossender Ochse. XXXIII. Rother Jaspis. Stehender Hirsch; Daktyl. n. 137. XXXIV. Kornalin-Achat. Taube mit einem Oel- oder Lorbeerzweige im Schnabel. XXXV. Rother Jaspis. Zwei Delphine u. s. f.; Daktyl. n. 151. XXXVI. Nicolo. Teller, worauf ein Fisch liegt; Daktyl. n. 153, wo ich fehlerhaft darin eine Auster sah.

38. Mehr als hundert runde Spielmarken, oder Gürtelverzierungen oder Stimmbohnen (S. diese Jahrbb. VII. S. 65.), von Glas und Paste; weiss, gelb, braun, grün, blau und schwarz von Farbe.

39. Fünf Räucherbüchschen von Bronze und Bein. In einem bronzenem ist mit einem Stempel BANNA (?) eingeschlagen.

Hausgeräthe.

40. Vier eiserne Messer, 3 mit beinernen Heften.

41. Schleifsteine von Sandstein oder Schiefer.

42. Ungefähr dreissig Gewichte zum Wägen, von Stein, Blei, Eisen und Bronze, verschiedener Form und Grösse; einige derselben sind besonders merkwürdig wegen der darauf eingekratzten und mit Kupfer eingelegten Zahlen oder Marken.

43. Drei Gewichte zum Anhängen, von gebrannter Erde; zwei derselben sind viereckig und oben durchbohrt; eins kugelförmig, mit einem Loch durch die Mitte. Durchschnitt 0. 115 bis 0. 135.

44. Ueber sechzig Lämpchen, unter denen eins von Bronze und eins von Blei, die übrigen von gebrannter Erde; von letzteren sind 22 Stück oben ganz offen, indem eins derselben noch in der Form von Thon, worin es gebildet wurde, befestiget ist. Eins ist oben mit einem *Medusa*-Kopfe verziert, und einige tragen auf dem Boden die eingeprägten Töpferstempel: ATTILIVSF, FORTIS, MARTIVSF, und STROBILI· —

45. Mehr als 150, theils fragmentarische, Schüsseln, Töpfe, Krüge, nebst vielen Fragmenten, als: I. Von gebrannter Erde.

A. *Von terra sigillata.*

Mit Reliefs. 1. Acht tiefe Schalen, worauf sich folgende Bildwerke befinden: a) *Apollo*, die Linke an der Leier, welche auf dem Boden steht, die Rechte in Ruhe über den Kopf; b) Bacchantinnen und Satyre; c) Fechter, worunter ein retiarius; d) Vögel; e) Vasen; f) Blumen und Laubgewinde. Alles fragmentarisch.

2. Zwei Schälchen, deren Ränder mit Akanthusblättern geschmückt sind.

3. Viele Fragmente von Schalen u. s. f. mit den folgenden Bildwerken: I. Götter und Heroën. a) *Apollo* mit der Leier; b) *Diana*, die Hirschkuh bei den Vorderfüssen haltend, und *Diana* den Bogen abschiessend; c) *Vulcanus* mit dem Hammer (selten); d) Liegende *Venus* und *Endymion* oder mit *Mars* oder mit einem Anderen (selten); e) *Amor* auf einem Löwen reitend, indem er die Hand nach einer Person ausstreckt; derselbe, mit einem *Satyr*, in der Weinlese beschäftigt; zwei spielende *Amoren*; *Amor*, der mit einem fächerähnlichen Instrumente einen vor ihm stehenden Mann, welcher nur mit einem fliegenden Mantel bekleidet ist, bedroht; f) *Victoria*, einen Kranz haltend; dieselbe mit einem Palmzweige in der einen, und einem Kranze in der andern Hand; g) Sitzender *Hercules* (?). II. Menschen, in verschiedenen Beziehungen. a) Fechter, z. B. Faustfechter, Thierfechter; b) häusliches Leben, z. B. eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme; c) Spiele, als: Rennwagen, Musik; d) erotisch-päderastische Vorstellungen. III. Brustbilder (Büsten); IV. Vierfüssige Thiere und Löwenköpfe; V. Blumen und Laubgewinde.

Obige Vorstellungen haben sich mir bei einer flüchtigen Musterung der Fragmente von terra sigillata ergeben; da ich die beim ersten Anblick undeutlichen bei Seite legte, ist anzunehmen, dass sich bei genauerer Untersuchung die Zahl dieser Vorstellungen vermehren würde.

Ohne Reliefs. 4. Dreissig Schüsseln, ein Teller und eine kleine Bewahrvase; mit wenigen Ausnahmen sind alle zerbrochen, oder defect; ihr Durchschnitt ist 0. 165 bis 0. 275, und auf dem Boden derselben finden sich folgende Töpfernamen eingeprägt:

BITVRIXF, BOTDVSF, OFCALVI, CALVINI, CA-

NAIM*anu*, CASSIVSF, O· CIROI⩯, CIRRVSF, OF COTTO, OF CRES⩯ IV⩯ OM ⩚N⩯, OF LIAE⩯VS, LIPVCAF, LOSSA, LVCIVS, MEMORISM, RVC/V (*Rucatus*), SECVADN, TARRA, VENICARVS, OF VITA, VOCARAF, VRBANVSF.

5. Bruchstücke einer colossalen Schale, inwendig durch einen Anwurf von Kieselfragmenten rauh gemacht; ursprünglicher Durchschnitt vielleicht 0. 37.

6. Ungefähr 40 tiefe Schälchen, mit wenigen Ausnahmen defect, und inwendig mit folgenden Töpfernamen versehen: ABILVSF, BVCCVS, CATVSF, (bei diesem ist an der Aussenseite eingekratzt TVRILLONIS, S. die Tafel n. 7; vermuthlich der Name des Besitzers), CINTVCIVATVS, FESTVS, MART, MERCA·

7. Sehr viele Fragmente von Schüsseln, Tellern u. s. f., worauf sich folgende Töpfernamen eingeprägt finden:

AGOMARVS, ALBVSFE, AMABILIS, ANISATVSF, ANNIA OF, APERF, OF AQVITAN, ATEI (?), AVRELVS[FE], OBARDO, OF BASSI· CO, OF BASSCOEI, BASSI, BELLICI, BELLICV⩯O, BIGA· FEC, BIINRONI, BIRRANT[VS], BOVDVSF, LBRI || NNI, BRITVS, BVCCIVSFE, BVCCVS, BVCCVSF, CAE LINIM, CAIVS ET GAI[VS], OF CALVI, CASSIVSF, CAST, CATO, CATVSF, CAVIAF (?), CELSINVS, OF CN· CEL, OF CENT, CEN: CIO, CENSORINF, CILSINVSF, CINTVCNATVS, CORILSO, COSTIVS, OF CRES, CRESTIO, OF CRESTI, CRIVNAF, CVPITVS, CVRNVS, OF LCVRRIL⩯, DISETVS, ELLENIVS, EMICF, EPAI⩯ ⩯AF, ERON, OF FABI (?), [F]ABI⩯, FELICIS, FRICIM, OF RON, FRONTINI, OFRONTNI, GAIVSF, GENITOR, GERMANIO, GERMANI, OF· GER, OF· FL· GER, OFF GE, GIAMATF, GRANIC⩯, HAVCCA VIF (?), OIMI, OF IM CCM, IIMTI, OF IVCVN, IVSTINI, IVSTVS, LATINV[S], LENTVLI, LI-

[T]VCA, LICIA, LOCIRNI, LVCANVS, LVCIVSF, MACCONO, MACROF (?), MAGNVSF, OF MIVGI, NARCE⋛⋛, MARINI, MARINVS, MARTIAFE, MARTIALFE, MATATTF (?), MEMORISM, OF MERC, MERCA, METTIM, MICCIO[F], MICCIFEC, MII[L]-ISSVS, OF MO, OF MOD, MOM, OMOM, MONTAN, MONTANI, OF MONTO, MOXSIVSF, NASSOF, NASS· O: I· S· F (*Sasseis* fecit), CNATI (Sive GNATI), NEBBICI, NEBB[I]CF, NEOVRES, OF N*i*GR*i*, NISTVS FE, NISTVSA, NISTVSAF, NON, PAESIO (sive PAESTO), PATFRNIO, PATRIC, PATRICVS, PERRIMO, OPIRN, OF PONTI, PRIDIANI, OF PRIMN, OF PRIM, OF PRIMI, PRIMITIVS, PRIMVS, PRISCINIM, QVINTI, RE⋛MACC⋛⋛, OF· ROMIIN, RVFINI, T· RVFIN, OF· RVF*i*NI, C· RVCARO, SABINVS, CSACRI SATTOF, SCOTTIM, L· TR· SECV, SECVND, SECVNDI, SECVNDNIM, OF SEVER, SEVERI, OF SEXCN, SILVINI M, SILVINOF, SVCESVSF, SVLPICI, TETIF, TOCCAF, VAXII, VENICARV, VERANVSF, VERECVNDV (*Verecundus*), OF VIN⋛⋛, OF LCVIRIL, OF· VITA, OF VITAL, OF VITALIS, VITALIS· — Ausserdem noch viele fragmentarischen, die ich bei Durchmusterung nicht mit Bestimmtheit ergänzen konnte, welche aber bei einer etwaigen Herausgabe der Utrechter Sammlungen nicht unberücksichtiget bleiben dürften. —

Auf einigen der angeführten Scherben finden sich auch noch Namen und Zahlen eingeritzt, als die Erde schon gebrannt war; die Namen deuten höchst wahrscheinlich die Besitzer an. Dies sind solche aus freier Hand geschriebene Namen (die Anzahl derselben mag jetzt wohl so gross sein, dass sie eine eigene Classe von Inschriften bilden können), welche besonders für die lateinische Paläographie von Wichtigkeit sein müssen, weil die Schrift sich zuweilen der Cursive nähert. Ich habe sie deshalb auf einer

beigelegten Tafel (Taf I.) genau verzeichnet; sie heissen: AVD, FIRMVS FIRMI *et Caji* VERI, QVINTILIA[NI], SIMLS (*Similis*), SVMMI, TVRILLONIS, + VICTII-ATI (vermuthlich christlich, des + wegen), VIIRIICVNDI (*Verecundi*); und die Zahlen: XIV, X, X, XXV. — Merkwürdig sind die christlichen Symbole n. 9, ein Palmzweig und ein Herz, welches einem Kreuze (denn dafür sind wohl die beiden Striche über demselben zu halten) angehängt ist; sie könnten vielleicht erklärt werden „die Liebe zu dem Gekreuzigten siegt".

In Bezug auf die obenangeführten Töpfernamen ist besonders der Stempel OF BASSI· CO als merkwürdig hervorzuheben; denn weil das CO keine andere Erklärung als Consulis zulässt, ergibt sich hieraus, dass selbst Consuln sich nicht schämten Fabriken von feinem Töpfergeschirr zu haben, welche also wohl sehr einträglich waren. Welcher Bassus hier aber gemeint sei, ist unsicher, weil die Fasten uns deren vier nennen, nemlich in den Jahren 211, 258—259, 289 und 408 nach Christus.

B. *Von gewöhnlicher Erde.*

8. Zwölf Opferschalen, von denen aber nur zwei vollständig; Durchschnitt 0. 175 bis 0. 34. 9. Neun Teller und Schüsselchen; Durchschnitt von 0. 11 bis 0. 25. 10. Ungefähr achtzig Bewahrvasen, sogenannte Urnen, theils mit Henkeln; eine mit einem angefärbten Menschengesichte, und eine mit drei Füssen (diese vielleicht mittelalterlich), ungefähr die Hälfte derselben sind Knochenbehälter. 11. Zehn Schmelztöpfchen, von einem Gold- und Silberschmiede oder Münzer. 12. Fünfzehn Deckel, darunter ein seltener mit Henkel und roher Verzierung. 13. Drei Amphoren; die Spitze der einen ist abgeschliffen; hoch 0. 80. 14. Einige Obertheile und Henkel von Amphoren; auf den Ohren befinden sich folgende Namen und Buchstaben eingeprägt: [MA]XIM[I] (?), OCCO (?), PORPARCV, SA-

XIF (?), VIRCIRI, VIRG, VRSI, G· A· F, T· A· M, L· P· M· S, und folgende eingeritzt, als die Erde schon gebrannt war: LEN, VIII, XII, XIII· 15. Neun Krüglein von weissem Thon, einige mit einem Henkel. 16. Fünf Kannen von grauer Erde, eine mit einem thönernen Pfropfen. 18. Fünf Kelche von weissem Thon; der grösste ist 0. 10 hoch. 18. Drei Salzfässchen von weissem Thon.

II. Von Glas. Fragmente von Schaalen, Schälchen, Flaschen und Fläschchen von grünem Glase.

III. Von Bronze. Ein Töpfchen von 0. 05 Durchschnitt.

46. Ueber dreissig Henkel von Bronze und eins von Bein, vermuthlich von Toiletkistchen.

47. Vier Pfoten von Bronze als Untersätze, in der Form eines auf den Hinterfüssen stehenden Löwen oder Panthers, eines Delphins und von Hirsch- u. Löwenklauen. Gute Arbeit.

48. Zehn Schellen von Bronze, und eine von Eisen, runder und viereckiger Form.

49. Zwölf Schlüssel und Fragmente derselben, von Bronze und Eisen; lang 0.03 bis 0.23.

Weibliche Geschäfts-Instrumente.

50. Eilf Nadeln zum Einreihen und Nähen, von Bronze und Bein.

51. Vier Nadeln zum Knöpfen, von Bronze und Eisen.

52. Sechsundzwanzig Stecknadeln, von Bronze.

Männliche Geschäfts-Instrumente.

I. Waffen.

53. Zwanzig Kugeln von gebranntem Thon, Kalk- und Sandstein, Durchschnitt 0.015 bis 0. 09, vermuthlich Schleuderkugeln; zu vergleichen meine Abhandlung: Over oude Werptuigen — te Katwyk, im 3ten Theile der Bydingen vur vaderl. Geschiedenis etc. von *I. A. Nyhoff.*

54. Neunzehn Eicheln von gebranntem Thon und eine von Jaspis, in der Form von glandes missiles; lang 0. 023 bis 0. 08. Bestimmung unbekannt.

55. Drei Doppelkegel von gebranntem Thon, vielleicht auch zum Schleudern bestimmt; lang 0. 04 bis 0. 10.

II. Schmied- und Zimmermannsgeräthe.

56. Fünfzig kupferne und dreissig eiserne Nägel und Nägelchen.

57. Fünf kupferne Charniere.

58. Fünf kupferne herzförmige Beschläge.

III. Chirurgische Instrumente.

59. Eilf bronzene Sondiernadeln, am Ende mit einer platten Spadel, und vier bronzene Sondiernadeln, an der Seite mit einem schmalen Löffel.

60. Eilf bronzene Löffelchen und ein beinernes, rund und oval von Form.

61. Eilf bronzene Spadel um Salbe aufzustreichen.

62. Zehn bronzene Wund-Zänglein, darunter vielleicht auch Haarzangen.

Schreibzeug.

63. Drei und zwanzig still, 13 von Bronze und 10 von Eisen.

64. Vier runde Büchschen, wie hohle Pfeifen, vermuthlich zum Aufbewahren des stilus.

Spielzeug.

65. Sechs und dreissig latrunculi, nämlich 33 von Bein, (Durchschnitt 0. 017 bis 0. 03) zwei von gebranntem Thon (Durchschnitt 0. 04 bis 0. 055) und vier von Bronze (Durchschnitt 0. 037).

66. Acht beinerne Würfel; Durchschnitt 0.008, 0.009, 0. 01, 0. 011, 0.013, 0.015, 0.017 und 0. 02. Auf jeder Seite befindet sich eine kreisförmig eingeritzte, punktierte Nummer von 1 bis 6, nämlich ∘ , 8 , °∘∘ , 88 , ∞8 , 888 . Der grösste dieser Würfel ist besonders merkwürdig, weil er augenscheinlich von einem falschen Spieler herrührt: nämlich er ist in der Mitte, zwischen den einander gegenübergesetzten Zahlen °∘∘ und ∞8 , rund ausgebohrt, die runde Oeffnung

aber wieder mit einer dünnen Platte von Bein zugemacht; hierdurch sowohl als durch seine unregelmässigere Form fällt beim Wurfe die Seite worauf ⁘ steht, leichter oben als die anderen. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines anderen ganz einzigen Würfels zu erwähnen, der ebenfalls zu Vechten ausgegraben wurde, sich aber in der Provinzialsammlung von Alterthümern in Utrecht befindet, somit noch nicht öffentlich zu sehen ist. Dieser hat zwar dieselbe Cubusform als die vorbenannten, ist jedoch von rothem gebranntem Thon, hat einen Durchschnitt von nicht weniger als 7¼ Zoll (Niederl.), und die sechs runden Nummern auf jeder Seite sind nicht wie bei den beinernen mit einem Zirkel eingeritzt, sondern mit einem Hohlbohrer so tief ausgebohrt, dass das Innere des Würfels zum Theile hohl ist. Solche Monster-Würfel konnten im offenen Felde, auf Wiesen, selbst auf ganz unebenen Fluren und bei schlechter Witterung noch gebraucht werden und waren in so ferne für die Spielsucht der römischen Soldaten von immerwährendem Nutzen, während die kleinen beinernen nur in Stuben, auf einem Brette, oder auf ganz ebenen Fluren angewendet werden konnten. — Aus der vollkommnen Gleichheit der römischen Würfel mit unsern heutigen ergibt sich unabweislich, dass wir dies Spiel, wie so manches Andere, von den Römern erhalten haben.

Münzen.

Es sind deren eine bedeutende Anzahl. Herr Cand. liter. *I. Tideman*, jetziger Aufseher dieser Societätssammlung, ist damit beschäftiget, einen ausführlichen Catalog anzufertigen, der vermuthlich zur Zeit ans Licht kommen wird. Sie erstrecken sich über die Periode von den Zeiten der Republik bis auf Valentinian; man findet darunter Consulardenare von der gens Accia, Accolacia, Aemilia, Antonia, Cassia (?), Cornelia, Iunia, Titurla, mehr als 300 Kaisermünzen von Gold, Silber (ungefähr 70 Denare) und Bronze,

[illegible] ausgezeichnet [illegible] zu bemerken. [illegible]

I. [illegible]

[illegible]ches und Ger[illegible]

Aus der Provinz [illegible]

*6[illegible]. Ein Hammer von Dio[illegible] in der Mitte.

*6[illegible]. Zwei Urnen nebst einigen [illegible]

*69. Ein gelb-kupferner Hand[illegible]

*70. Fünf Korallen von Glas [illegible]

Aus der Provinz Utrecht, von [illegible]

Germanisches.

*71. Ein dreieckiges Amulet vom [illegible] wie es [illegible] scheint, an einer Ecke mit einer kleinen Oeffnung zum Aufhangen; die Seiten sind lang 0. 045 bis 0. 0[illegible]

*72. Gro[illegible] [illegible] Wirbel, wie in meiner [illegible] Altertumskunde [illegible] [illegible]ingen, Th. I—III. Tafe[illegible]

*73. [illegible] von Bein.

*74. [illegible] Messerhefte und Stockknöpfe

*75. Schlüssel von Bronze und Eisen.

*76. Ein Kelch von grünem Glase, woran der Fuss [illegible] sehr elegant, wie eine umgekehrte Campanula, [illegible] Mitte noch ein geschlossener Kelch mit [illegible] Rande hervorspriesst. Breite am Rande [illegible] Höhe [illegible] 0.05

*77. [illegible] Lanzenspitze.

Diese [illegible] Gegenstände, von Nro. 71—7[illegible] [illegible] Stück meiner Oud-

---

[1] Alle [illegible] Nummern rühren aus meiner [illegible] dieser Societät überlassen habe

heidk. Mededeelingen dargelegten Forschungen, grössentheils dem carolingischen Zeitalter zuzuschreiben.

Römisches.

*78. Zwei Denare von M. Iul. Philippus senior und einer von Valens.

Aus der Provinz Gelderland.

79. Aus Holledoorn, bei Nimwegen. Ziegel und Fragmente derselben, einige mit den Inschriften: [EX]GER INF, LEG XXX, LEG XXXVV, und vielleicht der Legio X.

80. Aus Monferland. Fragment eines röm. Ziegels, mit einer undeutlichen Inschrift, abgebildet im Gelderschen Volksalmanach vom Jahre 1842.

81. Aus Werlerfoort. Eine graue röm. Urne.

82. Aus Gent, unweit Nimwegen. Eine schöne grüne römische Flasche von viereckiger Form.

83. Aus Angeren. Eine bronzene röm. Fibula.

III. Alterthümer, welche außerhalb des Königreichs der Niederlande ausgegraben wurden.

Aus Dänemark.

*84. Drei Keile von Feuerstein und eine feuersteinerne Lanzenspitze.

Aus Preussen.

Celtisches und Germanisches.

85. Zwei Frameen von Jaspis, und eine von Serpentin. S. meine Gedenkteek. Pl. I. 1—3.

86. Pfeilspitze von Feuerstein, gefunden in einem Grabhügel im Reichswalde, nebst verbrannten Menschenknochen, einer oblongen Marmorplatte, Fragmenten eines rohen Topfes von Thon und einem Fragmente eines Metallspiegels.

87. Aus Louisendorf. Zwei Frameen von Jaspis.

88. Zwei Urnen; Gedenkteek. Pl. XVI. 1—5.

89. Aus Kalbeck. Vier und vierzig Todtenurnen, theilweise fragmentarisch, ursprünglich alle mit verbrannten

Menschenknochen gefüllt und zum Theil abgebildet in meinen Gedenkteek. Pl. II. 10, 14, 17, 23, 30, 35, und Grafheuvelen der Oude Germanen etc. Arnhem 1833. Pl. I. 1, 7 und 8.

90. Haarnadeln, Fibeln, Ringe, eine Zange û. s. f. von Bronze; Gedenkteek. II. 2—6, 9, und Grafheuvelen Pl. II.; und ein eiserner Ring; Grafheuv. Pl. II. 1.

91. Vom Goch'schen Berge. Urnen; Gedenkteek. III. 1—2.

92. Aus Appeldoorn, bei Calcar. Urnen, ausgegraben auf dem Todtenhügel: Gedenkteek. III. 4.

93. Von Weze. Urnen, ausgegraben auf der Hees.

94. Aus Emmerich. Urne nebst einer Koralle von Paste und einem Spiralringe.

95. Aus Vrasselt. Urne, nebst einer Münze von Constantinus iun.

Römisches.

Aus dem Born'schen Felde bei Calcar.

96. Von Stein. Grabsteine und Fragmente derselben von Kalkstein, mit Inschriften, als:

a) L·CARANTIV[S] || /// /// /// /// F· SENECIO F[RAN] || CVS·EQ·ALAE [NORI]COR·ANNO·XXXX /// /// /// /// || H· [E]· S· (d. i. *hic est situs*). Gedenkteek. Pl. VII.

b) /// /// /// VS DIX
/// /// /// ISSICIVS
/// /// /// OCCONIT
/// [SI]TVS EST
/// /// /// TREBO
[NIA MARIT]O SVO.
Gedenkteek. Pl. VIII. 3.

c) ATII /// /// ///
TIF· M /// ///
A L A· /// /// ///
CASTI /// ///
NAHE[R]EDES
[F] C. —
Gedenkteek. Pl. VIII. 1, wo aber ein drittes Fragment, welches erst später als dazu gehörend entdeckt wurde, nicht abgebildet ist.

d) [DIS M] ANIBVS [CON] || STANT[II] /// || [FAVS] TINVS· Gedenkteek. P l. VI. 2.

e) ⋱ ⋱ I C O N I V G I
[SE]CVNDI[NAE]· —
Gedenkteek. Pl. VI. 3.
⋱ ⋱ ⋱ ⋱ ⋱

f) ⋱ ⋱ A E
S V A E [A]
DOMI ⋱ ⋱ ⋱
[V] C P R
⋱ E [Q]
Gedenkteek Pl. IX. 1.

g) VI ⋱ ⋱
AΛΛ/ ⋱ ⋱
DE CV[RIO] A[L]Æ ⋱ ⋱
[RIO]N[IS] ⋱ ⋱
LASSAN (?) [M] ⋱ ⋱

h) ⋱ [I]VS || [AL]AE || [NORICOR]VM || ⋱ ⋱ V || ⋱ ⋱
[LI] ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ ⋱ I ⋱ ⋱ ⋱ || SA[P] ⋱ ⋱

i) [L]A ⋱ ⋱ || F ⋱ ⋱ || [A]I ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ IX || ⋱ ⋱ [G] IL || ⋱ ⋱ CVNDID ||

k) CO ⋱ || ⋱ ⋱ ITVE ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ ⋱ XES ⋱ ⋱

l) ⋱ ⋱ [T]O || ⋱ ⋱ O· EQ || ⋱ ⋱ IT || ⋱ ⋱ [C]OS

m) ⋱ ⋱ [LII] ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ TIE· ⋱ ⋱ || ETSI || [BIF· C·(?)] || ⋱ ⋱ [L] ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ IVA

n) ⋱ ⋱ MANA ⋱ || ⋱ ⋱ [S]IB FE || [CIT ET SVIS (?)] || ⋱ ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ SER[V] ⋱ ⋱ || ⋱ ⋱ [M]

o) ⋱ ⋱ TAE || ⋱ ⋱ H || ⋱ ⋱ STI XV (*Stipendiorum* XV).

p) ⋱ ⋱ EST ⋱ ⋱ · q) ⋱ Ɔ || ⋱ AV ⋱ || ⋱ VA[I]

r) PI[AE MEMORIAE (?)] ⋱ ⋱ ⋱ ⋱ ⋱

97. Oberer Theil eines Pilasters von Kalkstein; Gedenkteek. Pl. IX. 2, und ein Schleifstein von Schiefer.

98. Von gebrannter Erde. Zwei dreieckige Gewichte, vermuthlich zum Beschweren eines Fischnetzes; Gedenkteek. Pl. X. 7.

99. Ziegel und Fragmente derselben mit den Inschriften: [EX] GER IN[F], LEG. XX· PR und LEG XXXVV.

100. Schüssel, Urnen und Krüglein; vergl. Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII u. XVIII.

101. Lämpchen.

102. Von Bronze. Weiblicher Kopf und Medusa- (?) Gesicht; Gedenkteek. XII. 3, 4.

103. Acht Ohr- und Fingerringe; Gedenkteek. Pl. XI. 1, 3, 4.

104. Fibeln, Haarnadeln und Fragmente; Gedenkteek. Pl. XI. 5, 6, 10.

105. Büchsförmige Futterale, vermuthlich Theile von Hals- oder Armringen; Gedenkteek. XII. 1, 2.

106. Fragment eines Spiegels, von Stahl.

107. Schlüssel; Gedenkteek. Pl. XI. 7, 8.

108. Stilus und Viertel einer Kugel; Gedenkteek. Pl. XI. 11, und XII. 6.

109. Eine grosse Anzahl silberne und kupferne Münzen von der ersten bis zur spätesten Zeit der Römermacht in hiesigen Landen. Ein Verzeichniss der auf dem Born'schen Felde gefundenen römischen Münzen, wovon diese einen Theil ausmachen, habe ich der Bibliothek des Thüring-Sächs. Vereins zu Halle zugehen lassen; S. N. Mittheilungen des T. S. Vereins II. 1. S. 143.

110. Auf dem Monterberg. Votivtafel von Bronze mit der Inschrift: ALE VOR || IVLIVS· QVINT || VAGE· VERCV || VO· SOLL· M; Gedenkteek. Pl. XIII. 1, an welcher Stelle aber die von mir gegebene Erklärung verbessert werden muss. Es ist dort das ALE VOR, durch Alae Noricorum fehlerhaft ergänzt; denn auf der Tafel steht deutlich VOR, nicht NOR, und ist also an eine ala Vordensium (wie bei *Orelli* n. 197.) oder dergleichen zu denken. Aber nicht dieser Ala ist durch Iulius Quintus u. s. f. ein Gelübde bezahlt worden, auch nicht einer unbekannten (schwer zu improvisierenden) Göttin Vaga (durch Iulius Quintus von der *Ala Vor*), sondern einem Gotte oder einer Göttin, deren Name auf einer andern, vermuthlich ähnlichen, jedoch verloren gegangenen Tafel gestanden haben muss, und worauf sich auch noch andere Personen-

namen befunden haben werden, wie aus dem *Ale Vor* zu vermuthen; denn dies Determinativ scheint doch wohl einem Militär anzugehören, dessen Name dem *Ale Vor* vorhergegangen. Das VAGE· VERCV scheint einen barbarischen Personalnamen zu involvieren, so wie Iulius Quintus ein guter römischer ist; die Schlussformel lautet: *Votum solverunt merito.* — Die Schrift ist entweder sehr alt oder spät, d. i. aus den Zeiten der Republik oder aus dem IV—V. Jahrhundert.

111. Urnen und Krüglein von gebrannter Erde; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII und XVIII.

112. Lämpchen von gebrannter Erde, eins mit dem eingeschnittenen Namen SERVI.

113. Bronzene Zehe eines Fusses; Gedenkteek. Pl. V. 5.

114. Aus Louisendorf. Von Stein. Grabstein von Kalkstein mit der Inschrift: ERMVI PIA || SACSENA CONIVX· ET || AERES· F· C· — Gedenkteek. Pl. XIV. 1. Das AERES fehlerhaft statt HERES.

115. Grabstein von Kalkstein mit der Inschrift: D· M· RO || HINGE || VET· N̄· F[RANCVS]. — Gedenkteek. Pl. XIV. 2.

116. Von gebrannter Erde. Ziegel mit der Inschrift: LEG XXXVV. — Gedenkteek. p. 140.

117. Wirbel; Durchschnitt 0. 05.

118. Eichel; lang 0. 04.

119. Von Glas. Drei blaue Korallen; Gedenkteek. Pl. XV. 8, 9.

120. Von Bronze etc. Knopf u. s. f. aus einem Grabe; Gedenkteek. Pl. XV. 5—7.

121. Zwei Aexte, eine Sichel und ein Messer.

122. Säbelknopf; Gedenkteek. Pl. XVII. 1.

123. Aus Moyland. Von gebrannter Erde.

Schüsseln und Urnen; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII und XVIII.

124. Lämpchen.

125. Von Glas. Eine grüne Schaale; Gedenkteek. Pl. XII. 7.

126. Von Bein. Füsschen eines Toilettekistchens, wie es scheint; Gedenkteek. Pl. XVIII. 9.

127. Von Bronze. Fragmente von Haarnadeln.

128. Ein Lämpchen in der Form eines Fusses; Gedenkteek. Pl. XVIII. 6.

129. Eine Schüssel, worin verbrannte Menschenknochen; Gedenkteek. Pl. XVIII. 5.

130. Nägel, Schrauben, Henkelchen; Gedenkteek. Pl. XVIII. 7, 10—12.

131. Aus Xanten. Von gebrannter Erde. Zehn Urnen nebst einigen Krüglein; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII, XVIII.

132. Lämpchen mit dem Töpfername FORTIS.

133. Von Glas-Fluss. Intaglio, wie ein Nicolo, darauf Aeneas mit Anchises und Ascanius; Gedenkteek. Pl. IV. 4.

134. Aus Asberg. Von gebrannter Erde. Schüssel und Töpfe; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII, XVIII.

135. Lämpchen.

136. Von Glas. Ein Räucherfläschchen; Gedenkteek. Pl. III. 6.

Leyden, d. 12. Jan. 1846. **Dr. L. J. F. Janssen.**

Erklärung

der, auf den zu Vechten gefundenen Fragmenten von terra sigillata, eingeritzten Inschriften (vgl. Taf. I):

1. *Aud.*
2. *Firmus Firmi* (et) *C*aii Veri.
3. IMTI(?)SVIM(?)AN(?).
4. *Quintilia*[ni].
5. *Sim*[i]*l*[i]*s.*
6. *Summi.*
7. *Turillonis.*
8. † *Victiiati.*
9. Palmzweig und Herz, welches einem Kreuze angehängt ist; zu vergleichen S. 31.
10. *Dom*INI (?).

    Auf einem Fragmente eines Töpfchens, jetzt im Museum zu Leyden; es ist demselben der Stempel S A ⋙ ⋙ ⋙ ⋙ V S F (*Sabinus fecit?*) eingeprägt.
11. CIINTIF (?).

    Gefunden von mir selbst; jetzt in der Sammlung der Baronesse *van Tuyl v. S.* Auf dem Boden ist der Stempel OF VITAL*is* eingeprägt.
12. CVICA. Wenn diese Leseart, wie ich dafür halte, die richtige ist, so muss diese Inschrift für besonders bemerkenswerth gehalten werden, weil auf dem Boden derselbe Name C. VICA eingeprägt ist; die eingeritzte Inschrift also wohl vom Fabrikanten selbst herzurühren scheint. Gefunden wie 11, Sammlung wie 11.
13. VIIRECVNDI d. i. VERECVNDI.

    Auf einem Teller, im Besitze des Herrn *van Patten*, Hauslehrer des Hrn. Barons *van Hardenbroek van Hardenbroek.*

4. Marsilius und die Holzfahrt zu Köln.

Oberhalb der beiden östlichen Thore des gegen 1440 vollendeten Stadttanzhauses Gürzenich zu Köln stellte man den Agrippa als Gründer der Stadt und den Ritter Marsilius dar; unter den letztern setzte man mit goldenen Buchstaben die Inschrift:

Marsilius heyden ind der sere stoultze
Behielte Cölne ind sij voiren tzo houltze [1]).

Beide sieht man auch auf dem dritten der dem sechszehnten Jahrhundert angehörenden Glasfenster am Eingange des Domes mit zwei den eben angeführten ähnlich lautenden Inschriften.

Ein uns sonst unbekannter Dichter Atilius besang den Marsilius in folgenden von der kölner Chronik (Blatt 53) uns aufbewahrten Versen:

Marsiliusque meis olim clarissimus heros
Clara dedi patribus bina trophaea manu.
Finitimos audax consperso sanguine cladis
Devici, tetra proditione simul.
Dicebar sapiens merita cum laude mihique
Cara magistratus patria sponte dedit.
Germanicus quandoque furor me auctore quievit,
Heu quantum patriae abstulit illa dies.

Dieser Atilius scheint fortlaufende Grabschriften auf berühmte Männer der kölnischen Geschichte verfasst zu

---

1) Die Inschrift unter Agrippa lautet:
Der herliche Marcus Agrippa eyn heydensch man
Vur gotz geburt Agrippinam, nu Cölne began.
Wir geben beide nach der kölner Chronik (1499), Blatt 37 und 40.

haben; wenigstens dürfte das *que* am Anfange kaum auf eine andere Weise seine Erklärung finden[2]).

Die kölner Chronik, welche von Marsilius unter dem Jahre 70 n. Chr. handelt, gibt Blatt 49—52 verschiedene »Meinungen« über die Heldenthat des Marsilius, von denen sie folgende für die wahrscheinlichste erklärt[3]). Als die Stadt einst von einem römischen Kaiser belagert wurde, ersann der edle strenge Ritter und Bürger Marsilius einen Anschlag zur Besiegung des belagernden Heeres. Aus dem einen Thore sollten Frauen mit Karren und Wagen auszie-

2) Die Chronik sagt von Atilius, er habe »eyn overschrijfft an sijn graff gemacht ind hait dat selve graff genompt mit eyme ewigen namen, ind woelde dat idt tzo den ewigen dagen soulde Marsilius graff genannt werden«. Gegen die Annahme, diese Verse seien als selbsständige Inschrift für das Grab des Marsilius verfasst worden, spricht *que* vom Anfange gar zu bestimmt, obgleich die Chronik die Verse geradezu als Epitaphium bezeichnet. Eine Deutung der Verse des Atilius gibt *Aldenbrück* de religione antiquorum Ubiorum S. 101 f. (der zweiten Ausgabe, vom Jahre 1749): Duo praedicat in Marsilio poeta: I. quod audax ipse finitimos Germanos proditione necaverit. Convenit id anno vulgatae aerae Christianae LXX, quum necato Vitellio Vespasiani nomine Civilis rebellaret ac captis etiam legionibus Romanis Rheno et Galliae paene dominaretur. Nam tunc Agrippinenses, quum sui iuris essent, ut iis Tencteri gratulabantur, Germanos intra civitatem trucidarunt et Tolbiaci cohortem Civilis lectissimam vino sepultam flammis exussere, eadem via profecti Treveros Civilis uxorem, sororem et Classici filiam Cereali Romanorum duci obtulerunt. (Tac. Hist. IV, 79) Tunc forte virile gynaeceum armis occultis instructum, simulata lignandi causa Tolbiacum versus emiserant. Deinde videtur Cerealis postea usus esse arbitro Marsilio, redditis Civili propinquis, ad pacem cum Batavis sanciendam. Marsilius, quoad vixit, princeps senatus et Ubiae gentis permansit. Atilius scheint in V. 3 f. die bina tropaea bestimmt zu unterscheiden; Marsilius besiegte die benachbarten Völker einmal in offener Schlacht (consperso sanguine cladis), ein andermal durch Verrath (tetra proditione). 3) In der Reimchronik von *Godefrit Hagen* wird die Sage von Marsilius, wie vieles Andere, übergangen.

ben, als wollten sie Holz aus dem nahen Walde holen; wenn nun die Belagerer gegen die Frauen sich wenden würden, sollten aus dem andern Thore die Bürger mit Marsilius hervorbrechen und den Feinden in den Rücken fallen. Der Anschlag gelang; ein grosser Theil der Feinde wurde getödtet, ein anderer, unter ihnen der Kaiser selbst, gefangen, der nur dadurch sein Leben rettete, dass er den Kölnern Alles zu bestätigen versprach, was sie verlangten. „Die van Cöllen naemen dat an, ind brachten eme eyn groisse bulle unbeschreven dat he dair an syn Segel hengede. und he dede dat.« Der Ausfall soll am Donnerstage nach Pfingsten geschehen sein, an welchem Tage man mit der Holzfahrt das Gedächtniss an jene Heldenthat feierte. Der Kaiser, der Köln belagerte, soll nach einigen Julius Cäsar gewesen sein, nach anderen Vitellius oder Septimius Severus oder Probus oder Valentinian. Nach einer andern Erzählung liess Marsilius das Gerücht verbreiten, in der Stadt sei Mangel an Holz. Eines Tages, am Donnerstage nach Pfingsten, zogen unter Führung des Marsilius viele Wagen und Karren, auf welchen eine grosse Anzahl Bewaffneter verborgen war, aus dem Thore. Der Kaiser, der die Zahl der Begleiter für unbedeutend hielt, eilte entgegen, wurde aber, von den auf den Wagen verborgenen Kriegern überfallen, völlig geschlagen und gefangen genommen. Bedeutender ist die Abweichung einer andern, vom Chronisten als »sehr merklich« bezeichneten Erzählung, nach welcher die Menapier und Eburonen in der unruhigen Zeit nach dem Tode des Nero die Stadt belagert haben sollen. Als der römische Befehlshaber sich im Kampfe mit jenen Völkern in grosser Noth befand, liess Marsilius, dem „das Amt der Polizei« übertragen war, ein grosses Loch in die Stadtmauer brechen, durch welches er einen Ausfall wagte. Die Feinde wurden geschlagen und flohen mit Zurücklassung ihrer Zelte; ihr Herzog fiel.

Aus dieser Verschiedenheit der Erzählungen geht unzweifelhaft hervor, dass die alte Sage ursprünglich ganz unbestimmt dahin lautete, Marsilius habe einmal durch List die Feinde, welche Cöln belagerten, vertrieben. Die leidige, historisierende Manier, welche die Sage als solche nicht zu würdigen versteht, hat sich auf verschiedene Weise possierlich genug bemüht, der in der Luft schwebenden Sage eine feste historische Grundlage zu geben; in ihrer Dreistigkeit ist sie sogar soweit gegangen, die Zeit zu bestimmen, in welcher Marsilius gestorben sein soll. »Marsilius,« sagt die Chronik[4]), »starb, als er sechzig Jahre alt war, unter Vespasian.« Dass Zahlen, wenn sie mit Dreistigkeit behauptet werden, leicht täuschen, wusste schon der lügenhafte Valerius Antias.

Gleich vor der altrömischen Stadtmauer, vor dem am Lach gelegenen Römerthurme, befand sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein römischer Bogen, über welchem man einen römischen Sarcophag zu erkennen glaubte. Der grösste Theil des Bogens stürzte im Jahre 1566 ein; nur der eine Pfeiler mit dem Sarcophage erhielt sich, bis er bei einer Strassenanlage vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts abgebrochen ward, wobei der grosse vorgebliche Sarg in Stücke gegangen sein soll[5]).

---

4) Blatt 52. 5) *Aldenbrück* äussert sich S. 100 f. darüber also: Marsilius non intra Coloniam, sed extra urbis moenia ad occidentalem plagam prope portas veteres, basilicam Ss. Apostolorum inter et S. Reinoldi parthenonem, post iis in locis extructa, tumulum obtinuit. Locus hodiedum (1749) Marsilii monumentum, Gelenio adserente et me ipso teste, qui a meis puer id didici, vulgo Marsillenstein nominatur. Arcus, cui Mausoleum impositum, anno MDLXVI noctu lucem Divi Matthiae Apostoli sacram insequente magnam partem concidit, una residua columna (*Crombach* in Mss.), cui ad nostrum aevum impositus sarcophagus lapideus ingens fuit, quem ante annos aliquot amplissimus magistratus Agrippinensium, dum plateas ibi in exactiorem

Zur Zeit der kölner Chronik führte dieser Bogen den Namen Martzillisstein[6]). Gelenius nennt das Denkmal (1645) Marcelli moles Romana, scheint also von der Sage des Marsilius ganz abzusehen; das Volk nannte zu seiner Zeit die Strasse rechts vom Lach »am Marcellisstein[7]).« Walraf hat den Namen »am Marsilstein« eingeführt; im Volke erhielt sich die ältere Form »Marcellenstein«.

Die Behauptung, oberhalb des Bogens habe der Sarg des Marsilius gestanden, widerspricht zu sehr allem sonstigen Gebrauche, als dass wir dieselbe für begründet halten dürften. Freilich kann man es der Chronik zu Gute halten, wenn sie die Seltsamkeit, dass der Sarg auf die Mauer gesetzt worden sei, damit zu erklären sucht[8]), dass »syn durchlüchtende ind schymberlich loff allen mynchen sulde offenbair syn;« aber w i r können unmöglich eine so widersinnige Abweichung vom bestehenden Gebrauche auf solche Zeugnisse hin annehmen, so dass wir zu der Ansicht genöthigt sind, jener vielberufene Sarg sei etwas

formam redigi curaret, deponi fecit, pila ipsa solo aequata, fracto improvidorum operarum manibus sarcophago. Dem ersten Bande der Schrift: «Zur Geschichte der Stadt Köln am Rhein. Von *Fr. E. v. Mering* und *L. Reischert*« (1838) ist eine Abbildung des »Marsiliussteines«, vorgeblich «nach einer alten Handzeichnung» beigegeben, auf welcher sich die beiden Pfeiler nebst dem Sarcophage, dem letztern in seltsamer Zeichnung, befinden. Wäre dieselbe aus Anschauung des betreffenden Denkmals hervorgegangen, so könnte sie nicht nach 1566 fallen; wahrscheinlich aber beruht sie ganz auf Phantasie. Was in dem genannten Werke S. 120 steht, dass alte Leute sich noch erinnern, das Denkmal und den Sarg, der ins Zeughaus gebracht worden sei, gesehen zu haben, war nur als Bemerkung des Domherrn *von Hillesheim*, nicht mehr im Jahre 1838, richtig. 6) Blatt 49. Wenn es dort heisst, d e r S a r g, der auf der Mauer stehe, heisse »Martzillissteyn off besser Marsilliussteyn«, so ist dies ohne Zweifel ein ungenauer Ausdruck. 7) de admiranda magnitudine Coloniae S. 79. 8) Blatt 49. Dieselbe berichtet Blatt 51, dass die älteren Studenten die jüngeren zu bereden pflegten, der Sarg sei das Grab

ganz anderes gewesen. Jener Bogen gehörte wohl zu einer der Wasserleitungen der Stadt, und der sogenannte Sarcophag war nichts, als ein Ueberbleibsel des Wasserkanals, canalis oder specus genannt [9]). »Man überwölbte den Kanal« sagt Stieglitz [10]). — »Einige Kanäle hatten jedoch eine gerade Bedeckung aus grossen platten Steinen.« War der Theil des Kanals oberhalb des Bogens an beiden Seiten eingestürzt, so konnte derselbe leicht für einen Sarg angesehen werden.

Müssen wir auf diese Weise die Annahme eines Sarges des Marsilius oberhalb des Bogens von der Hand weisen, so erhebt sich nun die Frage, woher jenes ganze Denkmal den Namen Martzillisstein erhalten habe. An sich wäre es freilich nicht unmöglich, dass die Sage von Marsilius schon bestanden, und man von dieser den Namen hergeleitet hätte. Aber wer die Art der Sagenbildung irgend kennt, wer weiss, wie Sagen sich so häufig aus Namen, Sitten und Gebräuchen entwickelt haben, wird bei der seltsamen Unbestimmtheit der Erzählung von der Grossthat des Marsilius sich zu der Annahme genöthigt sehen, dass diese rein aus dem Namen Martzillisstein hervorgegangen sei. Man glaubte, oberhalb des Bogens einen Sarg zu sehn, der die Aufmerksamkeit der Beschauenden auf sich zog; man fabelte über seinen Ursprung, seine Bestimmung, man erdichtete, in ihm liege ein Held begraben, der einst die Stadt gerettet habe [11]). Der Name Martzillis-

---

des Aristoteles, dem sie Wachskerzchen opfern müssten. 9) Vgl. Vitruv. VIII, 6 (7), 3. Frontin. de aquaeduct. 17. 10) Archäologie der Baukunst II, 2, 105. Vgl. *Hirt's* Geschichte der Baukunst bei den Alten B. III. Tafel XXXII. Fig. III. IV. 11) Aehnlich ist die mittelalterliche Sage, dass in dem vergoldeten Knopfe auf einem Obelisken zu Rom die Asche des Julius Cäsar ruhe. Vgl. de mirabilibus urbis Romae 12: Agulia, ubi splendide cinis eius (Iulii Caesaris)

stein bot die Veranlassung zum Namen des Helden; man veränderte Martzillis in den nicht römischen, aber in der mittelalterlichen Sage bekannten Namen des Marsilius[12]. Wenn nun aber der Name Martzilliestein nicht aus der Sage entnommen ist, so kann ihm doch irgend eine historische Begründung unmöglich abgesprochen werden, und diese dürfte kaum in etwas anderm, als in einer Inschrift zu suchen sein, welche man in frühester Zeit an diesem Bogen auffand. Man las hier den Namen des Martialis oder Marcellus oder M. Caelius, oder einen ähnlichen heraus[13], aus welchem man den Namen Martzillistein bildete, der lange bestanden haben mag, ehe sich daran, etwa im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte, die Sage von Marsilius anknüpfte.

Die spätere Zeit brachte den Marsilius mit der sogenannten Holzfahrt am Donnerstage nach Pfingsten in Verbindung; an diesem Tage, den man den Holzfahrt- oder Hölzchestag nannte, sollte Marsilius den Sieg erfochten haben, und gerade zur Erinnerung an jenes glückliche Ereigniss die Holzfahrt stattfinden. Leider ist uns eine genügende Beschreibung dieses Festes, soviel ich weiss, nicht erhalten; am vollständigsten ist noch die, welche der Domherr von Hillesheim gibt[14]. »Die Bürger wählten sich ei-

in sarcophago, id est aureo malo, requiescit. 12) In der kölner Chronik Blatt 51 wird die Ansicht erwähnt, der Name Martzillis sei aus Marcus Quilius entstanden. Der Domherr *von Hillesheim* bei *Mering* a. a. O. S. 117 will den Namen von den Marsern (Tac. Germ. 2) herleiten. Zu Saragossa herrschte unter Karl dem Grossen ein Marsilius, der auch in den Gedichten des *Bojardo* und *Ariost* mehrfach erwähnt wird. 13) Inschriften dieser Art an Wasserleitungen und Bogen sind nicht selten. Man vgl. nur bei *Gruter*. p. CLXXIII, 8. 9. u. A. 14) Bei *Mering* S. 121 f. *Aldenbrück* a. a. O. S. 102 f: Ad perennandam servatae ab Marsilio urbis memoriam quinta post pentecosten feria armatos inter festivos cornuum ac tympanorum

nen Anführer aus ihrer Mitte, den sie Rittmeister zu nennen pflegten, und der sich von Kopf bis zu Fuss bewaffnen musste. Den Rittmeister an ihrer Spitze zogen die an dem Feste Betheiligten (am Donnerstage nach Pfingsten) vor die Stadt, entweder in das Sürther Büschchen (vor dem Severinsthore) oder in das Büschchen bei Ossendorf (vor dem Hahnenthore). Nachdem diese Holzfahrt vorüber war, setzte man dem Rittmeister ein Kränzchen auf, und dieser gab ein Kränzchen (Gastmahl), in seinem eigenen Hause, wozu nur die Vornehmsten der Stadt eine Einladung erhielten«. Wie wenig befriedigend auch diese Beschreibung sein mag, welche nicht einmal berichtet, worin die Holzfahrt eigentlich bestanden habe, so sehen wir doch, dass das Ganze eigentlich ein Maifest war, bei welchem man mit Laubwerk und Zweigen, welche das Volk noch immer Maien nennt, in die Stadt zurückkehrte. Ganz ähnlich wurde das Maifest bis zum vorigen Jahrhundert in Hildesheim gefeiert. *Jacob Grimm* beschreibt dasselbe nach den »Mittheilungen von *Koken* und *Lüntzel* (II, 45—67), die

---

sonitus suis quoque sub signis circumiisse moenia scribit in Ms. *Crombach*, quem ritum usque ad annum MD post Christum natum tenuisse ac circa id tempus depositum arbitratur. *Von Hillesheim* bemerkt S. 122: »Im siebenzehnten Jahrhundert wurde im Senate hiesiger Stadt erwogen, ob das Fest nicht wieder eingeführt werden sollte. Man kam aber zu keiner definitiven Entscheidung, und die Sache blieb auf sich beruhen. Man lese hierüber die Streitschriften der Stadt und ihrer Gegner, besonders die darunter befindliche Deductionsschrift: »Stadtkölnischer Gegenbericht, die kölnische Banmeile betreffend.« Der Donnerstag nach Pfingsten ward noch bis in das vorletzte Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts gefeiert. Die Bürger zogen an diesem Tage, wie *E. Weyden* (Cöln's Vorzeit S. 298) bemerkt, in festlichem Aufzuge mit Sang und Spiel aus der Stadt und tanzten auf dem schon herrlich grünenden Anger vor dem Severinsthore, und belustigten sich dort auf alle Weise. Dass der Tag nicht bloss in Köln, sondern auch im Kemperlande gefeiert wurde, berichtet *von Hillesheim* nach einer

mir nicht zur Hand sind, auf folgende Weise[15]): »Sobald der Maigreve (Maigraf) gegen Pfingsten erwählt war, hatten die Holzerben in der Ilse aus sieben Dörfern den Maiwagen zu hauen; alles gehauene Buschwerk muss aufgeladen werden, im Walde dürfen nicht mehr als vier Pferde vorgespannt werden. Ein feierlicher Zug aus der Stadt holt den Wagen ab; Bürgermeister und Rath empfängt von den Holzen den Maikranz und übergibt ihn dem Maigreven. Der Wagen enthält 60—70 Bunde Mai, welche dem Maigreven zukommen und dann weiter ausgetheilt werden. Klöster und Kirchen empfangen grosse Bunde[16]); auf alle Thürme wird davon gesteckt; der Boden der Kirche ist mit geschorenem Buchsbaum und Feldblumen bestreut. Der Maigreve bewirthet alle Holzerben, muss ihnen aber nothwendig Krebse vorsetzen.« Ueber die sonstigen Spuren des Maifestes, an die sich die kölner Holzfahrt unzweifelhaft anschliesst, hat *Grimm* erschöpfend gehandelt.

In Köln scheint sich das Bewusstsein der eigentlichen Bedeutung des Maifestes frühe verloren zu haben, woher man es mit dem Helden Marsilius in Verbindung brachte. Hierzu lag wohl noch eine besondere Veranlassung vor. Die Holzfahrt scheint ursprünglich durch das Hahnenthor nach dem Wäldchen bei Ossendorf gegangen zu sein; ja nach einer mir mitgetheilten sinnreichen Vermuthung hat das Hahnenthor weder von den Hähnen, noch vom h. Anno seinen Namen erhalten, sondern von jener Fahrt nach dem Haine, da provinziell Hahn statt Hain gebraucht wurde[17]).

---

handschriftlichen Nachricht. 15) Deutsche Mythologie S. 737 der zweiten Ausgabe. 16) Nach *von Hillesheim* wurde der Holzfahrttag auch in einigen kölnischen Frauenklöstern gefeiert und mit einem Schmause beschlossen. 17) Ein Wäldchen in der Nähe von Cöln bei Godorf führt den Namen »Hähnchen.« In Ortsnamen, wie Schlenderhahn, kommt Han, wie sonst Ham, mehrfach in der Bedeutung von Hain vor.

Ging aber die Holzfahrt durch das Hahnenthor, so musste sie am Martzillissteine vorbei, der vielleicht bei dieser Gelegenheit mit Laubgewinden und Zweigen geschmückt wurde, wodurch eine nähere Beziehung der Holzfahrt auf den sagenhaften Marsilius von selbst gegeben war. Der Martzillisstein galt als Denkmal eines kräftigen, ritterlichen Muthes und edlen Patriotismus; in der Nähe, auf dem sogenannten Eselsmarkte, stand der hölzerne Strafesel der kölnischen Soldaten, der Funken, von denen mancher beschämt nach dem Denkmale des kölnischen Ritters Marsilius, eines glänzenden Beispieles tapfern Muthes, hingeschaut haben mag.

Somit wäre also die ganze Sage von Marsilius aus einer fabelhaften Deutung des Martzillissteines hervorgegangen, an die sich später die falsche Beziehung des uralten Maifestes, der sogenannten Holzfahrt, anschloss. Fest und Stein sind geschwunden, nur die Sage hat sich erhalten.

H. Düntzer.

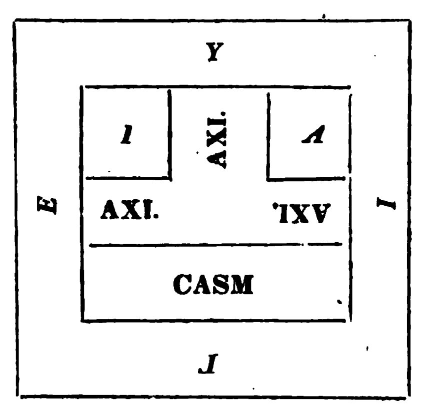
---

5. Antiquarische Wanderung von der Schweiz bis zum Meere.

Eine Reihe von Arbeiten historischer, chorographischer und antiquarischer Art das ganze Rheingebiet betreffend ist in den letzten Jahren theils durch Einzelne verfasst, theils durch Vereine, die sich in der Schweiz, in Württemberg, Baden, Hessen gebildet haben, veranlasst, erschienen. Eine Uebersicht derselben, die dem Laufe des Stromes in seiner ganzen Ausdehnung folgt, dürfte dem Zwecke unserer Jahrbücher am Passendsten entsprechen. So wird sich ergeben, was seit Kurzem auch für alte Religion, Geschichte und Kunst hier gewonnen worden.

Von der Gesellschaft für Zürcher'sche Alterthümer herausgegeben sind die Inscriptiones Helveticae collectae et explicatae ab Ioanne Gaspare Orellio. Turici 1844. (214 S. in 4.) Der fleissige und besonnene, in Handhabung der Kritik durch Mässigung und Takt geleitete *Orelli* hatte schon früher im ersten Bande seiner Inschriftensammlung p. 101—134. Nr. 209—480. die ihm bis dahin bekannt gewordenen echten und unechten Schweizer Inschriften zusammengestellt. Manche neue Untersuchung und Abschrift hat die vorhandenen beleuchtet und gereinigt, mancher Zuwachs sie bereichert und vermehrt. So ist die Zahl von 271 gegenwärtig auf 328 gestiegen. Die Schweizer Inschriften haben, wie alle rheinischen, ein besonderes Interesse nicht allein durch eigenthümlichen Göttercultus, sondern auch durch eine Reihe keltischer Namen, die dieser gegenwärtig die Aufmerksamkeit so sehr spannenden Sprache einen hübschen Zuwachs verschaffen. Wir betrachten sie besonders von diesen bei-

den Seiten. Hier im Lande der alten Helvetier war gleichsam der Knotenpunkt für eine Masse von Religionen des Alterthums, hier auf der Grenze zwischen Italien, Gallien, Germanien, Rhätien und Vindelicien traf samothrakischer Gottheiten Cultus, orientalischer Mithrasdienst mit römisch-griechischer Olympier-Verehrung, mit der Anbetung einheimischer Berggottheiten und keltischen Opfern zusammen. A) Götterkreise. Einzig in seiner Art ist das zu Windisch gefundene, zuerst von Hagenbuch epistol. inedit. vom J. 1721 beschriebene Amulet, jetzt bei *Orelli* 244., das den samothrakischer Drei- oder Viergötterkreis offenbar enthält:



Offenbar sind hier AXI*eros*, AXI*ocersa* und AXI*ocersos* nebst CASM*ilos* die in Samothrake verehrten Kabiren, deren Namen uns Mnaseas beim Scholiasten zu Apollonios Rhodios I, 917. aufbewahrt hat, und die er mit griechischen Gottheiten also vergleicht:

Ἀξίερος = Δημήτηρ
Ἀξιόκερσα = Περσεφόνη
Ἀξιόκερσος = Ἅιδης
Κάσμιλος = Ἑρμῆς.

Damit stimmt überein, dass in einem h. Haine bei The-

ben Demeter und Kora (Persephone) Kabeiria verehrt wurde (Pausan. IX, 25, 5.). Einer der dort als Menschen genannten Kabiren war Prometheus (IX; 25, 6.). Mithin auch hier zwei weibliche Gottheiten. Zu Anthedon in Boiotien war mitten in der Stadt ein Tempel der Kabiren mit einem heiligen Haine, und ganz in der Nähe ein Tempel der Demeter und Kora. Wahrscheinlich sind daher für die samothrakischen Kabiren, die mit altem Erddienst in Verbindung stehen, unter drei Personen ursprünglich immer zwei weibliche zu suchen. Jedoch wenn Hermes hinzutritt, so fällt Demeter weg, und zwei männliche Gottheiten begleiten jetzt eine weibliche. Vermuthlich war das eine spätere Ausbildung dieses Götterkreises. Es sind daher in der interessanten dreiseitigen Herme des Vaticans*) Hermes, Dionysos, Kora, unten Eros, Apollon, Aphrodite wohl richtig samothrakische Gottheiten erkannt worden, da Dionysos = Hades zu setzen ist. Jedoch ist nicht recht einzusehen, wie hinwiederum Hermes = Eros, Kora = Aphrodite, namentlich aber Dionysos = Apollon gesetzt worden. Und doch steht gerade dieses durch Plinius fest N. H. XXXVI, 4, 7: »Scopae laus cum his certat. Is fecit Venerem, et Pothon et Phaethontem, qui Samothracae sanctissimis caerimoniis coluntur.« Was Plinius hier Pothos nennt, ist ja unzweifelhaft Eros, und Phaethon doch Apollon. — Von diesen samothrakischen Kabiren scheinen mir unterschieden werden zu müssen die lemnischen, die mit Feuerdienst zusammenhangen. Ihrer waren zwei, daher kommt es, dass sie manchmal mit den Dioskuren verwechselt werden. So gibt Pausanias X, 38, 7. an, dass die *Ἄνακες παῖδες*, die zu Amphissa verehrt wurden, von einigen Dioskuren, von andern Kureten, von denen endlich, die mehr als Andere wissen wollten, Kabiren genannt wurden. Sie

*) Gerhard's antike Bildwerke. Taf. XLI.

waren Söhne des Hephaistos und der Kabeire, und wenn ihrer zuweilen drei erschienen, so ist Hephaistos, der ja selbst auch als Gott Kabeiros verehrt wurde, in ihrer Mitte. Es kömmt daher Hephaistos auch inmitten der Dioskuren-Embleme vor. In der Schweizer Inschrift sind offenbar die samothrakischen gemeint.

Ein zweiter Dreigötterkreis ist Mercur, Apollo, Minerva (Nr. 153.) zu Yverdun. Apollon und Hermes wurden auch schon bei den Griechen nicht selten zusammen verehrt, mit Bezugnahme auf die bekannte Einzählung, dergemäss der eine die Lyra, der andere die Kithara spielt. Vrgl. Pausan. V, 4, 18. V, 14, 6. IX, 30. 1. Auch in Elsasszabern erscheinen sie auf einem Altare, Mercur vorangestellt*), der von einem Kelten Magiorix gesetzt ist. Hier tritt in ihrer Begleitung noch Minerva auf, vermuthlich weil sie es war, die die Flöte erfand. Wir hätten also eine Dreiheit von Gottheiten der Musik, oder auch allgemeiner der Erfindung.

Ein dritter Dreigötterkreis ist Sol, der Genius Loci und Fortuna (Nr. 149.) zu Peterlingen. Diese nicht sehr häufige Verbindung treffen wir auch in einer ursprünglich im Kreuzgange der Kirche zu Marienhausen im Rheingaue eingemauerten, jetzt verschwundenen Ara**), nur dass statt des Sol unserer Inschrift der gleichbedeutende Serapis caelestis gesetzt und ihnen noch Juppiter zugefügt ist, wenn er nicht etwa mit Serapis als identisch gedacht wurde: I. O. M. SERAPI. CAELESTI. FORTVN. ET GENIO. LOCI u. s. w.

Ein vierter Dreigötterkreis zeigt uns Sol, Genius, vermuthlich doch den Genius loci, und Luna (Nr 128.) zu Vidy bei Lausanne, der offenbar aus der Verbindung

*) Steiner 145.
**) Lehne I, 46.

von Sol und Luna und dem Hinzutreten des Genius entstanden ist.

Ein Dreigötterkreis ist auch (Nr. 163.) Juppiter und die Penaten zu Neuchatel, indem letztere auf Münzen und in sonstigen Nachrichten immer in der Zweizahl vorkommen, ebenso (Nr. 176.) zu Avenches, wo zwei Aerzte, wie es scheinen könnte, zuerst den Numina Augusta zu Ehren des Kaisers, dann dem Genius coloniae Helvetiorum und endlich dem Apollon einen Altar widmen.

B) Ausserdem kommt nun vielfacher anderer römisch-griechischer Götterdienst, theils mit localer Färbung, theils ohne dieselbe vor, so die Menge von Votivtafeln, die auf dem S. Bernhard dem Juppiter Poeninus, Poeninus, Phoeninus oder deus Penninus gewidmet sind. Vrgl. Nr. 24—29. Aus einer Reihe von Schriftstellern, die man bei Forcellini nachsehen möge, sind der mons Penninus, die alpes Penninae hinreichend bekannt. Von Interesse ist auch die dea Naria zu Neuchatel (Nr. 166.) und zu Muri im Canton Bern (Nr. 235.), die dea Aventia in einer Reihe von Inschriften (Nr. 177. 178. 179.), die dea Artio oder Artionia zu Muri (Nr. 236.), die Epona (Nr. 215. 267.), der Flumen Rhenus zu Burg bei Stein am Rhein (Nr. 277.), wozu *Orelli* den Cölner Stein aus *Murat.* (343, 4.) citirt, der dem Juppiter, Genius loci und Rhenus gewidmet ist. Endlich noch Mithrascultus (Nr. 79. 257.) und Isisdienst (Nr. 264.). Der den Seno(*nibus*) matro(*nis*) geweihte (Nr. 324.) Altar ist bei Heilbronn gefunden worden. Zu den Bivis, Trivuis, Quadrubis war die kleine Ara bei *Lehne* I, 105. zu vergleichen. Vrgl. *Orelli* 2104. 2105.

Für römische Kaisermonumente ist vielfache Ausbeute in den Schweizer Inschriften zu gewinnen; ebenso für das System römisch-griechischer Privatnamen, unter denen uns ein Phoebus (Nr. 41.), ein Daedalus und Icarus (Nr. 132.),

vielleicht auch Mercurius (Nr. 141. 258.) begegnet; wichtiger aber sind sie für keltische Namen. So finden wir (Nr. 284.) einen Visurix, wo die Endung urix mit orix gleichbedeutend ist, wie der Mars Caturix (*Steiner* 54.) und das Volk der Caturiges offenbar mit Catorimagum zusammenhängt. *Orelli* vergleicht nach *Roth* zum Visurix den Vassorix seines grössern Inschriftenwerks 4967., den Magiorix, Bellorix bei *Schöpflin* Alsat. p. 489. Ich füge hinzu die Iulia Bellorix Abrex Tochter eines Tubogius zu Langres (Mem. de l'Academie d. inscript. T. IX. p. 140.), den Apollo Toutiorix (*Steiner* 242.), den Togirix (Togurix, Togorix?) der Yverduner Inschrift (Nr. 153.), den Anführer der Friesen Malorix (Tacit. Ann. XIII, 54.), den Helvetier Orgetorix (Caes. B. G. I, 4.), Dumnorix*) (Caes. B. G. I, 3.), den Ambiorix (Caes. B. G. V, 24.), den Lugetorix (V, 22.), den Cingetorix**) (V. 3.), den Vercingetorix***) (Caes. B. G. VII, 4. Dion. Cass. XL, 39. 40. 41. Strabon IV, 2.), den Eporedorix (Caes. B. G. VII, 38.), der in einer Inschrift bei *Orelli* 1974. Eporedirix heisst, das wohl ursprünglich Eporedurix war; vielleicht gehört auch das gallische Volk der Bituriges (vrgl. *Orelli* 190. 196. 3582.) hieher, die dann auch wohl Bitoriges heissen. Boiorix heisst bei Livius XXXIV, 46. ein kleiner König der Boier, aber LXXVII. epitom. ebenso ein kleiner König der Cimbern. Keltische Namen anderer Endungen sind Enusertus zu Ladecy bei Genf (Nr. 102.), wozu *Orelli* den Urogenonertus aus einer Inschrift in *Spon*'s Lyon p. 30. vergleicht. Vermuth-

---

*) Ein Gott Veriugodumnus bei Orelli 2062.

**) Ein Cingetius bei Lehne I, 26. Cingeadh heisst im Gälischen Muth, Stärke, und cingeach der Tapfere. Danach wäre Cingetius ein Tapferer und Cingetorix der Fürst der Tapfern oder reich an Tapferkeit.

***) Vielleicht hat das praedium Vorocingus bei Sidon. Apollin. II, 9. dieselbe Wurzel Vor- oder Vercing.

lich ist die eigentliche Endung nar, woraus nertus abgeleitet, wie aus Rosmar Rosmerta (Jahrb. Heft II. S. 120). Sollte die Münze mit GERMANVS und INDVTI. ///., wie eine 1825 zu Endenich gefundene in unserer Münzsammlung aufbewahrt wird, und andere in der Umgebung von Coblenz und Trier gefunden worden, auf den Indutiomar Caesars (?) bezogen werden müssen, so dürfte in der Baseler Inschrift Nr. 289. D. M. C. INDVTI. SALVSTIANIC. VICTORINI. CONIVNX auch wohl Indutiomari zu lesen seyn, wozu ich anderwärts an den Virdumarus, oder Virdomarus, welche Form auch vorkommt, an den Brittomarus, *Βριτόμαρτος* (Plutarch. Rom. 16.) erinnert habe. Ich füge die Valeria Iantumara zu Seeon (Oberbayr. Archiv VI, 2. S. 250.) den Ibliomar (Centralm. III, 101.) hinzu. Jedoch kommt ein T. Induttus Victor auch zu Maynz vor (*Lehne* I, 75.) und *Gruter* 687, 11. Eine fernere Endung gallischer Namen finden wir in Demecenus (Nr. 216.), wo ich cenus als sprachlich gleich mit genus auffasse und demgemäss schon den genius Vrbigenus oder Verbigenus mit dem pagus gleichen Namens (Caes. B. G. I, 27.) derselben Inschrift vergleiche, dann aber aus Caesar B. G. VII, 57. den Camulogenus, aus einer Inschrift in Maynz (*Lehne* II, 255.), einen Ogrigenus, einen Rhätier Veiagenus (ebendas. 274.). Ein anderer seltsamer Name ist (Nr. 102.) Trouceteivepus. *Orelli* führt dort, ich weiss nicht zu welchem Zwecke, Bilcaisio aus *Gruter* 775, 6. an. Dieser war eher zu der Inschrift Nr. 120. aus Seligny anzuführen, wo derselbe Name vorkommt. Vielleicht hängt mit diesem Namen das Volk der Bellocassi oder Vellocassi (Caes. B. G. VII, 75.) zusammen. Auf einer keltischen Münze bei *Akermann* ancient coins of cities and Princes. London 1844. Pl. XIX. 8. erscheint der Name ⦚ELIOCA⊙I d. h. Veliocasses. Vielleicht sind dieselben Stammwurzeln in dem Cassivellaunus einem brittischen Heerführer gegen Caesar

(Caes. B. G. V, 11. 18. Liv. CV. epit.). Ein Volk der Velauni und ein Vellaunodunum gab es ausserdem in Gallien (Caes. B. G. VII, 57. 11.). Ein Aulus Isugius Vaturus aus der voltinischen Tribus findet sich in einer Inschrift zu Genf (Nr. 77.), wozu wohl der Biracillus Setuboggius*) Esuggi filius aus *Spon.* Misc. p. 109, 88. und der Esuccus der Inschrift zu Besançon (in *Schöpflin's* Alsat. illustr. p. 467. zu vergleichen war. Auch der Name der Belatulla mit dem Gentilnamen Terentia (Nr. 91.) dürfte ein keltischer seyn. So erscheint zu Como bei *Apian* p. LXXXI, 3. eine Bellatulla als Tochter eines Calventius und Gemahlin eines C. Albucius Blandiro, am Rhein bei *Lehne* II, 307. eine Belatulla als Gemahlin eines Seneconius Seisserus, ein Titius Bellatullus zu Maynz bei *Lehne* 90., zu Grätz ein Belatullus als Sohn eines Biraco bei Apian p. CCCLXXXIX, 2. Ein Töpfer CSSBELATVLLVS findet sich in der Westerndorfer Sammlung bei *von Hefner* Oberbayer. Archiv VII, 2. S. 291. und eine Saplia Belatumara auf einem Grabsteine zu Trostberg ebendas. VI, 2. S. 255. Endlich finden wir in England einen Gott Belatucadrus oder Belatucardus bei *Orelli* 1965. 1966. Ueberhaupt wünschte ich, Herr *Orelli* hätte für diese Namen etwas mehr, als sein gewöhnliches: „Notandum nomen Gallicum" gethan; schmerzlich vermisst man sowohl zu diesen inscriptiones Helveticae, wie zu seiner grössern Inschriftensammlung ein Register der Namen. Höchst interessant ist eine Reihe unechter Inschriften, die ich einer andern Gelegenheit aufbewahre, bei welcher ich eine Zusammenstellung derselben beginnen werde, die, wie ich glaube, für die Kritik der echten ebenso belehrend seyn wird, wie eine Sammlung unechter Münzen und Münzstempel für die Numismatik. Ich füge noch hinzu,

*) Zu diesem Setuboggius vergleiche man den Tubogius einer Inschrift zu Langres Mém. de l'Académ. d. inscript. Tom IX. p. 140.

dass zu dem silbernen Ringe (Nr. 315.) VTERE. FELIX *Orelli* inscript. 428. 4308. 4312. und zu dem AVE. VITA (Nr. 316.) aus Centralm. I, 66. AVE VITAE auf einem Ringe zu Cöln, und zu Töpfernamen mannichfache andere aus dem Rheinlande verglichen werden konnten.

Die römischen Inschriften des Cantons Basel hat Herr Dr. *C. L. Roth* in dem I. Hefte der Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel 1843. zusammengestellt, Herr Prof *Böcking* schon im III. Hefte dieser Jahrbücher S. 159 ff. beleuchtet, und Herr Prof. *Orelli* gegenwärtig auch in die eben besprochenen Inscriptiones Helveticae aufgenommen; jedoch sind einige Punkte bisher nicht erörtert. Unwissenschaftlich ist vor Allem die Methode, der gemäss Hr. *Roth* die Steinschriften nach der Zeitfolge der Auffindung geordnet, statt die Gelübdesteine, wie Nr. 19. S. 10. und Nr. 24. S. 11. voranzustellen — wenn letzterer wirklich dem Saturn geweiht seyn sollte — und die Grabsteine folgen zu lassen. In Nr. 4. war der Name \DNAMTVS durchaus nicht Rednamtus, auch nicht Adnamtus zu lesen, sondern, da das A als ligirter Buchstabe in dem M enthalten ist, Adnamatus, an dessen Name bei *Orelli* 4983. und *Grut.* 520, 4. Hr. *Roth* auch richtig erinnert. Ich füge hinzu den L. Attonius Adnamatus einer Inschrift im Kloster Frauen-Chiemsee (Oberbayer. Archiv III. Bd. Taf. I. Nr. 9.). Man hat diesen Namen auch im zweiten Hefte unserer Jahrbücher in der Maynzer Inschrift Nr. 8. S. 84. in dem TIB. ADN. SEQVENS finden wollen. Hr. *Roth* vergleicht auch den Adiantonius mit dem Adiantus bei *Grut.* 109, 8. Allein der Name Adiantos rührt aus dem Griechischen her, wie so vieles andere scheinbar Keltische, wo wir die Pflanze *Ἀδίαντον* und den weiblichen Namen *Ἀδι-*

άντη bei Apollodor II, 1, 4. finden. Vielleicht ist selbst Adnamatus eine andere Form für *Ἀδάμαντος* oder *Ἀδαμάντας*. Bei dem Namen Toutus oder Toutius erinnert Hr. *Roth* an den Touto bei *Grut.* 807, 11. *Murat.* 1505, 5., den Apollo toutiorix bei *Orelli* 2059., den Contoutos und Toutobocio auf Münzen bei *Eckhel* D. N. I. p. 76. Vielleicht war auch an den Gaius Tutius Dansala zu erinnern, der aber in einer thrakischen Cohorte diente, *Lehne* II, 281., wozu *Lehne* noch denselben Namen zu Nismes *Grut.* 742, 1. und zu Cora *Grut.* 477, 2. anführt. Der Name Marulus, so wie Marulina, könnte wieder mit einem griechischen Stamme (*μαρίλη*) zusammenhangen, ja selbst Adledius, wenn dieser richtig gelesen ist. In Nr. 8. hat schon Hr. Prof. *Böcking* in dem Namen ILLAEVSA einen griechischen Frauennamen gefunden, wir fügen dazu den Sohn des Poseidon *Ἰλάων*. Ebenso ist klar, dass in ANNIC. ET MENS. VI. nicht mit Hrn. *Roth* annicula zu lesen ist, sondern die Bezeichnung des Lebensalters liegt, vielleicht ANN. I. ET MENS. VI.; denn an ein Alter von 99 Jahren, wo die Schwester 16 alt geworden, wird doch Niemand denken wollen. Ueber den Gaius Indutus der folgenden Inschrift haben wir schon oben gesprochen. Den Divixtus der Inschrift Nr. 21. hat Hr. *Roth* durch den Sequaner Divixtus bei *Grut.* 1040, 8., eine Divixta zu Bordeaux bei *Grut.* 1052, 1. u. s. w. gut erläutert. Der Stamm Div kommt mehrfach im Keltischen vor, wie in Divo (Centralm. III, 197.), in der Divŏna, in Divodurum. Bei den Töpfernamen hätte man einige weitere Aufklärungen gewünscht. S. 15 ist in der ersten Zeile wohl OF. CIAM*ati* zu lesen, vrgl. Centralm. II, 68. und Zeile 6, so wie 16, *Ceserini* d. h. *Censorini* vrgl. Centralm. III, 119. Ebenso war bei OF. MOI. oder OF. MOM7 oder OF. MON. C wohl auf den Töpfer *Mosimius* Centralm. III, 244. zu verweisen, wenn nicht OF. MON*tani* zu lesen ist, wie Jahrb. VII. S. 63. Unter den

verstümmelten und räthselhaften Namen ist *Primuli* ziemlich deutlich. Uebersichtlicher wäre es gewesen, wenn sämmtliche Namen alphabetisch geordnet, oder wenigstens die Töpfer der arretinischen Gefässe von denen der andern gröbern getrennt wären. Die Lampen sind hie und da angegeben. Endlich bestreitet Hr. *Roth* S. 18. Note 28. den Beinamen Severiana, den ich bei der legio prima Minervia in der Inschrift Centralm. II, 20. vermuthet. Wie glänzend sich hingegen durch Auffindung eines neuen Steines meine Vermuthung bestätigt hat, mag er aus den Jahrbüchern des Vereins II. Nr. 10. S. 84. f. ersehen, wo die Rede ist von einem DVPLICIARIO· LEG· Ī· M· SEVERI......., und dieser dupliciarius, gerade wie Severus Alexander, mit seinen ersten Namen M a r c u s A u r e l i u s heisst. Gerade dasselbe ist der Fall in der Inschrift bei *Nibby* Mus. Capitol. Stanza dell' Ercole Tav. 13: M· AVR· LVCIANO· MIL· COH· VI· PR· S· ALEXANDRI· VIX· ANN· XXVIII. Vrgl. jetzt auch *C. L. Grotefend* in Pauly's Real-Encyclopädie unter Legio S. 871. und 872.

„Römische Alterthümer am Oberrhein" ist der Titel eines Aufsatzes S. 231. in Dr. *Heinrich Schreibers* T a s c h e n b u c h f ü r G e s c h i c h t e u n d A l t e r t h u m i n S ü d d e u t s c h l a n d. Vierter Jahrgang. Freiburg 1844. Er behandelt 1) Iuliomagus und den Strassenzug der Peutinger'schen Tafel vom Rheine dahin. Nach dem Verfasser geht die Oberdonaustrasse der Peutinger'schen Tafel bekanntlich bei der römischen Niederlassung Vindonissa (Windisch) von der Hauptstrasse aus Gallien nach dem Morgenlande nordwärts ab. Bei der s. g. Burg, eine Viertelstunde oberhalb Zurzach kommt sie an den Rhein; hier war und ist noch jetzt der Ort des Uebergangs. Auf Burg befand sich eine Abtheilung der XI Legion. Bei diesem uralten

Brückenkopfe, so wie auch bei dem gegenüberliegenden Rheinheim wurden und werden noch Fundamente von Gebäuden, Gräber, römische Münzen, Scherben von s. g. samischen Gefässen, Leistenziegel u. s. w. aufgefunden. Ja der Verf. bezieht sogar eichene Grundpfeiler, die vor einigen Jahren zwischen diesen beiden Punkten bei sehr niederm Wasserstande des Rheins grösstentheils erhoben und verbraucht wurden, auf eine „muthmasslich römische Brücke.“ Von dem Trümmerfelde bei Rheinheim führte die alte Strasse an Gräbern vorbei nur wenig von der heutigen Strasse abweichend, den sanften Hügel von Hangstetten hinauf, über den Hügel am Fusse des Küssenberges vorüber. In dieser Gegend zwischen dem Dorfe Küssnach und dem Schlosse Küssenberg läuft von ihr ostwärts das „alte Strässle“ mitten über das Gebirg, den Hundsrücken, nach dem römischen Altenburg bei dem Kloster Rheinau. Von dem Hügel von Bechtersbohl senkt sich die Strasse der Peutinger'schen Tafel in das offene Thal des Klettgau's hinab, das sie quer durchschneidet. Hier bildet sich ein Strassenknoten, indem sie mit der Römerstrasse vom rechten Rheinufer zusammentrifft, von welcher später die Rede sein wird. Gegenüber liegen auf einem mässigen und ziemlich abgerundeten Hügel die wieder mit Erde überdeckten und überbauten Reste des s. g. Heidenschlösscheus, bei dessen Beschreibung der Verf. sich denn länger aufhält. Statt einer nähern Beschreibung der Hypokausten erwähnen wir bloss die dort gefundenen Legionsziegel LEG. XI. C. P. F., ferner L. XXI. und LEG. XXI., dann besonders L. XXI. S. d. h. Severiana und L. XXI. S. C. VI. Hr. *Schreiber* glaubt S. 244., dass die XXI. Rapax ihren spätern Beinamen nicht eher erhalten konnte, als bis Septimius Severus Legat in Germanien wurde. Ich möchte eher an Severus Alexander denken, von dem auch Münzen aus dem III. Consulat zu

Schleitheim in der Nähe des Heidenschlösschen's gefunden worden. Hr. *Schreiber* glaubt nämlich, dass dem Zuge einer römischen Heerstrasse nichts angemessener sey, als dieselbe vom Wachposten des Heidenschlösschens aus möglichst gerade aus über den Bergrücken des Untern-Randen zu ziehen, wo der Weg auf einer langgestreckten Höhe ziemlich eben fortlaufe, eine vollständige Uebersicht sowohl des obern Klettgau's, als des Wutach-Thales gewähre, an manchen römischen Ueberresten vorbeiziehe und sich allmählich gegen Schleitheim senke. Auf dem s. g. Schlatthof und zwischen den Bännen der Gemeinde Degernau, Untereggingen, Unterhallau und Trasadingen stösst man auf alte Fundamente, die der Verf. für Reste einer römischen mutatio hält. In Schleitheim fanden sich Münzen von August bis Magnentius. Der Verf. hält es für Iuliomagus. Von Schleitheim geht die alte Strasse über Beggingen, wo sich Fundamente mit Wandmalereien u. s. w. fanden, die theilweise nach Schafhausen gekommen sind. Von Beggingen aus zieht sich sodann die Strasse den Berg wieder hinauf zur s. g. Fützemer-Zelg auf die Hochebene über den Pfaffenacker, den sanften Abhang empor, über die Gewanne: Heerenberg, Bisem, Uf-Stross, Killistetten.

Eine 2) Abtheilung dieses Aufsatzes behandelt die Strassen, Niederlassungen und Denkmale aus der Römerzeit, auf dem rechten Rheinufer zwischen Basel und Schafhausen, wo der Verf. als neu entdeckte Fundorte römischer Alterthümer die Punkte: Hörnle bei Kleinbasel, Herthen, Niederschwörstadt (mit einem »Heidentempel«), Obersäckingen, Heidenschmiede, Heidentritt bei Hartschwend, Waldshut, Gurtweil und Thiengen, Weilheim, Fluss Wutach, Bechtersbohl bezeichnet.

Es sey erlaubt von hier einen kleinen Abstecher nach

Bayern zu machen. Dazu ladet uns die Schrift des leider zu früh verstorbenen Obristlieutenant *Schmidt* die Oberdonaustrasse der Peutingerschen Tafel von Brigobane bis Abusena. Berlin 1844. und die Beiträge zur Kenntniss des Römerstrassenzuges von Augusta Vindelicorum bis Iuvavo und dessen nächsten Umgebungen in alterthümlichem Bezuge von dem k. Artillerie-Obristlieutenant C. *Weishaupt* in Augsburg im Oberbayerischen Archiv für vaterländische Geschichte III, 1. S. 1—96. ein. Die römischen Denkmäler Oberbayerns, die in demselben Hefte S. 246—266. von Herrn Prof. *J. v. Hefner* kurz behandelt sind, werden dann einer gründlichen, ja fast zu gründlichen Erörterung von demselben Gelehrten im VI, 2. derselben Vereinsschriften unterzogen. Da er jedoch eine doppelte Classe von Lesern, Männer von Fach sowohl als blosse Liebhaber der römischen Alterthumswissenschaft vor Augen hatte, so wird man gerne die etwas ausschweifende Breite der Erklärung entschuldigen, besonders da das Meiste richtig gedeutet und allerliebste Lithographieen von seinem Sohne Herrn *Otto von Hefner* beigegeben sind, deren diplomatische Treue sehr zu rühmen ist. Ueberblicken wir auch hier zuerst, was für den Cultus zu gewinnen ist, so finden wir den kapitolinischen Götterkreis aufgenommen und vermehrt einerseits mit der Iulia Domna, andrerseits mit dem Genius coh. III. Brit(onum) in der durch ihr Bildwerk sehr interessanten Inschrift Nr. VIII. (Taf. I. Nr. 9.)

AVG· MATRI· AVG· ET· KAST· I· O· ////
ET· IVN· RE· ET· MINER· SAC· GENIO
COH· III· BRIT· ARAM· T· FL· FELIX
PRAEF· EX· VOTO· POSVIT· L· M
DEDICAVIT· KAL· DEC·
GENTIANO· ET· BASSO· COS.

Wenn nicht eine Zeile oben an der Inschrift fehlt, so ist die Iulia Domna *) vermuthlich als Fortuna gedacht, indem wir an der linken Seite diese Gottheit mit Steuerruder und Füllhorn finden. Die Jünglingsfigur zur Rechten mit Füllhorn und Mantel, der von der linken Schulter um den Unterleib gehend, auf den linken Arm zurückgeschlagen ist, welche in eine Altarflamme libirt, ist ohne Zweifel der Genius coh. III. Brit(onum?), dem der Altar gesetzt ist, wie in zahlreichen Denkmälern, namentlich auch zu Neuwied. Der kapitolinische Götterkreis ist nicht dargestellt, dafür auf der Vorderseite ein Opfer, wobei der Popa victimarius, mit dem Opferbeil versehen, den Stier führt, der Tubicen hinter ihm die Doppelflöte bläst, neben diesen zwei theilnehmende Figuren stehen, sodann der Priester verhüllt in die Flamme libirt und ein Camillus Früchte, wie es scheint, zum Opfer darbringt.

Was Hr. *von Hefner* S. 88. f. gegen meine im Centralmuseum I. S. 32. ausgesprochene Ansicht weiter ausführt, dass Brittones und Britanni dasselbe Volk seyen, diess zu entscheiden, hindert der Raum unserer Jahrbücher. Jedoch seyen einige Bemerkungen gestattet. Vor der Zeit des Domitian erscheint der Name der Brittonen schwerlich; auch in der Stelle des Juvenal Sat. XV, 124:

Qua nec terribiles Cimbri, nec B r i t o n e s unquam,

ist schon wegen der Länge des O das Wort Britones zu verwerfen, sodann auch weil die Britonen uns nie als ein so schreckbares Volk, wie die Cimbern, genannt werden und mit einer Handschrift jedenfalls B i s t o n e s zu lesen.

---

*) Eine andere Inschrift, die sich auf die Iulia Domna bezieht, befindet sich an der Meimsheimer Kirche, und fällt zwischen 213—217: IMP· M· A·········· PIO· FEL···· GERM· PON· MAXIM· ET· IVLIAE· AVG· MATRI· CASTRORVM· OB. VICTORIAM· GERMANICAM.

Eine andere hat Bitones: (An die Kimry bei den Cimbern zu denken, ist zu gewagt und lässt sich durch Nichts bestätigen.) Die kriegerische Gewalt des thrakischen Volkes der Bistonen hingegen bezeugt Lucan Phars. VII, 568:

Sanguineum veluti quatiens Bellona flagellum
Bistonas aut Mavors agitans.

Valer. Flacc. Argon. III, 83:

Bistonas in medios cui Martius exsilit astris
Currus, ubi ingentes animae clamorque tubaeque
Sanguineae iuvere Deum, non segnius ille
Occupat arva furens.

In derselben Zeit des Domitian erscheinen die Brittonen aber bei Martial Epigramm. XI, 22, 9: [Lydia tam laxa est]

Quam veteres braccae Britonis pauperis, et quam...

Wir wissen wenigstens von den Galliern mit grösserer Sicherheit, dass sie Hosen trugen, als von den Einwohnern Brittaniens, die uns auch sonst immer als reich geschildert werden. Im J. 85 n. Chr. kommt in einem Militärdiplom sowohl die Bezeichnung einer [COH·] I· BRITANNICA MILLIARIA als einer I· BRITTONVM·MILLIARIA und zwar hintereinander vor, nicht, wie Hr. *von Hefner* sagt, »offenbar weil beide als Ein Volk in derselben Heeresabtheilung dienten;« »beide« kann Hr. *von Hefner* gar nicht sagen; denn, waren die Britonen ein einzelner in Britanien wohnender Völkerstamm, so ist gar nicht einzusehen, warum eine andere Cohorte I. BRITANNICA heisst, da dann auch diese im J. 85 n. Chr. keine andern als Britten, Brittonen seyn könnten. Offenbar sind diese beiden Cohorten verschieden. Mithin spricht gerade diess Diplom, wie *Arneth* S. 43. bemerkt, »für eine Verschiedenheit der sonst als gleich angenommenen Völkerschaften.« In der tabula honestae missionis, die unter Titus fällt, steht schon die Coh. I. Brittannica, aber noch nicht die I. Brit-

tonum. Sie scheint also zwischen 80 und 85 n. Chr. neu gebildet worden zu seyn. Ebenso nennt die Inschrift bei *Orelli* 804. eine COH II· FL· BRITTON· EQVITAT. unter Hadrian, deren Beinamen *Flavia* ja auch auf die Zeit des Domitian wieder hinweist, (während die COH· I· VLPIA· BRITTON· MILLIARIA *Arneth* Nr. IX., auf Trajan die I· AELIA BRITTON· (*Orelli* 2223.) auf Hadrian zurückweist.), und gleich darauf IN· EXPEDITIONEM· BRITANNICAM·, wo auch *Orelli* den Unterschied annimmt. Also Cohorten der Brittonen scheinen damals gegen die Britannier angewandt worden zu seyn. Hr. *von Hefner* folgert ferner aus dem N· BRIT· CAL· d. h. *Caledoniorum*, in Oehringen, den er aus *Hansselmann* S. 148, 152, 155. anführt, dass Brittonen in Caledonien lebten. Aber wer weiss denn, ob nicht BRIT*annorum* zu lesen, vorausgesetzt, dass die Ergänzung von CAL richtig wäre? Ebensowenig helfen uns die BRITTONES· TRIP. (*Lehne* 92)., der N· BRITTON· TRIPVTIEN (101). *Lehne* behauptet S. 289., diese Brittonen hätten ihren Namen von der Stadt Tripontium, dem heutigen Dowbridge bei Lilburne in England, Hr. *von Hefner* S. 189., nennt Tripontium eine Stadt Englands, jetzt Rugby, beide glauben, der Name Triputiensis sey verschrieben für Tripontiensis. Schwerlich dürfte das in einer Inschrift als so verdorben angenommen werden. Nun kennen aber weder die Peutinger'sche Tafel, noch der Geographus Ravennas, weder Plinius, noch Ptolemäos ein Tripontium. Die nächste Quelle für jene Ansicht liegt bei *Fuchs* Gesch. von Maynz I. Bd. S. 67., wo er die Inschrift (*Lehne* 101.): NYMPHIS· N· BRITTON· TRIPVTIEN· SVB· CVRA· M· VLPI. MALCHI· >. LEG· XXII· PR· P· F· also erklärt: *Nymphis Napaeis* (!) *Brittonum Triputiensium* u. s. w. und zu den letztern bemerkt: »Tripontium in Britannia vide Ptolemaei Geographiam Lib. II. Cap. III. alii scribunt Trimontium.« *Fuchs* verweist

wieder auf *Gruter* p. XCIII, 5: »Ptolemaeo Tripontium inter Londinum et Lindum. vid. Cambdenum.« Die Bestimmung inter Londinum et Lindum steht nicht bei Ptolemäos. sondern im sog. Itinerarium Antonini finden wir zwischen diesen beiden oder vielmehr zwischen Isanna Vatia und Venonis in der That ein Tripontio, aber bei Ptolemäos II, 3, 8. kein Tripontium und kein Triputium, wohl aber ein *Τριμόντιον* im Lande der Selgoven, der Geographus Ravennas nennt V, 31. ein T r i m u n t i u m zwischen Venutio und Eburocassum. Und so wird denn auch wohl im Itinerar zuletzt zu schreiben seyn. Von Brittonen weiss Ptolemäos, der uns doch eine ganze Anzahl Völkerschaften nennt, gar nichts. Auch jene Inschrift fällt, wie es wegen des M. Ulpius (Malchus) wahrscheinlich ist, unter Trajan und bis dahin hätten wir keine Brittonen in Brittanien; auch die Brittones Trip. oder Triputien(ses oder eni) werden also vermuthlich in der Bretagne zu suchen seyn. Ebensowenig lässt sich folgern aus der »Ala quarta Britonum Isiu« in Aegypten, die in der Notitia imp. Orient. c. 28. vorkommt, noch aus den Brittones seniores c. 8., den secundani Britones notit. occid. c. 7., den invicti iuniores Britones ebendas., dem tribunus cohortis tertiae Brittonum Abusina c. 34. Würden sie aber auch in der Zeit der Notitia als Britannier genannt, so würde das für die frühere Zeit Nichts beweisen. Die Hauptstelle und die einzige, worauf Hr. *von Hefner* sich mit einigem Scheine stützen kann, steht bei Prokop de bell. Goth. IV, 20: *Βριττίαν δὲ τὴν νῆσον ἔθνη τρία πολυανθρωπότατα ἔχουσι, βασιλεύς τε εἷς αὐτῶν ἑκάστῳ ἐφέστηκεν. ὀνόματα δὲ κεῖται τοῖς ἔθνεσι τούτοις Ἀγγίλοι τε καὶ Φρίσσιωνες καὶ οἱ τῇ νήσῳ ὁμώνυμοι Βρίττονες.* Aber erregt es denn Hrn. *von Hefner* kein Bedenken, dass hier die Friesen *) und die Angeln genannt sind? Welche ist

*) *Φρίσσωνες Orelli* 178. NAT· FRISAEVONE· 175: NATIONE· FRISABO. Geograph. Raven. I, 11: »Frixonum Derostates est pa-

denn eigentlich die Insel *Βριττία*? Die Insel Brittia liegt am Ausflusse des Rheins, zwischen Brittanien und Thule: *Βριττία δὲ ἡ νῆσος ἐπὶ τούτου μὲν τοῦ ὠκεάνου κεῖται τῆς ἤονος οὐ πολλῷ ἄποθεν, ἀλλ' ὅσον ἀπὸ σταδίων διακοσίων, καταντικρὺ τῶν Ῥήνου ἐκβολῶν μάλιστα, Βρεττανίας δὲ καὶ Θούλης τῆς νήσου μεταξύ ἐστιν.* Er beschreibt uns die Lage so genau, dass es unmöglich ist, die Insel Brittia mit Brittanien zu verwechseln. Ueber Thule und Brittanien, sagt er, habe er in den frühern Büchern gehandelt; Brittien liege nur 200 Stadien vom Ufer, Brittanien 4000. Brittien sey von den Alten durch eine lange Mauer getheilt worden. Seine Einwohner kämpfen mit den Varnen, die nach ihm an den Rhein und die Franken anstossen. Es ist offenbar, dass Brittien dem Prokop das heutige England ist, Brettanien hingegen das sonstige Hibernien oder das heutige Irland. Nun ist es auffallend, dass Prokop gar keins der eigentlich einheimischen Völker erwähnt. Die Angeln, von denen er spricht, sind offenbar die aus dem deutschen Norden eingewanderten Angeln und Saxonen*), die Frissonen ihm offenbar aus dem Norden eingewanderte(?) Friesen, mithin werden — so vermuthen wir — die Brittonen keine andern als das aus der Bretagne eingewanderte Volk seyn. Prokop also nennt nur eingewanderte, keine alteinheimischen Völker: zuerst die *Ἀγγίλοι*, die in ihrer ursprünglichen Heimath am Weitesten nach Osten, dann die *Φρίσσωνες*, die in der Mitte, und endlich die *Βρίττωνες*, die am Weitesten nach Westen wohnen, und in dem Falle würde er ja gerade für meine Ansicht von der Heimath der Brittonen im nördlichen Frankreich zeugen. Dafür spricht auch der gewöhnlich dem 7. Jahrhundert zugeschriebene Geographus Ravennas. Im Anfange seines Werkes umwan-

---

tria.« Adam. Brem. hist. eccl. I. 7: »a Fresonibus.« Ebenso lautet der Name in einer Verordnung Karls des Gr. ebendas. I, 9.

*) Vgl. Schaubach in den Göttinger Studien 1845. S. 337 ff.

dert er die lichte Halbkugel der Erde von Indien an um Afrika, Spanien herum bis zum äussersten Norden. Er theilt I, 3. dem Sonnenlaufe gemäss diese Umwanderung in zwölf Tagesstunden ein. Zur ersten Stunde liegen die Inder, zur zweiten die Perser, zur dritten die Araber, zur vierten die Aethioper, zur neunten Spanien, (Spanorum famosissima patria), zur zehnten Gallizien oder Spania Vasconum, zur eilften das Land der Vasconen, das ehemals Aquitania hiess, zur zwölften endlich das Land der Brittonen, hinter dessen Rücken die Insel Britannien liegt; jenseits Brittannien Schottland und Irland: »Duodecima ut hora diei Britonum est patria, cuius post terga infra Oceanum, ubi longius est duorum dierum cum suis noctibus prospere navigantibus iter, magna insula Britannia reiacet, quam Graecorum philosophi quasi Micosmin (?) appellant, et trans ipsam Britanniam trecentis miliariis spatiis ubi longius Scotorum insula invenitur, quae et Hybernia conscribitur.« Hier ist offenbar von der Bretagne die Rede. Ebenso nennt er I, 5. die regiones Indorum vel Britonum als die äussersten, sich entgegengesetzten Länder des Sonnen-Auf- und Untergangs. Wer weiss, ob nicht von der Bretagne aus durch die Brittonen England in der Urzeit einen Theil seiner Bevölkerung erhalten hat?

Kehren wir auf die Inschriften Oberbayerns und des kön. Antiquariums zurück, so finden wir zwei Nr. XX. und XL. gewidmet dem Juppiter optimus maximus Arubianus (von Arubium in Moesien) und dem Bedaius sanctus, einer Localgottheit der Station Bedaium, zwei Nr. VI. und XXXVI. dem Bedaius Augustus und den Alounis, die nicht mit Hrn. *von Hefner* Alouni, sondern Alounae zu nennen und als Nymphen oder Mütter zu fassen sind. Als Götterpaar erscheinen Mercurius und Fortuna redux in Nr. II. Die seltsame oft wiederholte Inschrift: SILVANO || TETTO || SERVS || FITACITI ||

EX || VOTOR, die schon Jahrb. Heft II. S. 122. besprochen ist, erscheint hier Taf. I, 13. als Altar, aber Oberbayr. Archiv VII, 2. Taf. I, 22. auf einer Schüssel von feiner rother Erde, terra sigillata, woher wohl zu schliessen ist, dass derartige Gefässe nicht allein in Arezzo, sondern auch am Rheine gearbeitet wurden. Ich lese sie jetzt also: *Silvano Tetto serv(u)s Titaciti ex voto retulit* oder *restituit*, so dass Tetto ein keltischer Eigenname ist. Das V steht oft einfach für zwei V. Vrgl. Jahrb. Heft I. S. 40. Note. Die andere Inschrift, die auf derselben Schüssel steht, ist zu lesen: *Deo Cesonio ex voto posut* (für *posuit*) *Aternuso*, wo der letzte Name wieder keltisch zu seyn scheint. Auch unter diesen kleinen inschriftlichen Denkmälern, die Hr. *von Hefner* VII, 2. behandelt hat, sind manche interessante Namen wie Volugosus, Cobenerdus, Cinges. Unter den übrigen grössern Inschriften finden sich mehrere Kaiserdenkmäler.

»Die römischen Inschriften, welche bisher im Grossherzogthum Baden aufgefunden wurden« hat Hr. Prof. *Ph. W. Rappenegger* als Beilage zum Mannheimer Lyceumsprogramme von 1845 zusammengestellt, oder vielmehr von hundert nur dreissig mittheilen können. Da er nicht der Gelehrten, sondern der Schüler wegen seine historischen und archäologischen Bemerkungen mitgetheilt zu haben selbst angibt, um vielleicht in dem einen oder andern der Zöglinge Liebe zu diesem Zweige der Wissenschaft zu erwecken: so darf die Kritik nicht den Maassstab an seine Erläuterungen legen, den sie sonst anlegen würde. Wir hoffen, dass Hr. *Rappenegger* selbst bei längerer Beschäftigung mit römischen Inschriften das Unzureichende mancher Erklärungen einsehen, die überwuchernde Fülle von Bemerkungen mässigen, so wie

eine ganze Reihe völlig barbarischer Erklärungen, welche von frühern Herausgebern herrühren, keiner weitern Berücksichtigung würdigen werde. Ordnen wir das Dargebotene einigermaassen, so ist von Votivsteinen Nr. 14. der der Mater Deum gewidmete zu bemerken, jedoch nicht so selten, wie der Herausgeber S. 23. meint. Er vergleiche nur *Orelli* 985. 989. 1896 bis 1906., dem Juppiter Nr. 14. 27. auch Nr. 3, dem Neptun Nr. 11., welcher doch mit Nr. 25. wohl ein und derselbe ist, zu welcher Wiederholung Hr. *R.* wohl durch *Steiner* Nr. 82. und 93. veranlasst worden. Denkmäler des Neptun finden sich im Rheinlande selten (vergl. *Steiner* 208.); einigemal kommt er bildlich dargestellt auf Altären der Nehalennia vor. Auch bei Mercur ist Nr. 12. und 13. gewiss nicht verschieden, und abgebildet in diesen Jahrbüchern Heft VII. Taf. III. IV. Nr. 4. Der Stein lautet: IN· H· D· D· || DEO. MERCVR || ERCPRVSO· Hr. *R.* liest: *In honorem domus divinae Deo Mercurio erexit Cajus Publius Ruso.* Schwerlich möchte ER für *erexit* nachzuweisen seyn. Es steht auch bei *Orelli* 4739. für HER d. h. *heres.* Sonst würde sich der Name *Ruso* zwar nicht sicher durch Martial epigram. V, 28, 4., wo andere Handschriften Rufones haben, aber doch durch den P. Calvisius Ruso in der Inschrift bei *Gruter* LXIV, 9., durch die ala Rusonis bei *Lehne* 278. bestätigen lassen. An dem doppelten Vornamen Gaius Publius würden wir wenig Anstoss nehmen. Vielleicht ist zu lesen: *Deo Mercurio Ercules Pruso.* So Erclania bei *Murat.* 1348, 6., Erculia bei *Donat.* 185, 2. Von dem Steine Nr. 18:

I· H· ///////////////////
M E R .V R
Q· CAE· CII· I· V
SOL· L· F· MNS
V· S· L· L· M·

führt Hr. *R.* zwei lächerliche Erklärungen früherer Herausgeber an, die füglich hätten übergangen werden können, z. B. *In honorem Mercurii Quintus Caecilius, campidoctor* (!) *legionis quartae, Solonius, Lucii filii manibus votum solvens lubens liberoque munere!* Zu lesen ist: *In honorem domus divinae Mercurio Quintus Caecilius Sollemnis votum solvit laetus lubens merito.* An dem Eigenname Sollemnis ist kein Anstoss zu nehmen, da auch bei *Lehne* 299. eine Sollemnia Iusta vorkommt, ein Servandius Solemnis ebendas. 300. Andere Altäre sind der Diana Abnoba gewidmet, wie Nr. 28. 4. Die Inschrift Nr. 6:

//////ATVA
//////////////
//////////////
//////////////
S· L· M·

ist wohl zu lesen: (*V*)*atua*(*bus*) ..... *Iulius* oder *Iulia votum solvit lubens merito.* Warum ich gerade die gens Iulia hier vermuthe, erhellt aus den Inschriften bei *Steiner* 911. 912. 913. 914., wie denn überhaupt diese gens gerade die Mütterverehrung sehr pflegte, ein Punkt, auf den ich noch einmal später gelegentlich zurückzukommen denke. Der Stein Nr. 20:

DIIS· QVADR· V····BS· VICA
NI· BIBIENSES
D· S· P·

ist zu lesen: *Diis Quadrubiis* u. s. w., nicht *Quadrivialibus*, wie Hr. *R.* will. Vrgl. oben S. und den neuen in diesem Hefte noch zu veröffentlichenden aus Zülpich.

Von den Grabsteinen lese ich den christlichen Nr. 15:

D· M·
GABRIEL· AIMTONIVS
GIAMTVS· GIMATVS
PATER· POSIT

also: *Dis manibus Gabriel Aimtonius (?) Giam(a)tus. Gi-(a)matus pater posit.* Der Name Ciamatus kommt als Töpfername Centralmus. II, 68. vor. Vrgl. oben S. Möge Hr. *R.* diese Bemerkungen als Zeichen des Antheils hinnehmen, mit welchem wir seine Schrift begrüssen.

Eine Reihe interessanter antiquarischer Reisenotizen sind von Hrn. Ministerialrath *Zell* in einem im Alterthumsvereine zu Baden-Baden gehaltenen Vortrage mitgetheilt. Seine Excursionen berührten die Punkte: Offenburg, Kenzingen, Riegel, Endingen Breisach.

Römische Inschriften, welche in den letzten Jahren in und um Maynz aufgefunden sind sind von Hrn. *K. Klein* in der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Maynz I. Bd. 1. Heft. S. 54. ff. erklärt. Als neu und in unsern Jahrbüchern noch nicht mitgetheilt erschienen uns die Inschriften S. 63:

MERCVR || C· SEPPIVS || CREON ||
EX· IVSSV || POSVIT || L· L·

und S. 65:

HERCVLI || M· SEPPIV || CREON || D· D.

die durch den Namen Creon ein Interesse gewinnen. Sämmtliche Inschriften des Maynzer Museums sind mit deutscher Uebersetzung in einem nicht in den Buchhandel gekommenen „Katalog des Museums der Stadt Maynz Maynz, Druck von Johann Wirth.“ 63 S. in 8. neu mitgetheilt.

Ein in mancher Hinsicht unnützes Buch sind die „Lu-

ciliburgensia sive Luxemburgum Romanum“ von *Alexander Wiltheim* herausgegeben von *Aug. Neyen.* Luxemburgi 1842. 336. S. Text und 100 Tafeln. in 4. Es war ein unglücklicher Gedanke, diese schlechten Zeichnungen, diesen veralteten historisch-antiquarischen Text einer Herausgabe zu würdigen. Manche der darin veröffentlichen Monumente, die barbarisch gearbeitet durch ungeschickte Zeichnung völlig ungeniessbar gemacht sind, waren ohnediess schon von *Baersch* in der Eiflia illustrata herausgegeben. Diess Buch konnte füglich in der Handschrift bleiben, und die daran verschleuderten Mitteln zu einer schöuern Unternehmung, zu neuen treuern Zeichnungen alter Monumente benutzt werden. Jetzt, wo es im Druck erschienen, ist es ein neuer Schrecken für den rheinischen Arhäologen, der es wegen einiger vielleicht sonst nicht herausgegebenen Monumente berücksichtigen muss. Ein Paar Worte mögen über dasselbe genügen.

Von Götterkreisen sind zu bemerken zuerst der kapitolinische: Juppiter, Juno, Minerva mit Hercules vermehrt (vrgl. Jahrb. IV. Heft S. 149.), sodann Pl. 24, 85. Juppiter mit Apollon, Hercules, Mercur. Auch auf einem etruskischen Spiegel*) erscheint Juppiter (Tinia), jedoch jugendlich und bartlos, Apollon (Apulu) und Hermes (Turms). An Juppiter's Stelle tritt Pl. 47, 172. ff., Juno und ihr gesellen sich Mercur, Apollon, Hercules. In einem andern Viergötterkreise Pl. 40, 148. 149. sind Juppiter, Apollon, Hercules geblieben; nur ist an die Stelle des Hermes Fortuna getreten. (Schön ist, wenn sie echt ist, die neben diesem Altare Fig. 150. von einer ehemals in St. Maximin in Trier befindlichen Elfenbeintafel (sculpta in ebore p. 184.)

---

*) Dempster Etruria regalis Tom. I. Tab. III. Müller Denkm. alter Kunst II, 25.

gegebene Lyra von eigenthümlicher Form.) Ein anderer Viergötterkreis ist Pl. 42, 156. 157. Ceres, Mercur, Hercules und ein vierter unbestimmbarer Gott in einer Art Penula. Ein Dreigötterkreis Pl. 83, 362. ff. enthält eine seltsame Zusammenstellung, Venus, wie es scheint, die aber *Wiltheim* für Isis hält, Ceres und Hercules. Auf einem andern Altare Pl. 88, 399. ff. finden wir endlich als *σύμβωμοι* Venus, Mars, Hercules nebst Ceres. Wären die Zeichnungen besser, so würden sich auch andere Denkmäler dieses Buchs zu archäologischen Zwecken gebrauchen lassen. Jetzt ist es ein *μέγα κακόν, μέγα βιβλίον*.

Den unerquicklichen, weil unfruchtbaren Streit über die Stelle des Florus IV, 12: „Bonnam et Gesoniacum pontibus iunxit classibusque firmavit" hat Hr. Dr. *Dederich* im VIII. Hefte unserer Jahrbücher S. 52. wieder aufgenommen und mit grosser Gelehrsamkeit behandelt. Die Sache ist diese. Frühere hiesige Alterthumsfreunde, deren Beruf noch sehr fraglich ist, hatten in dem Gesoniam bei Florus ein Dörfchen dem alten römischen Lager gegenüber, das sie Geusen nannten, finden wollen. Ich hatte dagegen bemerkt, es setze eine grosse feste römische Ansiedlung voraus, wolle man drüben einen solchen Posten annehmen; davon zeuge aber weder die Geschichte, noch der Boden. Die Römer hätten fast nie auf dem rechten Rheinufer festen Grund fassen können, am Allerwenigsten drüben im Angesichte des tapfern unbezwinglichen Volkes der Sigambern. Noch dazu eine förmliche stete Verbindung mit stehenden Pontons, die alle Schifffahrt hemmten, und eine Befestigung mit Schiffen, die sogar classes genannt werden! Wie! eine solche rege Schifffahrt auf dem Rheine in der Zeit des Drusus? Flotten auf demselben? das klingt höchst unwahrscheinlich. Wir wollen

die 50 Castelle des Drusus am ganzen Rheinlaufe schon gelten lassen, obschon auch diese etwas verdächtig sind, aber an einem kleinen Punkte, der doch lange nicht so bedeutend, wie Cöln war, solche Kräfte zu sammeln, das wäre zu auffallend. Der Boden ferner müsste uns doch Spuren von römischen Ansiedlungen bewahren. Aber der Acker hat seine natürliche Farbe, keine Scherben, keine Ziegel, sind, wie auf dem linken Rheinufer, hier zerstreut. Kaum dass sich in einem vielleicht römischen Bauwerke, das einer Thurmanlage ähnlich sah, dessen Zeit aber durchaus nicht bestimmbar ist, an der Strasse nach Schwarzrheindorf einige zerbrochene Ziegelstücke nebst Tuff neulich vorfanden. Und selbst diese konnten später, etwa zur Zeit der Erbauung der Schwarzrheindorfer Kirche 1151 hingekommen seyn. Aber an eine weitere Ausdehnung, an eine Stadt ist gar nicht, nicht einmal an ein Castell ist hier zu denken. Höchstens mag ein einzelner Thurm oder Posten hier gestanden haben. Höchst selten findet man hier eine Münze, obgleich doch Römer mehrere Jahrhunderte nach Drusus das hiesige Land bewohnten. Drittens widerspricht der Name. Geusen oder wie es heisst Gänsem kann nun einmal nicht aus Gesoniacum — denn so musste der Name lauten — entstanden seyn. Aller Analogie gemäss würde man Gesenich oder Kessenich erwarten. Die Ortsnamen auf iacum oder acum, die noch erhalten sind, enden alle auf ich oder ach, z. B. Tolpiacum Zülpich, Iuliacum Jülich, Antunacum Andernach. Also Geschichte, Boden und Sprache zeugen gegen die Annahme eines Ortes Gesoniacum auf der rechten Rheinseite.

Mit der Untersuchung über Verona beschäftigt suchte ich einen andern Namen für das Gesoniacum, indem ich noch immer an Bonn in der Stelle des Florus festhielt, und warf es als Einfall hin, es möge Florus vielleicht geschrieben haben. „Bonnam et Veronam pontibus iunxit:“

Dieser Einfall, den ich gleich preisgab, ist zu sehr als gelehrte Vermuthung angesehen und demgemäss angegriffen worden. Das war er nicht; eine solche ernste Beachtung und Widerlegung verdiente er nicht. Um so mehr freute es mich, im III. Hefte dieser Jahrbücher an Herrn Prof. *Osann* einen Gegner gefunden zu haben, der die Unhaltbarkeit selbst jener Ansicht, dass ein so unbedeutender Punkt, wie Bonn, in der Stelle des Florus gehalten werden könne, durch Zusammenfassung aller historischen Fäden, mit Scharfsinn erwies, der an die Stelle des unerklärlichen Bonnam et Gesoniacum die alte verbesserte Lesart: Bononiam et Gesoriacum herstellte. Mag immerhin diese Lesart durch Handschriften nicht unterstützt werden, was thut's? Die Aenderung ist so leicht, und selbst die Lesart Bonam führt so schnell und mit so klarer Vermittelung auf Bononam und Bononiam, die Lesart Gesogiam cum ebenso leicht auf Gesogiacum d. h. Gesoriacum, als auf Gesoniacum, das weder irgend ein Schriftsteller des Alterthums, noch die Peutingersche Tafel kennt. Wie sollte es möglich seyn, dass ein solches Castell Bonn gegenüber so spurlos verschwunden wäre! Bei einer solchen Frage kommt es nicht auf ein hyperkritisches Abwägen jedes Strichs in den Handschriften, hier kömmt es auf eine grössere historische Anschauung an. Es ist eine Analyse des Gedankenganges von Florus nothwendig; der Phantasie des Geschichtschreibers müssen wir auf ihrer Fährte nachgehen, um zu dem Punkte zu gelangen, den er in seiner Vorstellung ergreift. Diesen Versuch hatte ich schon früher gemacht. Ich hatte nachgewiesen, wie Florus, indem er die Siege des Drusus erzählt, seine Runde durch Germanien macht, die Völker jenseit des Rheines gleichsam im Kreise umwandere, Maas*), Elbe, Weser berühre, den

---

*) Hr. Dederich, der so sehr sonst der Autorität der Handschriften

Rhein in seiner Längenausdehnung mit den neu angelegten 50 Castellen streife und schloss, dass er bei „Bonnam et Gesoniacum" nur diesen Fluss in seiner Vorstellung haben könne, besonders da später der Ehrenname des Germanicus für Drusus erwähnt werde. Ein Seitensprung nach Gallien (Bononiam et Gesoriacum) sey nicht denkbar. Und damit stimmt auch Hr. *Dederich* vollkommen überein, indem er sich in maasslosen Ausdrücken gegen *Osann's* Erörterung als eine unhistorische ergeht. Ich bin hier in dem Falle, ein ungebührendes Lob abweisen und die Ansicht meines Gegners zu der meinigen machen zu müssen. Die Frage ist und bleibt: „Ist der Seitensprung nach Gallien denkbar?"

Ueberblicken wir die Darstellung des Florus nach etwas weitern Grenzen, als wo er gerade von Germanien handelt, so beginnt Florus, nachdem er die Bürgerkriege erzählt, in Cap. 12. die Feldzüge nach Aussen. Er erzählt sie uns nach den vier Himmelsgegenden, natürlich von seinem Standpunkte aus in Rom oder Italien. 1) Der Norden §. 2: „Ad Septentrionem," wozu er Noricer, Illyrier, Pannonier, Delmatier, Moesier, Thracier und Dacier, Sarmaten und Germanen rechnet. Den Feldzug des Drusus gegen die Germanen erzählt er zuletzt §. 21. und nachdem er dessen Siege uns vorgeführt, klagt er, dass diese Provinz durch Quintilius Varus wieder verloren worden; und bei Erwähnung dieser clades Variana ruft er mit einem Seitenblick auf Britannien aus: „Hac clade factum, ut imperium, quod in littore Oceani non steterat, in ripa Rheni fluminis staret." Er schliesst den Norden ab: „Haec ad Septentrionem." Sodann geht er über 2) auf den Sü-

---

folgt, ändert, wir wissen nicht, ob nothwendig, hier Mosam in Amisiam. Es ist nicht recht denkbar, dass Florus diese drei Flüsse Ems, Weser, Elbe in verkehrter Folge nennen würde.

den. §. 40: „Sub Meridiano" 3) auf den Osten §. 42: „Ad Orientem," 4) auf den Westen. §. 46: „Sub Occasu" und kömmt noch einmal §. 61. auf alle vier Himmelsgegenden zurück. Mithin lässt sich bei seiner Erzählung über den germanischen Feldzug des Drusus die Grenze nicht so genau am Rhein abstecken, sondern ein weiterer Ueberblick des Schriftstellers über den ganzen Norden ist schon von Vorne herein anzunehmen.

Zweitens. Warf Florus mit dem Ausdrucke: „imperium quod in littore Oceani non steterat" einen Seitenblick sogar auf das durch Cäsar eroberte Britannien, welcher Punkt war dann geeigneter, erwähnt zu werden, wenn es sich von einem Zuge nach dem Norden handelt, als gerade Gesoriacum? Welcher Punkt war für Drusus wichtiger, als gerade dieser Hafen, der nicht nur den nächsten Uebergang nach Britannien, sondern auch die einzige Station für eine Flotte war, die nach Deutschland einen Feldzug zu unternehmen dachte. Hier trafen zwei Strassen zusammen, einmal die grosse Wasserstrasse um Spanien und Gallien herum, welche die römische Flotte innehielt. Das ist vermuthlich die Stelle, welche Caesar B. G. V, 2. als portus Itius*) bezeichnet: „quo ex portu commodissimum in Britanniam transmissum esse cognoverat," aus welchem Namen noch gar nicht mit Hrn. *Dederich* zu schliessen ist, dass hier keine Stadt gestanden; im Gegentheil, wo ein so bedeutender Hafen genannt wird, da ist schon von Vorne herein grosse Schifffahrt, Ansiedlung und Stadt zu vermuthen. Mit dem Rhein gewissermaassen verbindet diesen Hafen auch Strabon IV, 5: *Τοῖς δ' ἀπὸ τῶν περὶ τὸν Ῥῆνον τόπων ἀναγομένοις* [nach Britannien] *οὐκ ἀπ' αὐτῶν τῶν ἐκβολῶν ὁ πλοῦς ἐστιν, ἀλλὰ ἀπὸ τῶν ὁμορούντων τοῖς Μεναπίοις Μορινῶν, παρ' οἷς ἐστι καὶ τὸ Ἴτιον, ᾧ ἐχρήσατο*

*) Godefroy in den Séances générales tenues à Lille 1845. Paris 1846. hält p. 283. Wissant für den portus Itius.

κανσταθμῷ Καῖσαρ ὁ θεός, διαίρων εἰς τὴν νῆσον. Den Hafen hebt besonders hervor Pomponius Mela III, 2: „Ab illis enim iterum ad septemtriones frons litorum respicit, pertinetque ad ultimos Gallicarum gentium Morinos, nec portu, quem Gesoriacum vocant, quidquam notius habet," der dann ebenso gleich nachher den Rhein nennt, wie Florus nach dem Rhein Bononia und Gesoriacum. Dass Mela hier von der Stadt nicht spricht, ist sehr natürlich, da er meist nur die Naturverhältnisse angibt, oder die Völkerschaften im Allgemeinen, weniger die Städte. Ebenso ist es mit der Stelle des Plinius N. H. IV, 30: „Haec [Insula Albion] abest a Gesoriaco Morinorum gentis litore proximo traiectu quinquaginta M., circuitu vero patere tricies octies centena viginti quinque M. Pytheas et Isidorus tradunt." Vermuthlich hatte also schon Pytheas, der ja aus Massilia zu Hause war, der einmal eine Reise bis Thule, das anderemal bis zur Weichsel gemacht hatte, den *κόλπος Γησοριακός* genannt. Aber aus dem Ausdrucke „Gesoriaco litore" schliessen zu wollen, es habe damals keine Stadt Gesoriacum gegeben, ist ebenso unbegründet, als denselben Schluss aus dem Itius portus zu machen. Woher weiss denn Hr. *Dederich*, ob nicht gar zu lesen ist: a Gessoriaco, Morinorum gentis litore, so dass Letzteres bloss Apposition oder nähere Ortsbezeichnung wäre? So sagt Eumenius Panegyr. Constantii c. 14. richtig: „a Gesoriacensi litore," nicht Gesoriaco litore. Seltsam, dass er auch sogar aus dem pagus Gessoriacus bei Plin. IV, 31. denselben Schluss ziehen will, als ob Jemand aus einem pagus Bonnensis beweisen wollte, es habe nur einen Bonner-Gau, keine Stadt Bonn gegeben! Derselbe Fall ist, wenn Ptolemäos II, 9, 3. ein *Γησοριακὸν ἐπίνειον* nennt, wobei Hr. *Dederich* übersehen hat, dass Suidas *ἐπίνειον* nicht allein durch *παραθαλάσσιον χωρίον ἢ προσορμητήριον*, sondern auch durch *πόλισμα παραθαλάσσιον* erklärt, dass chon der Scholiast zu Thukydides I, 30., wo *Κυλλήνη*

τὸ Ἠλείων ἐπίνειον heisst, bemerkt, dass es eine Seestadt mit einem Hafen bezeichne: *Πόλισμα παραθαλάσσιον, ἔνθα τὰ νεώρια τῶν πόλεων, ὥσπερ ὁ Πειραιεὺς τῶν Ἀθηναίων, καὶ ἡ Νίσαια τῆς Μεγαρίδος· δύνασαι δὲ ἐπὶ παντὸς ἐμπορίου καὶ παραθαλασσίου χρήσασθαι τῷ ὀνόματι τούτῳ, ὃ νῦν οἱ πολλοὶ κατάβολον καλοῦσι.* Und für Stadt braucht es ja selbst immer Strabon, Ptolemäos III, 13, 3: *Αὐλὼν πόλις, ἐπίνειον*, III, 16, 6: [*Ἠλείας*] *Κυλλήνη, ἐπίνειον*, gerade wie bei Thukydides, ebendas. 9: *Τρίνασσος, ἐπίνειον*, ebendas. 13: [*Κορινθίας*] *Κεγχρεαί, ἐπίνειον*. Mithin ist II, 9, 3. [*Μορίνων*] *Γησοριακόν, ἐπίνειον* als Stadt zu fassen, wie Hr. *Dederich* schon aus VIII, 5, 6. sehen konnte, wo vorher lauter Städte genannt werden (*τὸ μὲν Αὐγουστόδουνον, τὸ δὲ Λούγδουνον*) und nun der Schriftsteller fortfährt: *Τῆς δὲ Βελγικῆς Γαλλίας τὸ μὲν Γησοριακὸν ἔχει τὴν μεγίστην ἡμέραν κ. τ. λ.* Hr. *Dederich* scheint den Ptolemäos gar nicht nachgeschlagen zu haben. Ebenso ist offenbar im Itinerarium Antonini bei den Worten: „Iter Britanniarum a Gessoriaco" eine Stadt gemeint und als Stadt bezeichnet auch die Peutingersche Tafel ihr verdorbenes Gesogiam. Von den Mauern der Stadt spricht endlich auch Eumenius Panegyricus Constantii c. 6: „Cepit oppressam Gesoriacensibus muris pertinacem tunc errore misero manum piraticae factionis." Hieraus ersieht man, dass der Name keineswegs, wie *Herm. Müller* glaubt, im dritten Jahrhundert verstummt. Aber was brauchen wir so tief in die Kaiserzeit vorwärts zu gehen. Wir wollen ja dem Leser nahe bringen, dass es bei Florus recht gut stehen könne. Das eben will Hr. *Dederich* nicht. Und doch sagt er S. 65: „Erst bei Suetonius (Claud. 17.) und bei Florus (I, 11, 8.) scheint Gesoriacum der Name einer Stadt zu sein, obgleich die Annahme nicht nothwendig ist." Nicht für die Zeit des Sueton spricht die bei ihm vorkommende Stelle, sondern für die des Kaiser Claudius, also nicht lange

nach Drusus. Claudius will nach Britannien, fährt von Ostia aus, wird bei den Stöchaden von einem Sturm befallen: „Quare a Massilia Gesoriacum usque pedestri itinere confecto inde transmisit.“ Also in der Zeit des Claudius bestand schon eine grosse Landstrasse von Massilia in gerader Richtung nach Gesoriacum, die beide Meere verband. Und bei Florus, (Hr. *Dederich* sagt: „Erst bei Florus“) der von der ältesten Zeit nach den Königen in Rom spricht, heisst es: „Idem tunc Faesulae, quod Carrae nuper, idem nemus Aricinum, quod Hercynius saltus, Fregellae, quod Gesoriacum, Tiberis, quod Euphrates.“ Vrgl. Jornandes regn. succ. c. 18. Offenbar redet er von seiner Zeit (unter Septimius Severus *) ?), wo der Euphrat die Grenze des römischen Reichs ist, wie früher der Tiber, Fregellae die Grenze, wie [neulich] Gesoriacum, (vielleicht wie *Herm. Müller* scharfsinnig das Wort herleitet, als wahre *γῆς ὅρια*) das nemus Aricinum die Stelle des hercynischen Waldes vertrat, wo Faesulae die Grenze war, wie neulich Carrae. Also bei demselben Florus, wo wir Gesoriacum als Stadt suchen, steht es, ja in beiden Stellen wird merkwürdiger Weise dicht dabei der Hercynische Wald genannt. Vom ersten bis zum sechsten Jahrhundert wird es in ununterbrochener Reihenfolge als einer der wichtigsten strategischen Punkte genannt. Und jenes Gesoniacum, das Hr. *Dederich* aus allzugrossem Patriotismus drüben sucht, nennt kein einziger alter Schriftsteller!

Diesen Punkt also, wo die gallische Seestrasse und Landstrasse zusammentreffen, der der wahre Schlüssel sowohl zu Britannien als zu Germanien war, diesen Hafen, bei dem die römischen Flotten vor Anker legten, wo sich

*) Vrgl. Genouille in der Gazette de l'instrüction publique 1846. No. 9. und Jenaische Litter.-Zeit. 1846. No. 135. Jedoch ist die ganze Frage über die Lebenszeit des Florus damit noch nicht abgeschlossen.

noch später ein Theil des Heeres von Carausius verschanzte, den aber Constantius durch einen ungeheuren Seedamm abschloss (Eumen. Panegyr. Constantii c. 6.), — diesen selben suchte schon Drusus zu befestigen. Nun sagen aber Schriftsteller, dass Gesoriacum später den Namen Bononia erhalten; Hr. *Dederich* meint also: Wie konnte Drusus dieselbe Stadt durch Brücken verbinden? Wo sollten die beiden Namen sowohl Bononia als Gesoriacum bei Florus herkommen? Das Auskunftsmittel ist sehr einfach. Gerade wie Bonn und Verona ursprünglich zwei getrennte nebeneinander liegende Städte waren, die später zu dem einen Bonn verschmolzen, und nun bloss den einen Namen fortan tragen: so waren vermuthlich Bononia und Gesoriacum zwei getrennte Städte, vielleicht auf beiden Seiten des Hafens liegend*), die eine eine griechisch-gallische, die andere eine keltisch-gallische Niederlassung, welche Drusus durch Brücken verband, und mit Flotten oder Schiffen festigte. Hier passen die Flotten, aber nicht nach Bonn auf den Rhein, wo nie ein Hafen, nie ein Ankerplatz war. Mitten im Feindeslande wird kein kluger Feldherr so auf den gefährlichsten Punkt sein Kostbarstes, die Schiffe, blossstellen. Nachdem schon unter Drusus jene beiden Städte Bononia und Gesoriacum verbunden worden, sind sie später ganz zusammengewachsen. Derselbe Eumenius, der in dem Panegyricus auf Constantius Chlorus noch die Gesoriacenses muri nennt, spricht in dem auf Constantin c. 5. von dem litus Bononiensis oppidi. Lupicinus kommt 360 n. Chr nach Bononia, und fährt mit den dort geholten Schiffen nach

---

*) Da ich keine Ortsanschauung von Boulogne habe, so muss ich mich begnügen, auf die Uferbildung zurückzugehen, wie sie Eumenius Panegyric. Constantini c. 5. und Ammianus Marcell. XXVII, 8, 6. beschreiben. Letzterer sagt: »Bononiae litus, quod a spatio controverso terrarum angustiis reciproci distinguitur maris.« Vrgl. auch Eumenius Panegyric. Constantii c. 6.

London (Ammian. Marcellin. XX, 1, 3.), ebenso der Feldherr Theodosius im J. 368 (ebend. XXVII, 8, 6.). Die Peutinger'sche Tafel nennt es Gesogiaco quod nunc Bononia und das gleich zu veröffentlichende Leydener Fragment schon Bolonia, woraus denn später der Name Boulogne oder Boulogne sur mer entstanden ist. Die Annalen Einhard's endlich erwähnen noch zum J. 811 (Pertz monum. I. p. 199.) Bononia als grossen Stationsplatz mit einem alten Leuchthurme: „Ipse autem [imperator] interea propter classem quam anno superiore fieri imperavit videndam, ad Bononiam civitatem maritimam, ubi eaedem naves congregatae erant, accessit farumque ibi ad navigantium cursus dirigendos antiquitus constitutam restauravit et in summitate eius nocturnum ignem accendit." Diess mein letztes Wort über die Stelle des Florus.

„De Romeinsche beelden en Gedenksteenen van Zeeland" hat Hr. Dr. *L. J. F. Janssen* Middelburg 1845. auf XIX schönen Tafeln mit einem entsprechenden Texte herausgegeben. Es ist vorzüglich die von allen deutschen oder keltischen Gottheiten in ihrem Wesen am Besten erkennbare Göttin Nehalennia, die uns auf diesen Denkmälern entgegentritt. Forcellini leitet sie vom Hebräischen נַחַל *nahal* d. h. Fluss ab. Näher liegen deutsche Wurzeln, wie *naha* (woher der Fluss Nahe seinen Namen hat) oder *aha* d. h. Wasser. Möglich wäre auch, dass der Stamm, der in *ναῦς*, navis steckt, hier zu Tage träte. Denn so viel bekunden die Denkmäler, dass sie eine Göttin der Schifffahrt ist, und zwar der Handelsschifffahrt. Sie setzt ihren Fuss in poseidonischer Stellung auf das Vordertheil eines Schiffes (Taf. X, XI, XIV.), sie wird mit Neptun verbunden (Taf. VII. VIII. X. XI.), sie wird verehrt *ob merces rite conservatas, ob meliores actus;* Früchte stehen in Körben ihr zur

Seite oder werden ihrem heiligen Schoosse anvertraut, Fruchtranken und Füllhörner erheben sich in ihrer Nähe. Sie begleitet der Hund als Symbol der Unterwelt. Aber ein nächtliches Geheimniss, dunkel wie die Tiefe des Meeres, umgibt ihren Dienst. Die Rückseite ihrer Altäre deckt ein heiliger, faltiger Schleier (Taf. VII. IX. XVI.), gerade so wie bei dem Altar der kapitolinischen Götter im hiesigen Museum (Centralmus. II, 11.), wo zu beiden Seiten der Kistophorus und der Opferknabe, der das Schwein trägt, (vrgl. Centralm. II, 8.) auf mystischen Dienst hinweisen. Eine Darstellung solcher Mysterienfeier am Rheine fehlt noch durchaus. Eine Zusammenstellung des rheinischen Mithrascultus wäre vor Allem wünschenswerth.

Bonn, den 28. Juni 1846. L. Lersch.

6. Ein Leidener Fragment.

E Cod. Leid. Voss. 96.

a.

IN PROVINTIIS GALLICANIS QVe
CIVITATeS S̄ METROPOLITANE
Prouintia lugdunensium. pma
habet ciuitates. IIII quarum. Me
tropolis ÷ Lugdunis. Cui sunt subiec
tę. Edua. id est augusti dun⁹. Lingo
nensis. Cabillonensis. Matisconen
sis. Prouintia lugduNensis scda·
habet ciuitates. VII. quarum Me
tropolis. ē Rotomgus; Cui sunt sub
iectę. Baiocas. Abrincantinum.
Ebroas. Saxis. Lexouium. Constn
tia. Prouintia lugdunensis. III
habet civitates. VIIII. quarum
Metropolis. ÷ Turonis; Cui sub
iectę sunt. Cenomannis. Redo
num. Andegauis. Nannetis. Co
risolitum. Venetum. Oximen
sis. Diablintum. ι. Carofes
Prouintia lugdunensis. IIII ha
bet ciuitates. VIII. quarum Me

tropolis. ē. Senonis. Cui s̄ subiec
te. Carnotum. Autisiodorus.
Neūnis. Treccis. Aurelianis. Pa
risius et Meldis.
Prouintia belgica. II. habet ciui
tates. XII. quarum metropolis. ē.
Remis. cui sunt subiectę. Suessio.
Catalaunis. Viromandus. Atraba
tum. Camarac⁹. Siluanectum. Bello
uagus. Abianis. Morian⁹. q̄ nc̄ Taruanē
sis dr̄. et bononia. quā nc̄ Boloniā
uocant. Prouintia belgic pm.
Metropolis. ē. Treueris
Cui subiectę. Mediomatricus id est
Metis et. Leucorꝫ. Tullo. et. Viri
dun⁹. Prouintia germnię prima.
habet ciuitates. IIII. quarum me
tropolis. ÷ Magontia. Cui s sub
iectę. Argentoratum. id. ē strat

b.

burg. Mēmettum. id est. Spira. Vangionū
id est. Warmatia. Prouintia germanię. II. ha
bet ciuitates. II. quarum metropolis. ē. A
gripina. id est colonia. cui subiecta. ē Tun
gris. Prouintia maxima sequanorꝫ habet
ciuitates. VIIII. quarū metropolis. ē. Veson
tionum. Cui s̄ subiectę Equestrium. Niua

*dun⁹. et Elueticorꝝ id ē. Aluetic⁹. et Basilien
sium. id. ē. Basila. ꝝ uindonense. et Argen
toriense. id. ē Argentoratum. et Ebredunē
se. ꝝ Rauracense. et Porte abucini.
Prouintia alpium cottiarum. ꝝ appoen
ninarum. habet ciuitates II. quarum
metropolis. ē. Centronium. id. ē. dranta
sia. cui subiecta. ē ciuitas. valensium.
id est Octodorus; Prouintia viennensium ha
bet ciuitates. XIIII. quarum metropo
lis. ē. Vienna. cui s subiecte ciuitates.
gennabansium. gratianopolitanorꝝ.
Albensium. que nunc dr. //////////////
Viuaria. Dotensium. Valentinorꝝ. Tri
gastinorꝝ. Vasiensium. Arausicorꝝ. Car
pentoratensium. que nc̄. dr̄. Vindeisca
Cabellicorꝝ. Auenticorꝝ. Arelatensium.
et. Massiliensium; Prouintia aquitanie
pma habet ciuitates. VIII quarū
metropolis ē. Biturigum. Cui sunt
subiecte. Arūn⁹. Ruten⁹. Albigen
sis. Cadurc⁹. Lemouicum. Gabalum.
Vellauorꝝ.*

L. Lersch *)

---

*) Die Erläuterungen zu diesem Fragmente gedenke ich im nächsten Hefte zu liefern.

II. Monumente.

1. Amazonen-Torso zu Trier.

(S. die Abb. Taf. V. Fig. 1.)

Endlich ist einmal wieder aus dem Schoosse der römischen Augusta ein Sculpturbild von höherem Kunstwerth emporgebracht worden. Während die grosse Mehrzahl der seither aufgefundenen, in dem Museum der Gesellschaft f. n. F. aufbewahrten Gebilde aus Sandstein oder Jura-Oolith durch mangelhafte, oft rohe Ausführung, bei anerkennungswerther Poesie der Erfindung, den Charakter blosser Local-Sculpturen an sich trägt, sehen wir hier ein Marmorbild von höherer plastischer Vollendung, welches als Nachahmung eines hellenischen Musterwerks erscheint.

Freilich nur ein Fragment. Es ist der Torso einer weiblichen Figur [1]) von etwas mehr als menschlicher Grösse, mit einem ärmellosen Chiton in halbgedoppeltem Ueberschlage (Hemidiploidion) bekleidet, welcher von einem Gürtel umschlossen wird (S. Fig. 1, a). Die linke Schulter und der linke Busen sind entblösst. An der linken Seite ist ein mit Epheugewinden verzierter Köcher und unter demselben der Rest eines Bogens ersichtlich — beide durch Queer-Riemen befestigt, welche mit dem über der rechten Schulter getragenen, überall mit Nägeln besetzten Tragbande verbunden sind. Sowol die nackten Partien dieses Torso wie die Draperie des Gewandes sind mit künstleri-

1) Die Höhe des Torso beträgt 2 Fuss 5 Zoll, Par. M. Der Stoff ist harter, grosskörniger, glänzender Marmor (Grechetto?).

scher Virtuosität und bis ins Kleinste bemerklicher Sorgfalt ausgeführt.

Von dem Kopf der Figur scheint ein abgetrennter Rest in einem, unweit des Torso ausgegrabenen, aus demselben Stoffe bestehenden Bruchstück erhalten zu sein: die rechte Gesichtshälfte und Schläfe eines ernstschauenden Frauenantlitzes, mit kurzgelocktem, von einer Binde umwundenem Haar (s. Fig. 1, b). Ferner sind, ebenfalls in der Nähe unsers Torso, und durch Gleichartigkeit des Materials und der Arbeit demselben angehörend, die linke Hand[1]), und einige Fragmente der Arme und Beine gefunden worden.

Die Bedeutung dieses verstümmelten Marmorbildes tritt bei näherer Betrachtung hervor: Es ist das Bild einer Amazone; wie schon aus dem Gesammteindruck der kräftig-schönen Formen, der leichtumhüllenden dorischen Gewandung und entblössten linken Brust (auch der rechte Busen ist unter dem Gewande, nach Künstlerbrauch[2]), in voller Rundung gebildet), und aus den Attributen des Bogens und des, an der Seite getragenen, flachgeformten Köchers erhellen dürfte, wenn gleich in der bedauerlichen Verstümmelung unsers Torso weder von der halbmondförmigen Pelta, noch von der amazonischen Streitaxt — jenen zwar oft, doch nicht immer[3]), den Amazonen beigegebe-

---

1) Die Fingerspitzen sind abgebrochen, der Daumen und die zwei kleinern Finger gekrümmt, die beiden Mittelfinger ausgestreckt. Die Stümpfe der Finger zeigen in den an den Brüchen ersichtlichen Einbohrungen augenscheinliche Spuren einer ehmaligen Restauration.

2) »Die Kunst der Alten verräth uns nichts von einer fehlenden Brust; vielmehr zeichnen sich die Amazonen gerade durch zwei vollaufgeschwollne Brüste aus.« *Gruber*, Wörterb. der altclass. Mythol. I, S. 266.

3) S. darüber *Gruber* in d. a. W., und die Abbildungen der Amazonen-Denkmale.

nen Waffen — eine Spur sich zeigt. Auch das vorbeschriebene Kopf-Stück (s. Fig. I, b) trägt durch Gesichtausdruck [1]) und Haartracht [2]) zur Bestätigung dieser Auffassung bei. Endlich ist auch noch des, schon obenbemerkten, Tragbandes zu gedenken, welches durch augenscheinlich bezweckte Darstellung metallischer Plattierung nicht sowohl als ein blosser Jagdriemen, wie als kriegerisches Wehrgehänge erscheint.

Aber noch eine weitre Beziehung drängt sich bei der Betrachtung unsers Amazonen-Torso auf. Es ist nicht zu verkennen, dass derselbe in Form und Haltung, wie in den wesentlichsten Einzelheiten, eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit der berühmten Amazonen-Statue im Vatican (der sogenannten Matteischen Amazone [3])) darbietet, so dass er als eine Nachbildung der letztern erscheint. Ausser der Identität des Costums und der gleichartigen Haltung der Attribute (Bogen-Köcher), tritt jene Uebereinstimmung noch ganz besonders in dem Moment der Arm-Richtung hervor. Zwar ist an unserm Torso der rechte Arm bis auf die Achsel ausgebrochen und von dem linken nur der obre Stumpf, nebst einer genau sich anschmiegen-

1) »Von den Nymphen der Artemis unterschied sie die bildende Kunst durch die Thracische Tartsche, ein ernstes Auge und hohe Selbstgenügsamkeit, wie sie Heroinen ziemt.« *Gruber* i. a. W., S. 266.

2) S. die Abbildungen der Amazonen auf Denkmälern, insbesondre das Fries-Relief von Phigalia (*C. O. Müller* und *C. Oesterley*, Denkm. d. a. Kunst, I, H. 2, Taf. 28, Nro. 123) und die Abb. bei *Millin*, Gal. Myth. CLIX, fig. 595; CLXI, fig. 592, 593 etc, Mehrere dieser Amazonen tragen Haarbinden. — Die vaticanische und die (verwundete) capitolinische Amazone sind mit leichtgeringeltem Haar, doch ohne Binde, dargestellt.

3) S. die Abbildung derselben bei *O. Müller*, Denkm. d. a. K., I, H. 3, Taf. 31, Nro. 138, a. Auch bei *Millin*, G. M., CXXXVIII, fig. 496, etc.

den Fortsetzung, erhalten, allein die Richtung beider in der Hauptsache deshalb nicht minder gewiss: Offenbar war der erstre, wie bei der Matteischen Amazone (deren untre Armtheile neuere Ergänzungen sind), über den Kopf erhoben — was schon aus dem hochemporgezogenen rechten Busen folgt [1] — der andre, so wie bei jener, zur linken Seite herabgesenkt.

Wir glauben daher unser Bild, wenn auch nicht als durchgängige Copie [2], doch als eine der Nachahmungen jener vaticanischen Statue bezeichnen zu dürfen, deren mehrere, in Einzelheiten variierend [3], auf unsre Zeit gekommen sind, und deren gemeinsames Prototyp — nach *Welcker* [4] — in einer der fünf ephesischen Erzstatuen — am wahrscheinlichsten in der Amazone des Polyklet oder derjenigen des Phidias — zu suchen ist.

Indessen dürfte aus unsrer Figur in ihren dermaligen Resten (da sie, wie die ihr verwandten Gebilde, von Arm-Zerstückung [5]) betroffen ward) kein näherer Aufschluss

---

1) Zwei zusammenpassende Arm-Bruchstücke, welche, obgleich nicht unmittelbar dem Bruch des Torso sich anschliessend (da das verbindende Stück ausgefallen ist), doch augenscheinlich dem rechten Arm unsrer Figur angehören, gereichen zu weitrer Bestätigung (S. Fig. I, c). Bemerkenswerth ist hier ein oberhalb des Elnbogens ersichtlicher Rest eines Armringes, welcher, obgleich unsrer Figur eigenthümlich, doch nicht als unvereinbar mit amazonischer Darstellung erscheinen kann.

2) Ueber die zahlreichen Copien und Nachbildungen der Matteischen Amazone s. *C. O. Müller*, Handb. d. Arch. d. K., § 121, Anm. 2; und *Welcker*, Akadem. Kunstmus. zu Bonn, Nro. 79, die Matteische Amazone, S. 63—66.

3) S. *Welcker* l. d. a. W., S. 65.

4) *Welcker* l. a. W., S. 63.

5) »An dem nicht minder vortrefflichen capitolinischen Exemplar sind die Beine erhalten, nur das linke Knie ergänzt, neu aber auch hier beide Arme mit dem Bogen.... Dagegen ist eine Barberinische

über die eigentliche Actions-Idee jenes gefeierten Heroinenbildes zu gewinnen sein, welche, nach *Welcker*, noch immer ein Räthsel bleibt.

Möglich, dass bei fortgesetzter Nachgrabung an der Fundstätte unsers Bildes noch einige weitere Bruchstücke [1]) zu Tage kommen und dadurch eine Restauration des Ganzen gesichert wird; doch dürfte schon für sich unser Torso, als ein wahrhaftes Kunstwerk (wenn auch erst in der Zeit Hadrians [2]) entstanden) selbst in einem der grössern Antiken-Museen einen Platz mit Ehren füllen. Jedenfalls ist derselbe eine der Hauptzierden unsrer archäologischen Sammlung und um so höher zu schätzen, da er, aus unserm Boden erstanden, als plastischer Beleg die Pracht und künstlerische Schmückung der treverischen Kaiserstadt [3]) bezeugt.

Der Torso nebst den bemerkten kleinern Fragmenten ist im vergangenen Winter aus den Ruinen des grossen, von *Ortelius*, *Brover* und *Al. Wiltheim* [4]) beschriebenen

---

Replik jetzt auch im Vatican, auch aus dem harten parischen Marmor, und seit 1837 edirt im Mus. Chiaramonti, II, 18. Der Herausgeber rühmt deren ungemeine Erhaltung bis in die Accessorien. Durch *Gerhard* aber wissen wir, dass der linke Arm, so wie der über das Haupt erhobene rechte, neu ist.« *Welcker* a. a. O. S. 65 und 66.

1) Ausser den vorbeschriebenen Resten sind noch ein paar, sehr unförmliche Fragmente vorhanden, welche dem Fussgestell der Statue angehört zu haben scheinen und die Vorstellung einer, zu den Füssen der Amazone gebildeten Thierfigur erwecken könnten; was aber bei dem geringen Umfang und der starken Beschädigung jener Stücke als völlig unsichre Vermuthung erscheinen muss.

2) Die Arbeit der Haare und die fast übergenaue Ausführung des Details scheinen auf das zweite Jahrhundert zu deuten.

3) »Treviri, domicilium Principum clarum.« Amm. Marc. XV, 11.

4) S. *Al. Wilthemii* Luxemb. Rom. pag. 182—139. Schon früher wurde aus diesen Ruinen, nebst vielen Marmortafeln, Säulenca-

Römerbau's hervorgezogen worden, dessen massenhaftes Gemäuer noch jetzt in beträchtlicher Ausdehnung unter den Gartenfeldern der Vorstadt St. Barbara sich erstreckt, und woraus für die archäologische Forschung ein fernerer Gewinn zu hoffen steht[1].

Trier. **W. Chassot v. Florencourt.**

---

pitellen etc. eine Statue von gleichem Stoffe und ähnlicher Grösse als die unsrige hervorgezogen, aber nach Paris verschleppt (»Ad extremum eruta statua togata Pario ex marmore, humana magnitudine paulo altior, quam ob artificium Parisios mitti placuit.« *Al. Wilth.* l. l.).

1) Bei fernerem Nachgraben wurden später auch ausser einer Masse römischen Baumaterials sehr viele viereckig geschnittene Marmorplatten, die zur Austäfelung des Bodens und der Wände dienten, nebst einer Säule aus bläulichem Marmor herausgefördert.

Wenn schon die bis jetzt an's Licht gekommenen Denkmäler zu der Annahme berechtigen, dass einst ein Bau von ungewöhnlicher Pracht an diesem Orte gestanden haben müsse; so wird Dies noch wahrscheinlicher durch die Nachrichten über sehr bedeutende Alterthumsreste, die noch im 17. Jahrhundert in derselben Gegend vorhanden waren; damals wurden diese Denkmale, nachdem sie im J. 1519 den Donnerbüchsen Kaiser Maximilians kräftig Trotz geboten, auf Verfügung der Jesuiten, die sie mit den anstossenden Grundstücken gekauft hatten, gesprengt, und Alles dem Boden gleich gemacht; die Steine wurden als Baumaterial benutzt. Auch noch in unserem Jahrhunderte wurden zu verschiedenen Malen bei zufälligen Aufgrabungen zahlreiche Alterthumsreste hier aufgefunden, und alte Sagen setzen mehre der vorzüglichsten Bauten aus der Römerzeit, wie den Triumphbogen Gratians und Valentinians, den Pallast Gratians, einen mit Nischen und Statuen verzierten hohen Thurm, ein Centumannum, wie mehre Chronisten glauben, eben in diese Gegend. Es ist daher schon in früheren Zeiten öfters bedauert worden, dass man verschiedener Umstände wegen den zu Tage gekommenen Spuren nicht hatte folgen können; gegenwärtig dürfen wir viele wichtige Aufklärungen über diese noch im Schoosse der Erde verborgenen bedeutungsvollen Reste erwarten, indem Seine Majestät der König vor Kurzem den Ankauf der Grundstücke, auf denen sich die Ueberreste finden, zum Zwecke fernerer Nachgrabungen huldvollst zu genehmigen geruht haben. Emmerich. Dr. Schneider.

2. Diana, die Jägerin, unter den Buchen.

(Reliefbild in Jura-Oolith. Höhe: 2' 6": Breite: 1' 6".)

S. die Abbildung, Taf. VI, 1.

Die Feier der Wald- und Jagd-Göttin Diana war in dem wälderreichen treverischen Gebiet bis in die späteste Zeit der Römerherrschaft im Schwung, und nur mit Mühe gelang es den Nacheiferern des H. Martinus, jenen tief eingewurzelten Cultus endlich auszurotten.[1]) Unter den bildlichen Ueberresten desselben verdient das obenbezeichnete Reliefbild bemerkt zu werden, welches zu Clüsserath eingemauert war. Schon *Al. Wiltheim* hat dieses Bildes erwähnt[2]) und auch eine — jedoch ungenaue und verzerrte — Abbildung desselben geliefert. Das Original wurde vor kurzem wieder aufgefunden und durch die Fürsorge eines patriotischen Alterthumsfreundes[3]) dem Museum zu Trier erworben:

Diana Venatrix, die Herrin der Wälder und Schluchten, ist hier im Moment der Ruhe — als Feiernde, nicht aber ermattet Rastende — dargestellt; die ewige Spann-

---

1) S. darüber u. a. *Al. Wiltheim*, Luxemb. Roman., pag. 42, 43.

2) Die Erwähnung *Wiltheim's* (in dem vorang. Werke, pag. 43) beschränkt sich auf die Worte: „Hic interim Trevirensem aram auctarii vice accipe et in ea stantem Dianam inter dicatos ei fagos. Visitur vico Clusoredo, altero sub Augusta Civitate milliari, ubi extrema vici clivus occupat, Mosellam despectans, aediculae D. Michaelis muro postico inserta, hac specie (Vide fig. 16)." Die vorbezeichnete Abbildung ist — wie sämmtliche Abbildungen in dem, übrigens werthvollen, Wiltheimschen Werk — ungetreue Caricatur.

3) Des Herrn Pastor *Ackermann* zu Longnich.

kraft göttlicher Jugend schliesst die Schwächen irdischer Abmüdung aus.[4])

Die schlanke Gestalt der jungfräulichen Göttin steht, in üblicher Bekleidung, inmitten zweier Baumstämme (die wir, nach den ersichtlichen Blätter-Formen, getrost als Buchen bezeichnen dürfen) — auf den rechten Fuss gestützt, den linken halbschwebend vorübergeschlagen, und mit dem linken Arm an einen der vorerwähnten Baumstämme leicht angelehnt. In der linken Hand den Bogen, in der Rechten einen Pfeil empor-haltend, erscheint sie, zwar feiernd, doch augenblicklich bereit, ihr sichres Geschoss wider die Unthiere des Waldes zu entsenden. (Wir dürfen bei diesem, am Eingang der Thalschlucht der Salm gefundenen Votivbild an die heerdenfeindlichen, noch jetzt nicht völlig vertilgten, Eifel-Wölfe denken.) Zu den Füssen der Göttin sind, als untergeordnete Trabanten, ein heiliger Hirsch (*ἔλαφος κεῤόεσσα?*) und ein Jagdhund gruppirt.

Die Intentionen des Bildners sind anerkennungswerth, und auch die Ausführung ist — im Vergleich mit andern unsrer Local-Sculpturen — vorzüglich zu nennen.

Der Kopf der Hauptfigur ist verstümmelt, das Uebrige wohl erhalten. Das Bild war früher in der Wand einer Capelle eingemauert und soll von dem Landvolk für eine Darstellung des h. Hubertus gehalten worden sein.

Trier. **W. Chassot v. Florencourt.**

---

4) Das Reliefbild eines schlummernden Jägers im Museum Capitolinum wird als vorzüglich gerühmt. (S. *Olfr. Müller*, Handb. d. A. d. K., S. 690). Darstellungen einer ermüdet hingestreckten Diana dürften, bei allen sonstigen Anthropomorphismen Hellenischer Göttergestaltung, wohl niemals vorgekommen sein. (S. übrigens *Olfr. Müller*, im angef. W., S. 582, Anm. 1.)

3. Isis und ihr heiliges Schiff.

Elfenbeinrelief im Aachner Münster,

Ἐγώ εἰμι μήτηρ Ὥρου τοῦ βασιλέως.
Ἐγώ εἰμι ἡ ἐν τῷ ἄστρῳ τῷ κυνὶ ἐπιτέλλουσα.
Ἐμοὶ Βούβαστος ἡ πόλις ᾠκοδομήθη.
Χαῖρε, χαῖρε, Αἴγυπτε, ἡ θρέψασά με.

Sechs Elfenbeintafeln schmücken den von Heinrich II. dem Aachener Münster geschenkten mit Goldblech umkleideten, mit kostbaren Edelsteinen gezierten Evangelienstuhl. Sie haben alle ungefähr die Form eines ausgehöhlten Halbcylinders und weichen in Höhe und Breite nur um einen bis zwei Zoll ab. Vier von diesen Darstellungen beziehen sich auf antike Gegenstände, zwei auf entschieden christliche. Die letztern führen uns im starren byzantinischen Styl den Ritter Georg und den h. Christophorus vor, von den erstern zwei Dionysos in der Weinlaube in der Stellung des Apollino; die dritte zwei Nerejden von Ichthyokentauren getragen, von durchaus mangelhafter Composition und höchst barbarischer Zeichnung. Die vierte enthält die zu besprechende und Taf. VII. in der Grösse des Originals abgebildete Darstellung, die sich vor den übrigen durch schöne Zeichnung namentlich in der Hauptfigur, durch ein reines Formgefühl, eine höchst geschickte Gewandung und einen Reichthum von Attributen auszeichnet, die dem Erklärer eine weitere Pflicht der Ausdeutung auflegen. Sind wir bei den Nereiden sicher, ein mittelalterliches Werk vor uns zu sehen, enthalten die beiden Dionysos noch ganz antike Motive: so neigt sich bei unserer Darstellung die Ansicht dahin, dass wir hier ein echt antikes Werk vor

uns sehen, und wir würden diese Ansicht für vollkommen zuverlässig ansehen, wären die beigefügten Nebenfiguren ebenso schön und charakteristisch gearbeitet, wie das Hauptbild, legten nicht die langgezogenen Hände und die ganze Anordnung der Nebenfiguren uns doch die Pflicht gegründeten Zweifels auf. Am Sichersten werden wir gehen, wenn wir das Werk für eine geschickte Nachbildung einer der Isisdarstellungen ansehen, die in den römischen Kaiserzeiten mit ihrem Cultus*) das Reich überschwemmt hatten, aber einer Darstellung, in der noch ein Hauch des griechischen Geistes lebt. Der erste Blick würde uns an eine Demeter denken lassen — darauf würden uns die vollen ausgebildeten Körperformen führen, der Polos, der ihr Haupt deckt, die Aehren, die zu ihrer Linken hervorsprossen, auch wohl die Schlange — wenn wir nicht wüssten, dass Isis frühzeitig von den Alten mit Demeter verwechselt worden ist. Als solche bezeichnet sie schon Herodot II, 59: Ἶσις δέ ἐστι κατὰ τὴν Ἑλλήνων γλῶσσαν Δημήτηρ., Diodor I, 14. vergleicht sie mit der Demeter Thesmophoros, er berichtet I, 25., dass Einige sie für Demeter, Andere für die Thesmophoros, hinwiederum Andere für die Selene, für die Hora ausgäben, ja Manche sie mit allen diesen Namen bezeichneten, und auch Apollodor II, 1, 3. nebst Andern hält Demeter und Isis für dieselben Gottheiten. Bei Apuleius Metam. XI, 5. sagt sie: „Me Eleusinii vetustam deam Cererem nominant.“ Es kommt hier nicht darauf an, zu untersuchen, in wiefern diese Vergleichung gegründet ist, ob das wunderbar veränderliche Wesen der Isis sich in allen Einzelheiten mit der griechischen Demeter zusammenstellen lässt — nur das ist

*) Ueber den Isiscultus in Rom vrgl. *Urlichs* in der Beschreibung der Stadt Rom III, 3. S. 117. *Preller* Regionen der Stadt Rom Jena 1846. S. 123. *Georgii* in *Pauly's* Real-Encyclop. III. S. 289 *Matthiä* in *Ersch* und *Grubers* Allgem. Encyclopädie S. 433.

hervorzuheben, dass es für den griechischen Künstler, sobald er die Isis bilden wollte, kein anderes Mittel gab, als das Mütterliche, Empfangende, Gebärende der *Γῆ μήτηρ*, in seine Vorstellung aufzunehmen und mit den betreffenden Attributen zu versehen. Es ist daher nicht so sehr ein junonischer Charakter, wie man ihn wohl zu nennen pflegt, der sich in den Isisbildern wiederfindet, nicht jener Stolz einer selbstbewussten Majestät, einer einherschreitenden Himmelskönigin, als vielmehr die reife Fülle und das Weiche einer pflegenden Mutter, die sorgsame Innigkeit der trauernden Demeter. Wie aber Demeter sich zur Tyche oder Fortuna verhält, so wird auch Isis nicht selten mit den Attributen der Letztern versehen, und hat, wie diese und wie die Ceres Pharia, die Obhut der Meerfahrt, des Schiffs und besonders des Segels.

Kehren wir von dieser allgemeinen Betrachtung zu der des vorliegenden Bildes zurück, so erblicken wir eine mütterliche weibliche Gestalt im langen bis auf die Knöchel herunterfallenden faltenreichen an allen Enden mit einem Saume besetzten Chiton, dessen Falten mit einer gewissen Regelmässigkeit eine nicht ungefällige Abwechslung verbinden und besonders im rechten etwas vortretenden Beine die Körperformen durchscheinen lassen, ferner mit einem darüber geworfenen gegürteten Hemidiploidion, in dessen Falten, welche die Fülle des schönen Busens erkennen lassen, sich dasselbe System einer absichtsvollen mannichfaltigen Regelmässigkeit oder regelmässigen Mannichfaltigkeit kundgibt. Spitze Schuhe decken ihren Fuss. Auf breitem Halse erhebt sich ein schöner etwas nach der Rechten des Beschauers gewendeter Kopf von vollen Formen, mit grossen Augen, kleinem etwas geöffneten Munde, mässigen Ohren, die mit dicken Gehängen geschmückt sind, sehr kleiner aber ergänzter Nase und einem starken in der Mitte gescheitelten Haarwuchse, der zu beiden Sei-

ten der Brust in dreifachen Locken herunterfällt, wie wir das auf sehr alten oder archaistischen griechischen Werken der besten Zeit*) häufig vorfinden. Das lockige Haupt der Isis feiert auch Apuleius Metamorph. XI, 37: „Iam primum crines uberrimi prolixique et sensim intorti, per divina colla passive dispersi, molliter defluebant.“ Die Locken (πλόκαμοι) der Isis bewahrten und zeigten die Bewohner von Memphis als h. Reliquie auf, wie Lukian (adv. indoct. §. 14.) bezeugt, und eine Frucht dieses Namens erwähnt Plinius N. H. XIII, 52: „Iuba tradit, circa Troglodytarum insulas fruticem in alto vocari Isidis crinem, corallis similem, sine foliis.“ Das Haupt der Göttin deckt in Form eines durchbrochenen Korbes der h. Polos. In ähnlicher Weise hat eine Isisbüste bei *Sonnini* (voyage dans la haute et la basse Egypte Tom. II. pl. 14.) die ebenfalls mit vollen Formen versehen und mit lang herunterhängenden Locken geschmückt ist, den Modius auf dem Kopfe; nur ist dort der Halbmond als Schild beigefügt.

Gehen wir auf die eigentlichen Attribute unseres Bildes über, so hält Isis in jeder Hand ein eigenthümliches. Das in ihrer linken Hand befindliche mag wieder mit ihrer Ausdeutung als Demeter oder Tyche bei den Griechen zusammenhängen. Es ist das Füllhorn. So erscheint Isis mit den Attributen der Fortuna, wie *Georgii* in *Pauly's* Real-Encycl. S. 287. bemerkt, in *Winckelmann's* Werken

---

*) So der Apollon Philesios des Kanachos in *Müllers* Denkmäl. a. K. IV, 21., der Apollon der Dresdener Basis ebendas. XI, 41., Hermes auf dem dreiseitigen borghesischen Altar mit den zwölf Göttern XII, 44., ebendas. 48, die Chariten, ferner Apollon, Artemis und Leto auf den s. g. choregischen Denkmalen im Louvre. XIII, 46., fünf Götter auf dem capitolinischen Tempelbrunnen bei *Winckelmann* M. I. Nro. 5. u. s. w. Ebenso ist die Isis gelockt auf der alexandrin Münze des Antoninus bei *Zoega* Num. Aeg. Tab. X, 5. Seltsam gelockt ist Isis in der Statue Mus. Capit. Tom. III, 81.

Dresden 1820. III, 107., auf einer Münze der Julia Mammäa sehen wir sie mit dem Füllhorn in der Rechten, in einem andern Bildwerke (*Cuper* Harpocrat. p. 38.) mit dem Füllhorn in der Linken, gerade wie bei unserm Bilde, mit dem Steuerruder in der Rechten, die von einer Schlange umwunden wird. Auf einem Relief der Villa Mattei (Monum. Matth. III. Tab. XXV, 1.) hat sie das Füllhorn in der Rechten, Aehren in der Linken. Vrgl. Mus. Capitol. Tom. III, 80.

Aber ein blosses Füllhorn ist es in der Hand unserer Isis nicht geblieben. Aus muschelförmig gebildeter, nach Unten zu spitz zulaufender Unterlage erhebt sich ein rundes Kapellchen; denn für rund werden wir es trotz der acht gewundenen korinthischen Säulen schon des kuppelförmigen gereifelten Daches wegen halten müssen, aus dessen statt eines Pinienapfels trichterförmig sich erweiternden Spitze ein heiliger Vogel mit ausgebreiteten Schwingen emporsteigt. In diesem Kapellchen erblicken wir in nachdenkender Stellung, die linke Hand an die Wange, den Arm auf das linke Knie gestützt, die rechte Hand an dasselbe gelegt, die Beine auseinanderhaltend, die Füsse mit den Knöcheln zusammengestellt eine Knabenfigur, die wir unbedenklich für Horos (Harpokrates) erklären. Der Sage nach (Herodot II, 144. Diodor Sic. I, 21. Plutarch de Is. et Osir. c. 38.) ist er Sohn der Isis und des Osiris. Noch Knabe, da Typhon den Osiris erschlägt, ist er bestimmt, die Ermordung des Letztern durch Jenen zu rächen. Die Kunst hat sich des Horos, den die Griechen oft mit Apollon vergleichen, vielfach bemächtigt. Isis erscheint daher mit Horos in einem Bildwerke von schwarzem Granit im Museo Pio-Clementino (*Gerhard* und *Platner* Beschreibung der Stadt Rom. II, 2. S. 247.), ferner auf ägyptischen Kunstwerken den Horos säugend (Descript. de l'Egypte. Tom. I pl. 22. Nro. 2. 3. 4. 5. nach den Sculp-

turen von Philä, ebendas. I. ch. VIII. pl. 93. Fig. 3.). In einer Bronze des Leydener Museums (*Leemans* monum. Egypt. de musée des antiq. d. pays bas. Tom. II. Leide 1840. pl. IX. Nro. 672.) sitzt sie den Horos säugend auf einem auf zwei Sphinxen ruhenden Stuhle; Modius und mächtige Hörner, welche die Kugel halten, zieren ihr Haupt, vor ihren Füssen kniet eine kleine kauernde Figur; auf andern Denkmälern desselben Museums Nro. 673 — 849. 1053, c. aus Erz, Basalt, Marmor, Holz u. s. w., in einer zweifelhaften Terracotte des Leydener Museums (*Leemans* monum. Egypt. Tom. II. pl. XVII. Nro. 1437.) finden wir die Göttin in derselben Beschäftigung, aus Alabaster und Erz im Museum des Collegium Romanum und des Grafen *Caylus* (*Winckelmann* VII, 352. VII, 451. III, 141.) ebenso auf einem Carneol von griechisch-römischer Arbeit (*Vogel* Relig. der alten Aegypter und Griechen. Nürnberg 1793. Taf. II.), auf welcher Gemme Isis, wie auf unserm Bildwerke, geleckt ist. Eine ganze Reihe von alexandrinischen Münzen des Antoninus, des Marc Aurel u. s. w. stellt die Göttin Mutterpflichten übend dar (*Zoega* Num. Aegypt. Tab. X, 1. XII, 2. 9. XIII, 8. 11. u. s. w.). Vrgl. *Wilkinson* manners and customs of the anc. Egypt. Pl. 35, a.

Auf der Spitze dieser runden Kapelle erblicken wir einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, den wir schon wegen des eigenthümlichen Schnabels für einen Adler zu halten uns bedenken würden. Mit Rücksicht auf Horos werden wir keinen Anstand nehmen, ihn für den Habicht zu erklären, welcher diesem Gotte heilig war. Vrgl. Euseb. Praepar. Evang. III, 12. Aelian H. A. VII, 9. X, 14. Horapoll. I, 2. 6. 8. So hat schon *Leemans* in diesen Jahrb. VII. S. 79. den Horus Pabeci Filius einer Kölner Inschrift richtig so gedeutet, dass Pabec aus dem Artikel Pa und Bec Habicht bestehe. So hiess, wie *Georgii* in *Pauly's* Real-Encyklop. S. 1513. anführt, die dem Horos

geweihte Stadt Apollinopolis (Euseb. Pr. Evang. III, 11.) bei Straben (XVII. p. 562.) die Stadt der Habichte. Dieser ihm geheiligte Vogel bedeutet, wie derselbe bemerkt, die Sonnenhöhe im Sommersolstitium (Clem. Alex. Stromat. V, 7.). Auf dem Relief eines runden aegyptischen Tempels im vaticanischen Museum ist übrigens in gleicher Weise ein Ibis zu erkennen. Vrgl. *Gerhard* und *Platner* in der Beschreibung der Stadt Rom. II, 2. S. 19.

Ueber diesem Kapellchen schweben zwei geflügelte Knaben, von denen der Eine eine Flöte bläst, der Andere vielleicht zwei Klappern oder Cymbeln zusammenschlägt, unter dem Tempel steht auf einer Console einer mit einem Vogel*), ein vierter unter dem Arme der Göttin bläst ebenfalls eine Doppelflöte, die aber mit weiten Oeffnungen versehen zu sein scheint, und zu unterst sehen wir eine Bacchantin mit fliegendem Chiton und Hemidiploidion die Arme auseinandergereckt sich im wilden Tanze zu jener rauschenden Musik bewegen. (Auch bei dem Bubastisfest, das uns Herodot II, 60. als ein ägyptisches schildert, klappern die Weiber, *αἱ μέν τινες τῶν γυναικῶν κρόταλα ἔχουσαι κροταλίζουσι*, die Männer spielen die Flöte (*οἱ δὲ αὐλέουσι*) und die übrigen Männer und Frauen singen und schlagen in die Hände. In den Städten, wohin sie kommen, wird getanzt.) An ihrer Seite sprosst zur Versinnlichung des in Isis dargestellten nährenden Naturlebens eine noch erkennbare Aehre, die bis an das Dach der Horuskapelle reicht. Vrgl. Tertullian de corona militis c. 6: „Si et Leonis Aegyptii scripta evolvas, prima Isis repertas spicas capite circumtulit, rem magis ventris.“ Auch in der Kunst sind ihr solche Aehren nicht selten beigegeben.

Ehe wir auf das zweite Emblem, das die Göttin in

*) Auf den Malereien des pompejanischen Isistempels fand man ebenfalls Ibis und kleine Vögel, Priester mit Palmen und Aehren. Ebendaselbst wurde eine Statue des Horos ausgegraben.

der Rechten trägt, das h. Schiff übergehen, sind zuvörderst noch die Beigaben dieser Seite zu betrachten. Der Bacchantin entsprechend sehen wir hier einen mit Thierfüssen, Thierohren, kleinen Hörnern und spitzem Barte versehenen Pan, der die Töne seiner siebenröhrigen Syrinx mit der rauschenden Musik der geflügelten Knaben vereinigt. Nach Diodor I, 18. nimmt Osiris bei seinem Zuge durch verschiedene Völker den Pan mit: *Παραλαβεῖν δ' ἐπὶ τὴν στρατείαν καὶ τὸν Πᾶνα, διαφερόντως ὑπὸ τῶν Αἰγυπτίων τιμώμενον· τούτῳ γὰρ τοὺς ἐγχωρίους οὐ μόνον ἀγάλματα πεποιηκέναι κατὰ πᾶν ἱερόν, ἀλλὰ καὶ πόλιν ἐπώνυμον κατὰ τὴν Θηβαΐδα, καλουμένην μὲν ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων Χεμμώ, μεθερμηνευομένην δὲ Πανὸς πόλιν.* Satyre sind in seiner Begleitung. Pane und Satyre erwähnt auch Plutarch (de Is. et Osir. c. 14.) als Theilnehmer am Schmerze der Isis beim Tode des Osiris. Zu Pans Füssen sitzt ein Hund, der zur Göttin aufblickend die vordere linke Klaue emporhebt. Auch nach Aelian H. A. X, 45. V, 45. hat sie Hunde in ihrer Begleitung; ihr gewidmet ist das Gestirn des Hundes. Vrgl. Diodor. I, 27. Um den rechten Arm des Pan windet sich zuletzt eine mit Mähnen versehene Schlange. *Georgii* bemerkt in *Pauly's* Real-Encykl. S. 282. f. darüber Folgendes: „Auf diese Bedeutung als vegetative, sich stets verjüngende (Phurnut 33.) Kraft des Bodens weisen auch die chthonischen Schlangen (vgl. Herod. I, 78. Artemid. II, 13. *Preller* Demeter S. 311. *Voss* myth. Briefe II, 143.), die ihr, wie der Demeter, beigegeben werden (vgl. *Creuzer* Symb. I. S. 311 u. öft. Ovid. Met. IX, 691.) als Kopfschmuck Aelian Anim. X, 31. Apulei. Met. XI. p. 240. Val. Flacc. Arg. I, 4., ein Isis und Serapisbild in eine Schlange endigend auf einer Münze Iulians, *Cuper* Harp. p. 37. Coll. 59. 61., auf einer Münze Trajans zwei Schlangen mit Bart und Krone, auf einem Wagen einen Korb voll Aehren ziehend (*Zoega* Num. Aeg. Imp. T. V.).“ Wir

fügen hinzu die Schlange als Kopfschmuck der Isis; auf den ägyptischen Basrelief aus dem Sanctuarium zu Hermonthis in der Description de l'Egypte, antiquité. Vol. I. pl. 95, 3. (*Creuzer* Symb. II. Taf. I, 1.), ebenso aus dem Tempel zu Hermonthis, wo Isis dem aus dem Lotoskelche emporsteigenden Horos die Hand reicht, Description pl. 95, 1. (*Creuzer* Taf. I, 2.). Schlangen erscheinen auch in Begleitung des Horos, wann er als Besieger des Typhon dargestellt wird (*Leemans* a. a. O. 1045—1055.). Auf einem Relief aus dem Hofe der Villa Mattei (Mon. Matth. III. Tab. XXXVI, 2.), welches einen der Isis heiligen Festzug darstellt, ist die Oberpriesterin mit den bedeutendsten Attributen der Göttin Lotus, Situla und Schlange versehen. Die Letztere ist um ihren linken Arm gewunden. Vrgl. *Gerhard* und *Platner* in der Beschreibung der Stadt Rom. II, 2. S. 143. Ueber dieser Schlange unseres Monuments steht auf einer Console wieder ein geflügelter Knabe gebückt und aufwärts blickend, der in der Linken einen nicht erkennbaren Gegenstand, etwa ein kleines Füllhorn hält, während er die das Schiff haltende Hand der Isis mit seiner Linken unterstützt. Dieses Princip der aufwärts gehenden Unterstützung der Figuren, wie ich es nennen möchte, ist, wenn mich nicht Alles täuscht, eher ein mittelalterliches, als ein antikes zu nennen. Es ist auch das Princip der neuern Arabeske.

II.

Das h. Schiff der Isis erfordert eine nähere, eindringendere Betrachtung. In Aegypten selbst, vermuthet *Georgii*, sey Isis keine Göttin des Meeres gewesen, vielmehr es erst nach der Erhebung Alexandriens zu einer Weltstadt geworden. Das Meer sey überhaupt ein den Aegyptern fremdes Element gewesen, das Gebiet des Typhon, wofür er sich auf Plutarch Is. et Osir. c. 33. beruft. Nachdem sich aber Alexandria zu einer mächtigen Seestadt erhoben,

sey der Isis auch das Meer anvertraut worden. Dass Isis in ägyptischen Darstellungen zuweilen auf einem Kahne erscheint, kann freilich noch gar keinen Schluss auf eine wirkliche Wassergottheit begründen, da nach Porphyrios (de antro Nymph. p. 234. ed. Micyll.) alle aegyptischen Götter auf einem solchen stehen, und da besonders Helios und Selene, so wie sämmtliche Planetengottheiten, in dieser Weise von der Kunst gebildet wurden. Vrgl. Jahrbüch. d. Vereins v. Alterth.-Fr. V. VI. S. 305. Nun behauptet Plutarch zwar, dass die σοφώτεροι τῶν ἱερέων nicht allein den Nil Osiris und den Typhon das Meer nannten, sondern den Erstern jeglichen Anfang und Kraft des Feuchten, den Letztern alles πυρῶδες und der Feuchtigkeit Feindselige. Aber es scheint in der That in der alexandr. Zeit der Name der pharischen entstanden zu seyn, und schon Euhemeros, der bekanntlich um 316–300 sein Werk schrieb, die pharische Isis gekannt zu haben. Wenigstens darf man dieses doch aus Minuc. Felix Octav. c. 21. schliessen: „Euhemerus exsequitur et eorum natales, patrias, sepulcra dinumerat et per provincias monstrat, Dictaei Iovis et Apollinis Delphici, Phariae Isidis et Cereris Eleusiniae." Spätere brauchen den Namen häufig. Bei Eusebius Praep. Evang. V, 7. finden wir eben diesen Namen in zwei Versen des didymäischen Apollon:

Ἴσιδι δ' αὖ Φαρίῃ γονίμου παρὰ χεύμασι Νείλου
Μάστεύειν οἴστροισιν*) ἑὸν πόσιν ἁβρὸν Ὄσιριν.

Ein Votivstein aus der Zeit einer der Antonine bei *Gruter* LXXXV, 1. ist gewidmet *ЄΙCΙΔΙ ΦΑΡΙΑ*. Statius (Silv. III, 2, 102.) nennt sie regina Phari, und in dem Kalendarium rusticum Farnesianum bei *Gruter* CXXXVII. heisst es zum April: SACRVM· PHARIAE· ITEM· SARAPIA. Auf Münzen des Iulian bei *Eckhel* D. N. V. Tom VIII. p. 140. heisst sie ISIS FARIA.

*) *Jablonski* op. T. II. p. 246. vermuthet σειστροισιν, was *Heinichen* billigt.

Ein zweiter Ehrenname ist der der Pelagia. Apollodor (II, 1, 3.), Lukian (deor. dialog. 3.) und Lactantius I, 11. vergleichen die Io, die über das Meer nach Aegypten gekommen, mit der Isis, eine Vergleichung, die schon Herodot (II, 41.) wegen der Kuhhörner Beider einmal gelegentlich angestellt hatte. Auch bei dem alten Bubastisfeste ist Wasserfahrt charakteristisch. Allein zu voller Ausbildung einer Seegöttin scheint Isis doch erst später gekommen zu seyn. Bei Apuleius Metam. XI, 3. taucht sie mitten aus den Fluten des Meeres auf (pelago medio). Pelagia ist in der spätern Zeit ein mehrfach vorkommender Name. Pausanias (II, 4, 7.) berichtet uns, dass in Korinth beim Wege, der nach Akrokorinth hinaufging, zwei τεμένη der Isis sich befanden, von denen man die Eine *Πελαγία*, die Andere *Αἰγυπτία* genannt. Man scheint also die ägyptische Isis von der pelagischen dort wohl unterschieden zu haben. In einer Inschrift bei *Gruter* CCCXII, 5. begegnen wir einem SER· SVLPICIO· AVG· L· ALCIMO· AEDITVO· AB· ISEM· PELAGIAM· So ist sie, die sich und ihre Priester in Leinen kleidet, vor Allem Erfinderin des Segels. So berichtet Hygin fab. 277: „Velificia primum invenit Isis; nam dum quaerit Harpocratem filium suum, rate velificavit." und Cassiodorius (Variar. V, 17.): „Hoc [linum volatile] Isis rati primum suspendit, cum per maria Apochran [zu lesen ist Harpocratem] filium suum audaci femina pietate perquireret." Sie erscheint auf einer aegyptischen Münze des Hadrian (*Zoega* num. Aegypt. Tab. VI, 9.) mit dem Sistrum und flatterndem Segel, auf einer andern (ebendas. Tab. VII, 16.) ebenso vor dem Pharus, woher man diese auch Isis Pharia oder velifica zu nennen pflegt, ebenso auf einer Reihe anderer Münzen, z. B. einer alexandrinischen des Domitian (*Mionnet* VI. p. 180), einer korinthischen der Plotina (*Vaillant* numism. aerea imp. Paris 1688. p. 219.); ebenso erscheint auf ei-

Ru... ...n ist, der Himmel in
...r Zug mit einer Art
... sich als Soldaten,
...ädchen verkleidet.
...iner als Consul,
...eher. Es er-
...kleidung, ein
...ich ... Bellerophon.
...ol. III. p. ... gen eine
... (inscript. c. VII. p. ... XI, 9:
einem Papyrusnachen sitzend ... gent-
jenem Relief der Villa Mattei (III. Tab. ... den
einer der Theilnehmer am Festzuge der Isis ...
kleinen Kahne. Allein erscheint sie in einem Na...
stehend auf einer Münze Julians mit der Umschrift VOTA· PVBLICA (*Rasche* lexic. R. N. s. v. Julianus), ferner in einer kleinen Figur der Villa Ludovisi den Fuss auf das Hintertheil eines Schiffes stellend (*Winckelmann* VI, 1. S. 312.), und auf unserm Relief erblicken wir diess ihr heiliges Symbol von ihrer Hand getragen in eigenthümlicher Gestaltung und Einrichtung. Hier gleicht es einer auf den Kiel gebauten Barke. In seiner Mitte sitzt hinter dem Mastbaum der Steuermann; zwei Matrosen sind beschäftigt mit dem schweren Taue das Segel in die Höhe zu ziehen. Zwei dieser Figuren sind mit der aus den Darstellungen des Odysseus bekannten Schiffermütze bekleidet.

III.

Navigium Isidis hiess ein zu Ehren der Isis in Rom vorkommender Aufzug und Festag. Die Stellen der Schriftsteller, in denen dasselbe vorkommt, geben keinen Aufschluss über die Zeit, wann er gefeiert wurde, z. B. Lactantius I, 11: „Quo igitur argumento probari potest, nec Europam in tauro sedisse, nec Io factam bovem? Quod

certus dies habetur in Fastis, quo Isidis navigium celebratur, quae res docet, non tranasse illam, sed navigasse.“ Ausonius de feriis Romanis 23:

Adiciam cultus peregrinaque sacra deorum,
Natalem Herculeum vel ratis Isiacae.

Jedoch gibt das Kalendarium rusticum Farnesianum zum März das ISIDIS NAVIGIVM an, und ein römisches Kalendarium (nach *Jablonski* Panth. Aegypt. II. p. 305.) den III. Non. des März, also den 5. März an. Eine Herleitung dieses Festes aus dem bei Herodot erwähnten Bubastisfest ist von *Nork* versucht worden, von Andern wegen des verschiedenen Charakters abgelehnt; jedoch ist nicht zu läugnen, dass merkwürdige Aehnlichkeit doch statt findet. Eine fernere Herleitung aus der Ἄφιξις Ἴσιδος ἐκ Φοινίκης, die Plutarch (de Is. et Osir. c. 50.) erwähnt, ist deswegen misslich, weil dieses Fest auf den 7. des ägyptischen Monates Tybi fiel, welcher dem römischen 2. Januar entspricht. Da das von *Jablonski* erwähnte Kalendarium dieses navigium Isidis nicht zu den dies Aegyptiaci rechnet, so dürfte das ganze Fest eher ein alexandrinisch-römisches, als ein ägyptisches seyn. Seltsam ist, dass auch an den Panathenäen das Landschiff, auf dem der der Athena heilige Peplos aufgehängt wurde, eine so grosse Rolle spielt; jedoch ist Athena, obschon auch sie mit der Isis Berührungspunkte darbietet, wie gerade ihr Antheil an der Schiffsbaukunst (Hygin fab. 168. 277. *Müller* Denkm. d. a. K. II. Bd. XXII, 238.) beweist, von der Isis im Ganzen und Grossen zu sehr verschieden. Das meiste Licht auf dieses mystische Fest wirft noch der goldene Esel des Apuleius XI, 7. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die vollständige Beschreibung bei dem Schriftsteller selbst nachzulesen, können aber nicht umhin, das hierher Gehörige in kurzem Auszuge mitzutheilen.

Nachdem der Göttin glorreiche Erscheinung aus den

Wogen des Meeres verschwunden ist, der Himmel in reinster Klarheit strahlt, beginnt der Zug mit einer Art Fastnachtsvermummungen. Einer hat sich als Soldaten, der Andere als Jäger, der Dritte als Mädchen verkleidet. Hinwiederum ein Anderer als Gladiator, Einer als Consul, Einer als Philosophen, als Vogelfänger, Fischer. Es erscheint ausserdem ein zahmer Bär in Frauenkleidung, ein Affe mit Ganymed, ein geflügelter Esel mit Bellerophon. Diesen Vortrab, der mit unsern Fastnachtszügen eine überraschende Aehnlichkeit hat, nennt Apuleius XI, 9: „oblectationes ludicras popularium.“ Hierauf der eigentliche Zug: weissgekleidete, bekränzte Frauen, die den Weg der Göttin mit Blumen bestreuen, andere mit Spiegeln auf dem Rücken, mit elfenbeinernen Kämmen, mit denen sie das königliche Haar (der Göttin?) ordnen und flechten, andere, die duftende Salben und Balsam auf die Strasse spritzen. Hierauf ein Zug beiderlei Geschlechts mit Laternen, Kerzen und Fackeln. Dann sanfte Flötenmusik: „Symphoniae debine suaves, fistulae tibiaeque modulis dulcissimis personabant.“ Ferner ein Sängerchor im weissen Gewande, und die tibicines des grossen Serapis, die den heiligen Tempelmarsch blasen. Sodann (XI, 10.) der Zug der Eingeweihten in weissen leinenen Kleidern, eherne, silberne und goldene Sistra schlagend. Hierauf erscheinen die Oberpriester, einer mit einer Laterne, der zweite, s. g. auxilia, eine Art von Altären tragend, der dritte mit Palme und Schlangenstab, der vierte eine linke Hand, derselbe ein goldenes Gefäss in Form einer weiblichen Brust, der fünfte eine goldene Wanne, der sechste eine Amphora tragend. Wir bemerken, dass sich ebenso viele geflügelte Knaben auf unserm Bildwerke befinden. Endlich Anubis mit Hundskopf und Schlangenstab, eine Kuh als Bild der gebärenden Göttin selbst, auf welcher einer der Diener sitzt, dann die mystische Kiste der Isis und das heil. ge-

heimnissvolle Bild der Göttin, von einem andern Diener getragen, das ich für ein Schiff halten würde, so wie Tacitus (Germ. 9.) von den Sueven erzählt, sie verehrten die Isis in Form eines Nachens („signum ipsum in modum liburnae figuratum“), wenn nicht Apuleius ausdrücklich sagte, es sey eine „urnula faberrime cavata, fundo quam rotundo, miris extrinsecus simulacris Aegyptiorum effigiata“ und es weiterhin nur zu klar als eine gehenkelte Vase beschriebe.

Aber auch hier fehlt der Göttin heiliges Schiff keineswegs. Nachdem die Verwandlung des Esels in einen Menschen vor sich gegangen, eilt der ganze Zug an's Meer und der höchste Priester weiht nach mannichfachen Reinigungen und Gebeten der Göttin das heilige mit wundersamen aegyptischen Gemälden geschmückte Schiff. Hören wir Apuleius selbst: „Ibidem simulacris rite dispositis navem faberrime factam, picturis miris Aegyptiorum circumsecus variegatam, summus sacerdos teda lucida et ovo et sulfure sollemnissimas preces de casto praefatus ore, quam purissime purificatam deae nuncupavit dedicavitque. Huius felicis alvei nitens carbasus litteras voti intextas progerebat. Ecce litterae votum instaurabant de novi commeatus prospera navigatione. Iam malus insurgit, pinus rotunda splendore sublimis, insigni carchesio conspicua et puppis, intorta chenisco, bracteis aureis vestita fulgebat, omnisque prorsus carina citro limpido perpolita florebat.“ Mit Aromen wird dann das h. Schiff von allen Anwesenden überschüttet, und, sobald die Anker gelöst worden, dem weiten Meere anvertraut. Nachdem die h. Bilder in den Tempel zurückgetragen worden, entlässt der Grammateus den Zug mit den Worten: *ΠΛΟΙΣ ΕΦΕΣΙΑ* oder *ΠΛΟΥ ἘΦΕΣΙΑ**).

---

*) Die Ausleger haben schon angeführt, dass Lukian eins seiner Gespräche *Πλοῖον ἢ Εὐχαί* benannt, und darin §. 14. Isis als Schiffsname vorkomme. Ein MANIPL. EX. III. ISID. bei Cardinali, Diplomi imperiali n. 604.

Diese ganze charakteristische Feier erläutert unser Bildwerk auf's Vollkommenste. Bis in's Einzelste hin sind alle Figuren klar und wir könnten diese Erörterung beschliessen, verlangte nicht das Mittelalter noch einen Blick auf ähnliche Feier.

Tacitus berichtet uns, dass die Sueven der Isis opfern, dass sie die Göttin unter der Gestalt eines Schiffes verehren; Nehalennia kommt im Lande der Bataver mit mehreren Attributen der Isis, mit dem Schiffe, dem Hunde, den Früchten, dem Mysterienschleier vor. Noch vom Jahre 1133 erzählt uns Rudolf (Chronicon abbatiae S. Trudonis XI. in *D'Achery's* spicilegium Tom. II. p. 705.), dass ein heil. Schiff auf Rädern ruhend von Cornelimünster nach Aachen und Mastricht von vorgespannten Menschen gezogen wurde. Bacchus, Venus, Neptun oder Mars werden dort als die Idole genannt, die dabei verehrt wurden. Das Volk, namentlich die Weber und Frauen, betheiligt sich besonders dabei. An Sebastian Brant's Narrenschiff erinnert mich *Simrock*. Hier also Verbindung possenhafter Aufzüge mit einem Schiff, mit dem Isisschiff, — bei Apuleius Vermummungen gerade so, wie sie bei unserm Carneval vorkommen. Das navigium Isidis fällt auf den 5. März, der Carneval ungefähr um dieselbe Zeit. Es würde zu weit gehen, wollten wir Klapper (κρόταλα, crepitacula) und Pritsche zusammenstellen, aber, wenn mich nicht Alles täuscht, hat *Hermann Müller* richtig gesehen, wenn er (Nordisches Griechenthum S. 334. 338.) in Carneval kein carne vale, sondern ein Carnaval oder char naval, ein Landschiff erkannte. Vermuthlich ist daher das Isisschiff als Feier aus heidnisch-römischen Zeiten im deutschen Volke übrig geblieben, und unsere Fastnachtsfeier keineswegs aus den Saturnalien, die ja in den December fielen, hervorgegangen.

Bonn, 28. Iuli 1846.

L. Lersch.

---

4. Juppiter Ammon.

Sandstein-Herme von Lechenich bei Bonn.

> Stat corniger illis,
> Iuppiter ut memorant, sed non aut fulmina vibrans
> Aut similis nostro, sed tortis cornibus Ammon.
> Lucan.

In der Nähe von Lechenich bei Bonn wurde in diesem Jahre im Felde die auf Taf. IV, 1. 2. 3. abgebildete Herme des Juppiter Ammon gefunden. Die Höhe derselben beträgt 15 Z. rhein., von dem Ende des Bartes bis zur Scheitel 10½ Z., die Tiefe von der Stirne bis zum äussersten Rande des Hornes etwa 10 Z., die Dicke von einem Horne zum andern auf der Scheitel würden wir, da die rechte Seite abgeschlagen ist, auf 8 Z. anschlagen, so dass der Kopf verhältnissmässig dünn gegen seine sonstigen in's Kolossale gehenden Formen erscheint und sich somit eher der thierischen als der menschlichen Schädelbildung nähert. Und in der That dürfen wir diesen Umstand nicht als zufällig annehmen, da ja Amun bei den Aegyptern nach Herodot II, 42. das Gesicht eines Widders hatte: *Ἀπὸ τούτου κριοπρόσωπον τοῦ Διὸς τὤγαλμα ποιεῦσι Αἰγύπτιοι, ἀπὸ δὲ Αἰγυπτίων Ἀμμώνιοι**). Wir finden auch in aegyptischen Kunstwerken nach der Bemerkung von *Champollion* dem Jüngern (Panthéon Egyptien. I. Paris 1823. p. 3.) oft genug Amon oder Amonre, den Herrn der Weltgegenden, den obersten Herrscher, wie er in den Hieroglyphen genannt wird, mit einem förmlichen

---

*) Vrgl. meinen Aufsatz über die Phantasiebildungen der griechischen Kunst im Kunstblatt 1840. Nro. 27. 28.

Widderkopf von blauer Farbe, wie der übrige menschliche Leib, mit dem Diskus und zwei mächtigen gelben und rothen Federn überhöht, das gehenkelte Kreuz in der Rechten, den Scepter in der Linken haltend. Vrgl. *Champollion* Pl. II. und *Wilkinson* manners and customs of anc. Egypt. II. ser. Vol. I. p. 243. und pl. 22. So erscheint er im Basrelief unter dem Porticus des grossen Tempels zu Philä, in der Déscript. de l'Egypte. Antiquité. Vol. I. pl. 16, 1. (*Guigniaut* religions de l'antiquité pl. XXXVIII, 158.), geflügelt mit dem gehenkelten Kreuz und Segel in den Sculpturen des grossen Tempels zu Denderah, Déscription de l'Eg. Vol. IV. pl. 19. (*Guigniaut* XXXIX, 159. vrgl. XLI, 170.), ja als Widder mit Löwenleib in der Vorhalle des Tempelpallastes zu Karnak, Déscript. vol. III. pl. 46, 2. (*Guigniaut* XLI, 171.). Diese Bildung mit dem Thierkopf (Vrgl. das Amulett bei *Caylus* Recueil II. pl. III, 1.) findet man nach *Champollion's* Bemerkung mehr in den libyschen Tempeln und in den verschiedenen Oasen, wo man Bauten im aegyptischen Styl angetroffen hat. Sie ist den Griechen fremd, indem Zeus Ammon mit Scepter und Blitz, nackt, mit dem Widderkopf nur auf einer zweifelhaften Stoschischen Gemme erscheint. (*Winckelmann* Descr. V, 76. *Guigniaut* LXIX, 269.).— Eine zweite Bildung bei den Aegyptern ist die mit einem gewöhnlichen Menschenkopfe, der nur von einem hohen Federaufsatze überragt wird, Scepter und Kreuz in der Hand. Diese erscheint mehr auf den Denkmälern von Theben. Vrgl. *Champollion* pl. I.

Eine dritte hat sich mehr bei den Griechen geltend gemacht. Der thierische Kopf wurde von dem feinen anthropomorphistischen Sinne verschmäht. Nur ein Beiwerk liess der Hellene zu, sobald er jenen Amun als Zeus Ammon in seine Götterwelt aufnahm, und vereinigte es mit der menschlichen Gestalt, mit dem Ideal des Zeus. Selbst das Thierohr wirft er weg, das bei den Aegyptern mehr ovale Widder-

horn rundet sich zu einer gefälligen Spirale, die Züge des Gesichts werden ernst und edel, und mit einem reichen Barte wird das männliche Angesicht des obersten Herrschers geschmückt. So erscheint Zeus Ammon von Vorne dargestellt mit Widderhörnern und herunterhängendem Haar und Bart, und mit dem Diadem versehen, was Beides sehr selten vorkommt, jedoch sowohl ohne Thier- als Menschenohren, auf einer Silbermünze von Kyrene, (in einer Heidelberger Sammlung) mit der Beischrift *KV*, der Silphionstaude auf der Rückseite, die *Creuzer* zuerst in der *Cotta*'schen Vierteljahrsschrift 1838. II. S. 25—27. besprochen, und in der dritten Ausgabe seiner Symbolik Bd. II. Taf. VIII, 26. herausgegeben hat, sodann im Profil dargestellt auf allen folgenden, namentlich auf einer Münze von Kyrene bei *Eckhel* Anfangsgründe der Numismatik Taf. VI, 8. (*Guigniaut* LXXI, 271.) mit der Beischrift *KYP*; mit menschlichem Ohre, wie es scheint, kaum halbkreisförmigem Horne, struppigem Haar und Barte auf einer Silbermünze von Kyrene, deren Revers mit der Silphionpflanze die Umschrift *KYPANAI* zeigt, *Mionnet* Déscription Pl. 79, I. (*Müller* Denkmale d. a. K. II. Thl. II, 32.); ebenso auf einem schönen ehernen Medaillon von Mytilene mit der Umschrift *ΘΕΟC ΑΜΜΩΝ*, wo aber das Horn kaum um einen Halbkreis gewunden ist, bei *Spanheim* del praest. num. II, 297. (*Millin* M. G. XI, 46. *Guigniaut* LXXI, 270.); ähnlich auf einer alexandrinischen Münze des Hadrian bei *Zoega* num. Aeg. Tab. VI, 19., wo nur die Kugel auf dem Kopfe beigegeben ist, mit der Beischrift *L ΕΝΔΕΚΑΤΟΥ*; mit schön gewundenem Horne, aufstrebender Stirnlocke und Kugel und der Umschrift *LΕΝΝΕΑΚΔ* bei *Zoega* Tab. VIII, 14.; ebenso auf Münzen des Antoninus *Zoega* Tab. XII, 18. mit der Beischrift *LIH*. Ein Paarmal erscheint er sogar auf Münzen des Antoninus mit Modius, Strahlenkrone, hinter sich oder vor sich den Drei-

sack mit dem Fisch, mit der Beischrift *LE*, bei *Zoega* Tab. X, 17. 18., wo er dann als eine Art von Zeus τριόφθαλμος, als Zeus der Lichtwelt, der Erde und des Meeres gelten wird, einmal mit Modius, Strahlenkrone und äskulapischem Schlangenstabe Tab. XII, 19. und der Beischrift *LK*. Auf Coloniemünzen von Cassandria finden wir den Ammonskopf zur Linken des Beschauers gewendet, so des Claudius bei *Vaillant* numism. Colon. Paris 1695. p. 107. mit der Umschrift COL. IVL. AVG. CASSANDR., auf einer des Nerva p. 144., der Plotina p. 151. In allen diesen fehlt, so viel ich aus den Abbildungen ersehen kann, jegliche Andeutung eines Ohres. Doch sehen wir ihn mit Menschenohr, schön gewundenem Horne und zierlich gearbeiteten emporstrebenden Locken auf einer Denkmünze des Königs Juba des I. mit punischen Charakteren bei *Pellerin* III. pl. 120, 2.

Auf Gemmen erscheint Juppiter Ammon nicht minder selten, so von Vorne gesehen, in einem Carneol der Stoschischen Sammlung mit lateinischen und untermischten, wahrscheinlich punisch-numidischen Charakteren bei *Toelken* Verz. der antiken vertieft geschnittenen Steine der K. Preuss. Gemmensammlung S. 13. Nr. 22.; derselbe Kopf in einer gelben antiken Paste etwas auf die Seite gewendet, ebendaselbst Nr. 23.; in einem Carneol-Onyx und zwei antiken Pasten derselben Sammlung der Profilkopf Nr. 18. 19. 20., auf einem syrischen Granat die Profilköpfe des Juppiter Ammon und der Juno Ammonia (Vrgl. Pausan. V, 15, 11.), letztere mit einem Diadem. Eine Reihe anderer Gemmen führt *Tassie* and *Raspe* catalogue of gems 1365-1389. auf, von denen 7 den gehörten Ammons-Kopf von Vorne, 18 von der Seite, eine 1377. denselben in Strahlen, ein Cameo 1388 ihn mit einem Diadem, eine 15137 ihn mit Lorbeer (?) bekränzt zeigen. Den Münzen des Antonin nicht unähnlich, stellt

ihn ein geschnittener Stein bei *Montfaucon* Ant. expl. Suppl. Tom. I. pl. XIX, 3. dar, wo er mit einem Strahlen-Kranze versehen ist. Ueber demselben schwebt die Kugel, auf welcher eine Schlange sichtbar ist, vor ihm ein Dreizack, unter ihm die Inschrift VRANID. D. T. S. Das gescheitelte Haar des Iuppiter hat Ammon in dem schönen Carneol des Herzogs von Orléans, Descript. des pierres gravées du cabinet de M. le duc d'Orléans. Paris 1780. Vol. I. pl. 6. Hammonis cornu hiess bei den Alten, um diess beiläufig zu erwähnen, ein kostbarer äthiopischer Edelstein. Vrgl. Plin. N. H. XXXVII, 60: „Hammonis cornu inter sacratissimas Aethiopiae gemmas, aureo colore, arietini cornus effigiem reddens, promittitur praedivina somnia repraesentare."

Von Reliefs ist besonders die Darstellung des Ammon auf einer ägyptischen Tafel von rothem Granit im Pallaste Barberini merkwürdig, die von *Platner* in der Beschreibung d. Stadt Rom III, 2. S. 440. der Zeit der Ptolemäer zugeschrieben wird. Nach der Beschreibung des Dr. *Lepsius* ebendas. S. 439. ist Ammon hier thronend dargestellt, mit seinen gewöhnlichen Insignien, der niedrigen Mütze mit dem Sonnendiskus zwischen zwei hohen gerad aufsteigenden Federn, in der Linken das Scepter mit dem Kukuphakopfe, in der Rechten einen flachen Korb, das Zeichen der Herrschaft (neb) und darauf einen Widder, das Symbol des Ammon-Chnuphis haltend. Ueber ihm die Himmelswölbung und zwischen den zwei Geierflügeln der Sonnendiskus mit zwei herabhängenden Uräusschlangen. Vrgl. die sehr ungenaue Zeichnung in *Winckelmann's* M. I. Nro. 79. Als Verzierung dienen Ammonsköpfe auf einem antiken Cippus im Pallaste Corsini, auf dem die Wölfin mit Romulus und Remus sich befindet. Vrgl. *Platner* in der Beschreibung der Stadt Rom III, 3. S. 605. Eine Ammonsmaske aus der Villa Albani erwähnt *Platner* III, 2. S. 479., eine in ganz erhobener Arbeit auf einer Marmorscheibe im Museo

Pio-Clementino *Gerhard* und *Platner* II, 2. S. 188. (Vrgl. Mus. Pio-Cl. Vol. V, 6.), eine Terracotte mit dem Ammonskopf im Vaticane II, 2. S. 18., (Vrgl. D'*Agincourt* fragmens de Sculptures XV, 2.); eine Doppelherme des Ammon und bärtigen Bacchus aus dem Museo Pio-Clementino II, 2. S. 238., eine Herme des Ammon über Lebensgrösse, mit schön gewundenen Widderhörnern und Thierohren III, 1. S. 172. Die Abbildung derselben in *Bottari's* Mus. Capitol. Tom. I. Tav. IV. delle osservazioni p. 17. zeigt eine überraschende Aehnlichkeit mit der von uns gleich zu veröffentlichenden Herme. *Bottari* führt aus Pausanias VIII, 32, 1. eine Herme des Ammon mit dem Widderhorne an. Verschieden nur von unserm Bildwerke ist besonders die Behandlung der Haare, vor Allem des Bartes, der hier namentlich an den Wangen fast traubenförmig gebildet ist, eine Bildung, die in ihrer massenhaften Weise auch auf dem Scheitel, weniger über den Lippen und am Kinn festgehalten ist, während dort das Haar sich in einzelne wohlgebildete Locken löst und in der Scheitelung über der Stirne an die Idealformen des Zeus erinnert. Eine Verschiedenheit bietet auch der Umstand, dass ein Diadem hier um die Stirne gewunden und im Nacken deutlich zu einem Knoten geschlungen ist, was wir als Zeichen des höchsten Himmelsherrschers auch auf ein Paar Münzen und Gemmen gefunden, während es auf dem edlern Kopfe des Cap. Museums fehlt. In Hinsicht des Gesichts möchten wir fast den ernsten, geschlossenen Ausdruck unserer Herme vorziehen, vorausgesetzt, dass die Abbildung der römischen dem Original getreu ist. Ueberhaupt zeigt unser Bildwerk bei einer gewissen Rohheit in der Ausführung eine merkwürdige kernige Behandlung und einen nicht ungeübten Meissel.

Bonn, 1. August 1846. **L. Lersch.**

---

5. Etruskischer Sarkophag aus Mannheim.

(S. die Abbild. Taf. III.)

Wer es versucht hat, Kunstwerke nur nach einer, wenn auch genauen, Beschreibung zu deuten, wird auch erfahren haben, wie gross die Gefahr ist fehlzugreifen, hauptsächlich indem man unter dem Einfluss einer bestimmten Vorstellung gewissen Merkmalen leicht eine zu grosse Bedeutung giebt, und das in der That Bedeutsame herauszufinden nicht im Stande ist. So ist es mir gegangen, als ich das Relief eines etruskischen Sarcophags im Mannheimer Museum nach der richtigen Beschreibung von *Gräff* (das Antiq. in Mannh. II. p. 10 f.) auf die Wiedererkennung des Paris beziehen zu dürfen glaubte (Paris u. Oinone p. 9). Ein Blick auf die Abbildung des Reliefs zeigt, wie falsch diese Vermuthung war, und dass diese Vorstellung einem ganz anderen Mythos angehöre. Welcher Mythos aber dieses sei, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

Trotz der traurigen Verstümmelung lässt das Relief noch eine wohlgeordnete, lebhaft dargestellte Scene in ihren Hauptmomenten erkennen. Die Mitte nimmt ein noch jugendlicher Mann im Chiton und Chlamys ein, der mit unbedecktem Haupt auf einem Altar sitzt und den rechten Fuss auf einen Stein stützt, mit der Linken ein Scepter hält. Mit der Rechten drängt er den Schild eines Mannes zurück, der mit heftigem Angriff auf ihn eindringt. Diese Figur ist zwar sehr verstümmelt, allein in ihrer Bewegung deutlich erkennbar; der Mann eilt mit gezücktem Schwert auf den Sitzenden zu, und ist mit einem Helm gerüstet, ob auch mit einem Harnisch, ist nicht mehr zu erkennen. Hinter ihm

sind zwei Figuren sichtbar, aber zu arg verstümmelt, um ihre Bedeutung zu erkennen; die erste, offenbar männlich, ist von der vorigen abgewandt und scheint beschäftigt, eine neben ihr stehende abzuhalten sich zu nähern; diese letztere kann eine weibliche sein, doch lässt sich das nicht mit Gewissheit sagen. Besser erhalten sind die Figuren auf der andern Seite. Neben dem Altar steht eine Frau in ein faltenreiches Gewand gekleidet, mit Halsband und Stephane geschmückt, von welcher ein langer Schleier herabwallt; sie blickt nach dem Angreifenden hin und drückt Angst und Besorgniss aus. Mit der Rechten fasst sie einen Knaben, der vor ihr steht und mit Chiton und Mantel bekleidet ist, bei der Schulter und drückt ihn an sich; die Linke macht eine Bewegung, wie um ihn noch näher heranzuziehen. Neben ihr tritt ein Mann mit Schild und Schwert in rascher Bewegung hervor.

Für die Deutung dieser Vorstellung fehlt uns leider das, namentlich für Kunstwerke dieser Klasse, wichtigste Mittel, die Vergleichung ähnlicher Reliefs. Denn so oft auch auf etruskischen Sarcophagen ein zu einem Altar geflüchteter Mann dargestellt wird, der einem feindlichen Angriff ausgesetzt ist, so stimmt doch von diesen sehr verschieden modificirten Vorstellungen, so weit ich sie habe vergleichen können, keine mit der vorliegenden überein. Sie ist aber eine so sprechende, stellt so offenbar eine complicirte Handlung in ihrem entscheidenden Moment dar, dass man sich gedrungen fühlt einen bestimmten Mythos zu suchen, und zwar nach der ganzen Auffassungsart und der Weise dieser Monumente einen Mythos der Tragödie.

Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass der junge Mann auf einem Altar Schutz gesucht hat vor der Wuth eines erbitterten Feindes, der selbst die Heiligkeit des Orts nicht zu scheuen scheint. Es ist nicht minder einleuchtend, dass die Frau und das Kind den Schutzflehenden

nahe angehen, dass sein Geschick auch sie trifft. Es ist klar, dass der nächste Augenblick die Entscheidung bringen muss, und es ist höchst wahrscheinlich, dass das Zusammentreffen der hier versammelten Personen sie herbeiführen wird. Der wehrlose Mann muss den Streichen seines Gegners sofort erliegen, wenn nicht Hülfe erscheint. Woher kommt diese? von bewaffneten Freunden? durch eine unvorhergesehene Entdeckung? oder wird er unter dem Schwert des Feindes fallen?

Diese Fragen würden zugleich mit der nach dem Namen der handelnden Personen erledigt sein. Ich bin aber nicht im Stande mit Bestimmtheit die Antwort auf diese Fragen auszusprechen. Wenn man an Priamos, neben ihm Hekabe oder Andromache mit dem kleinen Astyanax denken wollte, wird man schon durch die entschieden jugendliche Bildung des Mannes auf dem Altar zurückgehalten, eine Schwierigkeit, die sich nur durch Willkührlichkeit beseitigen lässt. Einen Augenblick kann man an die Vorstellungen von Telephos erinnert werden, mit denen eine gewisse Aehnlichkeit allerdings vorhanden ist, doch sind die Verschiedenheiten so wesentlich, dass man diese Deutung nicht festhalten kann. Unter diesen Umständen glaube ich auch eine Vermuthung äussern zu dürfen, deren Unsicherheit ich selbst nicht verkenne.

Aristoteles erwähnt an zwei Stellen (poet. 11. 18.) eine Tragödie des Theodektes, welche Lynkeus hiess, und giebt über den Inhalt derselben einige, obwohl nur dunkle, Andeutungen. An der ersten Stelle führt er nach einer Erklärung der *περιπέτεια* als Beispiel an: *καὶ ἐν τῷ Λυγκεῖ ὁ μὲν ἀγόμενος ὡς ἀποθανούμενος, ὁ δὲ Δαναὸς ἀκολουθῶν ὡς ἀποκτενῶν· τὸν μὲν συνέβη ἐκ τῶν πεπραγμένων ἀποθανεῖν, τὸν δὲ σωθῆναι.* Also Danaos liess Jemand einen, wie es schien, gewissen Tode entgegenführen, dieser aber wurde gerettet und Danaos kam um. Ein anderer Umstand

geht aus der zweiten Stelle hervor, wo es, nachdem vom Begriff der *δέσις* und *λύσις* gehandelt ist, heisst: *ὥσπερ ἐν τῷ Λυγκεῖ τῷ Θεοδέκτου δέσις μὲν τά τε προπεπραγμένα καὶ ἡ τοῦ παιδίου λῆψις, λύσις δ' ἡ ἀπὸ τῆς αἰτιάσεως τοῦ θανάτου μέχρι τοῦ τέλους*. Hieraus geht also hervor, dass ein Kind ergriffen wurde — ohne Zweifel doch der kleine Sohn des Lynkeus und der Hypermnestra, Abas und doch wohl von Danaos — und dass hiedurch ein Umschwung eintrat.

Wenn ich von diesen wenigen Nachrichten aus etwas Näheres zu vermuthen wage über den Gang des Drama, so folge ich dem Beispiele *Müllers*, dessen Abhandlung (de Lynceis Gött. 1837.) ich leider nicht selbst habe lesen können, und *Welckers* (Griech. Trag. p. 1076 ff.). Uebrigens werde ich mich begnügen meine Meinung vorzulegen, wobei ich nicht verhehle, dass eine Verwandtschaft zwischen den eben angeführten Umständen und der Darstellung unseres Reliefs, welche sich mir ungesucht aufdrängte, auf dieselbe Einfluss habe.

Ich glaube auch Hygins Bericht (Fab. 170) hieher ziehen zu dürfen, welcher so lautet: *Hypermnestra Lynceum servavit, qui, cum Danaus perisset, primusque Abas ei nunciasset, Lynceus cirumspiciens in templo, quid ei muneri daret, casu conspexit clypeum, quem Danaus consecraverat Iunoni, quem in iuventa gesserat, refixit et donavit Abanti ludosque consecravit.* Also Lynkeus war nicht gegenwärtig beim Tode des Damaos, wohl aber sein Sohn Abas, und als dieser dem Vater die freudige Nachricht überbringt, findet er diesen im Tempel. Darf man dies in der That mit Aristoteles Andeutungen in Verbindung bringen — und ich sehe keinen Grund, der es verbietet —, so scheint mir daraus zu folgen, dass *ὁ ἀγόμενος ὡς ἀποθανούμενος* nicht Lynkeus, sondern Abas ist, und das also *ἡ παιδίου λῆψις* ziemlich denselben Umstand bezeichnet.

Von der *Müllerschen* Voraussetzung, dass Lynkeus und Hypermnestra heimlich vermählt sind, und die sorgfältig verborgene Frucht dieser Verbindung Abas sei, gehe ich ebenfalls aus. Allein ich nehme nun an, dass Lynkeus von Danaos auf irgend eine Weise entdeckt und erkannt sei und nun von ihm mit dem Tode bedroht werde, so dass er, der Wehrlose, sich in den Tempel und auf den Altar der Götter flüchtet. Auch hierhin verfolgt ihn die Wuth seines Gegners. Hypermnestra, welche die ihrem Gatten drohende Gefahr vernimmt, eilt mit dem kleinen Abas eben dahin, sie will sich und das Kind retten, jedenfalls das Schicksal des Lynkeus theilen. Hier trifft sie mit dem Vater zusammen, und bietet seinem Hasse in dem Enkel, den er als solchen erst hier erkennt, ein neues Opfer dar. Nach der gewöhnlichen Sage war dem Danaos das Orakel gegeben, er werde durch die Hand eines der Aigyptiaden fallen, und Lynkeus erfüllt dasselbe, indem er den Danaos tödtet (vergl. *Welcker* a. a. O. p. 1047 f.). Allein die Stelle des Hyginus beweist, dass man auch von einem Tode des Danaos wusste, der auf andere Weise erfolgte, denn Lynkeus erfährt ihn ja von Abas. Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, ein Orakel vorauszusetzen, welches dem Danaos den Tod durch den Enkel androhte, ein Zug, der ja in so vielen Sagen wiederkehrt. Dieses angenommen folgt nun, dass Danaos, als er den Knaben neben Lynkeus und Hypermnestra gewahrt und hört, dass er ihr Sohn sei, das Orakel also sich zu erfüllen beginne, seine Wuth gegen diesen kehrt. Er lässt ihn ergreifen und fortbringen, um ihn ausserhalb des Heiligthums zu tödten. Wie es nun eingeleitet sei, dass Abas gerettet und Danaos dem Orakel gemäss getödtet wurde, kann man nicht sagen — was *αἰτίασις τοῦ θανάτου* bei Aristoteles bedeute, ist wohl nicht zu errathen — genug er kehrt zu seinem Vater zurück und bringt ihm die frohe Botschaft. Nun ist es motivirt, dass Abas

es ist, der dem Lynkeus die Nachricht vom Tode des Danaos bringt, und dass er ihn im Tempel antrifft, was Hyginus nur so anführt, weil es ihm bloss darum zu thun ist, wie Abas zu dem Schilde der Here gelangt sei.

Ich will diese Skizze nicht weiter ausspinnen, wodurch sie vielleicht anziehender aber gewiss noch unsicherer werden würde, als sie es schon ist. Denn dass ein paar keineswegs klare Stellen und ein verstümmeltes Relief nicht eben Zutrauen erregende Grundlagen einer solchen Combination sind, bin ich weit entfernt in Abrede zu stellen. Aber dass diese wenigen Ueberlieferungen so zusammengehen und auf einen gemeinsamen Knotenpunkt hinzuführen scheinen, rechtfertigt doch den Versuch einer Verbindung, wobei es denn ohne Hypothesen nicht abgehen kann. Denn das scheint mir einleuchtend, dass die Hauptpersonen im Relief und die Weise, wie sie zusammengestellt sind, den Notizen der Schriftsteller ganz entsprechen, und über dieselbe Licht verbreiten. Danaos, Lynkeus, Hypermnestra und Abas sind einander in einer Situation gegenübergestellt, welche sich aus den andern Daten völlig begreifen lässt, und die Bedeutung und Beziehung derselben aufklärt. Die übrigen Personen sind leider so wenig zu erkennen, als ihre Beziehung zur Handlung und den Hauptpersonen, aber diese sind darum doch nicht minder deutlich. Auch ist in der Darstellung der prägnanteste Moment gewählt, Danaos droht dem Lynkeus den Tod, als er in Hypermnestra und Abas den eigentlichen, wichtigeren Gegenstand seines Hasses entdeckt, der ihn von jenem ablenkt; es ist der Knotenpunkt in der Entwickelung der Handlung, in welchem das Pathos der Tragödie ihren Gipfel erreicht. Ich glaube daher diese Erklärung als eine nicht unwahrscheinliche aussprechen zu dürfen; es soll mich aber freuen, wenn Jemand das Wort für dieses Räthsel mit grösserer Sicherheit aussprechen kann.

Auch die Schwierigkeit will ich nicht verhehlen, welche die Annahme darbietet, dass dieser Vorstellung eine Tragödie des Theodektes zu Grunde liege. Dass die Auffassungsweise eine dramatische sei, ist wohl klar, und dass sehr häufig die Reliefs der etruskischen Sarcophage unmittelbar auf die Tragödie zurückzuführen sei, ist durch unzweifelhafte Beispiele erwiesen. Aber die bis jetzt mit Sicherheit erwiesenen gehen auf Euripides zurück, der ja auch häufig das Vorbild der römischen Tragiker war. Denn dass die etruskischen Reliefs unter dem Einflusse der römischen Tragödie entstanden sind, ist mir ungleich wahrscheinlicher, als dass sie aus einem unmittelbaren Studium der griechischen Tragödie oder etruskischen Nachbildungen hervorgegangen sind. Dass nun Theodektes von römischen Dichtern bearbeitet worden sei, ist meines Wissens nicht bekannt, aber doch nicht unmöglich, und wenn nur meine Vermuthung an sich nicht unwahrscheinlich ist, so wird man auch diese Annahme wohl gelten lassen können.

Greifswald.

Otto Jahn.

6. Römische Grabdenkmäler in Bonn.

(Taf. VI.)

Zu der nicht unbeträchtlichen Reihe römischer Grabdenkmäler, welche in den letzten Jahren zu beiden Seiten der Coblenzer Strasse hier gefunden wurden, ist im vorigen Monat Mai ein neues hinzugekommen, welches die bis jetzt bekannt gewordenen durch Grösse und Bedeutung übertrifft. Bei dem Neubau eines Hrn. *von Rigal* aus Crefeld zugehörigen Hauses stiess man hier nahe an dem Godesberger Bache auf mehrere Reste von Urnen mit Knochen, welche in der Erde ohne weitere architektonische Einfassung beigesetzt waren, daneben auf ein schönes rundes Glasgefäss, dessen geschmackvolle Form auf eine vornehmere Person schliessen liess. Ein daneben umgestürzt liegender Stein, tertiärer Kalkstein aus den Brüchen um Mainz, gab über die bestatteten Personen Auskunft. Er ist 6' 10'' hoch, 2' 5½'' breit und oben mit einer einfachen geschmackvollen Verzierung geschmückt. Ein kleiner Giebel enthält eine Blüthe in der Mitte zweier Blätter und lässt bis zu den Enden des Steines zwei dreieckte Felder frei, die mit einem Rankengeflechte ausgefüllt sind. Unter ihm befindet sich in einer Einfassung folgende, in festen und schönen Zügen eingehauene Inschrift:

D A M M E V S 134.
D· L· O L Y M P V S
V I X I T· A N· X X X V
A N T H V S· A N· X X
P R O S P E C T V S· A N· X I I
D O N A T V S· A N· X I I

ASCANIVS· N· XII
D· A M M A E I·
S E R· H· S· S·
IN FR· P· X X V
IN AGRO· P· XV

Decimus Ammaeus Decimi libertus Olympus vixit annos triginta quinque. Anthus annorum viginti, Prospectus annorum viginti duorum, Donatus annorum triginta, Ascanius annorum undecim, Decimi Ammaei servi, hic siti sunt. In fronte pedes viginti quinque, in agro pedes quindecim.

Es war also ein Freigelassener Olympus, welchem das in der Fronte 25, in der Tiefe 15 Fuss messende Grab gehörte. Die Asche seiner vier Sklaven wurde dort beigesetzt, und ihre Namen bei dem Tode des Herrn auf den ihm gewidmeten Stein mit eingehauen. Er selbst hatte, wie die meisten Sklaven, vor seiner Freilassung einen griechischen Namen, Olympus, getragen und diesen später als Cognomen beibehalten, nachdem er den Vornamen und den Namen seines Patrons angenommen hatte. Der Gentilnamen gehört zu den allerseltensten. Bei *Murat.* 953. 3. wird eine AMMEA IOCVNDA erwähnt; dann ist vielleicht auf dem Zülpicher Steine Jahrb. I. S. 116. und bei *Lersch* Centralmus. II. S. 52. und III. S. 116. statt AMMACAE oder AMMAGAE, wenn das C oder G mit Recht als zweifelhaft bezeichnet wird, das Cognomen AMMAEAE zu lesen. Woher der Name stammt, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, vermuthlich wohl von der lusitanischen Stadt Ammaea, jetzt Portalegre, vgl. Plin. IV. 35, XXXVII. 9, Ptolem. II. 5; da ihre Einwohner bei Plinius Ammienses heissen, so ist es leicht möglich, dass auch die Gens Ammia daher benannt wurde. Ammaea erhielt mit ganz Spanien unter Vespasian das Ius Latii, in diese Zeit möchte ich daher die Entstehung der römisch geformten Benennung setzen.

Zur Zeit des L. Verus finden wir bei *Gruter* 257. 11. MVNICIP. AMMAI. Damals waren sie also Vollbürger. Auf ähnliche Weise sind wahrscheinlich mehrere Gentilnamen entstanden. So gab es in Spanien zwei Städte Pintia: sollte damit nicht die Gens Pincia zusammenhängen, deren ältestes Beispiel in einer dem ersten oder zweiten Jahrhundert angehörigen Inschrift aus Vienne (*Cardinali*, Diplomi imperiali. Velletri 1835. 4. n. 598) L. PINCIVS. PACATVS gibt, und deren Andenken im Monte Pincio zu Rom fortlebt? Die erste Ableitung würde Pintius sein (vgl. Itin. Anton. p. 91. *Wess.* Aquis Segestanis sive Pintianis); der Uebergang von T in C, wodurch eine dem alten Geschlecht der Cincier ähnliche Form entsteht, dürfte auffallen, wenn nicht eine schlagende Analogie dafür spräche. Von Raetus kömmt zunächst Raetius, und einen Raetius Rufus haben wir bei *Gruter* 1080. 7. und 1099. 9. Viel häufiger aber ist der Name Raecius, von dem es überflüssig sein würde Beispiele zu sammeln. Entweder kömmt dieser Name von einem Simplex Raecus her, von dem ich aber nur einen zweifelhaften Fall kenne (*Grut.* 658. 6, wo G. RAECI ebenso wohl RAECII gelesen werden kann), dessen Wurzel doch immer dieselbe wäre, oder ist eine Umbildung wie in dem eben besprochenen Worte. Dies sind freilich nur Vermuthungen, und man könnte für die Pincier vielleicht besser an Stadt und Fluss Pincum und Pincus in Mösien denken. Sicher wird sich darüber erst urtheilen lassen, wenn eine vollständige Darstellung der römischen Namen in ihren Veränderungen vorliegt. An Material und bedeutenden Vorarbeiten fehlt es nicht. Wie sehr aber eine umfassende Bearbeitung Noth thut, lehrt die tägliche Erfahrung. Konnte doch *Bamberger* neulich behaupten (*Schneidewin*, Philologus I. 2. S. 329), es habe nie eine Gens Vedia gegeben, zu welcher allein bei *Gruter* vier Inschriften gehören, und die durch Vedius Pollio und Vedius Aquila sich

ihre Stelle in der römischen Geschichte gesichert zu haben schien. Die Sklaven haben theils griechische theils lateinische Namen. Anthus ist häufig, und Ascanius für einen Knaben zierlich, übrigens auch bei erwachsenen in dem kaiserlichen Hause vorhanden (*Gruter* 580. 10, 599. 1).

Weit mehr Interesse erregt der zweite Grabstein, welcher an die bewegtesten Zeiten des römischen Reiches erinnert. Er lautet:

135. C· ATILIVS· QC· F
CAMILA· AVG· MIL
LEG· XXI· RAP· AN·
XL·STI·IX·H·EX·T·F·C·

Caius Atilius Quintus Caii filius, Camilia, Augusta, miles legionis vicesimae primae rapacis, annorum quadraginta, stipendiorum novem. Haeres ex testamento faciundum curavit.

In der ersten Zeile hatte sich der Steinmetz offenbar verhauen [1]) und das Q wiederholt, während ein C erforderlich war. Man sieht deutlich, dass durch mehrere Meisselhiebe aus dem zweiten Q ein C gemacht wurde, es aber nicht gelang, den untern Strich und die Rundung des Q ganz zu tilgen. Die beiden in einander verschlungenen Züge QC war ich anfänglich geneigt Quincti zu lesen, indem ich annahm, dass der Irrthum in einer Wiederholung des Q bestanden habe und dann, da sich nicht jede Spur des zweiten Q zerstören liess, die allerdings ungewöhnliche Form Quincti eingeschoben sei. Indessen beweist der in der Verschlingung wahrnehmbare Punkt, dass Q ein Wort und C ein anderes bedeutet, und deshalb halte ich die von Hrn. *Lersch* mir mitgetheilte Auflösung Quintus Caii für entschieden richtig. Das Cognomen des C. Atilius war also

1) Beispiele solcher Irrthümer geben z. B. *Marini* Atti p. 340, 409, 491. *Zaccaria*, Istituz. lapid. p. 320, 378. Sie kommen häufig genug vor.

Quintus (eine Atilia Quarta bei *Murat.* 639. 9. aus Brescia), von der Zahl hergenommen, wie mehrere andere z. B. Primus, Quartio u. a., aber abgekürzt in der Weise wie das Praenomen, und wie selbst das Nomen Quintius bei *Grut.* 692. 3. Der Regel nach würde man es erst nach dem Namen des Vaters erwarten, C. Atilius C. F. Quintus, indessen ist eine solche Umstellung nicht unerhört (vgl. z. B. L. Annius Valens L. F. bei *Murat.* 729. 2, Q. Seienus. Quinctillus Q. F. *Marm. Pes.* n. 60) und hier durch den einmal vorgefallenen Irrthum des Steinmetzen erklärlicher.

Atilius gehörte zur Tribus Camilia, also darf sein Geburtsort Augusta sc. Colonia nicht etwa Taurinorum, welche der Tribus Stellatina einverleibt war (vgl. z. B. *Lersch,* Centralmuseum II. 47, *Marm. Taur.* II. p. 69, 82, 120 n. 137), ergänzt werden, sondern es ist Augusta Vagiennorum gemeint, eine im Gebiete der Vagienner in Ligurien südlich vom Padus und südöstlich von Turin gegründete Stadt, welche bei Plinius III. 5 u. 7. und bei Ptolem. III. 1. 35. erwähnt und etwa in der Gegend von Carmagnola gesucht wird. Diese kömmt in zwei von *C. L. Grotefend,* Ztschft. f. d. A.-W. 1836. S. 924. angeführten Inschriften ausdrücklich unter Tribus Camilia vor, welcher sonst in Ligurien nur noch das benachbarte Alba Pompeia zugetheilt gewesen zu sein scheint.

Die Legion endlich war die berühmte unwiderstehliche, die 21te Rapax, deren längere Anwesenheit am Rheine eben so ausgemacht, wie ihre Geschichte dunkel ist. Auf diese ist es, um die Zeit unseres Denkmals zu bestimmen, nothwendig näher einzugehen, wozu die schönen in den letzten Jahren namentlich von *Borghesi* (Ann. dell'Instit. di corrisp. arch. tom. XI. p. 128 ff.) und *C. L. Grotefend* (Zeitschft. f. A.-W. 1840. N. 79—81, so wie in *Pauly's* Realencyclopädie IV. S. 868 ff.) angestellten Untersuchungen den Weg gebahnt haben.

August hatte den Schmerz, von seinen fünf in Germanien stationierten Legionen drei in der Schlacht gegen Varus zu verlieren. Welche dies waren, darüber sollte seit *Brotier* die 17te, 18te und 19te angab, billig jetzt kein Streit mehr sein; indessen ist sie neuerlich wieder in Zweifel gezogen worden. Tacitus selbst nennt Ann. I. 60. die neunzehnte als untergegangen, und damit stimmt vortrefflich überein, dass sie nie wieder vorkömmt. Dennoch hat dies *Pfitzner* in seiner Abhandlung Allgemeine Geschichte der Kaiserlegionen von August bis Hadrian (Ztschft. f. A.-W. 1846. Nr. 1 ff.) behauptet und zu dem Ende die bei Tacitus (Ann. I. 31, 37, 46, 51, 64) schon von Lipsius verbesserte Zahl unetvicesimani in undevicesimani verändert, also angenommen, dass die 19te, gänzlich zusammengehauene, ihres Adlers beraubte Legion durch zusammengeraffte Truppen erneuert worden und, nachdem sie die Kriege des Germanicus mitgemacht, unter Caligula nach der unglücklichen Unternehmung gegen Germanien aufgelöst worden sei, wo dann unter Claudius die 21te an die Stelle getreten sein soll. Aber hatte denn Caligula oder irgend ein Heerestheil eine Niederlage erlitten? Man hatte den Feind gar nicht gesehen; wie soll die neunzehnte Legion die Auflösung verdient haben? Es müsste denn als wahnsinniger Streich des Tyrannen betrachtet werden. Aber mit den Soldaten zu spassen, hätte ihn wohl gereut.

Die beiden andern, die 17te und 18te, sollen nach Hrn. *Pfitzner* in Mösien gelegen haben. Die erste lässt er dort, wir wissen nicht wie, untergehen, die letztere holt er unter Claudius nach Germanien, schickt sie unter Vitellius nach Italien, und unter Vespasian gibt er ihr den Todesstreich. Warum das alles geschehen sei, kann man nur errathen. Weil bei Tacitus die Lesarten schwanken und trotz des Mediceus hin und wieder duodevicesima statt duoetvicesima gedruckt wird, muss die achtzehnte Legion ihr Leben fristen

und die LEG. XXII. Primigenia bis auf Hadrians Zeit in Aegypten bleiben. Das ist nun alles von *Borghesi* schon so trefflich erörtert worden, dass ich seine Darstellung nur auszuziehen brauche. Also zuerst ist es vollkommen unstatthaft die Leg. XVII. und XVIII. nach Mösien zu setzen. Von der ersteren gibt es gar keine Inschrift, denn in der aus Flersheim bei *Gruter* p. 539. 6. bekannt gemachten ist nach *Steiner*, Cod. Inscr. Rheni n. 220. XXII zu lesen; und eben so verhält es sich mit den von *Borghesi* aus *Mur*. p. 822. 4. und *Orelli* n. 3387. angeführten. Von der achtzehnten aber gibt es allerdings mehrere Monumente, gewiss aus der Zeit vor oder bald nach der Varusschlacht, und darunter die weltbekannte Bonner des Centurionen M. Caelius LEG. XIIX. qui ceCIDIT· BELLO. VARIANO. Die Leg. XXII. Primigenia aber hat nicht allein nach der von *Murat.* p. 697. 5. herausgegebenen Grabschrift des Legaten Dillius Vocula, C· DILLIO· A· F· SER· VOCV-LAE || TRIB· MIL· LEG· I·, welcher bei Tacitus Hist. IV. 24. erwähnt wird, zur Zeit des Vitellius in Italien gestanden, sondern auch in Italien gefochten, und das Grab eines Kameraden in Velleja setzten VEXILLARI· LEG. TRIUM· LEG· IIII· MAC· LEG· XXI· RAP· LEG· XXII· PRI· (*De Lama*, Iscriz. Vellej. n. VII, *Borghesi* p. 167). Also, da die 17. 18. und 19. Legion seit der Varusschlacht aus der Geschichte, der Litteratur und Epigraphik verschwinden, so ist dafür zu halten, dass sie in jener Schlacht ihren Untergang fanden.

Den Verlust suchte Augustus durch eilige Aushebungen zu ersetzen, welche er an den Rhein schickte. Eine von ihnen war, wie *Bimard* zu *Mur*. I. p. 93. nach *Lipsius* zu Tac. An. I. 42. richtig vermuthet, die LEG. I., die ihre Feldzeichen von Tiberius erhielt, eine andere die LEG. XXI., wo beide zu dem Heere von Niedergermanien gehörten. Die letztere stand mit der fünften Legion in den Castra

vetera bei Xanten und nahm an dem gefährlichen Aufstande nach Augustus Tode lebhaften Antheil (Tac. Ann. I. 31. ff., bes. 45). Da Germanicus sie zur Ruhe gebracht hatte, begleitete sie ihn auf seinen denkwürdigen Feldzügen gegen die Marser und die Cherusker und kämpfte im Heere Cäcinas die Schlachten gegen Arminius mit. Darin muss sie, wie die erste Legion den Beinamen Germanica, so den Ehrennamen Rapax, die unwiderstehliche, verdient haben. Von einem andern bedeutenden Kriegszuge ist nicht die Rede, und sie war im J. 70. schon veteri gloria insignis (Tac. Hist. II, 42, 43). Längere Zeit, scheint es, stand sie in dem alten Lager. In die Zeit ihres Aufenthaltes daselbst fallen mehrere Inschriften, Ziegel LEG. XXI. bei *Steiner* n. 617, die beiden Grabsteine 655. und 660, die, weil der Beiname Rapax fehlt, vielleicht älter als die Kriege des Germanicus sein mögen, dann wohl n. 927. aus der blankenheimischen Sammlung, so wie der Leydener Stein des Veteranen LEG. XXI, Cornelius Victor bei *Gruter* 539. 2. Wie lange sie daselbst stand, wissen wir nicht mit Bestimmtheit, jedoch mag sie bei Caligulas Anwesenheit am Rhein und den lächerlichen Scheinzügen gegen die Deutschen noch am Niederrhein gewesen und mit an das Gestade des Oceans gezogen sein. Wahrscheinlich hängt ihre Versezzung mit der Erwerbung von Britannien durch Claudius zusammen. Denn da aus Obergermanien zwei Legionen nach Britannien hinübergingen, II. Aug. und XIV. Gem., die XIII. Gem. vielleicht nach Pannonien zog (*Grotefend* in *Pauly's* Encyclop. IV. S. 892), so entstand in dem Lager von Mainz eine bedeutende Lücke, welche ausgefüllt werden musste. Es gibt daher eine Reihe von Ziegel-Inschriften der Legion aus dem Mainzer Quartier (vgl. die bei *Grotef.* angeführten). *Grotefend* meint zwar S. 898, dass wahrscheinlich später erst ein Tausch mit der XVI. Gallica Statt gefunden habe, in Folge dessen diese nach Niedergermanien,

die XXI. nach Vindonissa gekommen sei, indessen gibt es keine einzige Spur, dass die XVI. Gall. jemals in Vindonissa gelegen habe. Auch dort war ihres Bleibens nicht. Aus einer unbekannten Ursache wurde sie nach Vindonissa in der Schweiz, dem heutigen Windisch bei Brugg, versetzt, wo sie nach einigen Ziegeln (*Orelli* 441) den Beinamen Gallica Rapax L. XXI. G. R. geführt zu haben scheint.

Wir kennen ihren damaligen Regimentsarzt aus der in *Schelhorns* Amoenit. lit. tom. VII. p. 52. herausgegebenen Inschrift von Vindonissa:

. . . CLAVDIO PIMNO (?)
MEDICO LEG· XXI.
CLAVDIAE QVIETAE EIVS
ATTICVS PATRONVS·

Die Namen Claudius und Claudia deuten auf die Zeit des Claudius hin. Dort stand sie bei dem Ausbruche des bürgerlichen Krieges und erklärte sich mit den übrigen Legionen von Obergermanien für Vitellius (Tac. Hist. I. 12, 55, 57, 61). Ihre Thaten im Kriege sind von Tacitus verewigt worden. Nachdem sie auf ihrem Marsche durch Helvetien den Einwohnern gefährlich geworden war, trug sie unter Cäcina am meisten zur Entscheidung des Kampfes bei. In der Schlacht bei Bedriacum trafen ihre kriegsgewohnten, aber schon bejahrten Soldaten mit der jungen I. Adiutrix heftig zusammen und siegten durch Ausdauer und Zorn, nachdem sie anfänglich ihren Adler verloren hatten, entscheidend (Tac. Hist. II. 24, 43, III. 13, Plut. Oth. 12). Auf diese Zeit bezieht sich die obengenannte interessante, zu Velleja gefundene Grabschrift des Museums in Parma, welche *Labus*, Lettera a D. Pietro de Lama intorno a due iscrizioni Vellejati. 1820. behandelt hat. Wie das übrige Heer durch Entlassungen geschwächt (II. 69), zog die Legion in die Hauptstadt ein, wo sie während der Sommerhitze durch die er-

laubten Ausschweifungen von ihrer Tüchtigkeit und Disciplin viel verlor. Da aber das Heer Vespasians den Alpen sich näherte, setzte sie sich mit den übrigen Truppen des Vitellius unter ihrem alten, jetzt wankelmüthigen Feldherrn gegen Cremona in Bewegung (II. 100)[1]). Dort wurde das Heer, dessen Feldherr Cäcina von den treuen Truppen in Ketten gelegt war, besiegt, und einen Soldaten der 21. Legion traf das Geschick, welches als der bezeichnendste Gräuel des Bürgerkriegs von Malern und Dichtern wiederholt wurde[2]). Als sie sich ergeben hatte, wurde sie wahrscheinlich in Italien reorganisiert und vor allen übrigen Truppen des Vitellius kriegstüchtig befunden. Eine lange Rast war ihr nicht vergönnt. Während in Italien die Herrschaft bestritten wurde, hatte der Aufstand des Civilis am Rheine eine solche Ausdehnung gewonnen, dass man nicht allein um Germanien, sondern selbst um Gallien, welches schon sehr frühe sich zu befreien strebte, besorgt wurde. Mucianus, welcher bis zu Vespasians Ankunft mit Domitian die Angelegenheiten des Westens leitete, schickte vier Legionen auf verschiedenen Wegen über die Alpen. Die unsrige überstieg wahrscheinlich die peninnischen und sam-

1) Hr. *Pfizner* zweifelt, ob alle 8 Legionen bis dahin in Rom campierten; ich begreife nicht warum, da die ungeheure Masse von Truppen in Rom von Tacit. II. 93. ausdrücklich bezeugt und Legionen II. 100. genannt werden. Auch III. 2. bezieht sich per omnia Italiae municipia desides auf den Marsch nach Rom, amoenitate urbis auf den spätern Aufenthalt.

2) Man erinnert sich der herrlichen Gruppe Raphaels in der Constantinsschlacht, wo der Vater den Sohn in den Reihen der Feinde erschlagen hat und die zu spät erkannte Leiche vom Schlachtfelde fortträgt, so wie der gehäuften Grässlichkeiten in Heinrich VI., wo Vater- und Sohnesmörder auftreten. Die Idee ist aus Tacitus, bei dem Iulius Mansuetus von seinem unmündig in Spanien zurückgelassenen und unterdessen in die VII. Legion eingetretenen Sohne getödtet und beweint wird, aber von Raphael durch die Umkehrung verschönert.

melte sich in ihrem alten Lager zu Vindonissa (Tac. Hist. V. 70), welches sie unter ihrem alten Namen zum letzten Male bewohnen sollte. Es war Zeit, dass Hülfe anlangte. Der Aufstand des Civilis war sehr gefährlich geworden: Schaaren von Germanen kamen über den Rhein; die Trierer und Lingonen erhoben das Panier der gallischen Unabhängigkeit, die Besatzung von Vetera hatte sich ergeben, alle Lager ausser Mainz und Windisch waren verbrannt, ja das Unerhörte war geschehen. Die Truppen von Neuss und Bonn gingen zum Feinde über, und die in Bonn lagernde Leg. I. Germanica hatte, durch gallische Aushebungen verstärkt, dem Reiche von Gallien Treue geschworen. Gegen diese richtete sich die aus Italien angelangte Streitmacht. Die 21. Legion drang aus Vindonissa, die Hülfscohorten unter Sextilius Felix (Tac. Hist. IV. 71) durch Rätien vor. Eine vorausgeschickte wurde niedergehauen, die übrigen stiessen bei Bingen auf die Treverer, welche sich durch die Nahe gesichert glaubten. Tutor wurde geworfen, und das Trierer Land dergestalt den Römern zugänglich. Hier waren grosse Veränderungen vorgegangen. Die beiden abtrünnigen Legionen, die erste und dreizehnte, waren zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, als Valentinus, die Seele des gallischen Aufstandes, erschien und den Muth seiner Landsleute neu belebte. Vor ihm mussten jene sich in das benachbarte Gebiet der Mediomatriker zurückziehen, wo Kunde von Cerialis und die Weisung zu ihnen gelangte, vorzurücken. Er selbst zog von Mainz über den Hunsrück mit den dortigen Truppen und dem neuen Zuzug, dessen Kern, da die übrigen Legionen noch auf dem Marsche begriffen waren (adventare ex Italia Tac. IV. 76), die 21. Legion ausmachte. Bei Rigodulum (Riol unweit Trier) traf man auf den Feind, und die siegreichen Römer rückten in Trier ein. Ein letzter heftiger Kampf an der Moselbrücke wurde wieder durch die XXI. Rapax entschieden (IV. 78),

und damit der gallische Krieg beendigt. In diese Zeit setze ich mit Sicherheit eine im J. 1827. in den Steinbrüchen von Norroy bei Pont-à-Mousson, also im Lande der Mediomatriker, gefundene Inschrift (vgl. *Ferussac*, Bulletin des sciences hist. 1831. p. 101, *Osann*, in der Zeitsch. f. d. Alterthumsw. 1837. N. 47, *Lersch*, Centralmus. II. S. 28.).

HERCVLI SAXSANO || VEXILLARI LEG XXI RA || ET AVXILIA EORVM CHO || ORTES V QVI SVNT SVB || L POMPEIO SECVNDO || LE XXI V S L M. Die fünf Cohorten der Auxilia, welche der 21. Legion beigegeben waren, gehören zu der Heeresabtheilung des Sextilius Felix, welcher am Inn, zwischen Rätien und Noricum mit acht Cohorten und der jungen Mannschaft der Noriker gestanden hatte (Tac. III. 5) und durch Rätien, also wohl über Curia, Turicum, Vindonissa und Augusta Rauracorum marschiert war. Jene acht Cohorten müssen, da Rätien dem Vitellius treu blieb, aus dem pannonischen, mösischen und dalmatischen Heere genommen worden sein; es ist also zu vermuthen, dass sie auch nach Germanien mitzogen, wo die von Spanien und Britannien nach dem ersten Siege bei Trier anlangten (Tac. Hist. V. 14). In einem Diplome vom J. 74. bei *Cardinali* tav. VI. finden wir unter den 12 Cohorten, welchen der Abschied bewilligt wird, die I. ASTVRVM und V. HISPANORVM. Sie kamen wohl, da die Asturer unter Claudius noch einmal besiegt wurden, also entweder von Augustus nicht ganz unterworfen oder nachher aufgestanden waren (*Kellerm.* Vig. n. 40.), bei dieser Gelegenheit an den Rhein; unser merkwürdiger Stein des Pintaius, Signifer der 5. asturischen Cohorte, (*Lersch* Centralmus. II. 42.) ist deshalb jünger als Vespasian. Ferner verabschiedet Vespasian ausser gallischen Cohorten die Veteranen der Coh. I. THRACVM·IIII. VINDELICORVM. V. DALMATARVM und VII. RAETORVM. Davon sind gewiss einige in dem Corps des Sextilius Felix

gewesen. Dieses theilte sich, und fünf Cohorten zogen mit einem Theile der 21. Legion in das Gebiet der Mediomatriker, wo sie in den Steinbrüchen arbeiteten, ohne Zweifel um eine Verschanzung aufzuwerfen. Es waren die Vexillarii derselben, d. h. die nach zwanzig Dienstjahren ihres Eides entbundenen Veteranen; eine Abtheilung von 500 Mann, welche noch nicht entlassen, sondern als Kerntruppen bei dem Vexillum zurückbehalten und, wie aus mehreren Stellen bei Tacitus hervorgeht, vorzugsweise den Hülfstruppen als Halt und Stütze beigegeben wurden. Vgl. bes. *Lipsius* de milit. I. 8, V. 19. und zu Ann. 1. 17, so wie *Walch* zu Tac. Agric. 18. Sie müssen unter einem eigenen Befehlshaber als abgesondertes Corps zu jener Arbeit ausnahmsweise verwendet worden sein.

Vom Trierischen marschierte die Legion mit an den Niederrhein und nahm gewiss auch an den letzten Kämpfen von Vetera Theil, bis sie in ihr Winterlager einrückte. Dies war Bonn, welches von nun an statt der abtrünnigen Leg. I. Germ., die von Vespasian aufgelöst wurde, die Leg. XXI. zur Besatzung erhielt. Dies ergibt sich aus Tacitus Hist. V. 22. Cerialis reiste, so erzählt Tacitus, Novesium Bonnamque ad visenda castra quae hiematuris legionibus erigebantur. Neuss war für die Leg. VI. Victrix bestimmt, welche in mehreren dortigen Inschriften genannt wird (*Lersch*, Centralm. III. 187—190), und später eine Zeit lang in Xanten stand, bis sie unter Hadrian nach Britannien kam. Das Lager in Bonn also war für die XXI. errichtet. Es fehlt nicht an Monumenten ihres hiesigen Aufenthalts. Ein sehr grosser Ziegel mit der Inschrift LEG· XXI· RP· wurde in diesem Jahre in dem Garten des Königlichen Hofes vor dem Coblenzer Thore aufgegraben und durch die Vermittlung des Hrn. Dr. *Lersch* in das Kön. Museum gebracht. Er gehört einem von der Legion ausgeführten Bau an. Andere Ziegel wurden beim Wichelshofe, also im Bereiche des

Lagers selbst, entdeckt (*Steiner*, Cod. inscr. Rh. n. 783, *Lersch*, Centralm. II. 63). Ein jetzt verschwundener Votivstein mit der Inschrift L· CORNELIVS· || VRBANVS· MILES· || LEG· XXI· RAP· || MERCVRIO· || V· S· L· M· (*Grut.* 51. 5) kam aus der Stiftskirche nach Blankenheim. Der Grabstein eines Veteranen aus Vercellae (*Lersch*, I. 31) befindet sich im Cölner Museum. Ein Altar des Hercules Saxanus aus Brohl, bei Gelegenheit einer Arbeit in den dortigen Steinbrüchen von einem Centurionen und den Soldaten der Legion gelobt, (*Lersch*, II. 23), ein anderer des Juppiter aus Andernach (*Steiner*, 736) scheinen ebenfalls in die Zeit ihres Aufenthaltes am Niederrhein zu gehören. Wir finden sie also zuerst in Xanten, zuletzt in Bonn, in der Zwischenzeit in Mainz, wo mehrere Ziegel mit der Inschrift LEG. XXI. und einige Grabschriften zum Vorschein gekommen sind (*Steiner*, 407, 327, 331. Jahrb. d. V. II. S. 103. n. 68). Ausserdem kommen mehrere Steine in der Schweiz vor, in Neuenburg (*Orelli* Inscr. Helv. 163), in Windisch und Kloten. Eine Reihe von Inschriften gibt es ausserdem in mehreren italischen Orten, welche aber meist sich auf Männer beziehen, die in früheren Lebensjahren eine militärische Stelle in der Legion bekleideten, (vgl. *Cardinali* p. 308, *Marm. Felsin.* p. 269, *Orelli* 3378. aus Trident, und die Indices bei *Gruter* und *Muratori*). Standorte sind, so weit die Inschriften reichen, Vetera, Bonn, Brohl, Andernach, Mainz, Windisch, Kloten, Tattwyl, nebst manchen andern Orten der Kantone Aargau und Zürich, Breisach, Stühlingen und Hüfingen (*Roth*, die röm. Inschr. des Kantons Basel S. 16), Geisslingen und das Heidenschlösschen (*Schreiber*, Taschenbuch für Gesch. in Süddeutschland IV. S. 240 ff.)[1]. Diese Orte gehören sämmtlich zum Be-

1) Der Verf. führt für die 26. Cohorte C. XXVI. der 21. Legion einen Stempel seines Besitzes an. Es lässt sich aus der Beschreibung nicht ersehen, was auf dem Ziegel steht, jedenfalls aber wohl

reiche der vier Lager von Xanten, von Bonn, von Mainz und von Windisch.

Unser Grabstein fällt in eine verhältnissmässig sehr kurze Zeit. Denn vor Vespasian lag in Bonn die Leg. I. (Germanica), und erst seit dem Jahr 70 die Leg. XXI. Die geringe Zahl der ihr angehörigen Inschriften lässt vermuthen, dass sie nicht lange in Bonn blieb, höchst wahrscheinlich nur bis auf die Regierung Domitians, welcher bekanntlich die Leg. I. Minervia gründete. Ob diese freilich gleich an den Rhein kam, ist keineswegs ausgemacht, da nur soviel sich mit Gewissheit sagen lässt, dass sie vor dem unter Hadrian erfolgten Uebergange der Leg. VI. Victrix nach Britannien sich dort befand (*Grotefend* a. a. O. IV. S. 871), aber wahrscheinlich, weil mit Ausnahme eines Steines aus Seckau (*Kellerm.* Vigil. p. 19), der wohl in die Zeit der dacischen Kriege gehört, sich nirgendwo sonst Spuren ihres längeren Aufenthaltes zeigen. Erst seit der Mitte des dritten Jahrhunderts steht ihre Anwesenheit hier nicht mehr fest (vgl. *Roth* a. a. O. S. 17). Wüssten wir nun, wann Domitian die neue Legion errichtete, so hätten wir für unsere Inschrift eine Gränze gefunden, vorausgesetzt, dass die XXI. von der I. abgelöst und etwa nach Mainz gezogen sei. Bei der schwierigen Chronologie von Domitians Regierung müssen wir auf einen solchen Leitfaden verzichten. Leicht möglich aber ist es, dass unser Soldat die gefährlichen Schlachten gegen die Trierer und Bataver mit schlug. Wenigstens spricht seine Heimat dafür, dass er in Oberitalien eintrat, also mit über die Alpen nach Gallien an den Rhein zog.

Obgleich die späteren Schicksale der XXI. Legion nicht in den Bereich unserer Untersuchung gehören, so erlaube

---

nicht die 26. Cohorte. Hrn. *Roth's* Vermuthung über die Zeit der Anwesenheit der Leg. I. Min. bei Basel lasse ich dahin gestellt sein.

ich mir doch die Aufmerksamkeit unserer Mitglieder auf die sehr schwierige Frage von Neuem hinzulenken. Bekanntlich scheint die Legion im Laufe der Zeit verschwunden zu sein, und zwar wahrscheinlich sehr frühe. Deshalb vermuthete *C. L. Grotefend* zuerst bei *Lersch*, Centralm. II. S. 69. und in der Ztschft. f. d. A.-W. 1840. S. 661, sie sei unter Domitian nach dem Aufstande des L. Antonius Saturninus (Sueton. Domit. 6) d.h. nach der sehr problematischen Vermuthung *Tillemonts* H. d. Emp. II. p. 819. im Jahre 88, aufgelöst und durch die I. Minervia ersetzt worden; später in *Pauly*'s Encyclop. a. a. O., sie sei wohl erst nach Hadrian, vielleicht unter M. Aurelius untergegangen; *Borghesi* p. 171, sie sei diejenige Legion, welche im J. 846 (92 n. Ch.) von den Sarmaten niedergehauen wurde (Sueton. l. l., Eutrop. VII. 3); *Pfitzner*, sie sei in Dacien unter Trajan oder Hadrian mit Leg. VII. Galb. vereinigt, welche von da an VII. Gemina heisse und in Spanien ihr Quartier habe.

Nun lässt sich aus den bisher bekannt gewordenen Inschriften nicht beweisen, dass die Leg. XXI. Rapax nach Domitians Regierung bestand. P. Cestius Priscus, unter Trajan Procurator, war früher Tribun der Legion gewesen (*Mur.* 2032. 4); ebenfalls Calpurnius Fabatus, des jüngern Plinius Grossschwiegervater, welcher gegen 104. in hohem Alter starb (*Grut.* 382. 6), ebenso Appius oder Sappius Flavus (*Grut.* 1090. 21, *Fabretti* IX. 378), welcher nachher Präfect der Ala Thracum Herculania (vgl. *Cardinali*, p. 143) und zuletzt der Ripa Euphratis war. Ebenso steht es fest, dass sie unter Septimius Severus und in der ersten Zeit des Severus Alexander nicht existierte. Denn sie fehlt in dem Legionsverzeichnisse bei *Orelli* 3368. u. 69, das uns die durch Hadrian erfolgte Verlegung der Legionen nebst den durch M. Aurelius und Sept. Severus hinzugefügten angibt, und bei Dio Cass. LV. 23. Nur ein

Denkmal scheint für eine längere Dauer zu sprechen, ein von *Klein* in dem ersten Heft des Mainzer Vereins n. 1. und 2. bekannt gemachter Altar, dessen Vorderseite die Dedication aus dem zweiten Consulat des Pertinax (192 n. Ch.), die linke Seitenfläche aber ein 23 Zeilen langes Fragment enthält. Darin sind mehrere Legionsnamen mit Sicherheit zu erkennen, namentlich am Ende die VIII. Augusta, welche gegen Civilis nach Germanien geschickt wurde und bis auf Severus Alexander in Mainz lag, ferner eine Gemina, MINE, nach der richtigen Bemerkung des Herausg., da Leg. X. Gem. nicht in jener Gegend sich findet, entweder XIII. oder XIV., und zwar ohne Zweifel XIV., da Leg. XIII. wohl in der ersten Kaiserzeit, als Leg. VIII. Aug. noch nicht dort sich befand, in Germanien ihr Quartier hatte, aber schon unter Otho in Pannonien stand und daselbst verblieb, Leg. XIV. Gem. aber durch den Aufstand des Civilis nach Germanien gezogen wurde. Dort liest man in dem Abdrucke des Hrn. *Klein* Zeile 5. GI M und Zeile 6. I RP, was man Legio I. Minervia und XXI. Rapax ergänzen würde. Indessen habe ich mich durch eigene Anschauung überzeugt, dass diese Abschrift ungenau ist. Auf dem Steine steht nämlich

G . . . M

R. P

Es darf also an jene Legionen nicht gedacht werden.

Aeusserst schwierig sind aber die in der Schweiz und am Heidenschlösschen gefundenen Ziegel mit der Inschrift L. XXI. S. C. VI., d. h. wohl nicht, wie *Orelli*, Inscr. Helv. n. 242. meint, Severiana Claudia sextum (denn die Münzen des Gallienus und eine pannonische Inschrift, worauf sich *Orelli* Inscr. ampl. coll. 464. u. 3390. beruft, haben nach dem Zahlzeichen noch ein Adjectiv, z. B. LEG. XIII. GEM. VI. P. VI. F., so dass sextum pia, sextum fidelis verbunden wird), sondern Severiana Constans Victrix zu erklären.

Bezieht man mit *Lersch* oben S. 64. diese auf Severus Alexander, so dürfte auch wohl auf einem Steine von S. Maurice die Lesart von *Levade* und *Boccard* LEG· XXI. ALEXANDR · · · (*Orelli* Inscr. coll. 5027, Inscr. Helv. 15), wo *Orelli* zuletzt VII. verbessert, richtig sein. Genaueres findet sich darüber vielleicht in der Abhandlung von Dr. *Fechter*, Schweiz. Mus. f. hist. Wissensch. III. S. 330, die ich leider nur aus *Schreibers* Anführung kenne, und es wäre sehr zu wünschen, dass eines von unsern verehrten Mitgliedern in der Schweiz darüber entscheiden wollte.

3) lagen zwei sehr schön gearbeitete und ursprünglich zusammen gehörige Steine 6′ 3¾″ hoch und 1′ 4½″ breit umgestürzt, mit vortrefflichen Ornamenten, an der Seite mit einem Lorbeerbaume, darunter mit einem Vexillum geschmückt. Ob dieses etwa einen Vexillarius oder ein Ehrengeschenk bedeutete (vgl. Sallust. Iug. 85. 29, Suet. Aug. 25, Vopisc. Prob. 5), lässt sich nicht angeben.

4) Das auf unserer Tafel VI. abgebildete schöne Relief, mit einer Vorstellung, welche sich sehr häufig auf Grabdenkmälern findet und gewöhnlich mit dem, wie ich nach *Zoega* und *Letronne*, Revue d'archéol. 1846. Heft II. glaube, unrichtigen Ausdruck eines Leichenmahles bezeichnet wird. Wir sehen einen römischen Bürger bekleidet mit der Tunica, welche gebräuchlicher Massen nur den Oberarm deckt, und der malerisch aber bequem umgeworfenen Toga, auf einem Lectus im Triclinium ausgestreckt. Wäre er verheirathet gewesen, so würde seine Frau auf dem untern Ende sitzen. Der Lectus tricliniaris hat einen sehr niedrigen Torus, gedeckt mit einer Gurte und am Kopfende mit einem Polster, worüber eine reich mit Franzen verzierte Decke, Torale, sich ausbreitet. Der vor ihm stehende Tisch ist, wie in der Regel bei den Römern, ebenfalls sehr niedrig, rund, auf drei Füsse gestützt und nach der älteren Sitte (vgl. *Becker* in *Pauly's* Encycl. II. S. 1310), ungedeckt, so dass

der Sklave zwischen den einzelnen Gängen ihn abwusch. In der linken Hand hält unser Römer eine Mappa, ein viereckt gefaltetes, leinenes Tuch, um die Hände abzuwischen. Wir sehen den Anfang der Mahlzeit. Auf dem Tische stehen nur Eier und Trinkgefässe, in der Mitte ein grösserer Scaphus, daneben ein kleineres Poculum, und an dem Ende die grosse Lagena von Thon. Behaglich führt der Liegende das zweihenkelige Gefäss zum Munde; ich vermuthe, es war kein reiner Wein darin, sondern Honigwein, Mulsum, welchen man zum Beginne zu geniessen pflegte. Zu den Füssen des Herrn steht in ehrerbietiger Stellung, nicht in Trauer, ein Knabe, in seinen Händen das Schöpfgefäss, den Cyathus, von einem bestimmten Masse. Seine Haltung und die einfache Tunica verrathen den Sklaven, es ist der Puer a cyatho.

Den Stand des Todten vermögen wir aus dieser Vorstellung nicht zu erkennen, indessen gibt die Verzierung der Seiten darüber Aufschluss. Auf beiden Seiten ist in flachem Relief eine vortrefflich erfundene Figur mittelmässig ausgeführt: eine jugendliche Gestalt in einer fremdartigen Tracht. Den ganzen Fuss bedecken Schuhe, an welche sich ziemlich weite und faltige Hosen anschliessen. Darüber geht etwas über die Mitte des Leibes ein mit ziemlich engen Aermeln versehenes Gewand, endlich ein langer Mantel, wie es scheint, ein einfaches Stück Tuch, welches nicht auf der Schulter, sondern wohl oberhalb der Brust befestigt war. Das Haupt deckt eine spitze, etwas umgebogene Mütze, von welcher ein Tuch auf die Schulter hinabfällt. Ganz dieselbe Kleidung zeigt sich auf einem Grabsteine des hiesigen Museums, der ebenfalls vor der Coblenzer Strasse gefunden wurde, und dessen Inschrift (*Lersch*, Centralm. II. 40) P· CLODIO· PF V^{O}L || ALB· MIL· LEG· $\overline{I}$ || AN· XLIIX· S$\overline{II}$P· XXV· || H· S· E gewiss zu lesen ist: *Publio Clodio, Publii filio, Voltinia, Al-*.

bu, militi legionis primae, annorum quadraginta octo, stipendiorum viginti quinque. Hic situs est [1]. Da die Leg. I. ohne Beinamen weder die Minervia noch die Adiutrix, sondern diejenige ist, welche einmal den Beinamen Germanica führte und bis zum Kriege des Civilis, nachdem ihre Vexillarier Vitellius begleitet hatten, hier im Quartier lag, wegen ihres Benehmens bei jenem Aufstande aber von Vespasian aufgelöst wurde (vgl. *Grotefend* S. 870), so gehört der Grabstein ebenso wie ebend. II. 39. in das erste Jahrhundert, und zwar in die Zeit vor dem Bürgerkriege. Denn II. 39. wird ein Veteran genannt, II. 40. ein Exauctoratus zu verstehen sein. Dieser aber wäre, wenn er noch gelebt hätte, mit nach Italien gezogen. Beide mögen also wohl schon bei der Stiftung in die Legion eingetreten und demnach aus Alba im Lande der Fucenter zu Hause gewesen sein. Auf dem letzteren Steine nun erscheint ebenfalls auf jeder Seite ein ganz, wie der hier abgebildete, gekleideter Mann, und zwar unter militärischen Zeichen, aber von vorn dargestellt und ungeschickter gearbeitet. Für Freigelassene können wir diese mit Hrn. *Lersch* unmöglich halten, da diese in ihrer Bürgertracht gebildet wären.

---

1) An dem Dativ in der ersten Zeile hat Hr. Dr. *Lersch* Anstoss genommen, weil das folgende Verbum den Nominativ voraussetze, und desshalb ist von Herrn Dr. *Düntzer* Jahrb. I. S. 94. Clodio für den Nominativ erklärt worden. Indessen hat diese Abwechselung gar nichts Auffallendes. Zu den beiden von Hrn. *L.* später herausgegebenen Inschriften Jahrb. I. S. 80, II. S. 84. vergl. man u. a. folgende: *Fabretti* V. IX. p. 354. *Aurel. Primo Nat. Dacus*, p. 357, n. 71. *Aurel. Victori nat. Dacus*, p. 358. 77. *T. Aur. Scribonio natione Bataus*, 78. *T. Aur. Felici nat. Canonefas*, *Marini* Atti p. 299. *Flavio Respecto n*(atione) *Varcianus*, *Cardinali* p. 162. n. 286. *T. Aur. Africano nat. Raetus* u. s. w. Ohne Zweifel aber hat Hr. *Düntzer* Recht, wenn er in der zweiten Zeile nicht *Albino*, sondern, wie in der Centralm. II. n. 39. abgedruckten, *Alba* liest.

Wie auf dem eben besprochenen, so ist auch auf unserem Denkmale in der Stellung jener Figuren ergebene Unterwerfung und stille Trauer ausgedrückt: jene in dem übergeschlagenen Beine, diese in dem gesenkten Haupte, welches auf dem aufgestützten rechten Arme ruht. Nicht um den Todten trauern sie, sondern um ihr eigenes Loos; es sind besiegte Feinde im Gefühle ihrer Wehrlosigkeit und des vaterländischen Unglückes, welches auf mehreren Münzen in ganz ähnlichen Motiven erkannt wird. Keine Gefangenen, welchen die Hände auf den Rücken gebunden werden, sondern Besiegte dienen zur Verherrlichung des Kriegers, welcher gegen sie gestritten hatte. Welcher Nation aber gehören sie an? Natürlich nur einer solchen, wogegen im ersten Jahrhunderte gekriegt wurde. Dies könnten allenfalls Gallier gewesen sein, aber diese kennen wir aus Kunstwerken in ganz anderer Tracht, in kurzem struppigem Haar, und mit einer Halskette geschmückt. Achtet man auf die Hosen und insbesondere die Mütze, so wird man leicht auf die Vermuthung kommen, dass hier die furchtbaren Feinde, die Dacier, die pileata natio (*Aur. Vict.* de Caes. 13), vorgestellt seien. Indessen muss diese Vermuthung, welche sich mir gleich Anfangs aufdrängte, aus zweierlei Gründen verworfen werden. Erstens passt die Kleidung, welche wir aus der Trajanssäule auf das Genaueste kennen, bei näherer Betrachtung nicht; denn dort tragen sie über der Aermeltunica ein auf beiden Seiten bis an das Knie niederfallendes Gewand, welches auf den Schultern mit zwei Schnallen verbunden war (vgl. *Franke*, Zur Gesch. Trajans S. 209), und es fehlt ihnen durchaus jenes Tuch, das unter der Mütze hervor kömmt und bis auf die Schulter reicht. Zweitens lässt sich kein Feldzug denken, welchem der Soldat der Leg. I. Germanica beigewohnt hätte. Denn die Kriege unter Augustus fallen vor die Varusschlacht, d. h. vor ihre Errichtung, die zu Anfang des Bürgerkrieges,

sowie unter Vespasian und Domitian, in eine Zeit, wo sie zuerst nachweislich anderswo beschäftigt war und zuletzt gar nicht mehr bestand. Es bleibt also, da auch von andern Völkern keine Rede sein kann, nur übrig an die zunächst wohnenden Feinde, an die Germanen, zu denken. Diese erscheinen zwar meistens, wie sie Tacitus beschreibt, in langem Haare und mit nacktem Oberkörper, über welchem blos ein Sagulum flattert; es gibt aber auch mehrere abweichende Darstellungen, namentlich auf Münzen des M. Aurelius und auf der Säule dieses Kaisers, wo sowohl besiegte, als mit den Römern verbündete Germanen mit jener Mütze bedeckt sind. Ich wage also die Vermuthung, dass auf unseren Steinen ein solcher Stamm gebildet ist, vielleicht derselbe, welcher später den Römern selbst Hülfstruppen liefert, wobei man an die früher befreundeten, unter Claudius besiegten Chauken erinnert wird.

L. Urlichs.

---

7. Neuester Zuwachs des K. Museums.

Hesione — Glasgefässe.

(Taf. II.)

Unsere Leser werden sich des Cölner Sarkophages erinnern (Jahrb. VII. Taf. III—IV), worauf mehrere Mythen willkürlich und beziehungslos gehäuft werden. Derselbe ist nicht allein wegen seiner Vorstellungen, sondern auch deswegen merkwürdig, weil sich aus der Inschrift mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Zeit der Verfertigung schliessen zu lassen schien. C. Severinius Vitealis (wahrscheinlich verschrieben statt Vitalis) hiess der Veteran, welchem von seiner Tochter der Sarkophag gewidmet wurde, und C. Severinus Vitalis ein Krieger bei *Grut.* 46. 9, welcher mit zwei Kameraden im Monat Juni des Jahres 197 einen Altar wegen der glücklichen Rückkehr seines Numerus[1]) nach Rom weihete. Hr. Dr. *Lersch* vermuthete, dies sei eine und dieselbe Person mit dem in Cöln verstorbenen. Dieser ansprechenden Combination hat ein sehr tüchtiger Epigraph, Hr. Dr. *Henzen* in Rom, neulich im Rhein. Mus. IV. S. 634. den erheblichen Umstand entgegengestellt, dass derselbe Severinus Vitalis einer verstümmelten, von *Mur.* 814. 7. schlecht bekannt gemachten und von *Marini* Atti p. 299. verbesserten Inschrift zufolge Eques singularis war[2]),und darauf hingewiesen, dass er aus einem »Corps höchsten Ranges, welches sich

1) Höchst wahrscheinlich aus dem Feldzuge gegen Claudius Albinus, nach dessen Entscheidung in der Schlacht bei Lyon am 19. Februar Septimius Severus in Eilmärschen der Hauptstadt zuzog.

2) Eine brauchbare Abhandlung über das Corps ist die von *Frick*, in den Acta Societ. Lat. Ien. vol. V. p. 191. sqq. Vgl. noch *Fabretti* p. 354, *Marini* Atti l. l. und *Cardinali* Dipl. p. 161. sqq.

durch die Elite der Legionen ergänzte«, schwerlich späterhin eine Legion, wenn auch als Beneficiarius consulis, zurückgetreten sei, dass aber in diesem Falle, »in der Reihe der von ihm bekleideten Stellen gewiss die des eques s. aufgeführt sein würde«. Ich weiss nicht, ob Hr. *H.* meint, dass die Equites sing. immer aus den Legionen gewählt wurden. Die Beispiele bei *Marini* Iscr. Alb. p. 71. sind im Vergleiche mit der Masse anderer Inschriften, wo keine Versetzung aus der Ala eines Heeres erwähnt wird, so selten, dass ich die Allgemeinheit jener Bemerkung bezweifele; und möglich ist es ja doch, wie der Verf. zugibt, immer, dass ein solcher Reiter einen nach den Provinzen gehenden höhern Befehlshaber als sein Beneficiarius begleitete. Aber wahrscheinlich ist es allerdings nicht, und in dem vorliegenden Falle wegen der Auslassung jener Stelle, und der Verschiedenheit der Namen Severinus und Severinius besonders unwahrscheinlich. Aus andern Gründen lässt sich aber die Zeitbestimmung jenes Sarkophages retten, denn er muss älter sein als das Jahr 223, wo die Leg. XXX. in der Inschr. bei *Lersch,* Centralmus. II. 14. zuerst den Beinamen Pia Fidelis trägt. Folglich kann unser Soldat seinen Namen, den er, wie die vielen Aurelier, Aelier, Ulpier, Flavier im Heere, ohne Zweifel von dem Kaiser empfing (vgl. *Marini* Iscr. Alb. p. 69, und z. B. *Mur.* 347. 2), nicht nach Severus Alexander geformt haben. Es bleibt also nur Septimius Severus, nach welchem unser C. Severinius Vitalis seinen römischen Namen gebildet haben kann, eben so wie jener römische Eques sing., mit dem er vielleicht verwandt gewesen sein mag.

Die Seltenheit des u. a. auf jenem Sarkophage dargestellten Abenteuers, der Befreiung der Hesione durch Herakles, wurde von *Welcker* a. a. O. S. 116. hervorgehoben. Es sind seitdem zu den dort angeführten Monumenten das schöne Vasengemälde bei *Gerhard,* Apul. Va-

senb. Taf. XI. und der S. 18. Anm. 4. von dem Herausg. angeführte Glaskameo hinzugekommen, welche ohne Zweifel einer viel früheren Kunstperiode angehören.

Ein neues Interesse gewinnt aber der cölnische Sarkophag durch das auf Taf. II. 1. abgebildete Fragment aus röthlichem Sandstein, welches in *Rheder*, dem alten Belgica, zugleich mit den von *Lersch*, Centralm. II. S. 13. und von *Düntzer*, Jahrb. V. VI. S. 341. bekannt gemachten Steinen für das hiesige Museum von mir erworben wurde. Wir sehen dort ein roh ausgeführtes, aber nicht ohne Anmuth gedachtes Bild: eine Jungfrau mit langem Haare, von deren halb erhaltenem Körper nur der Hals, die Schultern und der rechte Arm deutlich erkannt werden. Dieser ist an einen Felsen mit einer starken Klammer gefesselt. Der kläglich geneigte Kopf und die hülflos ausgebreiteten Finger drücken den Jammer der Unglücklichen aus. Man würde sie vielleicht für Andromeda halten, wenn nicht das Cölner Relief uns die Deutung gäbe. Denn auf diesem ist Herakles unverkennbar; und es gibt dieses Zusammentreffen einen neuen Beweis für die Gültigkeit des Gesetzes in der archäologischen Hermeneutik, dass vor Allem die Kunstwerke mit einander verglichen werden müssen. Höchst wahrscheinlich sehen wir in dem Cölner Sarkophag das Original, wonach das Eifler Relief in geringerem Material gearbeitet wurde.

Ebenfalls von untergeordnetem Kunstwerth, aber in der Composition verständiger als das Cölner Monument, ist ein vierseitiger Altar im Schlossgarten zu Durlach, worauf Hercules im Kampfe mit Antaeus, dem nemeischen Löwen, dem troischen Seeunthiere und der Hindin erscheint. Dort steht Hesione, nackt, die Hände auf dem Rücken gefesselt, rechts; vor ihr am Boden, mit zwei flossenähnlichen Füssen und einem geringelten Schweife, das Ungeheuer, gegen welches links Hercules, ebenfalls ganz unbekleidet, den Bogen gespannt hält.

Unter mehreren Gegenständen, welche aus den zwischen Düren und Girbelsrath entdeckten Grabmälern (vgl. Jahrb. VIII. S. 180) durch die Güte des Hrn. Bürgermeisters *Hahn* dem hiesigen Museum zugewendet wurden, befinden sich einige zierliche Glassachen, wovon wir ein Salbgefäss Taf. II. 2, 3. des Bodens wegen abbilden lassen. Dasselbe besteht aus sehr dickem und schönem Glase, ist 10³/₄ Zoll hoch und am Boden 1 Zoll 11 Linien breit. Auf diesem befindet sich ein Genius mit dem Füllhorn, welcher aus einer Opferschale Wein auf einen flammenden Altar giesst; ringsumher sind einzelne Buchstaben leserlich, aber nicht zu einem Worte zu vereinigen. Diese Fabrikzeichen, worüber man u. A. *Buonarroti*, Osservaz. sopra. . vasi di vetro p. 12. so wie *Fabretti*, Inscr. p. 531. vergleiche, finden sich fast immer, (und, wie ich glaube, auch allein dort) auf jenen langhalsigen Salbgefässen, deren Glas von erstaunlicher Dicke zu sein pflegt. Eines aus Weyden habe ich Jahrb. III. S. 148. angeführt, den Boden eines andern aus dem hiesigen Museum Taf. II. 4. abbilden lassen.

L. Urlichs.

---

8. Amor aus Cöln.

(Taf. V. 4.)

Eine sehr zierliche kleine Bronze bilden wir Taf. V. 4. in der Grösse des Originals nach der sehr gelungenen Zeichnung des Hrn. *Osterwald* ab, indem wir von der gütigen Erlaubniss des Besitzers, Hrn. *Koch* in Cöln, Gebrauch machen. Dieselbe wurde vor längeren Jahren in Cöln gefunden und stellt den unwiderstehlichen Flügelknaben in einer neuen, sehr anmuthigen Weise dar. Wie Victoria steht er leicht und sicher auf der unterwürfigen Weltkugel. Ihn kümmert es nicht, dass die Welt unter seinen Füssen liegt; seine ganze Aufmerksamkeit richtet der kindische Schalk auf die grosse brennende Fackel, welche einem Füllhorne gleicht, als ob Segen ihr entquölle. Dass sie ihm nicht ausgehe, dafür sorgt sein erhobenes Auge, und die ganze Gestalt hebt sich ihr nach. Nur die ausgebreitete rechte Hand streckt sich mit einer leichten Bewegung unbewusst aus, um das Gleichgewicht auf der gefährlichen Stelle zu sichern. Mit wahrer Freude vertieft man sich in die kindliche Unschuld des heitern, umlockten Angesichtes.

L. Urlichs.

III. Litteratur.

---

1. J. Steininger Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Mit einer Karte und einem Abschnitte der Tabula Peutingeriana. Trier 1845. S. VI. und 328. 8.
2. G. Schneemann Rerum Trevericarum commentatio I. Programm des Gymnasiums zu Trier vom Jahre 1844 S. 30. 4.

Der durch verschiedenartige, besonders geognostische Schriften rühmlichst bekannte Verfasser liefert uns in der hier anzuzeigenden Geschichte einen aus langjähriger selbstständiger Anschauung und Forschung hervorgegangenen sehr dankenswerthen Beitrag zur Aufhellung der ältesten Zeit der trierer Geschichte. Leider hat er es versäumt sich überall nach den betreffenden Forschungen anderer auf diesem neuerdings in mancher Beziehung vielfach angebauten Felde umzusehn, wodurch er seiner eigenen Darstellung oft wesentlichen Nachtheil gebracht hat. Auch dürfen wir nicht verschweigen, dass Herr *Steininger* zuweilen mit vorgefassten Meinungen an die Untersuchung gegangen ist und dasjenige, was seiner Ansicht entgegen steht, nicht gründlich genug erwogen oder ganz übersehen hat. Im Allgemeinen aber können wir dem Buche Kenntniss und Besonnenheit nicht absprechen und gestehen gern, dass dasselbe in vielen Punkten als ein wesentlicher, sehr erfreulicher Fortschritt begrüsst werden muss.

Wenn Herr *Steininger* von anderen Studien her zur Geschichte Trier's gekommen ist, weshalb wir bei ihm oft

die Genauigkeit historisch-kritischer Forschung im Einzelnen vermissen, so lässt dagegen Herr *Schneemann*, als Philologe von Fach, in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Die höchst sorgfältig und genau durchgearbeitete Abhandlung verbreitet sich über den Namen und Ursprung der Treverer, über die Entstehung der Stadt Trier, wie auch über Umfang, Ausdehnung, Einrichtungen und die Geschichte derselben bis zum Untergange des Römerreiches.

Wir gedenken im Folgenden einzelne Punkte der Schrift von *Steininger* auszuheben, wobei wir die zustimmenden oder abweichenden Ansichten *Schneemann's* zugleich berücksichtigen wollen. Die Schrift von *Steininger* zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste (– S. 131) die Zeit bis zum Jahre 71 n. Chr. behandelt; in einem Anhange zu demselben werden die römischen Strassen und Befestigungen im Lande der Treverer untersucht.

Schon in Betreff des Namens der Treverer müssen wir von Herrn *Steininger* (S. 3) abweichen, welcher die Form Treviri für die richtige hält, weil diese sich in einer Stelle des Cicero und bei Cäsar finde. Umsichtiger scheint uns hier Herr *Schneemann* S. 5 ff. zu handeln, mit welchem wir ganz entschieden der Form Treveri den Vorzug geben. Die einzigen Zeugnisse des Alterthums, welche unmittelbar, nicht durch die Hände von Abschreibern, zu uns gekommen sind, die Steinschriften, sprechen einstimmig (vgl. *Lersch* Centralmuseum III S. 2 f.) für Treveri. Auch sieht man nicht ein, wie die Form Treviri, welche mit einem lateinischen Wort homonym ist, hätte in Treveri übergehn können, da eine absichtliche Unterscheidung hier unwahrscheinlich ist, wogegen es ganz dem Gebrauche der Alten entsprach, wenn Cicero und Cäsar den fremden Namen zu latinisiren suchten[1]). Wer ein klassisches Latein

1) Vgl. darüber besonders *Pott* „Etymologische Forschungen" I S.

schreiben will, mag immer die Form Treviri als ciceronisch beibehalten. Vollkommen stimmen wir mit Herrn *Steininger* überein, wenn er mit den bewährtesten neueren Forschern, die er freilich nicht berücksichtigt zu haben scheint, die Treverer zu den Celten rechnet (S. 13 ff.); nur irrt er, wenn er mit *Zeuss, Müller* u. a. glaubt sie von den Belgiern trennen zu müssen. Das Richtige gibt *Schneemann* S. 9 ff., wo auch auf die betreffenden neueren Forschungen verwiesen ist. Wir fügen hinzu: *Prichard,* „Naturgeschichte des Menschengeschlechtes" III, 2 S. 77 ff. 119 ff. (der deutschen Uebers.)[2]) — Was die Ableitung des Namens der Treveri betrifft, so führt *Schneemann* S. 6 f. drei Versuche an, denen er selbst einen neuen hinzufügt, ohne das Bedenken gegen diesen zu verschweigen. Wir fügen ein paar andere hinzu. *Prichard* S. 134 sieht in Tre einen auch sonst in celtischen Namen vorkommenden Stamm, indem er die Namen: Tricasteni, Tricassii, Tricovii, Tridentum, Tricorii (bei den Vocontii), Tribocci, Trinobantes in Britanien und Trisanton (bei Southampton) vergleicht. *Diefenbach* (II, 339) vergleicht zur zweiten Hälfte des Namens Tricorii die Petrocorii, und stellt damit Trigorius pagus, Trégèr, Trecor zusammen. *H. Müller* „über Germani und Teutones" S. 7 sieht in viri ein celtisches Wort in der Bedeutung Mann, wie altdeutsch wër[3]). Ueber das celtische ver in der Bedeutung Mann vgl. *Diefenbach* I, 48 ff[4]).

Herr *St.* stellt S. 37 f. die Behauptung auf, Trier sei

XXXIV ff. 2) Leider müssen wir in dieser Uebersetzung S. 123 lesen: „St. Hieronymus, lebte in Trèves, bei den Treviri." So wohlfeil überlässt der Uebersetzer Trier den Franzosen! 3) Er bemerkt: „Vielleicht gebildet, wie Windischmann, Franzmann. Also etwa Trei einfache Form. Vgl. die italische Stadt Treia, Trea." 4) Wir bemerken gelegentlich, dass es irrig ist, wenn *Steininger* S. 13 behauptet, briga in celtischen Namen sei das deutsche Brücke. Vgl. *Diefenbach* I, 212 ff.

zur Zeit des Cäsar bereits eine Stadt gewesen, eine Ansicht, welche *Schneemann* S. 15 ff. mit treffenden Gründen widerlegt hat, dass wir uns einfach darauf beziehen dürfen. Sonderbar ist es, dass Herr *St.* die früher erschienene Abhandlung seines Collegen hierbei gar nicht berücksichtigt.

S. 40 ff. erklärt sich Herr *St.* bestimmt gegen die Ansicht, Cäsar sei bei Coblenz über den Rhein gegangen. »Alle Begebenheiten«, bemerkt er, »fallen am untern Rhein vor; man muss also den Uebergang Cäsar's über diesen Fluss am untern Rheine, in der Gegend von Xanten, Neuss oder Cöln suchen.« Cäsar sage, der Bau der Brücke sei wegen der Breite, Tiefe und Schnelligkeit des Stromes sehr schwierig gewesen, was nicht besonders auf die Gegend oberhalb Andernach passe. Endlich meint *St.*, eine hölzerne Brücke über den Rhein sei zwischen Bonn und Bingen höchst wahrscheinlich ganz unmöglich gewesen, weil auf dieser ganzen Strecke das Rheinbett im Schiefergebirge liege und die nackten Schieferfelsen überall am Wasser hervorstehen. »Führt auch der Rhein Gerölle mit sich, welches die Schieferfelsen hin und wieder bedeckt, so möchte dies doch wohl mitten im Flusse wenig der Fall sein; und nirgends dürfte es wohl im Rheinbette gelingen, Pfähle tief genug einzutreiben, dass sie die gehörige Festigkeit erlangen, um eine Brücke darauf legen zu können. Erst von Bonn an fliesst der Rhein durch Sandboden, welcher den Bau einer Pfahl-Brücke mögiich macht.«

Die neuesten Untersuchungen des Gegenstandes hat der Verf. ganz unberücksichtigt gelassen. *Dederich* hat in diesen Jahrb. V, 252 ff. nachzuweisen gesucht, dass der Uebergang bei Bonn erfolgt sei, wogegen *H. Müller* das. VII, 1 ff. denselben in die Gegend von Coblenz versetzt; dem letztern stimmt jetzt auch *von Sybel* bei in seiner Beurtheilung der Jahrb. in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1846 H. 2. Auch wir halten die Darstellung

Müller's für die einzig richtige. Der Irrthum Cäsars, einen Zusammenfluss der Maas und des Rheins anzunehmen, scheint uns ganz unglaublich, da Cäsar selbst jene Gegend besucht hat und über den Lauf der Maas und des Rheines wohl unterrichtet gewesen sein muss. Vgl. B. G. IV, 10[5]. Demnach muss in den Worten (IV, 15) ad confluentem Mosae et Rheni nothwendig Mosellae geschrieben werden. Nach den ganz deutlichen Worten des Cäsar führte die Brücke in's Gebiet der Ubier, von wo er zu den Sygambrern ging; darauf kehrte er zu den Ubiern und auf derselben Brücke zum linken Rheinufer zurück. *Müller* hat die Seltsamkeiten, welche bei der Erklärung *Dederich's* sich ergeben, überzeugend dargelegt, dass jeder Zweifel, ob die Brücke bei Bonn oder bei Coblenz geschlagen sei, haltlos scheint.

Die Gründung der römischen Colonie zu Trier will *Steininger* S. 83 (vgl. S. 94) unter Galba, in's Jahr 68 n. Chr., setzen, da dieser Kaiser den Treverern nach der Andeutung des Tacitus[6]) Ländereien entzogen zu haben scheine, vermuthlich um sie den Colonisten zuzutheilen. Aber der Ausdruck des Tacitus scheint eher auf alles, als auf die Gründung einer Colonie hinzudeuten. *Schneemann* S. 17 möchte die Colonie unter Claudius setzen. Sicher fällt sie zwischen die Jahre 21 und 71 nach Chr.. Plinius erwähnt IV, 31 in seiner Aufzählung der gallischen Völker die Treveri liberi antea, kennt aber keine Colonie dort, wogegen er die colonia Agrippinensis anführt. Aber dieses

---

5) *Dederich's* Erklärung (S. 262) gibt dem Cäsar etwas sehr Gezwungenes, das am wenigsten einem Cäsar zugemuthet werden darf. Die Stelle, wie sie jetzt vorliegt, ist offenbar verdorben, eine sichere Herstellung aber, die von der Lesart der besten Hdschr. ausgehn muss, bisher noch nicht gegeben. 6.) Hist. I, 53: Et Treveri ac Lingones, quasque alias civitates atrocibus edictis aut damno finium Galba perculerat, hibernis legionibus propius miscentur.

kann gar nichts beweisen, da die Herausgabe der Schrift des Plinius erst in das Jahr 75 n. Ch. fällt[7]); sollte nämlich aus diesem Schweigen das Nichtvorhandensein der Colonie gefolgert werden, so würden wir zur Annahme genöthigt sein, diese habe auch im Jahre 75 noch nicht bestanden, während wir sie bereits 71 unzweifelhaft finden. Höchstens kann aus Plinius der Schluss gezogen werden, dass zu der Zeit, wo dieser sich in Germanien befand (unter der Regierung des Claudius), die Colonie zu Trier noch nicht bestanden habe, obgleich auch dieses bei der grossen Nachlässigkeit dieses Schriftstellers keineswegs ganz sicher folgt. Jedenfalls war die Colonie zu Cöln zur Zeit des Plinius, der diese ausdrücklich erwähnt, bedeutender, als die zu Trier, und man darf vermuthen, dass sie älter, als jene gewesen. Die Gründung der Colonie Trier dürfte nach allem in die letzten Jahre des Claudius oder in den Anfang der Regierung des Nero fallen.

Manches, was uns Veranlassung zu weiterer Besprechung geben könnte, müssen wir hier übergehn. Wir bemerken nur, dass Herr *St.* S. 59 die berüchtigte Stelle des Florus über Gesonia (?) richtig versteht (vgl. Jahrb. I, 108) und dass zur ausführlichen Darstellung des Bataverkrieges die genaue Ausführung in den Rhein. Provinzialblättern 1838 Beiblatt Nr. 24 ff. verglichen werden konnte. Neu ist wohl die Deutung der ala Indiana S. 70. Vgl. *Lersch* Centralmuseum I, 46.

Zu den bedeutendsten und in mancher Hinsicht sehr erfreulichen Abschnitten der *Steiningerschen* Schrift gehört der Anhang zur ersten Abtheilung „die römischen Strassen und Befestigungen im Lande der Trevirer" (S. 133—

7) Vgl. die praef. an den Vespasian: Triumphalis et Censorinus tu, sexiesque Consul ac Tribunitiae potestatis particeps. Zur Zeitbestimmung dient auch XIV, 3. 5.

200), worin nicht bloss die Strassen von Trier nach Cöln (durch die Eifel), nach Rheims (gelegentlich auch einige andere Strassen auf der linken Moselseite), Metz (auf der rechten Moselseite), Trier (über den Hundsrücken), Strassburg und an den Rhein (auf der linken Moselseite) behandelt werden, sondern auch die Strassen an der obern Maas und Mosel. Herr *Steininger* hat diesem Gegenstande lange Zeit die genaueste Aufmerksamkeit geschenkt und dadurch seine fast überall auf eigene Anschauung gegründeten Untersuchungen zu grosser Sicherheit gebracht[8]). Die Herleitungen von Jünckerath aus Icorigium und von Dollendorf aus dem Namen der Talliaten (S. 142 f.) sind um so bedenklicher, als diese sicher deutschen Namen auch sonst vorkommen. Irrig ist die Behauptung (S. 146), der Meilenzeiger von Marmagen zeige, dass Agrippa im Jahre 28 v. Chr. die Strasse gebaut habe. Herr *Steininger* hat selbst, worauf wir in diesen Jahrb. I, 117 aufmerksam gemacht haben, bemerkt, dass unmöglich der Meilenstein unter Agrippa gesetzt sein konnte, weil Cöln auf demselben schon als Colonie bezeichnet wird. Entweder hat in der zweiten Zeile etwas anderes, als der Name des Agrippa gestanden oder die Inschrift ist unächt. Dass die Meilenzahl richtig angegeben ist, beweist nichts für die Aechtheit, da der, welcher die Inschrift erdichtete, jene wohl berechnen konnte. Bei Grevenmachern (S. 149) war *Schneider's* Aufsatz in diesen Jahrb. VII, 26 ff. zu berücksichtigen. Ebenso hätte im Folgenden *Böcking's* demselben Hefte beigegebene Bearbeitung der Moselgedichte des Ausonius und Venantius Fortunatus benutzt werden sol-

---

8) Mit Recht bemerkt er (S. 168), dass auf der tab. Peutinger. in Gallien immer gallische Meilen anzunehmen sind, wonach Jahrb. I, 121 zu berichtigen ist. Wir haben dort S. 118 ff. über die leugae und das Zeichen leg. ausführlich gehandelt. Ueber das Wort leuga vgl. *Diefenbach* I, 65, wonach es eigentlich Stein bedeutet.

len. Die Langmauer, welche von S. 182 an einer genauen Untersuchung unterworfen wird, hält *St.* für die von Tacitus (Hist. IV, 37) genannte lorica, wobei zunächst zu bemerken ist, dass die Behauptung, weil Tacitus lorica und vallum getrennt anführe (loricam vallumque), müsse die lorica vom vallum verschieden sein, aller sprachlichen Begründung entbehrt, da que häufig einen Theil zum Ganzen hinzufügt. *Steininger's* Ansicht, dass die Treverer die Langmauer zum Schutze gegen die Verheerungen der Truppen des Civilis oder gegen die niederrheinischen Deutschen gebaut, dürfte nach den Erörterungen eines hierin vor allen urtheilsfähigen Mannes, dessen Verlust auch unser Verein sehr zu beklagen hat (in diesen Jahrb. VII, 147 ff.), sich als unhaltbar erweisen[9]. Jedenfalls aber sind die Nachweisungen über den Umfang der Langmauer, welche uns *St.* bietet, sehr schätzbar. S. 199 f. erklärt sich Herr *St.* gegen Prof. *Friedlieb's* Deutung (in diesen Jahrb. IV, 94 ff.) der sogenannten Wildfrauenkirche bei Schweinschied, nach welcher sie ein Mithräum gewesen sein soll, indem er in der bildlichen Darstellung nach der gangbaren Annahme den heiligen Georg sieht. Ob die Zeichnung, welche neuerlich Herr *Lajard* von dem sehr verwitterten Denkmale machen lassen wollte, vollendet worden und ob sie die Annahme von Prof. *Friedlieb* bestätige, ist uns unbekannt[10].

Der zweite Abschnitt enthält die Geschichte Trier's

---

9) Herr Dr. *Schneider* hält auch jetzt noch seine mit *Steininger* übereinstimmende Ansicht, wonach die Langmauer zur Befestigung gedient habe, für begründet. Vgl. Jahrb. VIII, 184 und seine dort angeführte Schrift. 10) Einen sehr zu beachtenden Unterschied zwischen den Denkmalen zu Schweinschied und Schwarzerden hebt *St.* hervor. „Schon der Umstand, dass sich das vorgebliche Mithrasbild der Wildfrauenkirche auf der Aussenwand der Felsenhöhle befindet, während zu Schwarzerden das Bild auf der hintern Wand im Innern der Höhle war, scheint mir hinlänglich zu sein, um den Ungrund einer solchen

vom Jahre 71—464 n. Chr. Wir können auch hier, indem wir im Allgemeinen Sorgfalt und Umsicht anerkennen, nur Einzelnes hervorheben. Ueber den Praefectus Praetorio M. Gavius Maximus unter Antoninus Pius und den Procurator T. Julius Saturninus unter Marc Aurel hat jetzt *Chassot von Florencourt* gehandelt, in diesen Jahrb. VIII, 109 ff. Ueber die gallischen Kaiser von Postumus bis Tetricus, so wie über den Weinbau unter Probus würde Herr *St.* Richtigeres gegeben haben, hätte er auf die betreffenden Aufsätze des Unterzeichneten in diesen Jahrb. II, 9 ff. IV, 45 ff. irgend Rücksicht genommen[11]). Ebenso hätte die Bemerkung über Proculus und Bonosus S. 215 nach Jahrb. II, 20 berichtigt werden sollen. Kurz handelt *Steininger* S. 225 f. über die Laeti, deren Namen er mit anderen vom deutschen Worte L e u t e herleitet, wogegen wir auf *von Sybel's* Ausführung Jahrb. IV, 37 ff. (vgl. II, 24) verweisen. S. auch *Schneemann* S. 24. Darin, dass die Obringa bei Ptolemaeus nicht die Mosel sein könne, stimmen wir mit *Steininger* S. 236 f. und *Schneemann* S. 8 überein.

Ueber die älteste Zeit der christlichen Kirche zu Trier gibt Herr *St.* sehr interessante Zusammenstellungen. Wir wundern uns aber hier nicht die *St.* bekannte Stelle des

Deutung der Wildfrauenkirche zu zeigen." 11) Gelegentlich muss ich bemerken, dass ich den Vorwurf von Prof. *Böcking* in seiner Ausgabe der Moselgedichte S. 117, ich habe in der Stelle des Venantius Fortunatus (Jahrb. II, 81) die beiden Rheinufer miteinander verwechselt, nicht verdient habe. V. 65 f. beziehe ich nämlich nicht auf die beiden Ufer, sondern auf dasselbe Ufer bei Andernach, von dem allein die Rede ist, wo an der einen Seite Weinberge sich erhoben, an der andern Saatfelder prangten. Bei V. 65 darf man nicht an das rechte Ufer denken, da Weinbau auf diesem erst später begonnen hat. Die Schlüsse, die Herr *St.* S. 217 f. aus den Stellen des Varro, Strabo und Solinus macht, beruhen auf ungenauer Auffassung derselben.

Augustin. Confess. VIII, 6 benutzt gefunden zu haben. Der Afrikaner Pontitianus (praeclare in palatio militans, sagt Augustinus) erzählt dort im Jahre 386 von Einsiedlern in der Nähe von Trier. Auch sonst enthält die Erzählung manche für das alte Trier wichtige Notiz, weshalb auch *Schneemann* sie S. 27 benutzt. Belangreich ist die Mittheilung von drei christlichen und einer heidnischen Inschrift (S. 281 ff.), welche im vorigen Jahre bei St. Mathias gefunden worden sind.

In der Ansicht, dass das alte Trier keinen weitern Umfang, als die jetzige Stadt gehabt, glauben wir *Steininger* S. 280 f. und *Schneemann* S. 26 gegen *Schmidt* (vgl. Jahrb. VIII, 168) beistimmen zu müssen. Dagegen hat *Schmidt* das Verdienst nachgewiesen zu haben, dass die sogenannten Thermen unmöglich Bäder gewesen sein können, da nirgendwo Bassins und Wasserkanäle sich finden, nur ein Heizungsgang zur Erwärmung rund um das Hauptgemach vorhanden ist. Vgl. Sen. de provid. 4, 9: Cuius cenationes subditus et parietibus circumfusus calor temperavit. epist. 90, 25: Impressos parietibus tubos, per quos circumfunderetur calor, qui ima simul et summa foveret aequaliter. Wenn nun auch die Vermuthung *Schmidt's*, dass die Ueberreste dem Kaiserpalaste angehören, sich nicht halten lässt, so ist doch die Annahme, dass hier ein öffentliches, vielleicht zur Verwaltung bestimmtes Gebäude gestanden, nicht vorwerflich. Herr *Steininger* beharrt leider noch immer auf seiner frühern Ansicht, indem er, ohne das Verdienst Schmidt's anzuerkennen (S. 286 f.), hier ein Theater erkennt, dessen Proscenium und Cavea geheizt worden seien (!). Richtig unterscheidet derselbe das in Ueberresten erhaltene Amphitheater von dem Circus, da es, wie auch *Urlichs* (Jahrb. VIII. 171) bemerkt, ganz unannehmbar ist, dass Eumenius das Amphitheater circus genannt und mit dem circus maximus

zu Rom verglichen haben sollte, wie Herr *Schneemann* S. 27 annimmt[12]. Wir bemerken noch, dass *Steininger* über den Triumphbogen des Valentinian und Gratian (*Schneemann* S. 29) eine eigene geistreiche Ansicht äussert (S. 278). Irrig dagegen ist es, wenn er S. 284 mit *Schmidt*, *Schneemann* u. a. die Stelle der Mosella V. 338 ff., in der nicht von der Stadt Trier die Rede ist, auf die dortigen Bäder beziehen will. Auch dies hat bereits *Urlichs* a. a. O. S. 171 angedeutet. Ueber die Basilica ist auch *Schneider's* Bericht „an die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier" zu vergleichen.

Nur noch einen Punkt erlauben wir uns hier schliesslich aus der Schrift *Steininger's* hervorzuheben. Salvianus sagt de gubern. dei VI, 8 von der Stadt Trier, sie sei quadruplici eversione prostrata, das. 23: Expugnata est quater urbs Gallorum opulentissima. 15: Excisa ter continuatis eversionibus summa urbe Galliae, quum omnis civitas bustum esset, malis et post excidia crescentibus. *Steininger* glaubt nun, die drei ersten Eroberungen seien in ein und dasselbe Jahr gefallen, in die ersten Monate des Jahres 407, die vierte in das Jahr 411, in welchem Jahre nach Renatus Frigeridus Trier zum zweitenmale zerstört wurde. Abgesehen von der völligen Willkühr[13] dieser Annahme schliesst dieselbe auch etwas ganz

12) *Steininger* bezieht S. 313 die Worte des Salvianus de gubern. dei VI, 15: Theatra igitur quaeritis, circum a principibus postulatis? — Ludicra ergo publica Trever petis? Ubi quaeso exercenda? an super busta et cineres, super ossa et sanguinem peremptorum? auf die Zerstörung des Circus, der wenigstens zum Theil von Holz gewesen sei. Aber die Worte ubi- und super busta-peremptorum gehen auf die ganze zerstörte Stadt. „In einer ganz zu Grunde gerichteten Stadt sollen Spiele gegeben werden?" In der Stelle des Idatius versteht *Steininger* S. 314 unter der arena wohl richtig das Amphitheater, welches sonst nirgendwo erwähnt ist. 13) Die Worte continuatis eversio-

Unmögliches in sich. Eine Zerstörung kann nur erfolgen, wenn die vorher zerstörte Stadt wieder einigermassen hergestellt ist; eine dreimalige Zerstörung in so kurzem Zeitraume ist unmöglich. Völlig entscheidend ist aber der Umstand, dass Salvianus, der gegen 440 schrieb, Trier als zerstört zur Zeit, wo er schrieb, darstellt. Iacent reliquiae infelicissimae plebis super tumulos defunctorum suorum, — nigra est incendio civitas. Die letzte Zerstörung muss vor kurzem erfolgt sein, kann wenigstens keine neunund zwanzig Jahre vorher, wie es nach *St.* der Fall sein würde, stattgefunden haben. Für die dritte und vierte Zerstörung hat man die Jahre 413 und 428 angenommen. Vgl. Jahrb. II, 27. Aber wahrscheinlicher ist die letzte Zerstörung 435 zu setzen. Vgl. *Wurm* de rebus gestis Aetii S. 50 ff., welche Schrift auch sonst zu vergleichen war.

Die eine der beiden vom Referendar *J. Keller* gezeichneten Karten zeigt das Gebiet der Treverer und ihrer Nachbarn, die andere den betreffenden Theil der peutingerschen Tafel. Die Ausstattung des in vielfacher Beziehung tüchtigen und förderlichen Buches, welches die erneute Betrachtung mancher Punkte der trierschen Geschichte und Alterthümer gedeihlich anregen dürfte, ist sehr anständig zu nennen.

H. Düntzer.

---

nibus heissen nicht; wie *Steininger* will, „durch drei aufeinanderfolgende Zerstörungen" (Trier wurde viermal zerstört), sondern „durch dreimal wiederholte (also viermalige) Zerstörung."

kannte Strassenkarte, welche ein Mönch zu Colmar im Jahre 1265 nach einem jetzt verlorenen Orginale gemalt hat, gehört unstreitig zu den wichtigsten Denkmälern des Alterthums, da die Dunkelheit der Länderkunde des römischen Reichs in manchen Punkten durch sie allein aufgehellt wird. Allein die eigenthümliche Beschaffenheit derselben, wonach die Länder mit Vernachlässigung ihrer Breite auf unnatürliche Weise verschoben und in die Länge gezogen werden, ferner die fehlerhafte Schreibung und Verstellung der Namen und Zahlen, endlich die häufige Verwirrung, besonders bei Angabe der Nebenflüsse, erschweren den Gebrauch derselben gar sehr und erheischen oft nothwendig Verbesserungen, welche theils durch Vergleichung ähnlicher Denkmäler, des Itinerarium Antonini und der Notitia dignitatum utriusque imperii, theils durch genaue Kenntniss der jedesmaligen Gegenden und Localuntersuchungen bedingt sind. Wenn nun Referent es unternimmt, dasjenige, was im Verlaufe der letzten 12 Jahre für Erläuterung und Berichtigung der in der Peut. Taf. enthaltenen Strassenzüge, namentlich in Bezug auf die Rheinprovinz geleistet worden ist, aus den oben angeführten Schriften und Abhandlungen in Kürze zusammenzustellen, so hofft er denjenigen Alterthumsfreunden einen Dienst zu leisten, welchen jene Bücher selbst nicht zugänglich sind.

Gehen wir nun zur Beurtheilung des unter Nr. 1 angeführten Artikels von H. Dr. *K. Eckermann* über, so kann demselben ausser der fleissigen Zusammenstellung kaum ein anderes Verdienst zugeschrieben werden, indem er über die Schicksale der Tafel, über die Zeit ihrer Entstehung, über ihre Quellen und Herleitung fast nur die Ansicht *Konrad Mannert's*, die von diesem tüchtigen Forscher in seiner gediegenen Einleitung zu den von ihm herausgegebenen und hier und da etwas aufgeputzten Zeichnungen der Peuting. Taf. von *Fr. Christ. Scheyb*

(Leipz. 1824) dargelegt ist, sich angeeignet und oft wörtlich wiedergegeben hat. Hr. *Eckermann* nimmt also an, dass die Peut. Karte in der Zeit des Kaisers Alexander Severus verfasst, jedoch keineswegs damals zuerst entworfen worden sei. „Das Original ist vielmehr eine neue Rezension der vom Kaiser Augustus auf die von ihm veranstaltete Reichsvermessung und (den) Reichscensus gegründeten kartographischen Darstellung der einzelnen Provinzen, welche schon Jul. Cäsar beabsichtigte.“ Vergl. Prof. *E. Böcking* über die Notitia dignit. utriusque imperii. S. 75 ff., *Huschke* über den zur Zeit der Geb. Chr. gehaltenen Census. Breslau 1840; besonders aber die scharfsinnige und belehrende Abhandlung des Hrn. Prof. *Ritschl* über die Vermessung des röm. Reichs unter Augustus, die Weltkarte des Agrippa, und die Cosmographie des sogenannten Aethicus (Rhein. Mus. f. Phil. N. F. 1842. S. 481-523), die Hr. *E.* einige Mal anführt, aber nicht durchweg benutzt hat. Die Vermessungen geschahen Anfangs, nicht durch drei, wie man früher annahm, sondern durch vier gelehrte Griechen, wie Hr. *Ritschl* aus einer vatican. Handschrift des Aethicus gezeigt hat, später aber durch einen einzigen Agrimensor Namens Balbus. Die oberste Leitung aber führte unter Augustus M. Vipsanius Agrippa, welcher zu den Messungen Commentarios verfasste und zuerst (nach Plin. N. H. III, 2, 27) an den Wänden seiner Porticus den berühmten, jedoch erst von August vollendeten orbis pictus malen und dem Volke zum Vergnügen und zur Belehrung ausstellen liess. Ob auch die Commentaria, d. h. die Belege zu den Vermessungen, dem Volke vorgelegt wurden, wie Hr. E. annimmt, möchte ich gar sehr bezweifeln; man hielt sie sicher unter Verschluss. Dass von diesem orbis pictus mannigfaltige Abbildungen in verkleinertem Massstabe, die zu Privat- und besonders zu Schulzwecken dienten, gemacht worden, erhellt schon

aus Propert. IV, 3, 37: „cogor et e tabula pictos ediscere mundos", noch deutlicher aber spricht es ein Redner des 4. Jahrhunderts aus, Eumenius pro restaur. scholis c. 20 f. „illic (i. e. in porticibus) instruendae pueritiae causa omnium cum nominibus suis locorum situs, spatia, intervalla, descripta sunt." Diese Weltkarte des Agrippa nebst den im kaiserlichen Archiv verwahrten Commentariis, worin die allmähligen Veränderungen in Bezug auf Strassen und Oertlichkeiten genau eingetragen wurden, wird nun von Hr. *E.* mit Recht als die Grundlage der Peut. Tafel angesehen.

Wenn er aber der Vermuthung, „dass der orbis pictus des Agrippa die verhältnissmässige Breite der Peut. Tafel gehabt habe," Gewissheit beilegt, so konnte er aus der ang. Abh. des Hrn. *Ritschl* S. 514 sich von der Unhaltbarkeit dieser Vorstellung überzeugen. Bei der Peut. Taf. war nämlich die ungeheure Verschiebung und Auseinanderziehung der Länder in westöstlicher Richtung durch den Hauptzweck, bloss Strassenzüge darzustellen bedingt, wogegen auf der Karte des Agrippa nur die Berge, Flüsse, Meere, Städte u. s. w. gezeichnet waren, ohne genaue Angabe von Strassen und Entfernungen, welche den Commentarien (Vermessungsberichten) vorbehalten blieb; hierzu aber wäre eine unnatürliche Zusammendrängung eben so störend als unnöthig gewesen.

Die Entstehung der Peut. Tafel, welche noch *von Scheyb* dem Zeitalter des Theodosius zuschrieb, setzt Hr. *Eckermann*, gestützt auf *Mannert's* fast unumstösslichen Beweis, in die Regierungszeit des Kaisers Severus Alexander, welcher nach den Berichten der Scriptt. Hist. Aug. den Strassenbauten und andern statistischen Anordnungen des römischen Reichs, besonders was Verwaltung und Hof- und Beamtenwesen betrifft, (Ael. Lamprid. in Al. Sev. c. 42; dazu *Schlosser's* universalhist. Uebers. der alten Gesch. III, 2, S. 140 f.) ganz besondre Aufmerksamkeit widmete

und einen gewissen Acholius eigens zum Historiographen seiner Märsche gewählt hatte. Man sehe hierüber Ael. Lamprid. ib. c. 45, wonach der Kaiser jedesmal zwei Monate vor seinem Ausmarsche gegen feindliche Barbaren genau die Reiseroute nach den einzelnen Etappen öffentlich bekannt machte. Des Acholius geschieht Erwähnung a. a. O. c. 14 und 48; bei Ael. Vopisc. vit. Aurelian. c. 12. Aber die Hauptstelle über ihn, bei Lamprid. l. c. c. 64 (oder I, p. 306 ed. Bip.): — »historicos eius temporis legant et maxime Acholium, qui et itinera huius principis scripsit«, die sich auch in der Einleitung *Mannert's* nicht findet, hat Hr. *E.* gänzlich übergangen.

Diese Andeutungen mögen zur Charakterisirung von Nr. 1. genügen; wir wenden uns zur Anzeige der neuen geographischen Sammlung, welche unter dem oben angeführten Titel im vorigen Jahre in Paris erschienen ist, und laut der Vorrede von Hrn. *E. Miller*, Herausgeber des Marcianus von Heraclea (Par. 1839), und P. *Lapie*, Colonel im Königl. Geniecorps, besorgt ist.

Diese splendid ausgestattete Sammlung enthält ausser der Peutinger'schen Tafel noch 1. das Itinerarium Antonini, wozu Hr. *Guerand*, Mitglied der Academie, von sechs Handschriften der königlichen Bibliothek die Varianten verglichen und mitgetheilt hat; 2. den Periplus des Scylax von Karyanda, von Hrn. *Miller* in die Form eines Itinerar's gebracht, nach *Gail's* Ed. des petits géographes und seinen eignen Verbesserungen, die unter dem Titel Supplément aux dernières édit. des Petits Géographes. Paris 1839 in 8° erschienen sind; 3. den Stadiasmus Maris; 4. Arrian's Periplus ponti Euxini und die drei Anonymi, nach dem Texte von *Gail*; 5. den Periplus Marciani Heracleotae und die Stathmi oder Mansiones Parthicae Isidori Cha-

raconi nach *Miller's* Recension; endlich 6. den Synecdemus Hieroclis, nach *Wesseling's* Text.

Seine Entstehung verdankt das schätzbare Werk der Freigebigkeit des Marquis *de Fortia d'Urban*, welcher vor 15 Jahren die langwierige und kostspielige Ausführung auf seine Kosten begonnen hatte, die nach dessen Tod sein Erbe, der Marquis *de Pazzis*, vollenden liess.

Was nun die Peutinger'sche Tafel betrifft, mit welcher wir es hauptsächlich zu thun haben, so ist dieselbe in Gemeinschaft von Hrn. *Lapie* und *Miller* so geordnet und in zweihundert fünf und dreissig Strassenzüge zertheilt, dass sie ganz das Ansehen erhalten hat, wie das Itinerarium Antonini. Der Text von *Mannert* ist durchweg zu Grunde gelegt, nur werden die seltenen Abweichungen in den zwei früheren Ausgaben unten angegeben. Die Einrichtung ist in Kürze folgende: Jedem Ortsnamen ist, mit sehr seltenen Ausnahmen, die entsprechende neuere Benennung beigesetzt (la synonymie moderne); sodann werden neben den Entfernungsangaben der Tafel, die mit lateinischen und arabischen Zahlen nebeneinander gestellt sind, die Entfernungen nach der Messung des Hrn. *Lapie* (distances mesurées par M. *Lapie*) angegeben, und zwar in römischen Meilen, so dass hierdurch drei Rubriken für Zahlen entstehen, und in Gallien und Belgien, wo in der Tafel nach Leucae [lieues gauloises](= 1500 r. Schritt, od. $1\frac{1}{2}$ r. Meile, oder genauer = 1140 Toisen, oder 2222 Meter, da die röm. M. = ist 760 Toisen, oder 1481 Meter, 48 Centim.) gerechnet ist, vier derselben, indem die wahre Entfernung auch auf gallische Meilen reducirt wird. Dass diese Einrichtung, wodurch dem Auge die einzelnen Strassenzüge hintereinander vorgeführt werden, zur leichtern und bequemern Uebersicht des Ganzen beiträgt, kann nicht geläugnet werden; allein auf der andern Seite entsteht hierdurch der Nachtheil, dass die Anschaulichkeit,

welche die Karte in Beziehung auf die Lage der Oerter, ob rechts oder links von einem Flusse, die Flussübergänge und besonders auf die barbarischen Grenzvölker gewährt, fast gänzlich verloren geht. Und dieser Missstand wird durch das angehängte Verzeichniss von Namen und Ortsbestimmungen (positions géographiques de la table), welche in dem Itinerar keinen Platz finden konnten, nur in geringem Masse gehoben. So finden wir in der Tafel längs des Strassenzuges von Samulocenis bis Regino, auf der rechten Donauseite, die nur hier genannten Armalausi und die Marcomanni aufgezeichnet, eine Notiz, die für die Geschichte dieser Völkerschaft und ihre Sitze höchst wichtig ist. Schlagen wir das genannte Register nach, so heisst es s. v. Arma Lausi ganz unbestimmt: »Peuple germain dans la Franconie«, s. v. Marcomanni: »peuple germain dans la Bohême«, da doch ihre Sitze nach der Tafel in Noricum (j. bayerische Oberpfalz), zu suchen sind. Noch unrichtiger ist die Bestimmung s. v. „Vanduli, peuple germain dans la Saxe“ (?), da sie in unsrer Tafel unmittelbar südlich unter den Marcomanni stehen. Man vergl. *Mannert's* Geogr. der Gr. und Röm. 3. Thl. S. 386 (2. Aufl.).

Gehen wir zu einer kurzen Betrachtung der sogenannten synonymie moderne in der neuen Ausgabe über, so finden wir ohne irgend eine Andeutung des Zweifels zu allen Ortsnamen der Tafel andere Benennungen hinzugefügt, deren Autorität indessen, so weit es Referent verfolgen konnte, oft höchst zweifelhaft ist. So wird, um einige Beispiele anzuführen, auf dem Strassenzuge von Trier nach Cöln Beda (Bitburg) mit Bransfeld identificirt, Ausava durch Prüm, Icorigium durch Butgenbach, Marcomagus durch Marmagen bezeichnet; doch haben die Herausgeber in den Corrigendis diese offenbaren Irrthümer, die schon aus *Wesseling's* Ausgabe des Itinerarium's er-

kannt werden konnten, zum Theile verbessert. Auf der Route von Trier nach Bingen wird Noviomagus richtig für Neumagen erklärt, dagegen Belginum ebenso fälschlich für Oberstein, als Dumno (Dumnisso) für Kirn ausgegeben, worüber weiter unten noch das Nähere beigebracht werden soll. Auf dem Strassenzuge von Rheims (Durocortorum) nach Cöln steht zwischen Andesina und Agrip.: »Munerica (Prés d'Hochem)«, was in den Corrig. gebessert wird in Ozunerica (Düren). Die Aenderung des M. in Oz. scheint nach den Zügen der Schrift auf dem *Scheyb'schen* Abdruck richtig, weniger die Benennung Düren, welches man nach der Stelle des Tac. H. IV., 28 mit Marcodurum identificirt. *Willheim* (Luxemburg. Rom. S. 108) nimmt Mürringen an, ihm folgt *Schmidt*; *Steininger* lässt es unentschieden *). Was die Karten betrifft, welche zu einer einzigen vereinigt werden können und das ganze römische Reich darstellen mit Angabe sämmtlicher geographischen Benennungen, die in dieser Sammlung vorkommen, so sind dieselben noch grösstentheils im Jahre 1834 durch Hrn. *P. Lapie* gezeichnet und zeichnen sich durch Sauberkeit und Schärfe des Kupferdruckes sehr vortheilhaft aus; besonders sind die Strassenzüge durch passend gewählte Linien, je nachdem dieselben in der Peut. Taf., oder in dem Itinerarium Ant., oder in beiden zugleich vorkommen, hervorgehoben. Daher bilden

---

*) Da der Name Marcodurum, soviel Ref. weiss, nur in der gen. St. des Tac. vorkömmt, und die Stadt Düren in den ältesten Urkunden des Mittelalters von der fränkischen Zeit ab, Duria heisst (*Wessel.* zum Itiner. Ant. zum W. Marcomagus), so hat kürzlich Hr. *Massmann* (Egstersteine in Westfalen. Weimar. 1846. S. 85. Anm.), gestützt auf eine Stelle des Jan von Helu, wo es heisst: „to ten Düren", die römische Herkunft Dürens gänzlich geläugnet. Ob mit Recht, erheischt eine genauere Untersuchung.

die Karten ohne Zweifel den werthvollsten Theil des Werkes, wenn auch im Einzelnen sich manches Unrichtige findet, weil die Herausgeber die neuern Resultate deutscher Alterthumsforscher zu wenig benutzt haben. Dagegen sind die neuesten Entdeckungen in Bezug auf das nördliche Afrika und das westliche Asien dem Werke noch zu Gute gekommen, indem die schon fertigen Karten von diesen Ländern gänzlich umgearbeitet wurden.

Das zehnte Blatt dient eigens zur Darstellung der von Marcianus und Isidorus angeführten Gegenden und Oerter. — Wir entlassen hiermit das Werk und die Herausgeber, welchen auch Hr. *Hase* in Paris durch genaue Correctur des Textes der Peut. Taf. Beistand geleistet hat, mit der Schlussbemerkung, dass ungeachtet der von uns gemachten Ausstellungen die genannten Gelehrten durch die Publication der höchst wichtigen, aber Wenigen zugänglichen, geographischen Denkmäler des Alterthums sich ein recht dankenswerthes Verdienst erworben haben, um so mehr, da Hr. *Miller* für einen correcten und diplomatisch genauen Textabdruck die grösste Sorge getragen hat.

Unsere Beurtheilung wendet sich nunmehr zu der unter Nr. 3 näher bezeichneten Monographie über einen Strassenzug der Peut. Taf., welcher zwar ausserhalb der Rheinlande, jedoch in deren unmittelbaren Nachbarschaft liegt. Zudem ergreifen wir gern die Gelegenheit, um einem thätigen und für die Wissenschaft leider zu früh durch den Tod entrissenen Mitgliede unseres Vereins durch Anzeige seiner letzten Schrift in diesen Jahrbüchern ein kleines Ehrendenkmal zu weihen.

Die Aufgabe des Hrn. Oberstlieutenant *Schmidt* war, die Ueberreste der in der Peut. Taf. am rechten Ufer der Donau abwärts bezeichneten Strasse und der Orte, die von Brigobanne bis Abusena (wahrscheinlich bis Gög-

ging $^3/_4$ g. M. unterhalb Abensberg und oberhalb der Einmündung der Abens in die Donau) angegeben sind, aufzusuchen, und dadurch die Frage, die seit 30 Jahren den Scharfsinn vieler Alterthumsfreunde des südlichen Deutschlands beschäftigt hat, ob nämlich dieser Strassenzug auf das rechte oder linke Donauufer zu legen sei, zur Entscheidung zu bringen. Da Brigobanne, — wahrscheinlich das jetzige Hüfingen, — der Punkt ist, wo sich die gegenseitigen Ansichten trennen, die sich unterhalb auf dem rechten Ufer der Abens, wo eine in der Tafel nicht angegebene Römerstrasse von dem linken auf das rechte Donauufer übersetzte, wieder vereinigen, so hat Hr. *Schmidt*, welcher in dem Spätsommer 1834 diese Gegend bereiste, seine Untersuchungen nur auf den Theil der Strasse von Hüfingen abwärts bis auf das rechte Abensufer ausgedehnt, wo die beiden genannten Strassen sich vereinigten und weiter nach Regensburg führten.

Der bayerische Geschichtschreiber v. *Westenrieder* (Erdbeschreibung der bayerisch-pfälzischen Staaten. S. 181) war der erste, welcher, gestützt auf die Annahme, dass die Entfernungsangaben der Tafel für das rechte Ufer viel zu gross seien, um alle zwischen Brigobanne und Abusena aufgeführten Orte an demselben unterzubringen, die Vermuthung aussprach, dass die genannte Strasse wohl an dem linken Donauufer, längs dem Grenzwalle, oder der sogenannten Teufelsmauer zu suchen sei. Diese Vermuthung fand bald Anklang und zahlreiche Anhänger, worunter wir nur Hrn. v. *Stichaner* (Pfalz-Neub. Prov.-Bl. 2 Bd.), *Leichtlen* (Schwaben unter den Römern) und Hrn. *Pauly* (über den Strassenzug der Peut. T. von Vindonissa nach Samulocenis und von da nach Regino. 1840) anführen, welche sich nun um die Wette bemühten, den Strassenzug in dem, an Ueberresten römischer Heerstrassen reichen, sogenannten Zehentlande (agri decu-

mates) aufzufinden und den vielen namenlosen Ruinen untergegangener Orte, die jüngst entdeckt worden sind, Stelle und Namen anzuweisen, während man versäumte der Erforschung der Strassen auf dem rechten Donauufer gleichen Fleiss zuzuwenden. Dagegen hielten Andere an der durch die Tafel documentirten Ansicht fest, namentlich *Mannert* (Geogr. der Gr. und Röm. 3. Thl. 1820); und selbst Hr. v. *Jaumann*, welchem das Verdienst gebührt, in den römisch-celtischen Ruinen von Rottenburg a. N. die Colonie Sumlocenne nachgewiesen zu haben, will diese von den Römern auch Solicinium genannte Stadt von Samulocenis (oder — ae?) der Tafel getrennt wissen. Hr. *Schmidt* schliesst sich nun in seiner Ansicht den genannten Verfechtern der alten Ansicht an, und nach vorausgeschickten Bemerkungen über Entstehung und Beschaffenheit der Peut. Karte, die er indessen, wenigstens die drei ersten Segmente, nicht in die Zeit des Severus Alexander, sondern in eine spätere Periode — von Constantinus M. bis auf Valentinian I. — versetzt wissen will, verbreitet er sich über die am Rhein und an der Donau errichteten Befestigungen, besonders über die agri decumates mit dem limes transrhenanus und Raeticus. Er stellt als Resultat seiner Forschungen auf, dass an diesem limes bis zum Rhein und zur Donau bloss Castella (Festungen) gestanden, die castra dagegen und Standquartiere der Legionen hinter den durch diese Flüsse gebildeten Linien gelegen hätten. Die grosse Verbindungsstrasse für die vielen Festungen längs des Rheins und der Donau lag hinter diesen Flüssen und ist auf der Tafel genau verzeichnet. Von Lugdunum (Leyden) ausgehend, führt sie auf der linken Rheinseite bis Vindonissa (Windisch), wendet sich hier über den Rhein nach der Donau, und geht auf dem rechten Ufer derselben ununterbrochen bis Tomi, das spätere Constantiana, jetzt Küstendschi am schwarzen Meere.

Ref. muss diese Ansicht im Ganzen für richtig erklären, jedoch hinzufügen, dass sich in dem römischen Germanien, welches man gewöhnlich, nach der bekannten Stelle der Germania des Tacitus c. 30, ohne hinreichenden Grund, agri decumates nennt, ohne Zweifel römische Strassen zwischen den dort allmählig angelegten Flecken und kleinern Städten befanden; allein dies waren, wie *Mannert* a. a. O. S. 268 richtig bemerkt, Privat- oder Vicinalstrassen, welche als Heerstrassen nicht benutzt wurden und deshalb nicht auf der Peut. Taf., und noch viel weniger in dem Itin. Ant. vorkommen. Wenn aber Hr. *Schmidt* aus der Nichterwähnung der agri decumates in der Peut. Taf., welche dafür am Oberrheine längs der silva Marciana die Alemanni, an der Oberdonau die sonst nirgends erwähnten Armalausi und die Marcomanni aufführt, den Schluss zieht, dass wir demnach die agri decumates schon als verschwunden annehmen und die letzte Redaction des in Rede stehenden Abschnitts unsrer Tafel nach der Zeit des Kaisers Probus (282) setzen müssten, nach dessen Tode diese Gegenden den Deutschen gänzlich Preis gegeben wurden: so beruht diese Vermuthung auf dem freilich sehr allgemeinen Missverständnisse der angeführten Stelle des Tacitus, worin um so weniger eine bestimmte Volks- oder Landesbenennung zu suchen ist (S. *Lipsius'* Bemerkung z. d. a. *St.* und *Mannert*, Geog. d. Gr. u. R. S. 261), als das Land östlich vom Rheine und nördlich der obern Donau erst allmählich mit Befestigungen versehen wurde und nie auf längere Zeit im festen Besitz der Römer gewesen war, sondern stets den Einfällen der Deutschen, besonders der Alemannen, ausgesetzt blieb, bis nach Probus Ermordung, welcher (nach Vopisc. vit. Probi c. 13 u. 14) die zerstörten Festungen ausbesserte und neue anlegte, Alles verloren ging. Im Gegentheil müssen wir annehmen, dass zur Zeit des Severus Alexander die auf der Peut. Taf. angezeich-

neten Völker schon hier sassen, die man gern duldete, so lange sie ruhig blieben, und durch Geschenke und Heranziehung zum Kriegsdienste sich befreundete.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Gegenstande der Schrift zurück, worin von S. 19–31 die Gründe der Gegner beleuchtet und widerlegt werden, und sodann bis zum Schlusse die Strassenlinie auf dem rechten Donauufer von einer Etappe zur andern verfolgt und aus den noch vorhandenen Ueberresten nachzuweisen gesucht wird. Ein Hauptpunkt bei der überall auf Localuntersuchungen gegründeten Forschung dreht sich um die Ermittelung des Punktes, wo die Strasse vom linken auf das rechte Donauufer übertrat. Diesen setzt der Hr. Verf. unterhalb Möringen, wo sich aus zahlreichen römischen Ziegeln auf eine römische Niederlassung schliesen lässt, die jedoch in der Peut. Taf. nicht genannt ist. Das viel besprochene Samulocenis (ae) findet er in der »Altstadt« bei Messkirch, wo durch die Bemühungen des Dekans *Eytenberg* bedeutende römische Ruinen entdeckt worden sind, deren Resultate er in der Schrift: Röm. Niederlassung bei Messkirch. Constanz. 1836, bekannt gemacht hat. Doch wir brechen hier ab und müssen die genauere Kritik der *Schmidt'schen* Forschung, welche jedenfalls einen höchst wichtigen und schätzenswerthen Beitrag zur endlichen Lösung der interessanten Frage liefert und das Zeugniss eines wichtigen alten Denkmals für sich hat, den schwäbischen und oberpfälzischen Alterthumsforschern, welche an Ort und Stelle die Haltbarkeit der *Schmidt'schen* Resultate zu prüfen im Stande sind, überlassen. Nur bemerken wir noch schliesslich, dass wir dem Urtheile Hrn. *Pauly's*, welches sich in den Jahrb. des Vereins v. A.-F. im Rh. I. Jhrg. S. 72 ausgesprochen findet: »dass an der Identität des in den Ruinen von Rottenburg am Neckar aufgefundenen Sumlocenne, (der einzigen sicher beglaubigten, wahrscheinlich unter dem Na-

men **Soliciniu**m angelegten, Colonie der Römer rechts vom Rhein) mit dem als Colonie bezeichneten **Samulocenis** der Peut. Taf. nun wohl Niemand mehr im Ernste zweifeln könne«, nicht beipflichten können: Aehnlichkeit, ja Gleichheit findet sich öfter in römischen, wie celtischen Namen, und muss uns behutsam machen, gleichlautende Orte zu identificiren. Mit Recht weist daher Hr. *Duncker* (orig. Germ. p. 47) den Vorschlag Hrn. *Leichtlen's* (Schwaben unter den Römern, S. 125 ff.) zurück, **Samulocenis** der Peut. T. in Sumlocennis zu verändern. Schon Plin. H. N. XXIV, 11, 63 nennt **samolus** ein celtisches Wort, welches *Harduin* und *Dalechamp* durch Anemone erklären, **cenna** aber, im Gälischen **cean**, kymrisch **pen**, bedeutet Kopf, Gipfel. Doch wir müssen fürchten, die Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten, da noch zwei Schriften zu beurtheilen übrig sind.

Es könnte nun in Bezug auf N. 4 auffallen, dass wir die Untersuchungen des Hrn. *Schmidt* über die römischen Militärstrassen in den Rhein- und Moselgegenden, welche theilweise in den Rhein. Provinzial-Blättern, herausg. vom G. B.-R. *Nöggerath*, 1834. Band I, wieder abgedruckt worden sind, in den Kreis dieser Anzeige hereingezogen haben, da der Hr. Verf. zuerst in einem den Rh. Prov.-Blätt. 1834. Märzh. eingerückten Briefe, und später in unsern Jahrb. des V. v. A.-F. im Rh. Bd. V u. VI, S. 381 ff. ausdrücklich erklärt hat, dass seine Untersuchungen über den besagten Gegenstand, die er in zweien dem hohen Ministerium eingereichten Manuscripten niederlegt habe, ohne sein Wissen und seine Zustimmung in den Verhandlungen des Gewerbvereins f. Pr. 1833 bekannt gemacht, durch flüchtige Excerpirung vielfach verstümmelt und durch Druckfehler entstellt worden seien. Da aber der Verewigte das

in diesen Jahrb. a. a. O. S. 389 gegebene Versprechen, seine hieher gehörigen Untersuchungen vollständig bekannt zu machen, leider nicht erfüllen konnte, so möchte eine Berücksichtigung dieser, meist mit den eignen Worten des Verfassers gemachten, Auszüge, auch in ihrer jetzigen unvollkommenen Gestalt, um so eher gerechtfertigt sein, als dieselben von Hrn. Prof. *Steininger* nicht benutzt worden, und die eingeschlichenen Irrthümer, besonders im Schreiben der Namen, mit Hülfe von dessen gediegener Arbeit, welche die Frucht vieljähriger Forschungen und Reisen ist, zum grössten Theile verbessert werden können. Da indessen Hr. *Steininger* in dem hieher gehörigen Abschnitt seiner Geschichte der Trevirer im Ganzen dieselben Strassenzüge verfolgt, wie Hr. *Schmidt*, und die Resultate Beider meist mit einander übereinstimmen, oder sich gegenseitig ergänzen, so fassen wir in dieser Anzeige beide Untersuchungen zusammen, zumal da Hrn. *St's.* Buch in diesem Hefte unsrer Jahrb. eine besondere Beurtheilung erfahren hat.

In der Aufeinanderfolge der römischen Militärstrassen, deren kurze aber vollständige Aufzählung zeigen mag, was die Römer in dieser Hinsicht Grosses und Unübertroffenes geleistet haben, folgen wir Hrn. *Schmidt*, der in einem einleitenden Abschnitte »über die röm. Militärstrassen im Allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf ihre Construction« mit Klarheit und Sachkenntniss sich verbreitet und dieselben durch zwei Karten mit sorgfältigen Profilzeichnungen erläutert, wie denn auch die beigefügte grössere Karte, worauf die Römerstrassen mit genauer Bezeichnung der noch erhaltenen Ueberreste dargestellt sind, höchst werthvoll zu nennen ist.

Der zweite Abschnitt enthält »die Beschreibung der Ueberreste der Römerstrassen selbst«, deren im Ganzen zwölf aufgeführt werden. Darunter gehen acht allein von Trier aus, wovon jedoch nur drei in der Peut. Taf. und vier im Itiner. Ant. gezeichnet sind. Es sind folgende:

1) Die römische Militärstrasse von Trier auf der rechten Seite der Mosel nach Metz (Divodurum Mediomatricorum) über die Conzer Saarbrücke, nach Ricciacum (jetzt Ritzingen), von wo aus Hr. *Schmidt* die Spuren nicht weiter verfolgte. Hr. *Stein.* tritt hier ergänzend ein und bessert die Distanz, welche die Peut. Taf. zwischen Caranusca und Divodurum zu XLII. legae (leugae) angibt, in XXIV. 2) Die Militärstrasse von Trier auf der linken Seite der Mosel nach Metz, über Igel, Wasserbillig und Dalheim; unter dem Namen der Kem bekannt uud meist noch sichtbar. Sie findet sich nur im Itin. Ant. Zwischen Divodurum und Treviri ist nach *Stein.*'s Gesch. S. 150 der Name von Dalheim mit der Distanz M. P. XXII ausgefallen. 3) Von Trier nach Rheims (Durocortorum) über Andethannale vic. (jetzt Nieder-Anwen), Orolaunum (Arlon). Sie findet sich im Itin. Ant. und lief nach *Stein.* mit der vorigen bis gegen Dalheim zusammen, wo sich beide trennten. 4) Von Trier durch die Eifel nach Köln, theils über Belgica, theils über Zülpich, nebst Angabe der von Zülpich ausgehenden, noch jetzt sichtbaren Römerstrasse: a) nach Neuss (Novesium) über Tiberiacum (jetzt Quadrath), b) über Gemünd, — wahrscheinlich die Fortsetzung der bei Peut. verzeichneten Strasse von Rheims nach Köln, welche bei Mose (Mouzon) über die Maas setzte, dann über Meduantum (Maude bei Bastogne), und nach *Stein.* (S. 151) über Indesina (Inden) bei Eschweiler durch die Gegend von Aachen ging. Die Strasse von Trier nach Köln war eine der strategisch wichtigsten und am meisten benutzten Heerstrassen; deshalb wollen wir sie vollständig aus dem Itinerarium mittheilen: A Treviris Agrippinam leug. LXVI. Beda vic. (Bitburg) leg. XII. Ausava vic. leg. XII. Egorigio vic. leg. XII. Marcomago leg. VIII. Belgica vic. leg. VIII.

Tolbiaco vic. Supenorum leg. X. Agrippinam XVI. Diesem entspricht im Ganzen die Route in der Peut. Taf., wo aber der Name Tolbiacum gänzlich ausgefallen, und die Entfernung von da bis Agripp. XI in XVI geändert werden muss. Hr. *Stein.*, welcher annimmt, dass hier nur nach gallischen, nicht nach römischen Meilen gerechnet werde, ändert die Entfernung zwischen **Ausava** (Oos) und **Icorigium** (Jünkerath) XII in VI, da dieselbe in der Wirklichkeit nur 8 röm. M., oder 5⅓ gall. M. betrage; ausserdem setzt er statt Marcom. VIII leg. VI, und statt Belgica VIII leg. IV, durch welche Aenderungen erst die Entfernungen mit dem bei Mermagen gefundenen Meilensteine (*Schannat* Eifl. illustr. übersetzt von *Bärsch* I. S. 6 f. 554 f., Taf. XV) in Einklang gebracht würden, worin XXXIX M. P. zwischen Mermagen und Köln angegeben werden. Wenn wir nun auch eher geneigt sind, diese Aenderungen zuzugeben, als mit Hrn. *Düntzer* an d. gleichzunennenden O. anzunehmen, dass im Itiner. nach röm. Meilen gerechnet werde und die Zahlen der leugae ausgefallen wären, da die Distanzen in Gallien stets nach Leuken angegeben werden; so können wir doch Hrn. *Stein.* nicht beistimmen, wenn er den genannten Meilenstein für ächt hält. Der Kürze wegen verweisen wir auf *Düntzer's* ausführliche Bemerkung in den Jahrb. d. V. v. A.-F. I S. 117 und *Lersch* Centralmus. III, 3. Uebrigens könnte man auf die Vermuthung kommen, dass entweder Tolbiacum VIII, oder Belgica VIII leug. durch Dittographie entstanden und in den Zahlen nichts zu ändern sei, als etwa VIIII leg.: denn nach den Untersuchungen von Hrn. *Schmidt* theilte sich die Strasse schon auf der Höhe des rechten Thalrandes der Urft in zwei Arme, wovon der eine in etwas näherer Richtung über den Kaiserstein bei Rheder (Belgica), dann über Strassfeld und Metternich nach Köln führte; der andere aber, der älteste und noch jetzt unter-

dem Namen der Römerstrasse bekannt, über Zülpich (Tolbiacum), Lechenich, Liblar, nach Köln ging. Doch ist diese Vermuthung nicht haltbar, und wir müssen mit dem Itinerar. eine Strasse von Zülpich nach Belgica, (dessen Name sich noch in Billig bei Rheder erhalten hat), wovon nach Hrn. *Schmidt* die Spuren ziemlich unkenntlich geworden, festhalten. 5) Römische Militärstrasse von Trier nach Föhren, Esch, Olkenbach, Hontheim, Drieach, Maien, wahrscheinlich nach Andernach, oder dem minder alten Coblenz, und sowohl von *Schm.* als *Stein.* in erhaltenen Ueberresten nachgewiesen, obgleich sie weder im Itiner. noch in der Peut. Taf. vorkömmt. Es folgt nun 6) die röm. Militärstrasse über den Hundsrück nach dem Oberrhein (Bingen und Mainz) nebst ihren Nebenarmen: A) von Trier über die Büdlicher Brücke, die Berger-Wacken und Gräfendrohn bis zum sogenannten Heidenpütz; B) von Trier über Neumagen, ebenfalls bis zum Heidenpütz. Von hier gingen beide Arme vereinigt über den Hundsrück bis vor Simmern, wo sich die Strasse abermals theilte, und eine Richtung a) durch den Soonwald, Dörrenbach, Güldenfels (bei Stromberg) nach Bingen, b) eine andere am nördlichen Fusse dieses Gebirgs über Rheinböllen, Oberdiebach, bei Niederheimbach auf die Rheinstrasse führte. Von der Richtung a. ging bei Dörrenbach ein Arm am südlichen Abhange des Soons rechts ab, nach der Heidenmauer bei Kreuznach, wahrscheinlich nur für Fussgänger und Reiter. Diese Hauptstrasse findet sich sowohl im Itin., als in der Peut. Taf., in welcher die Etappen am genauesten und zwar folgendermassen angegeben sind: Aug. Trevir. Noviomago M. P. VIII. Belginum XX. Dumno VIII. Bingium XVI. Durch die neuern Untersuchungen von *Trees*, *Boecking* (Moselgedichte des Ausonius S. 70 f.) und besonders Hrn. *v. Florencourt* (Jahrb. des Vereins. v.

A.-F. III. H. 1843: der vicus Belginum) muss als ausgemacht angenommen werden, dass die nächste Station hinter Noviomagus (Neumagen), Belginum, in der Nähe des »stumpfen Thurmes«, wo sich weitläufige Mauerreste finden, und Dumnus bei Kirchberg und Denzen gesucht werden müsse, in dessen Nähe sich noch Ueberreste der sogenannten »Steinstrasse« erhalten haben. Damit stimmen auch die Entfernungen, wenn man nur mit *Steininger* zwischen Trier und Neumagen statt VIII M. P. XIII liest, wie im Itiner. richtig steht, und nach Belginum die eine X, die sich in der Handschrift schon durch ihre Stellung unter der andern X als Correctur verräth, wegstreicht. Auch nach Dumno VIII muss wenigstens I ausgefallen sein, da die Entfernung 9⅓ gall. Meilen beträgt. Dass Dumnissus in Auson. Mos. v. 8 mit Dumnus der Peut. T. identisch, und die »riguae perenni fonte Tabernae« von Belginum nicht verschieden seien, hat Hr. *von Florencourt* a. a. O. S. 43 ff. sehr wahrscheinlich gemacht, und auch Hr. Prof. *Boecking* zu d. a. St. seines Commentars anerkannt. Hr. *Steininger* dagegen glaubt die Tabernae des Ausonius an den obenerwähnten, beständig fliessenden Heidenpütz, wo sich die Strasse in zwei Arme theilte, setzen zu müssen. Aber die wenigen röm. Ziegel, die hier gefunden worden, beweisen zu wenig gegen die beim stumpfen Thurm entdeckte Inschrift mit dem Namen vican. Belgin. Zudem wäre es auffallend, wenn sich in einer so kurzen Strecke zwei Mansiones mit den dazu gehörigen, weitläufigen Etablissements gefunden hätten.

So sicher wir nun aber über diesen Strassenzug sind, so schwierig ist die Bestimmung der Strasse, welche auf der Route von Trier nach Strassburg im Itiner. also angegeben wird: A Treviris Argentoratum M. P. CXXIX, Baudobricam M. P. XVIII. Salissonem M. P. XXII. Bingium XXIII. Es fragt sich zuerst, ist Bau-

dobrica identisch mit Bontobrice, welches in der Peut. Taf. zwischen Vosavia (Oberwesel) und Confluentes steht, ferner im Itiner. S. 254 (ed. *Wesseling*) zwischen Antunacum und Bonna (statt Bingio), endlich auch in der Notit. vorkömmt? *Minola* („kurze Uebersicht dessen, was sich unter den Röm. am Rheinstrom Merkw. ereignete«. S. 166) ist zur Annahme der Identität geneigt; aber welch ein Umweg würde hierdurch dem Reisenden zugemuthet, selbst vorausgesetzt, dass ein Seitenweg von Boppard zur Hauptstrasse zwischen Trier und Mainz geführt habe? Desswegen glaubten schon *Cellarius* (G. A. II, 3) und *Wesseling* beide Namen trennen zu müssen, kamen aber in grosse Verlegenheit, wo der andere Ort unterzubringen sei. Von den früheren Erklärungsversuchen führen wir blos die *Hetzrodt's* an (Notices sur les anciens Trevirois), welcher das Dorf Büdelich auf dem Hundsrück, und für Salisso Kirchberg (Denzen) annimmt. Ihm stimmt Hr. *Schmidt* im Ganzen bei, nur dass er Baudobrica nahe bei Büdelich in den Berger Wacken, wo sich römische Mauer- und Ziegelreste erhalten haben, findet. Aber auch zugegeben, diese Vermuthung sei richtig, so entsteht eine neue Verlegenheit dadurch, dass wir Salisso und Dumnus identificiren müssen. Was aber am meisten entgegensteht, ist die angegebene Entfernung der Orte, die von Trier nach den Berger Wacken ungefähr nur 11⅔ gall. M., aber keine 18, beträgt, und von da nach Kirchberg um mehr als das Doppelte zu hoch angegeben ist. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit nimmt Hr. *Schmidt* an, es sei hier nicht nach Leuken, sondern nach röm. Meilen gerechnet: ein Auskunftsmittel, welches uns bei der Gewohnheit des Itin. und der Peut. T., in Gallien die Leuken als Mass zu gebrauchen, allzu bedenklich erscheint. Hr. *Steininger*, welcher diese Bedenklichkeiten erkannte, steht daher ganz davon ab, beide Orte auf dem Hundsrücken zu finden, und sucht

es wahrscheinlich zu machen, dass diese Route in der römischen Strasse zu suchen sei, welche von Trier über Pellingen, Wadern, Noswendel, Kefersheim, von da nach Meddersheim, wo ein Pass über die Nahe, nach Sobernheim, und weiter an diesem Flusse nach Bingen führte. Baudobrica wird nun nach Noswendel, und Salisso der Entfernung gemäss nach Kefersheim gesetzt, wo sich noch wohl erhaltene Reste der Strasse zeigen.

Eine andere Erklärung scheint Hrn. *Stein.* noch annehmbarer, Baudobrica 2 Stunden unterhalb Noswendel bei Bubrig zu setzen, wo eine Brücke über den Fluss Brims und auch eine Strasse nach Saarbrücken geführt haben soll; und Salisso nach Berschweiler, unweit Kefersheim, wo sich noch eine Namensähnlichkeit in dem Orte Sultzbach findet. Wenn die celtische Endung brica auf einen Uebergang gedeutet werden müsste, so wäre diese Annahme der erstern vorzuziehen, da die Entfernungen der angenommenen Orte, nach der Capitaine'schen Karte, mit der Distanz des Itin. gut übereinstimmen; allein nach den genauesten Forschungen *W. v. Humboldt's* (gesamm. Werke 2. B. S. 157) ist die *Cluver'sche* (Germ. ant. p. 49—51) Ableitung der Endung brica von Brücke unhaltbar: denn die Wurzelsilbe bri, oder bro, von welcher alle Namen auf brica, briga abstammen, bedeutete Land, Ansiedelung, Stadt. Nur die Endung briva kann mit Wahrscheinlichkeit auf Brücke gedeutet werden. Nach *Diefenbach* (Celtica I, S. 213) heisst das Kymrische brig, Gälisch braig, Gipfel. Wir erlauben uns noch, die Meinung des Hrn. Prof. *Böcking*, die wir einer gütigen Privatmittheilung verdanken, aus dem noch ungedruckten Commentare zur Notit. Dignit. Occidentis p. 117, anzuführen, wornach Baudobrica bei Gräfendrohn zu suchen und statt dessen Drahonobrica zu lesen, und Salisso in Dumnisso

zu verwandeln wäre. So scharfsinnig diese Auskunft ist, so scheint sie uns doch etwas zu radical, so wie derselben denn auch die obengenannten Bedenklichkeiten entgegenstehen.

Doch wollen wir nicht länger die Geduld der geehrten Leser in Anspruch nehmen, und erwähnen nur in aller Kürze, dass Hr. *Schmidt* ausser den besprochenen 6 Militärstrassen noch eine 7te von Trier über den Hochwald nach Frauenburg a. d. Nahe, und 8. eine von Trier nach dem Schauenberg und Varuswald, und von da nach Heerappel bei Forbach nachweist. Weiter bespricht er noch 9. die Militärstrasse von Metz über den Heerappel und das Wörschweiler Kloster nach Mainz, die bei den Alten nirgends erwähnt ist; 10. Von Coblenz nach Nimwegen (bei Peuting.) 11. Die Strasse von Col. Traiana (bei Xanten) nach Cöln (im Itiner.), und endlich 12. Die römische Rheinstrasse von Mainz nach Coblenz. In Betreff von N. 10 und 12 wollen wir von den Untersuchungen nur das Eine anführen, dass die Ursache des Verschwindens der Strasse am Rhein in der Erhöhung des Rheinbetts und der dadurch herbeigeführten Ueberdeckung des Pflasters gesucht werden müsse, indem man z. B. in Andernach bei Gelegenheit, als im Jahre 1828 ein Brunnen gegraben wurde, das Pflaster 10 Fuss tief unter dem Schutte fand, und ebenso zu Oberwesel beim Strassenbau erst in einer Tiefe von 6—7 Fuss auf die alte Strasse stiess.

Wir schliessen hiermit unsere Bemerkungen, welche bei der Reichhaltigkeit des Stoffes schon zu sehr angewachsen sind, mit dem Wunsche, dieselben möchten Etwas dazu beitragen, von dem Umfang und der Bedeutung des römischen Strassennetzes in den Rheingegenden, dem Hauptmittel, das Eroberte zu sichern, ein treueres Bild zu ver-

mitteln, und eines oder das andere unserer verehrten Mitglieder anzuregen, die immer noch mangelhafte Kenntniss dieses, für die Geschichte unsrer Provinz so interessanten, Gegenstandes durch Nachforschungen an Ort und Stelle nach Kräften zu erweitern.

J. Freudenberg.

---

3. Cäsar am Rhein *) [1].

Der Uebergang der Usipeten und Tenchtherer über den Rhein im Lande der Menapier war nach meiner Meinung, die ich aus einer nahe liegenden Vergleichung zweier Stellen des Cäsar (B. G. IV. 1 u. 10) und unter Berücksichtigung der Localverhältnisse gewonnen habe, in der Gegend von Emmerich. [2]) Hr. *Müller* entscheidet sich, wenn ich seinen Zusammenhang richtig verstehe, für die Gegend um die Lippe-Mündung. Denn nach einigen geographischen Zusammenstellungen macht er den Schluss: «Dadurch sind ganz deutlich die Gegenden um die Mündung der Lippe als menapische bezeichnet.» Und weiter unten ermahnt er: „Halten wir dieses vor Allem fest, dass die Usipeten u. s. w. in den Sitzen der clevischen Menapier (an der Lippe-Mündung) sassen.» Ueber den kühnen Schluss mögen Andere urtheilen; für meine Meinung berufe ich mich nur noch auf das, was ich in diesen Jahrb. H. VIII. S. 59 über die Gegend zwischen Emmerich und Elten als leichten und häufigen Uebergangspunkt über den Rhein bemerkt habe. Die von mir zu wiederholten Malen ausgesprochene Ansicht von dem Doppelstrom, ja noch andern kleinnen Nebenarmen des Rheins vor seiner Theilung in Waal und Rhein ist keine Phantasie, sondern stützt sich auf eine genaue Bekanntschaft mit den hiesigen Localverhältnissen in Vergleichung mit den sparsam in den alten Schriftstellern und Urkunden erhaltenen geschichtlichen Andeutungen [2]). Aus der Vergleichung der oben genannten zwei Stellen des Cäsar glaube ich schliessen zu dürfen, dass

---

*) Die Wichtigkeit der Fragen, die Lebhaftigkeit der Discussion und die schuldige Rücksicht auf unsere Mitarbeiter werden die Aufnahme der folgenden Aufsätze, womit die Redaction den Streit in diesen Jahrbüchern als geschlossen ansieht, rechtfertigen.

Die Redaction.

1) Als Erwiederung auf die Kritik des Hrn. *Müller* im H. VII.

2) Es scheint mir, als ob *Steininger* (Geschichte der Trevirer S. 9 u. 40) annehme, die Germanen seien nahe am Meere über den Rhein in Belgien eingefallen. Dagegen sprechen die verglichenen Stellen Cäsars, der höchst schwierige Uebergang über die vielen Wasserarme in Holland und der übrige Verlauf der Begebenheiten.

gerade die Gegend, in welcher der Rhein in jenem Doppelstrom und noch andern kleinen Armen dahinfloss, also in welcher derselbe nach Cäsars ausdrücklichem Zeugnisse in plures partes diffluirte, nicht nur als der Uebergangspunkt der Usipeten und Tenchtherer bezeichnet werden müsse, sondern auch als der Ort der in der Folge dort frequent gewordenen Passage, z. B. des militärischen Verkehrs zwischen dem Hauptlager Vetera und dem Castell Altinum auf dem Eltenberge unter Drusus. Wegen der vielen Arme machte der Uebergang dort weniger Schwierigkeit, als in den Gegenden, wo der Rhein in einem breiten und gewaltigen Strom dahineilte. Tacitus (An. II. 6) sagt: Rhenus, uno alveo continuus, aut modicas insulas circumveniens, apud principium agri Batavi velut in duos amnes dividitur. Unter den modicae insulae ist auch die vom genannten Doppelstrom eingeschlossene zu verstehen. Tacitus nimmt aber von der Theilung bei Calcar keine weitere Notiz und lässt den Rhein bis zur batavischen Insel in einem Strombett fliessen, weil die gebildete Insel nicht bedeutend ist und die bleibende Theilung des Rheines in Waal und Rhein erst bei Schenkenschanz anfing. Die gebildete Insel ist von Calcar bis Schenkenschanz drei Stunden lang, und ihre grösste Breite von Cleve bis Kellen beträgt eine halbe Stunde. Ganz zuverlässig ist es, dass die Römer (ungewiss wann?) auf ihr, wegen ihrer grossen Fruchtbarkeit und günstigen Lage, eine Colonie angelegt hatten, die sich noch im Namen des jetzigen Dorfes Kellen, Colonia (zwar nicht Colonia Traiana, aber doch eine Colonia) erhalten hat. Das Dorf liegt an der Strasse von Emmerich nach Cleve und ist von Emmerich ungefähr eine Stunde entfernt. Ueber den dort gefundenen Votiv-Altar des Sex. Iulius Frontinus habe ich geredet in der Zeitschr. für Alterth.-Wiss. J. 1839 H. IX. S. 861. Dort habe ich in Beziehung auf die Zeit, in welcher Frontinus zu Kellen sein Standquartier gehabt hat, gesagt, man könne nur schwanken zwischen den beiden Jahren 828 und 837 a. u. c. Grössere Wahrscheinlichkeit hat für sich das Jahr 823, in welchem Frontinus am batavischen Kriege Theil nahm und, während Cerealis gegen Civilis kämpfte, die mächtigen Lingones im innern Gallien unterwarf. Möglich aber

---

f) Ueber die ehemalige Lage der Stadt Calcar am Rhein vgl. die Andeutungen in der Schrift des *G. von Velsen* über die Stadt Cleve und ihre nächste Umgebung S. 11 und *Teschenmach.* Annal. p. 147 (ed Dithmar. Francof. 1721). Ferner wird der jetzige Landsitz Schmithausen, welcher zu Kellen gehört, in den Jahren 1085, 1254 und 1348 als ein am Rhein gelegenes Zollhaus genannt. Siehe *Teschenmach.* Annal. p. 285 und im Anhang Nr. 33. Vgl. *von Velsen* S. 270.

wäre es auch, dass Frontinus auf seinem Zuge nach Britannien, wo er im J. 827 stand, in der genannten Colonia sich eine Zeit lang aufgehalten, vielleicht mit Lebensmitteln für die Fahrt versehen hat, und bei dieser Gelegenheit der Altar zu seinem Heil und zum glücklichen Kriegsunternehmen geweiht worden ist. Was Tacitus (l. c.) von der Insel Batavia mit Beziehung auf die Vahalis sagt, sie hätte f a c i l e s a p p u l s u s gehabt, war vielleicht auch bei der hier in Rede stehenden der Fall: der Uebergang über den westlichen Arm mag leicht gewesen sein, weil dieser vielleicht ebenso sachte floss, wie die Vahalis; und der Uebergang über den östlichen war vielleicht dadurch erleichtert, dass er, obgleich reissend wie der Rhenus bei Tacitus, doch nicht breit war. Ob Drusus dort auch eine Brücke (oder Brücken) über den Rhein gelegt habe, zur Erleichterung der Communication und der immerwährenden Truppenzüge zwischen Vetera und Elténberg, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ist aber nicht unwahrscheinlich. — Wie dem Allem aber auch sei, im Allgemeinen stimmt Hr. *M.* mit mir darin, dass der Uebergang der Usipeten und Tenchtherer über den Rhein im C l e v i s c h e n stattgefunden habe, insofern überein, als Emmerich der Stadt Cleve gegenüberliegt.

Die Germanen blieben aber nicht am Rhein, sondern auf die Einladung einiger gallischen Staaten machten sie Streifzüge tiefer in Gallien hinein [1]) und kamen bis in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Trevirorum clientes; und nachdem Cäsar sich gerüstet hatte, zog er gegen sie. Während Cäsars Rüstung und Marsch nun blieben freilich die Germanen nicht an derselbigen Stelle, sondern schweiften weiter. Aber wohin? Hr. *M.* beantwortet diese Frage S. 5 mit den Worten: «Es ist d e u t l i c h , dass die Germanen — nun — weiter vorgerückt sein mussten — und zwar zu den Trevirern.» Woher ist das deutlich? Cäsar spricht mit keiner Silbe davon; wären sie wirklich bis ins eigentliche Gebiet der Trevirer durch das Eifelgebirge hindurch vorgerückt, so würde uns Cäsar dieses nicht verschwiegen haben; und seine Worte i n e a l o c a iter facere coepit, q u i b u s i n l o c i s esse Germanos audiebat dulden im Zusammenhange keine andere Interpretation, als diese: in fines Eburonum et Condrusorum iter facere coepit, quibus in finibus Eburonum et Condrusorum esse G. audiebat. V o r g e r ü c k t freilich waren unterdessen die Germanen, aber n i c h t b i s

1) Latius vagabantur. Trotz des Widerwillens des Hrn. *M.* S. 20 u. 23 muss ich auf der Uebersetzung „Streifzüge machen“ verharren. Nach seiner Meinung ist der Ausdruck von einer W a n d e r u n g zu verstehen (S. 5 u. 23); obgleich er S. 9 s e l b s t von dem R a u b z u g der Germanen spricht.

über das bezeichnete Gebiet. Da sie von gallischen Völkern eingeladen waren, hatten sie auch keinen dringenden Grund, ihren Zug zu beschleunigen, der ja ein Raubzug war (wie Hr. *M.* zugesteht); wohl aber hatte Cäsar begreiflicher Weise grosse Ursache zur Eile, und er wird den fremden Gästen keine Zeit gelassen haben, durch die Eifelgebirge bis ins Land der Trevirer vorzudringen, sondern sich beeilt haben, sie im Lande der Eburonen und Condruser zu treffen; und wirklich hat Cäsar sie innerhalb der bezeichneten Gränzen getroffen. Hr. *M.* wird jetzt meine Erklärung des Impf. audiebat richtig verstehen. Dasselbe beweiset nur, dass die Germanen während der Rüstung und des Marsches des Cäsar innerhalb des Gebiets der Eburonen und Condruser weiter vorgerückt waren, nicht aber, dass dieselben aus jenem Gebiete heraus bis ins eigentliche Gebiet der Trevirer gekommen und Cäsar dort auf sie gestossen wäre [1].

«Aber Dio Cassius bezeugt ausdrücklich, dass die Germanen in das Land der Trevirer eingefallen sind,» sagt Hr. *M.* S. 6. Meinen Einwand, dass Dio nur einen Auszug aus Cäsars Commentarien liefere, hält er für unbegründet, weil Dio manches Einzelne aus andern Quellen hinzufügte. Auf einen Beweis für seine Behauptung lässt er sich nicht ein [2]; es folge daher hier die Begründung meiner Ansicht. — Es sei fern von mir, Dio's historische Autorität in Abrede zu stellen, ebenso behaupten zu wollen, derselbe hätte alle Feldzüge Cäsars gegen die Gallier nur aus des Feldherrn Commentarien selbst geschöpft und nicht mitunter eine Nachricht aus irgend einem andern Gewährsmann eingestreut: das aber behaupte ich, dass eben diese Commentarien seine Hauptquelle waren, was ich an dieser Stelle beweisen würde, wenn eine weitläufige Vergleichung der Berichte Cäsars und Dio's überhaupt für diese Jahrbücher passte; und was unsere Streitfrage anbelangt, so steht es nach reiflicher Erwägung und Untersuchung bei mir fest, dass Dio die Capp. 47 und 48 des 39. Buches lediglich aus Cäsar entlehnt hat. Dio ist in seiner compendiösen Erzählung des Krieges der Usipeten und Tenchtherer mit den Römern

1) *Steininger* l. c. S. 9 dehnt die Züge der Germanen bis in die Ardennen aus: wohl zu weit; — denn diese Ausdehnung will, abgesehen von andern Gründen, schon nicht mit seiner eigenen Behauptung (S. 40), Cäsar hätte die Fremden unterhalb Nimwegen in der Gegend von Herzogenbusch geschlagen, harmoniren.

2) Schon zweimal hat es ihm beliebt, mit allgemeinen Ausdrücken: „es ist ganz deutlich dass" (S. 3 u. 5), ohne mit Bestimmtheit gezeigt zu haben, wodurch denn aber etwas deutlich ist, den Leser in eine Art von Täuschung zu versetzen; und nun fertigt er ohne irgend einen Beweisgrund eine Hauptsache in einer Note ab mit den Worten: „der Einwand ist unbegründet."

den Commentarien des Cäsar gefolgt, und zwar übersetzend oder wörtlich nachahmend, theils den Zusammenhang im Allgemeinen wiedergebend, theils nach individueller Auffassung erklärend und beurtheilend oder aus Eigenem ergänzend, theils ungenau (nämlich aus dem Gedächtnisse) referirend, theils aus dem Streben nach Kürze oder auch aus Nachlässigkeit entstellend. Die freiere Behandlung der weitläufigern Erzählung des Cäsar beginnt Dio schon mit den Worten *ὡς δὲ οὐδενὸς ἔτυχον*. Die abschlägige Antwort hat Cäsar im Cap. 8 genugsam niedergelegt. «Freundschaft mit euch, sagt er, ist nicht möglich, wenn ihr in Gallien bleibt; in Gallien ist kein Acker für euch frei; vielleicht nehmen euch die Ubier auf.» Den folgenden Gedanken: *τὸ μὲν πρῶτον ἐθελονταὶ οἴκαδε ὑπανήξειν ὑπέσχοντο*, hat zwar Cäsar nicht ausdrücklich, aber Dio hat den Sinn genommen aus den Zögerungen und Umschweifungen und Verstellungen der Germanen, die nun einmal in Gallien nicht mehr bleiben konnten; und weil Dio von den Ubiern, auf die Cäsar vertröstet hatte, gar nicht spricht, erzählt er (der das Gelesene nur aus dem Gedächtnisse frei wiedergibt), die Germanen hätten sich gestellt, als wollten sie freiwillig nach Hause zurückkehren. In den Worten *ἱππέας αὐτοῦ ὀλίγους προσιόντας ἰδόντες* liegt eine auf ungetreuem Gedächtnisse beruhende Entstellung; denn Cäsar sagt: 800 germanische Reiter machten einen Angriff auf 5000 römische. Ungetreu folgt in demselben Punkte auch Appian (IV. 4) dem Cäsar, wenn er sagt: Die Sigambrer fielen mit 500 Reitern die 5000 römischen Reiter plötzlich an und schlugen sie in die Flucht. Wogegen Plutarch (Cäs. 22) dem Berichte des Cäsar wörtlich gefolgt ist. Ueber eine andere Entstellung, so wie über eine Ungenauigkeit am Schluss des Cap. 48 habe ich in meinem Aufs. S. 267 u. 268 in der Anmerk. geredet [1]. — Eine merkwürdige, den Cäsar aus seinem Zusammenhange ergänzende Erklärung darf hier nicht übergangen werden. Ich habe nämlich in meinem Aufsatze S. 259 darauf aufmerksam gemacht, dass das Lager der Germanen nur e i n P a a r S t u n d e n vom Rhein entfernt sein konnte, weil die Flucht derselben, so wie die Verfolgung und Rückkehr der Römer n o c h n i c h t e i n e n T a g dauerte. Dazu gibt Dio, der den Zusammenhang des Cäsar richtig aufgefasst hatte, einen wichtigen Beleg, wo er, nach der Festhaltung der germanischen Ersten und Aeltesten, den Angriff der Römer auf das feindliche Lager referirt mit folgenden Worten: *ὁ δὲ (Καῖσαρ) τούτους μὲν-κατέσχεν.*

---

1) Auch in andern Orten hat sich Dio Entstellungen und Verwirrungen zu Schulden kommen lassen. Vgl. meine Abhandl. über Drusus im Herbstprogr. 1844. S. 14 u. 15.

ὁρμήσας δὲ ἐπὶ τοὺς ἄλλους, ἐν ταῖς σκηναῖς ὄντας, ἐπέστη τε σφίσι μ ε σ η μ β ρ ι ά ζ ο υ σ ι καὶ μηδὲν πολέμιον, ἅτε ἐκείνων παρ' αὐτῷ ὄντων, ὑποτοπουμένοις. Indem Cäsar (Cap. 14) nur von Schrecken, Verwirrung und Rathlosigkeit der Germanen beim unvermutheten Angriff der Römer auf ihr Lager redet, ohne ausdrückliche Bestimmung der Tageszeit, fügt Dio diese Zeit erklärend hinzu durch das Wort *μεσημβριάζουσι*, «während des Mittagsschlafes,» also im Nachmittage. Achttausend Schritte stand Cäsar vom Feinde entfernt, als die Ersten der Germanen zu ihm kamen, um sich wegen des gestrigen Angriffs auf seine Reiterei zu entschuldigen, und zwar kamen sie zu ihm am f r ü h e n M o r g e n (mane: Cap. 13); aber Cäsar hielt sie fest, legte in Eile den Weg bis zum feindlichen Lager zurück (c e l e r i t e r octo milium itinere confecto) und überfiel es n a c h M i t t a g, wie Dio richtig erklärend aus dem Zusammenhange geschlossen hat.

Aus dem Angeführten wird ein Unbefangener meinen aufgestellten Satz, Dio sei dem Cäsar gefolgt, noch nicht in Zweifel ziehen. Die Vergleichung des Uebrigen kann ich dem competenten Leser, der sich um die Sache wahrhaft interessirt, ruhig überlassen. Aber ich komme nun zum Hauptstücke der Vergleichung, welches die Streitfrage völlig entscheidet. Am Anfang des Cap. 47 hat Dio den Cäsar seinem Hauptinhalte nach fast wörtlich übersetzt. Um kurz zu sein, schalte ich neben den Worten des Dio die des Cäsar ein. *Χειμαζόντων δὲ τῶν Ῥωμαίων ἐν τῇ φιλίᾳ* (Cäsar exercitum — in Aulercis Lexoviisque — in hibernis collocavit: III. 29 fin.), *Τέγκτεροί τε καὶ Οὐσιπέται, Κελτικὰ γένη* (Usipetes, G e r m a n i et item Tenchtheri), *τὸ μέν τι πρὸς Σουήβων ἐκβιασθέντες, τὸ δὲ καὶ πρὸς τῶν Γαλατῶν ἐπικληθέντες, τόν τε Ῥῆνον διέβησαν* (Rhenum transierunt — quod a Suevis — bello premebantur: IV. 1. Cognovit (Caesar), missas legationes ab nonnullis civitatibus (Galliae) ad Germanos i n v i t a t o s q u e eos, ut ab Rheno discederent); *καὶ ἐς τὴν τῶν Τρεουήρων ἐνέβαλον* (Germani — in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt T r e v i r o r u m c l i e n t e s, pervenerant: IV. 6), *κἀνταῦθα τὸν Καίσαρα εὑρόντες καὶ φοβηθέντες* (an den von Dio hinzugefügten Begriff der F u r c h t wird Niemand stossen), *ἔπεμψαν πρὸς αὐτὸν* (legati ab his venerunt), *σπονδάς τε ποιούμενοι* (posse eis utiles esse a m i c o s), *καὶ χώραν αἰτοῦντες ἢ σφίσι γε ἐπιτραπῆναί τινα ἀξιοῦντες λαβεῖν* (sibi agros attribuant v e l patiantur eos tenere, quos armis possederint: IV. 7). Diese ungezwungene Zusammenstellung bedarf wohl keiner weitern Interpretation, und dem Unbefangenen wird aus dem Verglichenen und Gesagten klar sein, inwiefern ich in meiner Abhandlung S. 254 mich zur gegebenen Erklärung der Worte Dio's (*ἐς τὴν*

τῶν Τρηουήρων ἐνέβαλον) berechtigt halten konnte: «Die hat allgemein das Gebiet der Treverer genannt an der Stelle des den Clienten derselben gehörigen Landes.»

Aber für den Standpunkt der Germanen auf trevirischem Gebiete spricht, behauptet Hr. *M.* S. 9 und 14, auch ein Zeugniss des Florus, welcher (III. 10, 14) erzählt: Iterum de Germanis Treviri querebantur etc. Meine, S. 256 in der Note gegebene Erklärung genügt Hrn. *M.* nicht; allein ich bestehe darauf. Ich könnte sagen, Florus sei, wie allgemein bekannt, sehr oft ungenau, ja verworren, und so sei er es auch hier. Denn in der fraglichen Stelle liegt auch noch eine andere bedeutende Nachlässigkeit, die, dass er, anstatt zweimal eine Brücke über den Rhein zu nennen, die eine über die Maas, die andere über den Rhein legen lässt. Allein so weit brauche ich nicht zu gehen. Die Germanen waren ins Land der Clienten der Trevirer eingefallen, desshalb beschwerten sich die Patronen der Clienten, die Trevirer selbst, bei Cäsar. Was ist natürlicher? — Uebrigens erklärt Hr. *M.* die folgenden Worte des Florus «Hic vero iam ultro Mosellam (so lieset er) navali ponte transgreditur ipsumque Rhenum» auf eine höchst sonderbare Weise: «aus eigenem Antriebe (das heisst, nachdem der Zweck des Zuges zu den Trevirern erreicht war) ging Cäsar dann über die Mosel und über den Rhein.» Also: nachdem ihm die Klage der Trevirer zu Ohren gekommen, da zog er (über die Mosel) zu den Trevirern und besiegte und vertrieb die Germanen, und nachdem das geschehen war, zog er aus dem Trevirerlande (abermals) über die Mosel und selbst über den Rhein. Und ultro hat diese prägnante Bedeutung, so dass es die Stelle eines Satzes vertritt, der eine so wichtige Thatsache enthält? Nimmermehr. Hätte Hr. *M.* nicht besser so erklärt: Da ging er ohne Verzug über die Mosel ins Trevirerland und, nach Vertreibung der Germanen, selbst über den Rhein? Denn offenbar ergänzt man die Vertreibung der Germanen passender nach dem Zeitworte transgreditur. Und bei dieser natürlichen Erklärung müsste man consequenter Weise annehmen, dass Florus den Cäsar oberhalb Coblenz über den Rhein gehen liess. Wie unpassend aber in beiden Fällen die Erwähnung der Mosel ist, muss jedem vorurtheilsfrei Denkenden in die Augen springen. Halten wir daher an der Maas fest und beherzigen noch einmal meine, S. 256 gegebene, in jeder Beziehung durchaus unumstössliche Erklärung: Da nun aber ging er ohne Weiteres über die Maas u. s. w. In den Worten ist der Begriff der Eile ausgeprägt; ultro lässt sich füglich übersetzen mit «ohne Weiteres» (er fühlte den Trieb, es drängte ihn sein

Inneres, er konnte sich nicht enthalten)[1]. Wenn es nöthig erachtet würde, liesse sich die Besiegung der Usipeten füglich nach dem Worte transgreditur ergänzen, obgleich diese Ergänzung bei der summarischen, den Kampf der Usipeten und Tenchtherer von dem mit den Sigambrern nicht unterscheidenden, sondern nur die Germanen überhaupt erwähnenden und, wie gewöhnlich, nur in allgemeinen Umrissen gehaltenen und die Hauptresultate verknüpfenden und beurtheilenden Erzählung dieses Schriftstellers überflüssig ist.

Werfen wir einen Rückblick auf das bisher Gesagte, so haben wir folgendes Ergebniss: Nach der Erzählung des Cäsar, in Uebereinstimmung mit den auf die einfachste und natürlichste Weise erklärten Zeugnissen des Dio und des Florus, erstreckten sich die Streifzüge der Germanen nur bis in das Land der unter der Trevirer Clientel stehenden Eburonen und Condruser zwischen Maas und Rhein. Obgleich ich somit meine Ansichten gegen Hrn. *M.* genugsam vertheidigt und festgestellt habe, so kann ich doch nicht umhin, noch ein wichtiges Argument gegen ihn heranzuziehen, welches ihn von der Unhaltbarkeit seiner Behauptungen und Demonstrationen überzeugen mag. Bekanntlich erstreckte sich die Silva Arduenna von den Ufern des Rheins durch das Land der Trevirer bis zu den Nerviern und begriff auch die Eifelgebirge in sich[2]; und «es galt nicht nur das Ansehen der Trevirer an der Nordseite der Arduenna, wo die Eburonen und Condruser ihre Clienten waren, sondern sie scheinen auch noch eigene Besitzungen über dem Walde gehabt zu haben, da ja nach Cäsars Angabe (V. 3) derselbe mitten durch ihr Gebiet lief.» Das sind die Worte des bewährten Forschers *Zeuss* (in seinem mir bisher unbekannten Werke «die Deutschen und die Nachbarstämme» S. 84. Vgl. S. 216). Und wenn *Zeuss* hinzufügt: «Cäsar konnte darum, wenn er bei Bonn oder zwischen Bonn und Cöln die (erste) Rheinbrücke baute, noch immer auf trevirischem Gebiete sich befinden»; — so setze ich für unsern in Frage stehenden Punkt nun noch hinzu: Darum konnten die Usipeten und Tenchtherer, die wohl bis ins Cölnische ihren Zug werden ausgedehnt haben, noch auf trevirischem Gebiete sich befinden; darum kann Dio Cassius, auch abgesehen von unserer obigen Erklärung (— die ich

---

1) Dieselbige Bedeutung hat ultro oft, z. B. Flor. I. 12, 5: ultro remisisset, II. 2, 30: iam in Italiam ultro navigantem. Vell. Pat. II, 120: ultro Rhenum cum exercitu transgreditur.

2) Das ist auch die Meinung des Hrn. *M.* in s. Marken S. 28 u. 29 des Anhangs. Vgl. meine Abhandl. S. 276.

übrigens hierdurch nicht aufgebe —), mit Fug geschrieben haben, die Germanen seien ins Land der **Trevirer** eingefallen; darum mag auch **Florus** gesagt haben, die **Trevirer** hätten sich beim Cäsar über die Einfälle der Germanen in ihr Land beklagt. Und zum Ueberfluss will ich denn hier auch noch anführen, dass *Steininger* (l. c. S. 42. Vgl. S. 40) das Gebiet der Trevirer sich erstrecken lässt bis an das der Eburonen am untern Rhein, ja dasselbe zwischen Maas und Rhein ausdehnt in der Linie über Namür, Lüttich, Aachen bis Cöln, ja noch unterhalb Cöln bis Neuss [1].

Nach diesen, ich hoffe, überzeugenden Erörterungen halte ich es für überflüssig, mich mit Hrn. *M.* noch einmal auf seine **Mosella** einzulassen. Wie er sich auch drehen und wenden mag, um die Thatsachen zwischen der Mosella und der Mosa zu vermitteln: es bleibt bei der **Mosa**. Schon *von Ledebur* hat in seiner Schrift „der Mayengau oder das Mayenfeld" aus dem Zusammenhange Cäsars gezeigt, dass bei Cäsar allenthalben, wo er die Mosa nennt, wenn man sich nicht in Widersprüche aller Art verwickeln will, nur an die **Maas** gedacht werden könne; *von Sybel*, welcher jene Schrift in diesen Jahrb. H. II. S. 109 ff. kurz beurtheilt, schenkt ihm seine Beistimmung; in demselbigen Sinne redet *Drumann* (s. meine Abhandlg. S. 260); endlich erklärt sich auch *Steininger* (l. c. S. 41 u. 42. Note 3) für die Maas. Und Hr. *M.* bemüht sich (S. 23 ff. u. an andern Stellen) vergeblich, diese Ansicht zu widerlegen. Ferner wird man nach dem Gesagten es mir nicht verargen, wenn ich nun auch nicht weiter mit Hrn *M.* rechten will über meine aufgestellten Ansichten, über die hydrographischen Beziehungen zwischen Rhein, Waal und Maas, die er S. 13 u. 19 durch Worte ohne Gründe zu verdächtigen sucht.

Es ist von Bedeutung, dass Cäsar bis auf die Gocher-Haide gekommen ist, also bis an die Grenze des batavischen Gebietes. Dass

---

1) Es urtheile nun ein Jeder, inwiefern ich Hrn. *M's.* Vorwurf „ich wollte die Wahrheit nicht sehen" (S. 10 in der Note) verdiene. — Von ähnlicher Farbe ist das Wortspiel, dessen er sich S. 3 in der Note bedient: „Hr. *Dederich* in Emmerich setzt jetzt den Uebergang — in die Gegend von Emmerich." Hätte er gewusst, dass **Bonn** meine Vaterstadt ist, so würde er auch darin auf eine ebenso kleinliche Art einen Grund gefunden haben, warum die erste Brücke Cäsars von mir nach Bonn verlegt worden ist. Was kann meiner Person daran liegen, ob die Germanen zu Emmerich oder irgendwo anders über den Rhein gegangen sind; ob ihr Lager auf de Gocher-Haide oder bei Coblenz gestanden hat; ob Cäsar seine erste Brücke zu Bonn oder zu Neuwied gebaut hat? Solche Fragen gehören der Objectivität der Geschichte an; und nur in diesem Geiste bin ich mir bewusst dieselben behandelt zu haben. —

auch ausserhalb der eigentlichen batavischen Insel auf dem gallischen Ufer der Waal Bataver wohnten, deutet Tacitus (Hist. IV. 12) an mit den Worten: *Batavi — extrema Gallicae orae, vacua cultoribus, — occupavere*; und es wird, so viel ich weiss, jetzt auch allgemein angenommen. Vgl. *Zeuss* l. c. S. 101. Dort hatten die Bataver vier oppida, Arenacum, Batavodurum, Grinnes und Vada (Tacit. Hist. V. 20), gelegen ohne Zweifel zwischen Cleve und dem Zusammenfluss der Waal und Maas; so dass das Land zwischen Waal, Maas und Cleve, welches zwischen Nimwegen und Cleve den Reichswald, *sacrum nemus* des Tacitus (Hist. IV. 14), umschloss, noch zu dem Gebiete der Bataver gehörte [1]. Als Cäsar auf ihrer Grenze stand, mögen sie dem furchtbaren Sieger, vor dessen Eroberungssucht auch sie zittern mochten, durch eine Gesandschaft ihre Achtung bezeugt und Freundschaft angeboten haben. Aus einer solchen Berührung lässt es sich erklären, dass unter den Völkern, die Cäsar über den Rubico führte, vom Lucanus (Phars. I. 431) auch Bataver aufgezählt werden. Die alte Bundesgenossenschaft der Bataver mit Rom (*antiqua societas*: Tacit. Germ. 29), die Drusus zuerst fest begründete (Vgl. meine Abhandlg. über Drusus im Herbstprogr. J. 1844. S. 3), findet demnach ihren Anfangspunkt in der freundschaftlichen Verbindung dieses Volkes mit Cäsar.

Gehen wir nun über zu der wichtigen Frage, wo Cäsar zum ersten Mal über den Rhein gegangen sei. Es wird mir erlaubt sein, hier einige Hauptresultate meiner Untersuchung in Kürze nebeneinander zu stellen. Nach Besiegung der Germanen auf der Gocher-Haide zog Cäsar wieder rheinaufwärts, begleitet von den ihn um Hülfe bittenden ubischen Gesandten. Die über die Maas geschickten germanischen Reiter waren nördlich von Cöln über den Rhein zu den Sigambrern geflohen, und ihnen gegenüber, im Lande der trevirischen Clienten, forderte Cäsar ihre Auslieferung. Diese erfolgte aber nicht; desshalb beschloss Cäsar den Rheinübergang. Die ubischen Gesandten, die bei Cäsar waren, boten ihm Schiffe an (die natürlich von dem nicht fernen ubischen Ufer herbeigefahren werden mussten) zur Erleichterung des Ueberganges; aber dem Cäsar erschien der Uebergang mit Schiffen zu gefährlich, weil er in Feindesland übersetzte auf das Ufer der kriegerischen Sigambrer [2]; desshalb zog er einen grossartigen und dem Feind Achtung gebietenden Brückenbau vor und fiel ins Land der Sigambrer ein, und zwar oberhalb der Sieg-

1) Ich habe die Absicht, diesen wichtigen Punkt einmal ausführlicher zu behandeln.

2) Mit Recht spricht Cäsar von der Gefahr. Wenn er auf das ubische Gebiet übergesetzt, also in Freundesland, dann konnte er doch in Wahrheit nicht sagen, der Uebergang mit Schiffen schien ihm zu gefahrvoll.

mündung, an einem höchst bedeutenden Orte zur Bekämpfung des Feinde, wo auch Drusus späterhin seine Brücke baute gegen denselbigen Feind, obgleich dort der Rhein breit, reissend und tief war. Nachdem er das Gebiet der Sigambrer (zwischen Sieg und Siebengebirge) verwüstet hatte, nahm er seinen Rückzug nicht zur Brücke hin, sondern in das Land der Ubier, die ihn zu Hülfe riefen; und aus deren Land machte er nicht noch einmal einen Zug zur Brücke hin, um nach Gallien zurückzukehren, sondern er nahm nun die angebotenen ubischen Schiffe an und fuhr mit diesen hinüber: die Brücke liess er abbrechen, damit sie nämlich nicht von den Sigambrern zu einem Einfall benutzt werden könnte. — Das ist der schlichte, sich auf Cäsars Worte stützende Zusammenhang, den ich unter vielen nothwendig gewordenen Erklärungen und Berichtigungen in meiner Abhandlung dargelegt habe. Was thut nun aber Hr. *M.* S. 16 und 17? Er erlaubt sich, nachdem er meine Erörterungen nur halb gelesen, eine Reihe von missverstandenen Resultaten zu einem beliebigen Ganzen zusammenzuwürfeln und mich mit diesem construirten „künstlichen Bau" zu verhöhnen. Für eine solche Kritik habe ich keine Entgegnung! Man prüfe und urtheile. Dagegen kann ich es mir nicht versagen, noch etwas anzuführen, was meine Behauptung über die Lage der ersten Brücke in der Gegend der Siegmündung nicht wenig unterstützt. Auch *Zeuss* (l. c. Vgl. die Note) findet es wahrscheinlich, dass diese Brücke bei Bonn oder zwischen Bonn und Cöln gelegen habe: „denn, sagt er, angenommen Cäsar sei innerhalb der Silva Arduenna (also bei Neuwied) über den Rhein gegen die Sigambrer gegangen, so musste er sich sogleich in die Waldungen und öden Striche des Siebengebirges und des Westerwaldes vertiefen und das Gebiet der Sigambrer in Waldgegenden betreten. Von solchen Umgebungen aber sagt Cäsar nichts; er findet Dörfer und Getreidefelder, und die Sigambrer ziehen sich erst in die Wälder zurück." Jeder, welcher der bezeichneten Gegend kundig ist, wird dieser Bemerkung die Achtung nicht versagen können. Man kann nicht dagegen anführen, Cäsar hätte doch auch seine zweite Brücke bei Neuwied gebaut; denn der zweite Rheinübergang galt nicht den Sigambern. — Zum Schluss führe ich noch gegen Hrn. *M.* an, dass *Steininger* (S. 40 ff.) sogar wahrscheinlich zu machen sucht, weder der erste noch der zweite Rheinübergang hätte zwischen Coblenz und Andernach stattgehabt, sondern beide seien an den untern Rhein, in die Gegend von Cöln oder Neuss oder gar Xanten zu setzen.

Emmerich im Februar. Dederich.

4. Gesoniacum,

zu Florus IV, 12, 26.

Ich habe bei meiner bisherigen litterarischen Thätigkeit es in der Regel für überflüssig erachtet, Entgegnungen, welche öffentlich von mir ausgesprochene Behauptungen erfuhren, zu erwidern, nicht als ob ich durch mein Schweigen überall Beipflichtung von meiner Seite erkennen zu geben geneigt gewesen, noch weil ich in eitler Anmassung meinen Gegner verachtet, sondern vielmehr die Ueberzeugung theilend, dass, was gegründet oder unbegründet sei, sich im Fortgang der Zeit ohne eignes Zuthun, das nur zu leicht den Schein von Rechthaberei annimmt, von selbst herausstellen werde. Wenn ich aber in dem vorliegenden Falle, wo es gilt auf eine anspruchslos in diesen Jahrb. Hft. III ausgesprochene Vermuthung über das angeblich am Rhein gelegene Gesoniacum rücksichtlich der dagegen erhobenen Angriffe des Hrn. *Dederich* in Emmerich (Vgl. Jahrb. VIII. S. 52) erwidernd zurück zu kommen, eine Ausnahme von dieser meiner Gewohnheit mache, so werde ich dazu durch den ungewöhnlichen Ton, mit welchem Hr. *D.* meine Ansicht zu besprechen mir die Ehre erzeigt, bewogen: einen Ton, der nur durch den Umstand erklärt werden kann, dass die von Hrn. *D.* in einem Programm vom J. 1844. S. 16 ausgesprochene Behauptung, „es könne als ausgemacht angesehen werden, dass die von *Gerolt* ... vertheidigte Lesart B o n n a m e t G e s o n i a c u m die richtige sei", durch die ihm unbekannt und darum unberücksichtigt gebliebenen Ansichten, welche Hr. *Lersch* und darauf ich selbst ausgesprochen, freilich wieder in Zweifel gestellt worden. „Diese Behauptung, fährt Hr. *D.* S. 53 fort, habe ich ohne weitere Beweisführung hingestellt, überzeugt von der Wahrheit der Sache und im Glauben, diese Streitfrage sei eine längst entschiedene. Die neue Abweichung der Meinungen und insbesondere die Art und Weise, wie *Osann* seinen Gegenstand behandelt und durchgeführt hat, legt mir daher die Pflicht auf, zur Rettung der Wahrheit die ganze Stelle des Florus in allen ihren Beziehungen einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen, eine Pflicht, die mir um so angenehmer ist, da es sich

in dieser Streitfrage um das Alterthum und die hohe Wichtigkeit meiner Vaterstadt Bonn in den römisch-deutschen Kriegen handelt." Aus welchem Grunde nun immer Hr. *D.* die Waffen gegen mich ergriffen haben mag, selbst wenn es ein in diesem Falle lächerlicher Patriotismus gewesen sein sollte, da unter den Motiven zu seiner Entgegnung Hr. *D.* auch die Art und Weise, wie ich den Gegenstand behandelt, anführt und dieselbe in dem Folgenden an mehrern Stellen als eine leichtfertige bezeichnet, so ist es wohl der Mühe werth, zu zeigen, wie weit dieser Vorwurf meine Behandlungsweise trifft, zugleich aber auch darzuthun, auf welche Weise Hr. *D.* gegen mich von seinem, wie er meint, so festen Rheincastell aus zu Felde zieht. Uebrigens habe ich weder die Absicht noch die Aufgabe, meine Ansicht von Neuem zu vertheidigen, sondern nur die dagegen erhobenen Gründe zu prüfen, um die Seite grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, auf welche sich die Wagschale in dem Streit der Meinungen über die in Rede stehende Localität neige, völlig unbekümmert, so wie auch Alles, was gegen Hrn. *Lersch* erhoben wird, um so weniger eine Berührung von meiner Seite erheischt, als dieses einem so gründlichen Kenner des rheinländischen Alterthums, zumal da er selbst bereits eine Widerlegung in Aussicht gestellt hat S. 75, nur vorgreifen heissen würde.

In der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Ansicht, welche Hr. *Lersch* über die geographische Bestimmung der Gesonia mitgetheilt, habe ich in meinem Aufsatze den Versuch gemacht, ob sich das richtig ermittelte, diplomatische Zeugniss des Florus erklären und mit sonstiger Ueberlieferung in geographischer und historischer Beziehung in Uebereinstimmung bringen lasse. Nachdem jenes festgestellt, war der Hauptpunkt der ganzen Frage, ob Florus ausschliesslich blos von Germanien spreche, oder ob es nach dem Zusammenhange und Inhalt der ganzen Stelle ihm gestattet gewesen, auch eines Ereignisses zu gedenken, das eine nach der gewöhnlichen Annahme ausserhalb Germaniens in Gallien gelegene Localität betroffen. Die Zulässigkeit der letztern Annahme habe ich zu erweisen gesucht und dabei zugleich bemerkt, dass wenn man an der Erwähnung einer in Gallien liegenden Localität Anstand nehmen zu müssen glaube, dieser um so unerheblicher erscheine, als nicht nur Zosimus Bononia (Gesoriacum) als eine Stadt von Nieder-Germania (ἡ κάτω Γερμανία) bezeichne, sondern auch bei Dio Cassius der nordwestliche Theil Galliens unter demselben Namen vorkomme (vrgl. S. 7 und 10), so dass also, wenn Florus unter germanischen Localitäten auch Gesoriacum,

nennt, diess weder als ein Irrthum des Schriftstellers angesehen, noch daraus ein Beweis gegen die Zulässigkeit der oben berührten Annahme abgeleitet werden kann. Vrgl. *Cluverii* Germ. antiq. S. 498. Diesen Umstand, der freilich Hrn. *D.* ungelegen sein mochte, weiss Hr. *D.* sehr leicht zu beseitigen, indem er sich darauf beschränkt S. 66 in einer Note nebenbei zu bemerken, „dass wenn Zosimus Bononia nach Nieder-Germanien verlegt, dieses nichts als eine geographische Unrichtigkeit sei," die Stelle des Dio Cassius dabei aber unberücksichtigt lässt. Wie aber immer auch dieser Theil Galliens in verschiedenen Zeiten genannt worden sein mag — denn für den Sinn, in welchem Hr. *D.* die Stelle des Florus auffasst, ist dieses gleichgültig — die Berechtigung, bei Florus einen meinetwegen in Gallien gelegenen Ort erwähnt annehmen zu dürfen, giebt unzweifelhaft die Erwähnung der an der Maas angelegten Castelle, so dass ich bei der Aufgabe, einen durch sämmtliche Urkunden beglaubigten Text, so lange er einer vernunftgemässen Deutung im Sinne des Schriftstellers fähig ist, aufrecht zu erhalten, mit vollem Rechte schreiben durfte S. 6: „Hiernach berührt also Florus in seiner Darstellung Germaniens unzweifelhaft zugleich Gallische Ereignisse, und wo hätte er, da er von Hauptunternehmungen Augustus in Gallien nichts zu erwähnen fand, diese passender als bei dem Nachbarlande Germanien gelegentlich anführen können? zumal da die Anlegung von Castellen an der Maas zugleich als Schutzmittel des Unterrheins angesehen und dieses Ereigniss hiermit als zur Geschichte Germaniens gehörig betrachtet werden konnte." Hr. *D.* weiss nun freilich zu gut, dass, so lange bei Florus die Maas erwähnt bleibt, die von ihm gegebene Erklärung der Stelle unmöglich ist, und dagegen die meinige bestätigt wird, ist aber darüber um so weniger in Verlegenheit, als er durch die Vermuthung per Amisiam uns die Maas unter den Händen verschwinden und dafür die Ems auftauchen lässt. Diess heisst nun freilich den Knoten durchschneiden, und man würde diesen Einfall seinem Schicksal überlassen können, wenn nicht diese Veränderung der Stelle durch eine innere, aus der Absicht des Schriftstellers hervorgehende Nothwendigkeit, wie Hr. *D.* meint, geboten zu sein schiene.

Um seiner Erklärung Eingang zu verschaffen, wozu die Möglichkeit, Florus habe auch ein Gallien betreffendes Begebniss erwähnen können, nothwendig wegdisputirt werden musste, entwickelt Hr. *D.* ausführlichst den Zweck der Sendung des Drusus nach Germanien und den Inhalt des ganzen Plans, welchen derselbe zur Erreichung seiner Aufgabe befolgt, in so genauer Auseinandersetzung aller ein-

ner Motive, dass man meinen möchte, nur ein Vertrauter des Drusus sei im Stande, uns dergleichen Eröffnungen zu machen. Weil ich nun diesen Plan nicht gekannt; weil ich „den Feldzügen des Drusus zum Theil eine ganz andere Richtung gegeben, und ein ganz verschiedener Plan von mir untergeschoben worden" (S. 62); ja, weil ich mir in meiner Leichtfertigkeit (S. 67) „nicht einmal die Mühe gegeben, die Feldzüge des Drusus im Zusammenhange zu studiren" (ebendas.); so muss ich natürlich in den crassen Irrthum verfallen sein anzunehmen, Drusus habe seine Thätigkeit auch bis nach Gallien, und zwar in die nächst gelegenen Theile dieser Provinz, ausdehnen können. Wenn ich nicht für nöthig erachtet habe, von der Amtsthätigkeit des Drusus nach ihrem ganzen Umfange ein Bild zu geben, so geschah dieses aus keinem andern Grunde, als weil ich es meiner Aufgabe für genügend erachtete, den Sinn einer Stelle aus sich selbst zu erklären, und wenn dieselbe nach ihrer Ueberlieferung in den Handschriften eine vernunftgemässe Deutung zulasse, dabei stehen zu bleiben. Ueber diese aus dem Zusammenhange und Inhalte der Stelle S. 6 entwickelte Deutung verliere ich meinem Gegner gegenüber kein Wort, muss aber gegen alles das protestiren, was derselbe mir rücksichtlich des Plans, welchen Drusus bei seinen Feldzügen befolgt, in den Mund legt. Darüber habe ich, weil es für meinen Zweck unnöthig, gar nichts gesagt; nur habe ich, um die Bedeutung des Platzes an Galliens Westküste für die Römer hervorzuheben, mich S. 9 auf die Bemerkung eingelassen, „dass von Gesoriacus portus aus der Hauptübergang nach Britannien statt fand, dass dieses unzweifelhaft dieselbe Stelle war, von wo aus I. Cäsar nach Britannien übersetzte; dass man mit Zuverlässigkeit annehmen könne, dass dieser für die Römer rücksichtlich Britanniens so wichtige Punkt zu einer militärischen Station erhoben ward; und dass man hierdurch nun erst wohl die Beziehung der Nachricht bei Florus begreife, dass Drusus diesen Hafen durch neue Bauten (Brücken) gesichert und durch Flotten geschützt habe, um bei Florus, wenn auch mittelst eines Seitensprunges von Germanien nach Gallien, eine Erwähnung zu erhalten." Für diese in der Sachlage und Zeugnissen begründete Bemerkung muss ich nun den Tadel vernehmen S. 64: „Nicht nur nach Gallien an die Maas lässt *Osann* den Florus einen Seitensprung machen, er geht noch weiter und scheint seine Leser glauben machen zu wollen, als hätte Drusus sogar Absicht auf Unternehmungen gegen Britannia gehabt." Es ist widerwärtig, mit einem Gegner verhandeln zu müssen, der solcher Insinuationen fähig, und dabei beständig mit dem Vorwurf

der Leichtfertigkeit zur Hand ist. Waren denn die Bemerkungen Hrn. *Müller's* in Würzburg (Jahrb. VII.) nicht im Stande, Hrn. *D.* zur grösserer Vorsicht und Gründlichkeit über Sachen und Menschen zu ermahnen? Fast sollte man die Maas für einen Schicksalsfluss für Hrn. D. halten, an welchem nach der ersten Niederlage (siehe *Müller*, vornehmlich S. 19) sich noch einmal zu versuchen Hr. *D.* sich hätte gewarnt erachten sollen. Um aber auf den Plan, der von Drusus nach Hrn. *D.'s* Darstellung unternommenen Kriegsexpedition zurück zu kommen, so mag zugestanden werden, dass eine Anlegung von Castellen an der Ems Statt gefunden haben könne; dass dieses aber wirklich Statt gefunden, wird durch nichts bezeugt, und wäre es auch der Fall, so folgt noch immer nicht, dass auch Florus dieses habe erwähnen müssen, so dass der empfohlenen Lesart per Amisiam, welche den positiven Beweis der Unrichtigkeit meiner gegebenen Erklärung liefern soll, kein anderes Gewicht als das einer Conjectur zugestanden werden kann, die ihre Rechtfertigung erst noch erhalten muss.

Wenn es nun vor der Hand bei den Castellen an der Maas verbleiben wird, wenn nicht jene Vermuthung Hrn. *D.'s* anderswoher unerwartet eine Bestätigung erhalten sollte, so glaubt doch Hr. *D.* im Besitz unwiderlegbarer Gründe gegen meine Ansicht zu sein. „Die Nichtigkeit der von *O.* nach Vinetus und Gruters Vorgang aufgenommenen sogenannten Lesart Bononiam et Gesoriacum, heisst es S. 65, lässt sich, noch abgesehen von der Wortkritik, aus der Geschichte der beiden eingeschwärzten Orte bis zur Evidenz erweisen." Eine Prüfung dieses mit solcher Sicherheit ausgesprochenen Verdammungsurtheils wird zugleich darlegen, mit welcher Art von Kritik Hr. *D.* seine Gegner zu bekämpfen unternimmt. Er beginnt seine Deduction mit der Behauptung, „dass zur Zeit des Drusus eben so wenig der Name Gessoriacum existirte, als zur Zeit des Cäsar;" „erst bei Suetonius (Claud. 17) und Florus 1, 11, 8 scheint Gessoriacum der Name einer Stadt zu sein, obgleich die Annahme nicht nothwendig ist." Um von dem zuletzt hervorgehobenen Punkte anzufangen, so wird in der andern angeführten Stelle des Florus, welche ich am Schluss meiner Abhandlung behandelt habe, Gesoriacum mit der etruscischen Seestadt Fregenae (so habe ich mit Beistimmung *Zumpt's* Jahrb. f. wiss. Krit. 1844. No. 88. S. 663 statt Fregellae zu schreiben vorgeschlagen) verglichen, woraus sich ergiebt, dass wenn Gesoriacum keine Hafenstadt oder Hafenort gewesen, der Schriftsteller Unsinn schrieb. Was aber weiter den

Hauptpunkt in Hrn. D.'s Beweisführung ausmacht, dass zu Drusus Zeit der Name Gessoriacum noch nicht existirt habe, so ist erstens dieses aus dem Angeführten nicht erwiesen: denn aus dem einzigen Umstand, dass Cäsar die Stelle, von wo aus er nach Britannien über- ging, Itius portus nennt B. G. V, 5, ist auf die Folgezeit kein sicherer Schluss zulässig; wäre diess aber auch der Fall, so hat Hr. D. nicht bemerkt, dass zum Erweis, dass Florus diese Ortsbezeich- nung habe gebrauchen können, es ganz gleichgültig ist, ob dieselbe zu Drusus Zeiten schon im Gebrauch gewesen, indem die andere Stelle des Florus die Möglichkeit des Gebrauchs ausser allem Zwei- fel setzt, so dass der von diesem Punkt aus erhobene Einwurf in der That lächerlich erscheint. Dazu kommt, dass, wie Hr. D. selbst an- führt, bereits Mela einen Gessoriacus portus, Plinius ein Ges- soriacum littus und Gessoriacus pagus kennen. Um nichts stichhaltiger ist was weiter S. 66 entgegnet wird, zur Zeit des Dru- sus könne noch viel weniger von einer Stadt Bononia die Rede sein, als von einem Orte Gessoriacum. Hierauf will ich nicht, obschon ich dürfte, anwenden, dass wenn Bononia auch noch nicht unter Drusus, doch zur Zeit des Florus bekannt gewesen sein könne, gebe vielmehr zu, dass Bononia von einem ältern Schriftsteller nicht angeführt werde, ja dass wenn Gessoriacum wegfallen muss, zugleich auch Bononia in nichts zusammenfällt; dagegen ist es aber eben so gewiss, dass wenn das eine zulässig erscheint, das andere unzweifelhaft wird, und da Gessoriacum vor der Hand wohl noch aufrecht erhalten bleibt, hiermit auch ein unverwerfliches Zeugniss für Bononia im Florus ge- geben ist. Wird Bononia in früherer Zeit wenig genannt, so schlies- sen wir nur, dass dieser Ort weniger Bedeutung hatte, von Florus aber nothwendig genannt werden musste, wenn der Umfang der von Drusus unternommenen Brückenbauten angegeben werden sollte. Und endlich kennen wir denn das Zeitalter, in welchem Florus schrieb, so genau, dass in dieser Beziehung ein concludenter Beweis für oder gegen daher entnommen werden könnte? So lange der Prolog die- ses Geschichtswerkes für ächt gehalten werden wird, und daran zu zweifeln wäre ein Wagniss der äussersten Hyperkritik, bleibt es aus- gemacht, dass Florus nicht vor Trajan gelebt habe*). Dies voraus- gesetzt, warum soll ein solcher Schriftsteller einer Localität Gessoria-

*) Vrgl. *Gossrau* de Flori qua vixerit aetate, Quedlinburgi 1837 Es wird sich anderswo Gelegenheit finden, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

eum nicht gedenken dürfen, deren, wenn auch unter verschiedenen Zusätzen, ein Plinius, ein Suetonius und andere ziemlich gleichzeitige Zeugen Erwähnung thun? „Gesetzt aber," bemerkt Hr. D. S. 65, „der Hafen sei schon zu seiner Zeit unter diesem Namen bekannt gewesen, was kann man sich dann unter einer Verbindung, wie: „Drusus verband eine Stadt (oder Castell) mit dem Hafen durch eine Brücke," — denken?" Wenn sich Hr. D. hierbei nichts denken kann, so thut es mir um seinetwillen leid. Ich habe diese Frage bereits S. 11 beantwortet und will nur noch ausser der aus Cäsar angeführten Stelle an die pontes longi bei Tac. Ann. I, 63, und, um anderer Stellen nicht zu gedenken, an I, 61 pontesque et aggeres humido paludum et fallacibus campis imponeret, und an IV, 73 erinnern, welche letztere Stelle manche besondere Aehnlichkeit mit der der Florus hat: igitur proxima aestuaria aggeribus et pontibus traducendo graviori agmini firmat. Oder, müsste an Bauten in der See gedacht werden, so würde die zwischen Pozzuoli und Bajä unternommene Verbindungsbrücke, wovon jetzt noch Bogenpfeiler aus der See hervorragen, eine nicht unpassende Vergleichung darbieten, obwohl ich diese Erklärung, abgesehen davon, dass ihre Zulässigkeit von der Eigenthümlichkeit der örtlichen, nicht hinlänglich ermittelten Beschaffenheit abhängt, der andern zunächst aus dem Grunde nachstelle, weil die Schriftsteller sich in diesem Falle wohl eines andern Ausdruckes als pontes bedient haben würden. Es ist übrigens kein Widerspruch mit mir selbst, wie Hr. *S.* S. 65 rügt, wenn ich die von Hrn. *Lersch* angenommene Ansicht von einer statt gefundenen Verbindung zweier Orte (Bonna und Verona) im Binnenlande für unzulässig erklärt habe: denn was nach der Beschaffenheit der Localität an einen Orte denkbar, kann bei einem andern unzulässig erscheinen. Es ist aber überhaupt verdriesslich, mit einem Mann streiten zu müssen, der, weil die fragliche Localität nur ein Portus genannt werde, sich sträubt, eine Stadt anzuerkennen, und dafür mit Grund anführen zu können meint, erst bei Suetonius und Florus scheine Gessoriacum der Name einer Stadt zu sein, weil Mela nur einen Portus, Plinius nur einen Pagus nenne; wenn aber bei Ptolemäus, wie Hr. *D.* selbst dabei angiebt, auch nur ein Portus genannt wird, der doch nun nach dem Zugeständniss Hrn. *D.'s* rücksichtlich des Florus und Suetonius eine Stadt war, so darf man bei dem Portus des Mela ja wohl auch eine Stadt denken. Es ist überflüssig solche Ungereimtheiten weiter zu verfolgen, und es genügt hinzuzufügen, dass der Ausdruck ἐπίνειον bei Ptolemäus, der sich dessel-

ben höchst selten bedient, von einem blossen Ankerplatze eben so wenig als portus verstanden werden kann.

Was den andern Punkt, die Wortkritik, betrifft, aus welchem die Nichtigkeit der von mir aufgenommenen Lesart hervorgehen soll, so kann meine Entgegnung kurz sein. Der künstliche Beweis, welchen Hr. *D.* zu führen unternimmt, dass Gesoriacum durch keine Handschrift beglaubigt sei, beruht auf der Vermuthung, dass die ausdrücklich von Freinsheim aus dem Pal. pr. angeführte Lesart Gesoriacum, welche ich S. 2 geltend gemacht, nur auf einem Druckfehler statt Gesogiacum beruhe. Vor der Hand wird es bei Freinsheims Angabe sein Bewenden haben müssen, und selbst wenn die genannte Handschrift wirklich Gesogiacum darböte, so würde die Vermuthung gerechtfertigt sein, dass diese Lesart nur eine Verschreibung statt Gesoriacum sei, entstanden aus der spätern Namensform dieser Localität, welche sich aus der Peutinger'schen Tafel nach einer gar nicht unerklärlichen Verderbung findet: Gesogiaco, quod nunc Bononia vocatur. Wenn nun aber Hr. *D.* bei den Lesarten Gesogiacum oder Gesoniacum stehen bleibt und die Frage einer Untersuchung unterwirft, welche von diesen beiden Formen die richtige sei, so geht dies mich ebenso wenig an, als was Hr. *D.* zur Ermittelung der Lage seines Gesoniacum, welche Namensform für die richtige gehalten wird, der alten Bonna gegenüber S. 72 zusammengestellt hat; alles dieses liegt ausserhalb des Kreises meiner Aufgabe und fällt gründlicher Prüfung Ortskundiger anheim, die wohl nicht lange ausbleiben wird. Ich benutze vielmehr diese Gelegenheit zu der nachträglichen Bemerkung, dass das gallische Gesoriacum unter dem Namen Cesuriacum von Iulius Honorius in den von Gronov hinter seiner Ausg. des Pomp. Mela bekannt gemachten Excerpten und zwar in dem Verzeichniss «quae oppida in provinciis suis habeat Oceanus occidentalis» aufgeführt zu sein scheint. Wenn endlich rücksichtlich der Lesart Bonpam S. 70 bemerkt wird: «Aus den mitgetheilten Varianten steht für jeden gesunden Kritiker unerschütterlich fest die Lesart Bonnam,» so ist darüber nichts weiter als das oben Bemerkte zu sagen, und wenn ich hiernach den ungesunden Kritikern beigezählt werde, so muss ich mich mit dem Begriff, welchen Hr. *D.* von gesunder Kritik hat, trösten, und ich beneide denselben ganz und gar nicht um die kritische Kunst, die ihn z. B. a. a. O. in der fehlerhaften Wiederholung des Namens Bonnam in einigen, mir übrigens unbekannten Handschriften (Bonnam et Bonnam) zum Ueberfluss, wie es daselbst heisst, einen zweifachen Beleg der gebilligten Lesart finden lässt.

Ich verschmähe absichtlich die sonst noch von Hrn. *D.* angeregten Punkte einer ähnlichen Prüfung zu unterwerfen, weil ihre Widerlegung zur Abwehr der gegen meine Ansicht erhobenen Einwürfe nichts Wesentliches beiträgt und überlasse der Zeit die Entscheidung über die Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung, so wie der von meinem Gegner durchgeführten Meinung.

Giessen im März 1846.

Osann.

IV. Miscellen.

---

1. **Berlin.** *Lersch* Centralmus. II. 88. In einer brieflichen Mittheilung Graf *Borghesi's* (S. Marino 10. Mai d. J.) an den Herausgeber dieser Zeitung befinden sich folgende darauf bezügliche Bemerkungen:

„Den in jener Inschrift*) erwähnten Freund des Philosophen hat Lersch für P. Salvius Julianus, den Ordner des *edictum perpetuum*, gehalten. Was jedoch von den Schriften dieses Juristen erhalten ist, deutet keineswegs darauf hin, dass er ein vorzüglicher Verehrer der Philosophie gewesen sei, und wenn man auch nach Callistratus (Dig. L. 48 tit. 3 l. 12) annehmen darf, dass er nach seiner Prätur die Verwaltung Aquitaniens bekam, so findet sich doch keine Spur, dass er je in Germanien war, um dort bekannt sein zu können. Vielmehr ist aus Marini Arv. p. 220 ersichtlich, dass er nach dem Consulat des Jahres 901 das städtische Amt eines curator *aedium sacrarum locorumque publicorum* und später (nach Spartianus) die Präfectur der Stadt bekleidete. Wohl aber kennt man einen Andern desselben Namens, auf den die Angaben der Inschrift ungleich besser passen, da es aus Suidas unter *Δαμόφιλος* mit Bestimmtheit erhellt, dass er in der That in den philosophischen Studien bewandert war. Tillemont (Art. 33 zu M. Aurelius und Art. 4. zu Commodus), der bei Dio 72 einen Salvius Julianus als *ἐλλογιμώτατος* angeführt fand, bezog dies auf wissenschaftlichen Ruhm und hielt diesen Julianus für identisch mit dem bei Suidas erwähnten. Obwohl nun Reimarus jenes Beiwort einfach mit „vir clarissimus" übersetzte, wird Tillemont dennoch das Wahre richtig getroffen haben; denn von dem Salvius bei Dio bestätigt es sich, dass er unter M. Aurelius die Fascen hatte, und die Bonner Inschrift giebt der Ansicht eine neue Stütze. Es ist demnach P. Salvius Julianus, consul ordinarius des Jahres 928, dessen vollständige Nomenclatur eine Inschrift bei Orelli no. 4359 bietet; er ist zugleich der Salvius Julianus, den Spartianus (Didius c. 1) als Oheim des Kaisers Didius Julianus erwähnt, wird folglich auch der Bruder der Aemilia Clara und der Sohn des Ordners des *edictum*

---

*) *Aelio Egrilio Euareto philosopho amico Salvi Iuliani. Aelia Timoclia uxor cum filis.*

perpetuum sein, von welchem Spartianus irrig sagt, er sei der *proavus* des Kaisers gewesen, während jetzt Alles zu der Angabe des Eutropius stimmt, der ihn seinen Grossvater mütterlicher Seite nennt. Dieser zweite Salvius befehligte nach Dio a. a. O. in M. Aurelius Todesjahr ein Heer, und verwaltete daher dem römischen System gemäss die Provinz, in welcher er stationirte. Trotz der Treue seiner Soldaten leistete er doch Commodus' Erhebung keinen Widerstand; indessen hinderte dies nicht, dass er nicht, als er bald darauf seinen Sohn mit einer Tochter des Tarrutenius Paternus Praef. praet. verlobte, angeklagt ward, er habe sich mit dem Beistande dieses des Thrones bemächtigen wollen, weshalb denn Beide 884 hingerichtet wurden (Lampr. Commod. c. 4. Spart. Did. c. 2)."

„Lässt sich somit das Zeitalter dieses Evaretus genauer bestimmen, so schliesst sich die Bemerkung an, dass er sicherlich kein Freigelassener war (der doppelte Gentilname macht es unmöglich), und dass dennoch sowohl sein cognomen wie das seiner Frau offenbar griechisch ist, weshalb man nicht anstehn wird ihn für einen gebornen Griechen zu halten, womit ja auch seine Bezeichnung als Philosoph wohl übereinstimmt. Noch mehr, im Gedanken an die Neuheit der gens Egrilia und die wenigen Freigebornen, die aus ihr bekannt sind, scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass Evaretus sein römisches Bürgerrecht dem Q. Egrilius Plarianus, Legaten und Proconsul von Afrika unter Antoninus Pius (Gori Inscr. Etr. T. 3 p. 122), zu danken hatte, weshalb er denn, wie in der Regel, sein nomen und praenomen annahm und dazu den Namen des Kaisers setzte, der ihm die Gunst bewilligt hatte. Dieser Plarianus ist sicher derselbe, an den Fronto den siebenten Brief des ersten Buches ad amicos [bei Niebuhr I. 8] gerichtet hat; denn obwohl in Mai's römischer Ausgabe die Ueberschrift ACCRILIO PLARIANO lautet, ist es doch ohne Bedenken den Namen, den auch der Index als zweifelhaft bezeichnet, in AEGRILIO zu ändern, wobei der Diphthong keine Schwierigkeiten machen darf, da die Steine der Freigelassenen jener gens beweisen, dass beide Schreibarten ohne Unterschied nebeneinander in Gebrauch waren. Dieser Brief nun bestätigt sehr meine Vermuthung; denn er zeigt, dass Plarianus ein besonderer Gönner der Philosophen war, wie ihm ja Fronto den Platoniker Julius Aquilinus empfiehlt. Dies vorangeschickt, muss man sich wundern, wie es kam, dass der griechische Philosoph Evaretus sein Leben am Ufer des Rheins beschloss. Dies erledigt sich jedoch durch die Annahme, dass er zu den *comites* seines Freundes gehörte und ihm folgte, als er den Befehl des Heeres

von dem Dio spricht, übernahm. Die unbekannte Provinz, die Salvius Julianus dieser Angabe zufolge verwaltet haben muss, ist also Germania inferior, wo wirklich ein Heer von drei Legionen stand. Verwaltete er aber grade diese Provinz, so versteht man, weshalb Dio bemerkt, er habe dem Commodus die Herrschaft streitig machen können; denn eben von dorther hatte einst Vitellius das Diadem von Otho's Haupt gerissen. Verständlich wird dadurch zugleich, weshalb Evaretus auf seinem Grabsteine ausdrücklich Freund des Julianus genannt wird: er war der Oberbefehlshaber der Provinz."

„Durch diese Betrachtungen wächst der Werth der Bonner Inschrift bedeutend; sie dient dem Geschichtschreiber von Nicäa zur Erläuterung und bietet uns einen festen Halt, eine der Lücken in der Reihe der Legaten von Germania inferior auszufüllen und zwar für ein bestimmtes Jahr, 933, das Todesjahr des Kaisers M. Aurelius."

Gerhard, Archäol. Zeitung, 1845 Nro. 31.

2. Emmerich. So selten auch im Allgemeinen am Unterrhein auf dem rechten Ufer des Flusses Ueberbleibsel aus der ältesten Zeit vorkommen, so sind doch in den letzten Jahren in der Umgebung hiesiger Stadt manche Gegenstände zum Vorschein gekommen, die der Vergessenheit entzogen zu werden verdienen. So wurde, ausser einer römischen Silbermünze aus dem Garten eines Privathauses der Stadt, dicht vor dem Reeser Thore zwischen dem Rheine und der Chaussee eine römische Goldmünze auf dem Felde gefunden; auch fand man bei Anlage der Chaussee nach Arnheim etwa zehn Minuten vor dem Steinthore mehre römische Silber- und Kupfermünzen, meist der ersten Kaiserzeit angehörig, und nicht weit von da bei dem Dorfe Hüthum in einem Sandhügel, wo schon früher römische Münzen zum Vorschein kamen, noch kürzlich eine Goldmünze. Diese Münzfunde lassen aber keineswegs auf bestimmte römische Etablissements an den einzelnen Fundorten schliessen, sondern rühren theils von den Verbindungen her, in denen Römer und Germanen zu verschiedenen Zeiten mit einander standen, also von römischen Kaufleuten, die sich des Handels wegen in Germanien aufhielten, oder auch von den Germanen selbst, die sich bekanntlich des römischen Geldes bedienten, theils auch von den durchziehenden römischen Truppen, die entweder zur Besetzung irgend eines befestigten Postens oder auf einem Feldzuge diese Gegenden berührten; einige der Münzen gehören sogar der allerletzten Kaiserzeit an, wo die Römer das rechte Rheinufer nicht nur schon längst verlassen hatten, sondern auch aus den Besitzungen des linken von den Germanen vertrieben worden waren.

Reicher, als an Ueberbleibseln aus der Römerzeit, ist die hiesige Gegend an Resten aus dem germanischen Alterthum; es sind aber fast nur Gräber, welche aus dieser Zeit sich vorfinden. Solche Gräber befanden sich in einem natürlichen Sandhügel, der Löwenberg genannt, etwa 10 Minuten von Emmerich, dicht an der Landstrasse nach Rees. Hier wurden zu verschiedenen Zeiten beim Sandgraben Urnen mit Asche und Knochen entdeckt; sie lagen nicht tief im Boden unter einer schwarzen Erdschicht, waren weiss von dunkelgrauer Farbe, verschiedener Grösse und nicht sehr festem Stoffe; eine solche von etwa einem Fuss Grösse, weit und bauchig, mit Asche, Knochen und einigen metallenen Ringen, ist vor nicht langer Zeit nach Holland gewandert. Ebenso fand man ¼ Meile westlich von dem holländischen Städtchen s'Heerenberg, nahe bei dem Dorfe Stockum in einem kleinen natürlichen Hügel beim Kiesgraben einen Fuss tief unter der Oberfläche Urnen von graugelber Farbe, mit Asche und Knochen; sie lagen unter einer Schicht schwarzer Erde und waren mit einem flachen Steine zugedeckt.

Mit Rücksicht auf die veröffentlichten Ergebnisse meiner Untersuchungen über die beiden Befestigungspunkte Eltenberg und Montferland führe ich hier an, dass Hr. G.-Oberl. *Dederich* hierselbst vor kurzem auf dem Eltenberge aus altem Schutte ein Ziegelbruchstück hervorgezogen hat, das ich nach Form und Stoff für ein Fragment eines römischen Mauerziegels halten muss; es besitzt auf der einen Seite rautenförmige, durch einige feuchte Linien gebildete Figuren, wie es öfters auf römischen Bauziegeln zum bessern Festhalten des Mörtels vorkömmt. Wenn an einzelnen Stellen auf dem Berge, besonders in der Nähe der Kirche, wo vor 50 Jahren mächtige römische Fundamentmauern zu Tage gekommen sein sollen, unter Aufsicht eines Sachverständigen Ausgrabungen geschähen, würde die Ausbeute nicht zweifelhaft sein. — Bei der jetzt vorgenommenen Anlage einer Strasse von Emmerich über s'Heerenberg nach Zütphen wurden in diesen Tagen zwischen s'Heerenberg und Montferland, gleich hinter ersterem Orte, Urnen entdeckt, von denen ich nur soviel erfahren konnte, dass sie mit Knochen gefüllt waren, und eine von ihnen nach Arnheim gekommen ist. Es wäre sehr zu wünschen, dass bei ähnlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Vornahme der Erdarbeiten zu den Eisenbahnen, die Localbehörden mit vorzüglicher Sorgfalt darüber wachten, dass die von den Arbeitern zu Tage geförderten Alterthumsgegenstände unversehrt aufbewahrt und nicht, wie es wohl meistens geschehen ist, augenblicklich zerschlagen oder in fremde Hände gegeben würden.

Dr. I. Schneider.

3. **Greifswald.** Im achten Hefte der Jahrbücher ist Taf. 1. 2., eine schöne Bronzefigur einer sitzenden nackten Frau bekannt gemacht, und «vorläufig als fischende Venus» bezeichnet. Ich finde diese Bezeichnung durch die Stellung der Figur um so weniger gerechtfertigt, als mir das eigentliche Motiv derselben klar und deutlich ausgesprochen scheint. Es ist eine Badende, oder vielmehr eine die baden will. Sie hat sich so eben ausgezogen und sitzt am Ufer; den rechten Fuss lässt sie hängen, dass er so eben das Wasser mit den Zehen berührt. Die Empfindung, welche ihr das kalte Wasser gemacht hat, drückt sich in dem hinaufgezogenen linken Bein aus, als scheue sie die weitere Berührung; indess muss sie ja doch ins Wasser steigen, und so hält sie, um sich daran zu gewöhnen, die ausgebreitete Linke prüfend hine in. Alle diese Bewegungen drücken die ganz natürliche Scheu und Unentschlossenheit, sich in das kalte Wasser zu begeben, während man die Einwirkung der Luft behaglich spürt, naiv und reizend aus, und geben zugleich ein neues, so viel ich weiss, noch nicht nachgewiesenes Motiv ab. Ob die Badende aber eine Venus sei, das muss wohl auf sich beruhen. Otto Jahn.

4. **Neuss.** Unter der Leitung des Herrn Sanitätsraths Dr. *Jäger* sind die Ausgrabungen daselbst mit dem besten Erfolge fortgesetzt worden. Unser nächstes Heft wird darüber ausführlicher berichten.

5. **Niederzissen.** In der Nähe ist ein römisches Gebäude zu Tage gekommen, wovon im Heft X. gehandelt werden wird.

Berichtigungen und Zusätze.

Im Heft V und VI Seite 255 sind die Noten 3 und 4 vom Setzer verwechselt worden. — Ebendaselbst S. 267 Z. 16 ff. sind die in den Zahlen vorkommenden Irrthümer auf folgende Weise zu verbessern: «Achttausend Schritte (also ungefähr 3½ Stunde) südlich von der Gocher-Haide war der Ort, wo Cäsar die Waffen nahm. Das war also bei Geldern an der Nierse. Viertausend Schritte südlicher, oder zwölftausend Schritte (d. i. 5 St.) vom germanischen Lager auf der Gocher-Haide u. s. w.

Im H. VIII S. 64 Z. 8 von unten ist statt überrheinischen zu lesen rheinischen; und Z. 6 von unten Monumente.

Eben lese ich in *Eichhorns* deutsch. Rechtsgesch. Bd. I S. 90 not. f., dass ich nicht der erste bin, welcher an der Richtigkeit der von mir im Heft VIII S. 63 besprochanen Stelle des Florus Anstoss genommen und eine Aenderung versucht hat. *Eichhorn* nämlich vermuthet, dass statt per Albim zu lesen sei per Amisiam. Es springt in die Augen, dass ich mit grösserm Rechte die Worte per Mosam verwandelt habe in per Amasiam.

Dederich.

H. VIII. S. 122 ist durch ein Versehen statt L. Verus, wie in der Handschrift des Verf. geschrieben war, dreimal C. Verus gedruckt worden. — Die das. S. 121 und 22. besprochene römische Inschrift des T. Iulius Saturninus steht jetzt in der gelehrten Abhandlung des Hrn. Dr. *Henzen* (Annali dell' Instit. di corrisp. arch. XVI. p. 87). Hr. *H.*, welcher die Trierer Inschrift nicht anführt, bezieht die Function des Procurators auf das Privatvermögen der Kaiser und der Faustina.

Zu H. IX. S. 181. Ueber die Gens Vedia, Veidia oder Veiedia vgl. *Henzen* a. a. O. S. 84 u. 92. L. U.

V. Chronik des Vereins.

Von aussen durch die zuvorkommende Begegnung gelehrter Gesellschaften und ausgezeichneter Männer ermuntert, im Innern von einer stets wachsenden Zahl von Mitgliedern unterstützt, schreitet der Verein auf der ursprünglich nicht ohne Schüchternheit betretenen Bahn freudig und erfolgreich fort; so dass er auch empfindliche Verluste zu verschmerzen sich im Stande sieht. Dahin gehört vor allen Dingen das durch Verlegung des Wohnorts veranlasste Ausscheiden zweier hochverdienten Mitglieder aus dem Vorstande, des Prof. *von Sybel*, jetzt in Marburg, und des Dr. *Düntzer*, jetzt Bibliothekars in Cöln. An die Stelle des Erstern wurde nach der durch Beschluss der General-Versammlung vom 9. Dezember 1844 dem Vorstande übertragenen Befugniss, „die etwa im Vorstande entstehenden Lücken durch Cooptation von Seiten des letztern zu ergänzen", Gymnasial-Oberlehrer *Freudenberg* dahier am 7. Januar d. J. zum Archivar des Vereins erwählt. Die Funktionen des am 14. April ausscheidenden Kassierers Dr. *Düntzer* übernahm einstweilen bis zur nächsten General-Versammlung der Unterzeichnete.

Den Geburtstag *Winckelmanns* am 9. December beging der Verein durch eine Zusammenkunft im Trierischen Hofe, worin, in Abwesenheit des auf einer italienischen Reise begriffenen Präsidenten Prof. *Welcker*, der Unter-

zeichnete die hervorragenden Eigenschaften des grossen Mannes und die Stellung des Vereins zur Archäologie zu schildern sich bemühte.

Die ordentliche General-Versammlung wurde in dem Museum vaterländischer Alterthümer am 3. August, dem Geburtstage Seiner Majestät des hochseligen Königes, welcher durch die Gründung jener Anstalt einen neuen Mittelpunkt für die Alterthümer der Provinz schuf, unter dem Vorsitze des Präsidenten Prof. *Welcker* abgehalten. Nachdem derselbe über den günstigen Stand des Vereins im Allgemeinen und der Unterzeichnete als stellvertretender Kassierer über die Finanzen den erforderlichen Bericht abgestattet hatte, ging man zu wissenschaftlichen Vorträgen über. Zuerst knüpfte Prof. *Welcker* an das in dem Programm des 9. December v. J. erläuterte Mosaik zu Cöln eine Abhandlung über die Porträtbildungen des Sophokles, welche er durch Vorzeigung der erhaltenen Denkmäler erläuterte. Insbesondere zog eine Doppelherme des Sophokles und Euripides die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich. Wir dürfen hoffen, im nächsten Hefte einen Aufsatz des Redners über dieselbe zu liefern. Darauf handelte der Unterzeichnete über die vor Kurzem hier entdeckten römischen Grabdenkmäler (vgl. oben S. 129-150) und Dr. *Lersch* über eine Elfenbeintafel der Aachener Münsterkirche (vgl. oben S. 100-115). An seine Darstellung reihten sich kunstgeschichtliche Bemerkungen des Prof. *Kinkel*. Sanitätsrath Dr. *Jaeger* aus Neuss gab eine Uebersicht der Formen von römischen Gräbern, welche er bei den Ausgrabungen um Neuss beobachtet hatte. Endlich zeigte Oberlehrer *Freudenberg* eine Zeichnung von der romanischen Kirche Ravengirsburg, die nach seiner Auseinandersetzung in das 13. Jahrhundert gehört. Wir werden im nächsten Hefte darauf zurückkommen. Geheime-Bergrath und Prof. *Nöggerath* sprach zuletzt über die in Gemeinschaft mit dem

Unterzeichneten geführte Ausgrabung eines merkwürdigen Gräberfeldes bei Altenrath nicht weit von der Agger, welches bei näherer Betrachtung der im Museum aufbewahrten Urnen von der Versammlung als germanisch erkannt wurde.

Die Wahl des Vorstandes fiel auf die bisherigen Mitglieder und für die erledigte Stelle des Kassierers auf den Lic. *Wilhelm Krafft* dahier, welcher sich eindringlich mit numismatischen Studien beschäftigt hat. Endlich wurde der Geheimerath *Sulpiz Boisserée* dem Vorstande als Ehrenmitglied hinzugesellt.

Letztere Wahl namentlich ermuthigt den Vorstand zur Ausführung eines lange gehegten Vorsatzes, welchem die Versammlung ihre Zustimmung ertheilte.

So lange es darauf ankam, sich allmälig eine feste Stellung zu begründen und das Vertrauen des Publicums zu erwerben, schien es dem Vorstande zweckmässig, die Bestrebungen des Vereins zunächst auf ein Gebiet zu beschränken, welches leichter zu beherrschen und zu übersehen war und durch die allgemeine Vernachlässigung einer thätigen Aufhülfe ganz besonders bedurfte. Jetzt aber ist es Zeit, einen Schritt darüber hinaus zu thun. Es ist unsere Absicht, von jetzt an auch die Kunst-Denkmäler des Mittelalters in den Kreis unserer Forschungen aufzunehmen. Die Ufer des Rheins und seiner Nebenflüsse sind mit einem Kranze der herrlichsten Gebäude bedeckt; von Werken der übrigen Kunstzweige sind viele in grösseren Sammlungen zugänglich, manche noch in Privathäusern und abgelegenen Gegenden verborgen. Reich ist die Saat, und der kundigen Schnitter gibt es in unseren Landen nicht wenige. Sie alle werden freundlich eingeladen, Hand an das Werk zu legen. Gleich das nächste Heft, dessen Druck wir noch in diesem Jahre zu bewerkstelligen hoffen, wird neben den Denkmälern des Alterthums auch mittelalterliche

Gegenstände behandeln, und von nun an antike und christliche Kunst gleichmässig in unsern Jahrbüchern vertreten sein.

Mögen die freundlichen Wünsche und Hoffnungen, welche nach Beendigung der General-Versammlung bei einem heitern Mahle im Königlichen Hofe ausgesprochen wurden, in Erfüllung gehen! Möge die steigende Theilnahme der Rheinländer den Verein auch zu grösseren Unternehmungen, zu thätiger Unterstützung nützlicher Bestrebungen, zur Erhaltung kostbarer Denkmäler, welche leider oft ihrer Heimath entfremdet werden, befähigen.

Bonn, den 6. October 1846.

Im Namen des Vorstandes
Prof. Dr. Urlichs.

Verzeichniss der Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich von Preussen.

Seine Hoheit der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Seine Excellenz der Minister der Geistlichen, Unterichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Geh. Staatsminister Herr Dr. Eichhorn in Berlin.

Seine Excellenz der Geh. Staats- und Cabinets-Minister Freiherr von Bodelschwingh-Velmede in Berlin.

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Westphalen, Geheime Staatsminister Herr Flottwell in Münster.

Seine Excellenz der wirkliche Geheime-Rath und Königlich Preuss. ausserordentliche Gesandte und bevoll-

mächtigte Minister am Königl. Grossbritannischen Hofe, Herr Dr. Bunsen in London.

Der Generalpostmeister, Herr von Schaper in Berlin.

Der Generaldirector der Königlichen Museen, Geheime Legationsrath Herr Dr. von Olfers in Berlin.

Der Geh. Ob.-Reg.-Rath, Herr Dr. J. Schulze in Berlin.

Der Geheime Oberregierungsrath, Curator und ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte, Herr Dr. von Bethmann-Hollweg in Bonn.

Der Berghauptmann, Herr Dr. von Dechen in Bonn.

Herr Professor Dr. Böcking in Bonn.

Ordentliche Mitglieder.

Aachen. Stadtbaumeister Ark. Oberpostsecretär J. Claessen. Bauinspector Cremer. Dr. Kribben, Director der h. B. Candidat Meyer. G-O-L. Dr. Menge. *G-O-L. Dr. Jos. Müller. Regierungs-Rath Ritz. Professor Carl Schmidt. Regierungspräsident von Wedell. Vicar Weidenhaupt. Reg.-Secret. Weitz. — *Amsterdam.* Staatsrath Dr. P. A. Brugmans. — *Arnheim.* Archivar J. A. Nyhoff — *Arnsberg.* G-O-L. Pieler. — *Basel.* Prof. Dr. Gerlach. *Prof. Dr. Vischer. — *Bedburg.* Dr. Seul, Director der Ritteracademie. — *Berlin.* Geh. Finanzrath Camphausen. Prof. Dr. Gerhard. Prof. Dr. Lachmann. Prof. Dr. Panofka. Prof. Lic. Piper. Baurath v. Quast. Legationsrath Dr. Alfred Reumont. — *Bern.* Bibliothecar Dr. A. Jahn. — *Bonn.* Prof. Dr. Arndt. Prof. Dr. Aschbach. Geh.-Rath Boisserée. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Brandis. Professor Dr. Braun. Prof. Dr. Budde. Prof. Dr. Dahlmann. Reg.-Rath Prof. Dr. Delbrück. Revd. Fairles. Repetent Dr. Floss. G.-O.-L. Freudenberg. Hohe, academ. Zeichenlehrer. Dr. Heimsoeth. Dr. Humpert. Kaufmann Jung. Alex. Kaufmann. Prof. Dr. Kin-

kel. Oberbergrath Dr. Koch. Lic. W. Krafft. Dr. Krosch. H. v. Lassaulx, Ingenieur. Dr. Lersch. Prof. Dr. Loebell. A. Marcus. Prof. Dr. Mendelssohn. Oberbergrath Martins. Frau Mertens-Schaaffhausen. Geh. Bergr. Prof. Dr. Nöggerath. Prof. Dr. Ritschl. Domcapitular Prof. Dr. Scholz. Prof. Dr. Schopen. Dr. Simrock. Prof. Dr. Urlichs. Prof. Dr. Welcker. Gymnasial-Lehrer Werner. Dr. Wolff sen. — *Breslau.* Prof. Dr. Ambrosch. Prof. Lic. Friedlieb. — *Brüssel.* *Prof. Dr. C. P. Bock. Freiherr von Reiffenberg. — *Carlsruhe.* Prof. Hochstetter. *Ministerialrath Dr. Zell. — *Calmar.* Provinzialarzt Dr. Eckermann. — *Cleve.* Director Dr. Helmke. — *Coblenz.* Referendar Eltester. Bauinspector v. Lassaulx. G.-Director Dr. Klein. Referendar S. Longard. — *Cöln.* Blümeling, L. a. d. h. B. Bibliothekar Dr. Düntzer. Buchhändler F. C. Eisen. J. M. F. Farina. P. J. Grass. G.-Direc. Dr. Knobel. W. Kühn. G.-O.-L. Kreuser. Lenhart. Peter Leven. Stadtrath De Noël. *G.-O.-L. Dr. Pfarrius. G.-O.-L. Pütz. Regimentsarzt Dr. Raudenrath. G.-Lehrer Dr. Saal. Baumeister Weyer. Regierungs- und Baurath Zwirner. — *Crefeld.* *Rector Dr. Rein. — *Daleyden.* (Kreis Prüm). Pfarrer Bormann. — *Darmstadt.* Oberstudienrath Dr. Dilthey. — *Deventer.* P. C. Molhuysen. *Dormagen.* Jacob Delhoven. — *Dortrecht.* S. H. v. d. Noordaa. — *Dresden.* Geh. Kirchenrath Hübel. Dr. G. Struve. — *Dürrbossla* (bei Jülich). Pfarrer Lic. Blum. — *Düsseldorf.* G.-O.-L. Honigmann. Pfarrer Krafft. — *Edinburg.* Dr. Schmitz. *Eisleben.* Dr. Gräfenhan. — *Elberfeld.* Dr. Belz. — *Emmerich.* G.-O.-L. Dederich. *G.-Direc. Dr. Dillenburger. Dr. Klein. — *Essen.* G.-Direc. Prof. Dr. Wilberg. — *Freiburg.* Prof. Dr. H. Schreiber. — *Gent.* Prof. Dr. Roulez. — *Gieneken.* Prosper Cuypers. — *Giessen.* Prof. Dr. Osann. — *Gladbach.* Landrath von der Straeten. — *Göttingen.* Prof. Dr. K. F. Hermann. Prof. Dr. Wieseler. — *Greifswalde.* Prof. Dr. Jahn. — *Grevenbroich.* Dr. De Witt. — *Groningen.* Dr. H. O

Feith. — *Gustorff* (bei Grevenbroich). Bürgermeister Sinsteden. — *Haag.* Kammerherr Freiherr von Estorf. Dr. G. Groen van Prinsterer. — *Halle.* Prof. Dr. Jacob. — *Hannover.* Subconrector Dr. C. L. Grotefend. — *Havert* (bei Heinsberg). Pfarrer Goerten — *Heidelberg.* Prof. Dr. Gervinus. Prof. Dr. Häusser. — *Hemmen.* Prediger O. G. Heldring. — *Hersfeld.* G.-Director Münscher. — *S. Ingbert.* (bei Saarbrücken) Hüttenbesitzer Friedrich und Heinrich Krämer. — *Kirn.* Pfarrer u. Rector Schneider. — *Kohlscheid* (bei Aachen). Vicar Baumgarten. — *Kreuznach.* G.-O.-L. Dr. Steiner. — *Leyden.* Dr. J. Bodel-Nyenhuis. *Dr. L. J. F. Janssen, Conservator des K. Museums der Alterthümer. Dr. C. Leemans, Director des K. Museums der Alterthümer. Dr. De Wal. — *Leuwarden.* Dr. J. Dirks. Dr. M. De Haan Hettema. — *Haus Lohe* (bei Werl). Dr. Scholten. — *Manchester.* Heywood. — *Mannheim.* *Hofrath Prof. Graeff. Prof. Rappenegger. — *Marburg.* Prof. Dr. v. Sybel. — *Meurs.* Conrector Seidenstücker. — *Middelburg.* Dr. S. De Wind. — *Münster.* *Prof. Dr. Deycks. — *Münstereifel.* *G.-Director Katzfey. G.-O.-L. Rospatt. — *Naumburg.* Geh.-Reg.-Rath Lepsius. — *Neunkirchen* (bei Saarbrücken) Hüttenbes. Carl Stumm. — *Neuss.* Jos. Holter. Major von Homeyr. *Regimentsarzt und Kreisphysicus Sanitätsrath Dr. Jäger. J. B. Ibels. Josten. Landrath O. B. Loerick. Apotheker Sels. — *Nimwegen.* *Ritter Guyot. — *Osnabrück.* Stadtrichter Dr. Pagenstecher. — *Ottweiler.* Pfarrer Hansen. — *Auf der Quint* (bei Trier) Hüttenbesitzer u. Commercienrath Adolph Kraemer. — *Rastatt.* Prof. Grieshaber. — *Rheindorf.* (Decanat Solingen) Pfarrer Prisac. — *Roermond.* Ch. Guillon. Clement Guillon. — *Rottenburg.* Bisthumsverweser von Jaumann. — *Saarburg.* Dr. Hewer. — *Saarbrücken.* Geh. Bergr. Böcking. *Fabrikbesitzer Ed. Karcher. — *Schönecken* (bei Prüm). *Wellenstein. — *Siegburg.* Lehrer G. Brambach. — *Speier.* Prof. *R. Jäger. — *Stuttgart.* Hofdomainenrath

von Gock. Topograph Paulus. Bibliothekar Prof. Stälin. — *Trarbach.* Rector Dr. Stäffler. *C. Rumpel. — *Trier.* Geh. Reg.-R. Baersch. W. Chassot v. Florencourt. Dr. Hilgers. Pfarrer Martini. Dr. Montigny. Weihbischof Domcapitular Dr. Müller. *Architekt Chr. Schmidt. G.-O.-L. Schneemann. Dr. J. Schneider. Staatsprocurator Schornbaum. Pfarrer Schue. — *Tübingen.* *Prof. Dr. Walz. — *Utrecht.* Dr. A. van Beek. Freiherr Beeldsnyder van Voshol. *Prof. Dr. van Goudoever. Prof. Dr. Karsten. Prof. Dr. Visscher. — *St. Wendel.* *Landrath und Regierungsrath Engelmann. — *Wesel.* Prof. Dr. Fiedler. — *Wiesbaden.* Conrector Dr. Rossel. — *Würzburg.* Prof. Dr. H. Müller. — *Wyk* (bei Duurstede). Baron van Ittersum. — *Xanten.* Notar Houben. — *Zoelmond.* Van der Veur.

Ausserordentliche Mitglieder.

Aachen. Arnold Förster, Lehrer an der höhern Bürgerschule. — *Cöln.* Bauconducteur Felten. — *Dielingen.* Dr. Arendt. — *St. Goar.* Friedensrichter Grebel. — *München.* C. H. Correns.

Gesammtzahl: 12 Ehrenmitglieder, 204 ordentliche, 5 ausserordentliche Mitglieder.

Das Verzeichniss der Geschenke erfolgt im nächsten Hefte.

Schriftzüge aus Utr

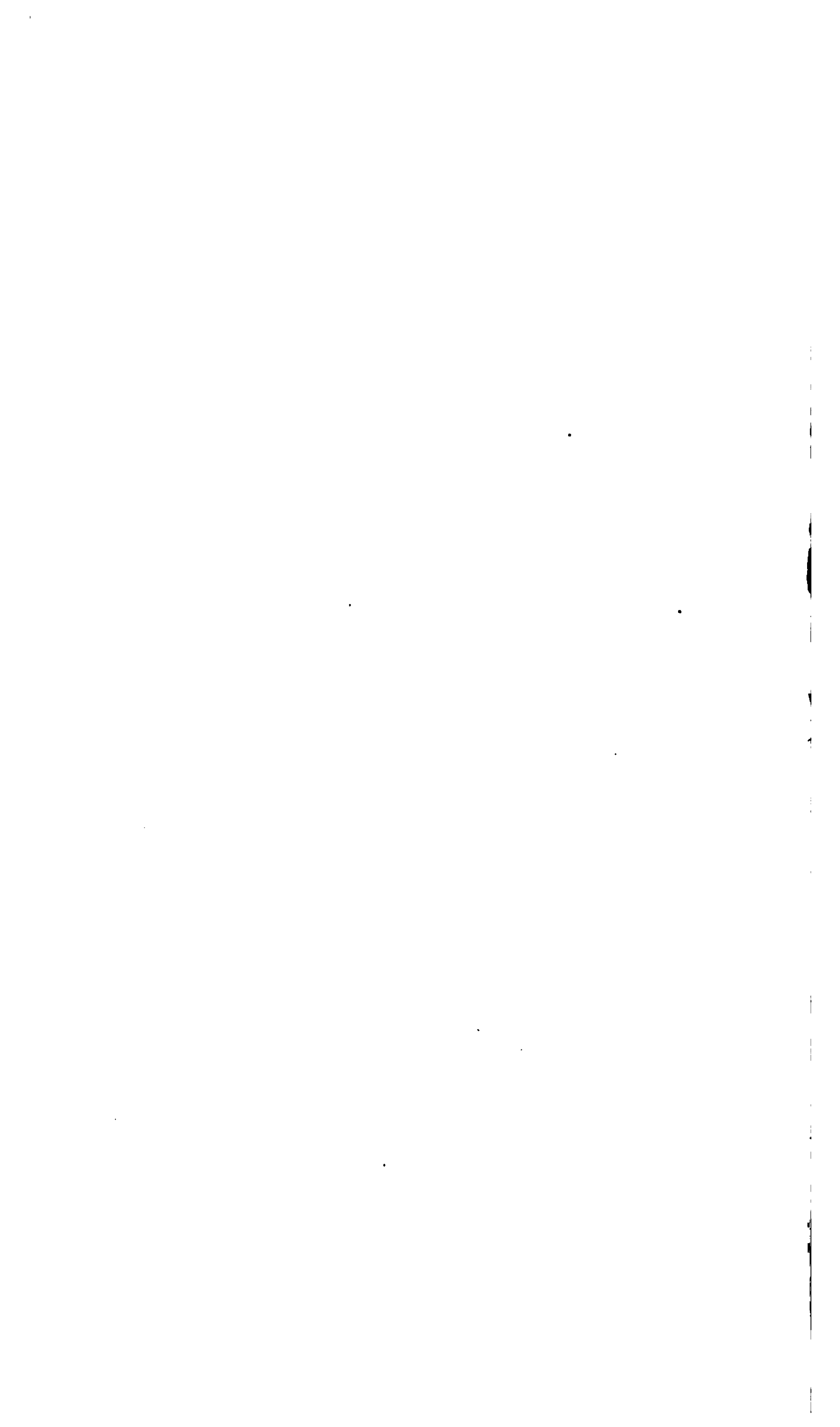


Tab. II.



Etruskische Aschenkiste aus Manheim.

Lith. Inst. d. R. F. W. Univ. v. Henry & Cohen in Bonn.

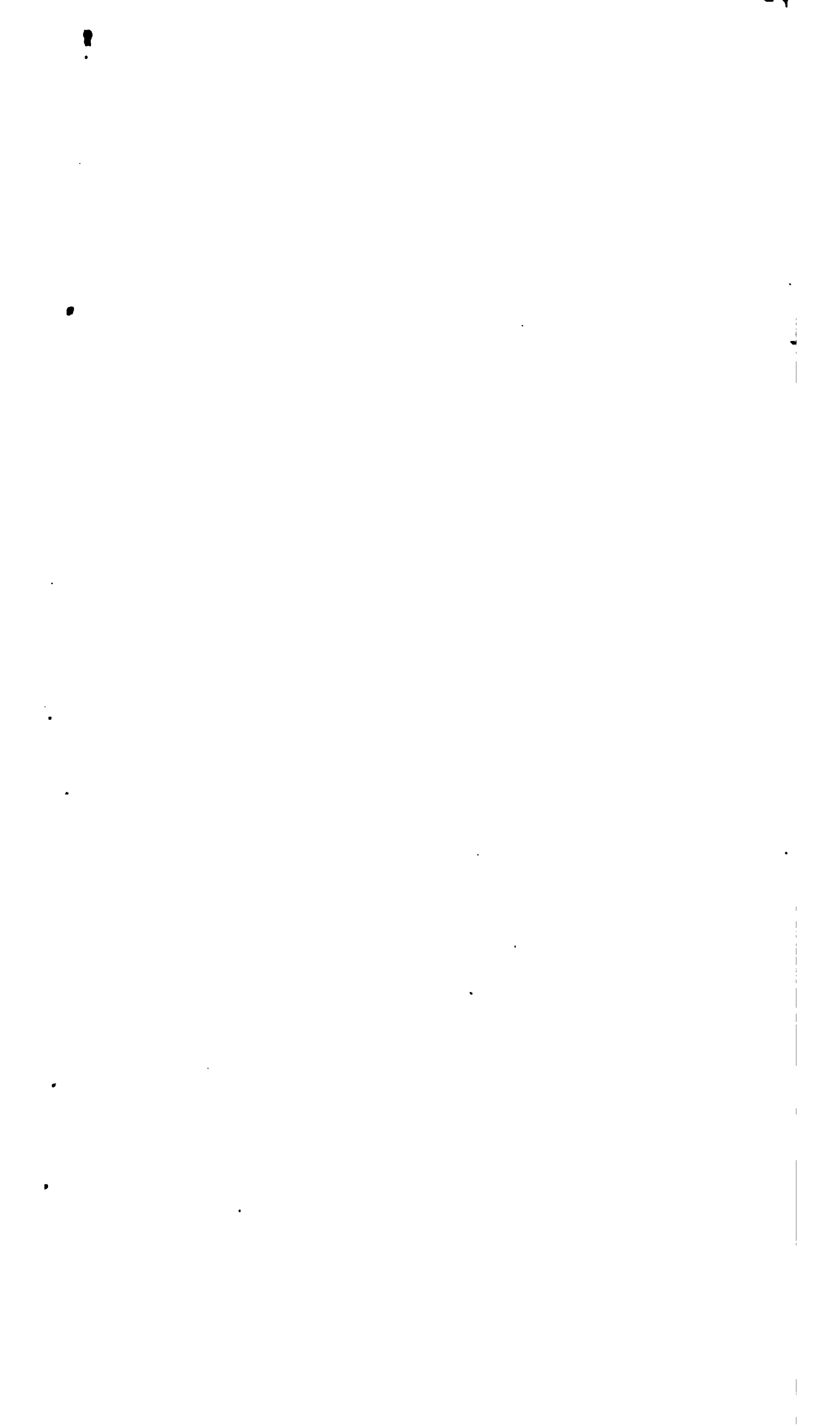


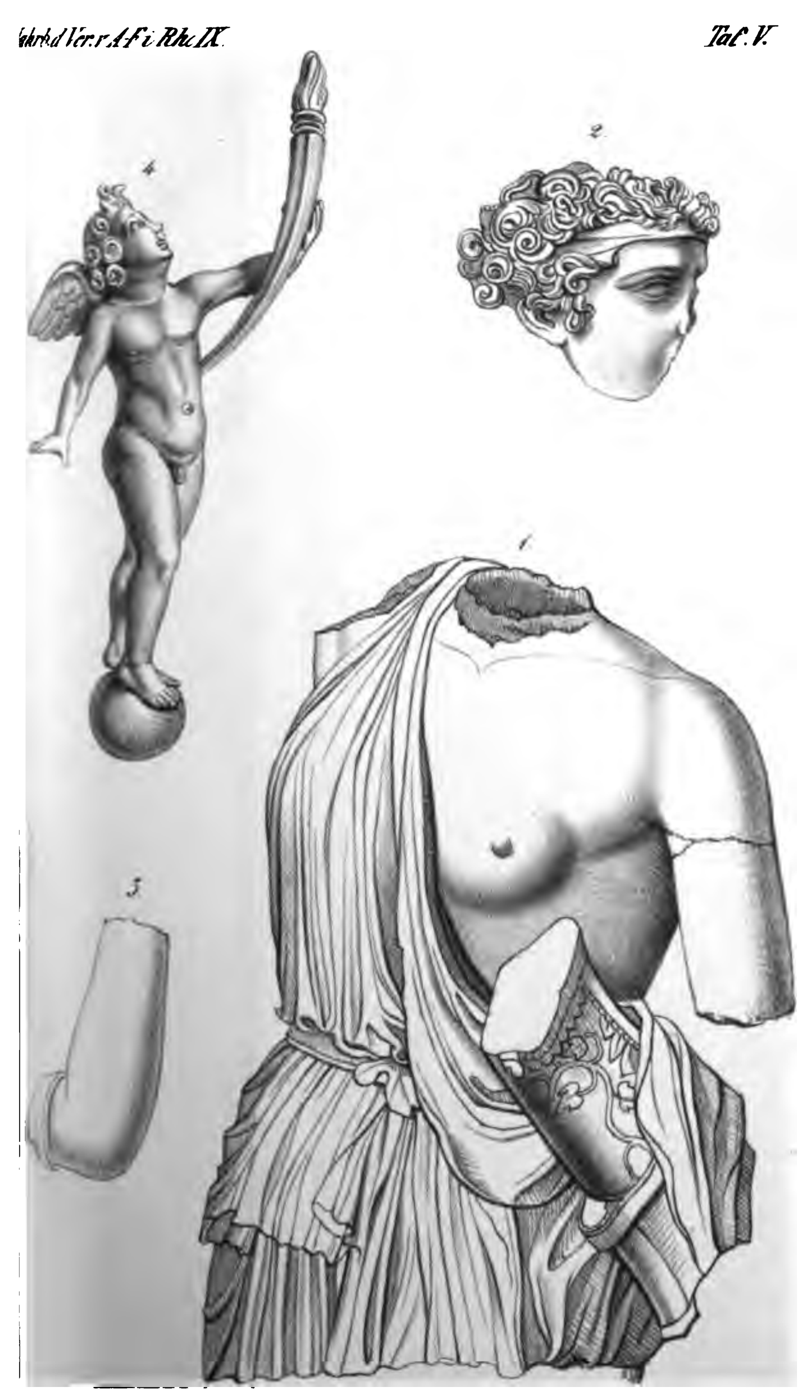
1.

2.

4.

1–3. Juppiter Ammon. 4 Di





1-3. Amazone aus Trier. 4 Amor aus Cöln

Lith. Inst. d. R. F. W. Univ. v. Henry & Cohen in Bonn





Hohe del.
Lith. Inst. d. R. F. W. Univ. v. Henry & Co



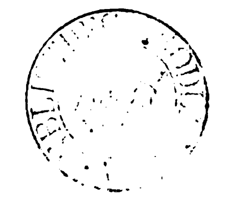
JAHRBÜCHER

des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

RHEINLANDE.



X.

Mit acht lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Kosten des Vereins.
Bonn, bei A. Marcus.
1847.

I. Chorographie und Geschichte.

1. Römisches aus dem Großherzogthum Baden und der angrenzenden Rheinpfalz.

A. Auf dem rechten Rheinufer.

Klein-Kembs. Im badischen Oberlande liegt ein kleines Dorf nahe am Rhein, Klein-Kembs genannt. In der Nähe dieses Dorfes wurde im Laufe dieses Jahres in Folge des Eisenbahnbaues eine grosse Schale (patera) von schwarzer Erde und eben ein solcher Aschenkrug, auch von beträchtlicher Grösse, ausgegraben. Auf der andern Seite des Rheins, diesem Dorfe gerade gegenüber, liegt Gross-Kembs, das auf der Peutingerschen Tafel an der Rheinstrasse von Vindonissa über Augusta Rauracorum nach Argentoratum bezeichnete Cambes der Römer.

Wiesenthal. Auf der Gemarkung dieses Dorfes, in der Richtung gegen Philippsburg hin, wurde vor nicht gar langer Zeit eine wohlerhaltene römische Goldmünze, 9 Fl. 6 X. im Goldwerth haltend, gefunden.

Auf dem Avers steht um das mit dem Lorbeerkranze geschmückte Kaiserhaupt: Nero Caesar Augustus; auf dem Revers ist Jupiter sizzend dargestellt, in der Rechten die Blitze und in der Linken einen Speer haltend, mit der Umschrift Iuppiter Custos. Es ist zu vermuthen, dass diese Umschrift auf die Pisonische Verschwörung hindeute und die Münze ungefähr ums Jahr 818 nach Erb. d. St. Rom vom Kaiser Nero aus Dankbarkeit für die Rettung aus der ihm damals drohenden Gefahr dem Jupiter zu Ehren geprägt worden sei; wie der Kaiser auch den Dolch, der bestimmt war, seinem Leben ein Ende zu machen, diesem schützenden Gott mit der Inschrift: Iovi Vindici, auf dem Capitolium geweiht hat:

Tacit. Annal. XV. 60 und 74. Eckhel, Doctr. num. vet. VI. p. 278.

Wallstadt. Bei diesem Dorfe wurden mehrere Kupfermünzen von verschiedenen Kaisern, ein silberner Marcus Aurelius Antoninus und ein ganz grosses Ossuarium von schwarzer Erde in einem Sandhügel ausgegraben.

Käferthal. In diesem von Wallstadt nicht gar weit entfernten Dorfe wurden bei Ausgrabung eines Brunnens theils noch ganze Gefässe, theils Bruchstücke aus rothem, fein geschlemmtem Thon mit verschiedenen Verzierungen von Laubwerk und Figuren, namentlich mit dem auf solchen Geschirren häufig vorkommenden flüchtigen Hasen, gefunden.

Friedrichsfeld, ehemals Neudorf, eine französische Colonie. Bei diesem Orte, wo die Main-Neckarbahn in die beiden Richtungen nach Mannheim und Heidelberg ausläuft, musste eine im unangebauten Felde liegende Erderhöhung durchschnitten werden. Bei diesem Geschäfte stiessen die Arbeiter auf mehrere in ziemlicher Ordnung nebeneinander liegende Skelette von menschlichen Körpern; bei denen man verschiedene Werkzeuge und Geräthschaften von Eisen fand, die zum Theil germanischen Ursprungs zu sein schienen. Einige römische Aschenkrüge von mittlerer Grösse, aus grauem Thon, ziemlich roh gearbeitet, waren im Kreise aufgestellt, wurden aber beim Ausgraben, wie gewöhnlich, grösstentheils zerschlagen. Hier erscheint Römisches und Germanisches neben einander, wie es bei einer frühern Ausgrabung im Schwetzinger Garten auch schon vorgekommen ist. Man hat früher nicht begreifen können, dass die Strecke zwischen Altaripa (Altrip) bis Lupodunum (Ladenburg) so wenig Ausbeute geliefert, da doch gewiss ehedem eine Strasse zwischen beiden Stationen bestanden hat. Erst in neuerer Zeit hat man in diesen Gegenden Spuren von Niederlassungen gefunden, und gewiss schliesst noch ein und der andere Hügel in diesen Feldern manches Denkmal aus den Zeiten der Römerherrschaft in sich.

Hockenheim. Ungefähr eine Stunde von diesem Dorfe, in der Richtung gegen Speier, die alte Civitas Nemetum, wurden auf einem sehr ausgedehnten Wiesengrunde, früher zum grössten Theil nur Sümpfe und Moräste, verschiedene Nivellierungen vorgenommen, um durch Entwässerung einerseits, und durch Zuleitung von Wasser andererseits, besseres Feld zu gewinnen. Bei diesen Arbeiten fand man in einer Gegend, wo sich bisher noch keine Spur einer alten Strasse gezeigt, verschiedene römische Ueberbleibsel.

Bei Abhebung einer etwas höher gelegenen Stelle, Speier gerade gegenüber, stiessen die Arbeiter auf grosse Steine, die als schon behauene Quader weggefahren und zu verschiedenen Bauten verwendet wurden. Im Verlauf der Zeit kamen noch verschiedene Gegenstände zum Vorschein.

1) Ein römischer Votivstein, aus gelblicht weissem, grobkörnigem Sand, wie er in den Gebirgen auf dem linken Rheinufer häufig vorkommt, mit folgender Inschrift:

V I S V C I O 136.
M E R C V R I.
S E N I L I S
M A S. S. F.
V. S. L. L. M.

Visucio Mercurio, Senilis Massiliensis, Senilis filius, votum solvit lubens libens (od. *lib. laetus*) *merito.*

Dieses ist nun das zweite Monument, auf welchem Mercur mit dem Beinamen Visucius vorkommt, das in unserem Lande gefunden wurde, und wir haben einen Beweis mehr, dass hier eben so wenig, wie bei dem zu Köngen in Würtemberg gefundenen Steine mit demselben Prädicate, an einen Weschnitzgott zu denken sei, wie man beim ersten Funde, der diesen Beinamen nennt, zu glauben versucht war.

Der Gelübdentrichter Senilis, aus Marseille gebürtig, scheint diesen, besonders zu Visontio, dem heutigen Besançon,

verehrten Gott als eingewanderter Colonist aus seiner Heimath mit herüber gebracht zu haben. Diese Ara ist 1 Fuss, 7 Zoll hoch, 7½ Zoll breit und hat eine sehr gefällige Form.

2) Unter diesem Steine fand man zwei noch wohlerhaltene Silbermünzen, eine von Gordian III. und die andere von Kaiser Philippus.

Die erste hat um das mit der ausgezackten Imperatoren-Krone geschmückte Haupt die Umschrift: Imp. Gordianus, Pius, Felix Augustus; auf dem Rev. ist Jupiter mit einer Lanze in der Rechten und den Donnerkeilen in der Linken mit der Umschrift: Iovi Statori. Die andere hat mit auf dieselbe Art geschmücktem Haupte die Umschrift: Imp. M. Iulius Philippus Augustus, und auf dem Revers die aufrecht stehende Göttin der Gerechtigkeit mit der Wage in der Rechten und mit der Umschrift: Aequitas Augusti.

Daraus geht hervor, dass der Stein nicht vor dem Jahre 244 gesetzt worden, weil Philipp in diesem Jahre erst zur Regierung gelangte, welche bis zum Jahre 249 dauerte.

3) Der obere Theil einer Ara von niedlicher Form, mit der gewöhnlich oben zu Libationen angebrachten Vertiefung. An der obern Ausladung sind unter einem Dreiecke noch Reste von Buchstaben sichtbar, die den Namen der Gottheit ausdrückten, welcher die Ara geweiht war. Von der darunter stehenden Inschrift ist noch deutlich zu lesen:

137. . . . .

D O M I T A
F A C V N D
I N . . . . .
. . . .

Das Uebrige ist abgeschlagen. Wahrscheinlich: *Mercurio, Domitianus Facundinius* oder *Facundinus* . . . .

Der Stein ist ohne die Ausladung 1 Fuss breit; weissgelber Sandstein, wie der obige. Jetzt im Antiquarium zu Mannheim.

4) Eine Votivtafel von Bronze mit der Inschrift:

138. D E A E
S I R O N A E

CL. MARIANVS.
V. S. L. L. M.

Deae Sironae Claudius Marianus votum solvit lubens libens merito.

Wie diese Metallplatte hierher kam, ist unbegreiflich, indem nichts dabei gefunden wurde, woraus man auf ihre frühere Bestimmung hätte schliessen können. Dieses ist die erste Inschrift, welche in unserem Lande von der ursprünglich celtischen Göttin Sirona Kunde gibt. Früher wurde eine Inschrift mit diesem Namen bei Nierstein und eine andere zu Gross-Botwar in Würtemberg gefunden. Nach dieser Inschrift kommt diese Göttin auch in Gesellschaft des Apollo vor und scheint mit der römischen Diana als Beschützerin der Bäder ziemlich assimiliert gewesen zu sein.

5) Ein sehr schöner, aus Sandstein gebildeter Löwe, auf den Hinterfüssen stehend, den Kopf nach den ausgestreckten Vorderfüssen abwärts gesenkt; wie wenn er auf eine erwartete Beute lauernd zum Sprunge bereit wäre.

6) Ein sehr schönes Bronzefigürchen, den geflügelten Amor mit ausgestreckten Armen vorstellend. Die linke Hand ist geschlossen, und eine kleine Oeffnung zwischen dem Daumen und Zeigefinger lässt vermuthen, dass er etwas in der Hand gehalten. Während ähnliche Figuren überall mit kurz gelocktem Haupte abgebildet sind, so fallen bei diesem schönen Knaben die Haare von einem Knoten auf dem Scheitel in langen gewundenen Locken bis über die Schultern herab. Die Figur hat viel Aehnlichkeit mit der in diesen Jahrbüchern Heft IX. S. 155. beschriebenen und Tafel V. 4. abgebildeten Cölner Bronze.

Die Gegenstände Nro. 4. 5. und 6. sind im Besitz Sr. H. des H. Markgrafen Wilhelm von Baden.

7.) Eine Menge Eisengeräth. Darunter Beschläge von Wagen oder Pflügen, Pferdegebisse, Lanzenspitzen und grosse Nägel, wie sie oft vorkommen; ein spitziges Instru-

ment, in einen grossen Haken gekrümmt, welches sichtbar früher an einem Schaft befestigt war.

8) Münzen von Erz, die aber grösstentheils so zerstört sind, dass wenig mehr daran zu erkennen ist. Die noch gut erhaltenen sind meistens in die Hände der Juden gerathen. Sämmtliche Gegenstände lagen keine zwei Fuss tief unter der Erde.

Ladenburg. Das alte Lupodunum liefert immer noch reichliche Ausbeute an Ueberresten aus den Zeiten der Römerherrschaft in unserer Gegend. So wurde im vorigen Jahre der Stadt gegenüber, auf dem linken Neckarufer, 13 Fuss tief unter einer Kiesbank, die in Folge des Brückenbaues abgehoben wurde, ein 5½ Fuss hoher und 1¾ Fuss breiter Grabstein, aus weissgrauem Sande, ausgegraben, mit dieser Inschrift:

139. D. M.
PARIDIVII
EVTYCHAS
DISP. BENE
MERENTI
F. C.

Diis Manibus, Paridi Septimo Eutychas Dispensatori bene merenti, faciendum curavit. So hat H. Hofrath *Zell* die Inschrift gelesen, in der er aus der Zahl VII. einen Zunamen machte. *Creuzer* suchte darin die Zahl einer Legion oder Cohorte, wovon aber keine Spur zu finden ist. Er hat nachgewiesen, dass diese Namen zu Athen und Sparta bekannt waren und auf griechischen Inschriften vorkommen, und er glaubt, dass von diesen zwei griechischen Sklaven oder Freigelassenen Paris als Rechnungsführer oder Kassier bei einer Cohorte oder sonst einer Abtheilung angestellt gewesen sei, weil dergleichen Freigelassene oft in den Provinzen zu solchen Geschäften verwendet wurden. Ich habe die Inschrift in der Beilage zum Herbstprogramm des Mannheimer

Lyceums von 1846 unter Nro. 55 mitgetheilt, ohne jedoch die richtige Lesart gefunden zu haben. Im Frühlinge dieses Jahres stiess man beim Pflügen eines Ackers, ganz nahe hinter dem Wirthshause zum „Lustgarten“ auf unterirdisches Gemäuer, welches der Eigenthümer des Ackers ausbrechen liess. Bei dieser Arbeit kamen 64 Stück römische Silbermünzen zum Vorschein, welche unter einem Steine beisammen lagen, wie wenn sie ehemals gerollt gewesen wären. Sie reichen von den Antoninen bis auf Trajanus Decius. Darunter sind 6 von Antoninus Pius; 1 Marcus Aurelius; 6 Septimius Severus; 4 Caracalla; 2 Plautilla; 1 Elogabalus; 1 Julia Soaemias; 3 Julia Maesa; 15 Alexander Severus; 5 Julia Mammaea; 10[1] Gordian III; 8 Philipp I; 1 Trajanus Decius. Die übrigen sind so zerstört, dass sie mit Sicherheit nicht mehr bestimmt werden konnten. S. K. H. der Grossherzog von Baden hat sie sämmtlich angekauft.

Später wurden, in Folge der Erdförderung zum Eisenbahnbau, bei Abgrabung eines Hügels verschiedene Anticaglien gefunden, worunter 1) eine Urne aus schwarzem Thon 7″ 4‴ hoch; im obern Durchmesser 7″ 2‴, mittlerer Durchmesser 1 Fuss, der untere 3″.

2) Zwei Urnen aus grauem Thon 5″ hoch; oberer Durchmesser 7″ 6‴, mittlerer 8″ 8‴, unterer 3″.

3) Eine Urne aus demselben Thon 8″ 6‴ hoch; oberer Durchm. 5″, mittlerer 8″, unterer 3″ 6‴.

4) Zwei Schüsseln oder Schalen, eine grosse und eine kleine aus schwarzer Erde.

Diese noch ganz erhaltenen Gefässe waren mit Knochen, Branderde und verschiedenem Eisenwerk angefüllt; namentlich mit Lanzenspitzen, von denen viele gebogen waren, damit sie in die Gefässe eingelegt werden konnten.

5) Eine Masse von zerbrochenen Gefässen aller Art, worunter mehrere Bruchstücke von der ganz grossen Amphora waren.

6) Küchengeschirr; darunter eine ziemlich gut erhaltene Seihe aus Messing, Messer von verschiedener Grösse und Form, mitunter sehr zierlich gearbeitet.

7) Mehrere Scheeren, vollkommen geformt wie die heut zu Tage noch gebräuchlichen Schafscheeren. Diese lagen meistens bei den gebogenen Lanzen in den Ossuarien.

8) Acht Stück ganz gut erhaltene Agraffen (Fibulae) von verschiedener Form und Grösse; einige sind sehr schön verziert.

9) Verschiedenes Eisen, Beschläge, Buckeln und andere Zierrathen.

Nicht weit von der Mauer, wo die oben verzeichneten Münzen gefunden wurden, näher gegen das Neckarufer, wurde ein ehemaliges Lagerhaus zu einer Wohnung umgeändert. Bei Ausgrabung des Kellers stiessen die Arbeiter auf eine 6 bis 7 Fuss breite Mauer, die quer durch das Gebäude, in der Richtung nach der Stadt hin zieht. Die Arbeiter konnten mit aller Mühe und mit allen möglichen Instrumenten die beabsichtigte Ausgrabung kaum durchführen. Die mir vorgezeigten Bruchstücke dieser Mauer waren offenbar von dem bekanntlich sehr festen, häufig mit zerstossenen Ziegelsteinen vermischten römischen Cement. Aus der Richtung dieser gewaltigen Mauer, die auf eine Verbindung mit jener in der Nähe des ehemaligen bischöflichen Palastes vorbeiziehenden hindeutet, darf man wohl mit Grund vermuthen, dass noch sehr bedeutende Substructionen in der Umgebung von Ladenburg verborgen liegen.

Stadt Baden. Beim Abbruche des alten Ueberbaues über der warmen Quelle kamen Reste von einem ausgedehnten römischen Paviment zum Vorschein, und beim Einlegen der Röhren zur Gasbeleuchtung fand man in der Erbprinzenstrasse das Fragment einer römischen Steinschrift, deren Buchstaben eine bedeutende Grösse haben. Allein viel

wichtiger als dieses ist die Entdeckung einer Substruction in der Nähe des Frauenklosters, wo man erst kürzlich noch wohl erhaltene Reste eines weitläufigen römischen Gebäudes mit mehreren Gemächern, in denen der Mauerbestich geschliffen und bemalt erscheint, gefunden hat. Die Einrichtung der Wärmeleitung weicht von der in gewöhnlichen Wohnungen bedeutend ab und ist in ihrer Art wirklich merkwürdig. Carlsruher Zeitung Nro. 325.

M ö r s c h b e i I t t l i n g e n. Bei Anlegung eines neuen Friedhofes fand man in einer Tiefe von mehreren Fuss Spuren alten Mauerwerks nebst vielen Bruchstücken von Töpfergeschirr aus rother Erde; ferner einen grossen, aus fremdartiger Sandsteinart gefertigten Tisch von 4′ Höhe; die zwei Zoll dicke runde Platte hält 3′ 2″ im Durchmesser. Der Fuss in Säulenform ist sehr schön gearbeitet. Die Bruchstücke konnten leicht wieder zusammen gesetzt werden. Schriften des Alterth. Vereins für das Grossherzogth. Baden. Jahrg. II. S. 208.

B. Auf dem linken Rheinufer.

Nicht sehr weit unterhalb A l t r i p, einer ehemals nicht unbedeutenden römischen Niederlassung, wie frühere Ausgrabungen nachwiesen, und wie die im vorigen Jahre bei dem ungewöhnlich niedern Wasserstande des Rheins sichtbar gewordenen Ruinen zeigten, ergiesst sich ein kleines Flüsschen, Rehbach genannt, in den Rhein. Unweit der Mündung dieses Bachs, der die Gemarkung des Dorfes Rheingönheim durchfliesst, ändert derselbe seinen östlichen Lauf und wendet sich dem Rheine entlang nach Norden. Der durch diese Wendung gebildete Winkel ist im Verhältniss zum übrigen Felde ziemlich höher und als Ackerfeld benutzt. Umher liegende Scherben erregten meine Aufmerksamkeit, und beim Durchwandern dieser Grundstücke fand ich eine solche Masse von zerbrochenen Gefässen aus rother und schwarzer Erde, wie sie mir noch selten

vorgekommen. Reste von grossen Amphoren, Aschenkrügen und Leistenziegeln liegen in weitem Umfange umher; eben so auch von kleinen, niedlichen Gefässen für den Hausgebrauch aus geschlemmter rother Erde mit feiner Glasur und Spuren der schönsten Verzierungen. Noch grösser ist die Anzahl dieser rothen Scherben im Flussbette selbst; der Grund des Baches ist an einer Stelle in der Nähe der Brücke ganz damit bedeckt. Von Fischern wurden schon ganze Gefässe verschiedener Art aufgefunden, darunter ein schön verzierter Krug von grauer Erde, rothe Schalen und schöne Bruchstücke von Gläsern, u. d. gl. Das Bemerkenswertheste unter diesen Anticaglien ist wohl eine sehr geschmackvoll gearbeitete Agraffe (Fibula) nebst einem Kettchen mit einem emaillierten Plättchen.

Von Altrip führt ein Weg durch den Wald über eine Brücke des Baches, welche im Munde des Volkes immer noch die Krahnenbrücke heisst. Unmittelbar an dieser Brücke erhebt sich der Weg nach den Feldern, die in dem oben genannten Winkel liegen. Links und rechts dieses Weges, unfern der Brücke, wo sich die unzähligen Gefässtrümmer finden, war offenbar ehedem eine nicht unbedeutende römische Niederlassung, denn ich konnte die Substructionen eines grossen länglichten Vierecks ganz genau verfolgen, und an einer Stelle liegen sogar die Fundamentmauern noch zu Tage, an denen der römische Cement nicht zu verkennen ist. Von Ortsbewohnern habe ich erfahren, dass man auf dieser Stelle früher häufig Steine zum Bauen ausgegraben habe, und dass man bei dieser Gelegenheit auf den innern Seiten der Mauern auf eine Masse von Branderde, Kohlen, Knochen, Geschirrtrümmer aller Art gestossen sei. Ebenso hat man auch Spuren einer ehemaligen Römerstrasse gefunden, welche theilweise in der Richtung des jetzigen Weges hinzog. Etwas weiter gegen Süd-West, ebenfalls im angebauten Felde, kommen ganz ähnliche Erscheinungen

vor, wie hier; so dass man annehmen kann, dass diese beiden Niederlassungen mit der Statio militum Martensium zu Altaripa (Altrip) mit der sie einen spitzen Winkel bilden, wenn auch nicht zu einem militärischen Zwecke, doch wenigstens als bürgerliche Niederlassung in Verbindung gestanden haben. Die in so grosser Anzahl vorkommenden Ueberreste von zerbrochenen Gefässen auf den Feldern und in der Tiefe des Baches könnten auf die Vermuthung führen, dass hier wie bei Riegel und Selz (Saletio), wo ebenfalls ein Praefectus (militum Pacensium) stationiert war, der, wie jener zu Altaripa, unter dem Dux von Moguntiacum stand, ehemals eine Geschirrfabrik gestanden, welche von den Alemannen zerstört worden ist.

In einem Torfstiche bei Oggersheim, in den sogenannten Bruchwiesen, wurden viele Gefässe, theils in Bruchstücken, theils noch gut erhalten, ausgegraben. Darunter sind mehrere von schwarz gefärbtem Thon, andere von gelblichtem. Unter mancherlei andern Geräthschaften von Eisen und Erz ist ein gut erhaltener Löffel aus einer eigenthümlichen Metallmischung bemerkenswerth. Genauere Untersuchungen, die in Aussicht gestellt sind, werden gewiss noch manches Interessante zu Tage fördern.

Mannheim, im December 1846.

Rappenegger.

2. Die Umgegend von Ottweiler.

Das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Ottweiler und ihrer Enclaven, nämlich der Freiherrlich von Kerpenschen Herrschaft Illingen und der churtrierschen Dörfer Hüttig und Rapweiler, gehörte in älterer Zeit den Mediomatrikern und bildete an einigen Stellen sogar die Grenzlinie gegen die Treverer[1]) und die Vangionen[2]). Späterhin aber war es ein Theil des Bliesgaues im Westreich, der bei der Theilung des grossen fränkischen Reiches (843) Lothar I. und bei der Theilung Lotharingens (870) Ludwig dem Deutschen zufiel und somit an das deutsche Reich kam. Kaiser Otto III. schenkte dasselbe mit der Burg Saarbrück (998)[3]) der Metzer Kirche, von welcher die Grafen von Saarbrücken damit belehnt wurden. Jetzt aber liegt das erwähnte Gebiet grösstentheils im Kreise Ottweiler, dann aber in den Kreisen Saarbrücken und St. Wendel und in dem pfalzbayerischen Land-Commissariate Homburg. Es ist beiläufig von der Grenze des Dorfes Oberlinzweiler bis zu der des Dorfes Friedrichsthal einschliesslich fünf Stunden lang und beinahe eben so breit und wird seiner Länge nach von der Blies (Blesa) durchströmt. Seines geringen Flächeninhaltes ungeachtet hat es auffallend viele Ueberbleibsel und Spuren des Alterthums aufzuweisen.

---

1) An der Grenze des ehemaligen lotharingischen, späterhin zweibrückischen Oberamtes Schauenburg (Tholey).

2) Bei Breitenbach an der Grenze des ehemaligen zweibrückischen Oberamtes Lichtenberg.

3) Nach Andern bereits unter Otto I. im Jahre 951.

A. Ueberreste alter Straßen.

Die alten Strassen befinden sich nicht mehr in einem so guten Zustande, wie theilweise wenigstens die Reste auf dem linken Moselufer. Ein eigentlicher Damm ist in hiesiger Gegend nirgends zu sehen, sondern stellenweise nur noch die Unterlage oder ein Pflaster. Es lässt sich daher auch nicht mehr bestimmen, ob sie, obgleich meistens Militär-Strassen, überhaupt einen höhern Ausbau hatten oder nicht. Durch diese mehr oder weniger vollständige Ausführung oder Zerstörung der alten Strassen ist es auch an vielen Stellen unmöglich gemacht, den bestimmten Zug derselben anzugeben.

1) Die Rennstrasse. Die Herrn *Schmidt* und *Steininger* haben auf ihren Karten eine römische Strasse bezeichnet, welche von Trier über Pellingen, Zerf, Weiskirchen, Wadern, Deusderhof, in doppelter Richtung, theils über Hasborn nach dem Castell auf dem Schauenberge bei Tholey, theils über Tholey nach der Niederlassung im Varuswalde fortläuft. Die Rennstrasse kommt aus dem Varuswalde und zieht zwischen Alsweiler und Winterbach auf der Höhe weiter. Hinter dem sogenannten Weinandsköpfchen betritt sie die Grafschaft Ottweiler und bildet die Banngrenze zwischen den ottweilerschen Dörfern Urexweiler und Remmesweiler, weiter fort zum Theile zwischen Urexweiler und Mainzweiler, und dann zwischen Mainzweiler und Hirzweiler und Welschbach. Auf der Vogelshecke scheint sie die Banngrenzen von Ottweiler, Mainzweiler und Welschbach zu berühren. Sie zieht sich rechts in den Steunweiler Wald, auf dessen Höhe, zu beiden Seiten der nach Welschbach führenden neuen Strasse, umfassende römische Gebäude vorkommen. Dort zeigt der Boden schwache Quellen, in der Nähe aber stärkere. Diese Gebäude lagen in einer nordöstlichen Neigung der Höhe, und der verstorbene Obristlieutenant *Schmidt* hat dort den Standort eines römischen Etablissements (mutatio,

Postwechsel) angemerkt. Die Baustätte ist sehr aufgewühlt. Es wurden immer viele Bausteine ausgegraben, und ein alter Mann erzählte mir, dass zu seiner Zeit bei einer solchen Veranlassung Steine zum Vorscheine gekommen, auf denen nach der Aussage eines Nassau-Saarbrückischen Försters, der jene Steine gesehen, die Namen der Planeten, z. B. Jupiter, Mars u. s. w. eingehauen gewesen. Hienach dürfte man wohl annehmen können, dass damals eine römische, dem Jupiter oder dem Mars gewidmete Inschrift entdeckt worden. Es wurde mir auch wiederholt gesagt, dass Leute von Stennweiler noch vor vierzig Jahren daselbst ein steinernes Bild gefunden, aber auch gleich wieder zerschlagen hätten. Aus jener Gegend erhielt ich eine etwas angefressene Münze in Grosserz von Hadrianus. Nach Hrn. *Schmidt* theilte sich die Strasse bei jenem Etablissement in zwei Arme, wovon der eine durch Stennweiler, über die Höhe zwischen Wemmetsweiler und dem Hofe Leopoldsthal auf der Wasserscheide, über den Bingert, an der Eckershöhe vorbei nach dem Bildstocke fortlief. Von dem Bildstocke an führt diese Strasse den Namen Grielingstrasse und setzt bei Gersweiler unterhalb Saarbrücken über die Saar. Von dort zieht sie über Herappel bei Forbach, über St. Avold nach Metz. Der andere Arm lief links in der Richtung von Schiffweiler, Landsweiler, oberhalb Neunkirchen durch den Wald, in der Richtung vom Schwarzenacker oder Kloster Wernesweiler an der Blies.

2) Ottweilerstrasse. Die Stadt Ottweiler wird von einer römischen Strasse, wenn auch nicht durchschnitten, doch wenigstens berührt. Aus der Gegend von Cusel kommt eine Strasse, welche über Konken (lat. Concha) Niederkirchen, Wersweiler im Osterthale fortläuft. Bei Wersweiler, wo sich an ihrer Seite Spuren eines nicht unbedeutenden Gebäudes zeigen, steigt sie den Berg hinan und führt dann über die Weisweilerhöhe auf der Was-

serscheide fort nach dem Himmelwalde, theilweise die Banngrenze zwischen Fürth und Niederlinzweiler bildend. In dem Himmelwalde führt sie über den Bann von Niederlinzweiler, und die neue Strasse, welche in den Jahren 1845 und 46 gebaut wurde, ist auf ihrem soliden Bette angelegt. An der rechten Seite liegen drei und an der linken ein Grabhügel. Einer dieser Hügel ist bedeutend angegraben, ob auch wirklich geöffnet, ist mir nicht bekannt. Ein anderer ist beinahe ganz geschleift, und der dritte wurde im vorigen Jahre geöffnet. Man fand darin ein verrostetes Schwert, und, wie mir wenigstens versichert wurde, einen Stein, auf dem ein sogenanntes Neunmühlspiel eingezeichnet war. Der Hügel zur linken Seite der Strasse ist oben etwas eingefallen, auch ringsum angegraben, aber nicht geöffnet. Vor dem Walde erreicht diese Strasse die Banne des Hofes Wetschhausen und der Stadt Ottweiler. Der neue Weg bezeichnet die Richtung. Ob sie indessen von der Ziegelhütte an über Neumünster oder durch die Stadt Ottweiler geführt, kann ich zwar nicht bestimmen, glaube aber Letzteres. Von Ottweiler lief sie am protestantischen Schulhause und an Leidorfsweiher vorbei in den Reiherswald, in welchem ihre Unterlage noch sichtbar ist. Auch auf der Höhe ist diese Unterlage stellenweise noch zu sehen. Nach meiner Ansicht führt diese Strasse auf der Höhe nach dem Kohlwalde hin. In diesem Walde scheint sie rechts abzubiegen und, Sinnerthal gegenüber, an der Seite eines alten Weihers in den Weg auszulaufen, der, über den Weiherdamm kommend, nach Neunkirchen zieht. Wahrscheinlich führte sie durch Neunkirchen über den Forbacherhof nach Limbach, welches schon im Mittelalter, um es von dem Dorfe gleichen Namens bei Tholey zu unterscheiden, stets »Limbach an der Strasse« [1]) genannt wurde. Wenn meine Ansicht

1) Eine von Herappel führende Strasse setzte bei St. Arnual, oberhalb Saarbrücken, über die Saar und zog dann an Rentrisch und

die richtige sein sollte, so liegt es am Tage, dass eine der von Hrn. *Schmidt* aufgenommenen Strassenlinien zu streichen sein dürfte; denn drei Parallellinien in der Breite einer gewöhnlichen Landstunde — von der Höhe des Kohlwaldes bis auf die Höhe von Wemmetsweiler — sind nicht wohl anzunehmen.

3) Im Jahre 1839 entdeckte man bei Ensdorf an der Saar,[1] 5 bis 6 Fuss unter der jetzigen Oberfläche, eine gepflasterte Strasse, welche, ihrer Richtung nach, der Lisdorfer Pfarrkirche gegenüber, über die Saar gesetzt zu haben schien. Ebenso deutete die Richtung der entdeckten Strassenstrecke darauf hin, dass letztere unterhalb Ensdorf nach dem Sandberge geführt habe. Die vielen Gräber, welche auf dem Sandberge zwischen Ensdorf und Fraulautern entdeckt worden, scheinen in der Nähe dieser Strasse und zwar an der linken Seite derselben gelegen zu haben. Von dem Sandberge zog sich diese Strasse sonder Zweifel hinauf in den Wald, nordwestlich von Hölzweiler, wo manche Spuren des Alterthums vorkommen[2]. Man fand daselbst zu beiden Seiten des Baches Substructionen alter Gebäude. Die alte Strasse dagegen zieht durch die sogenannte Quartreserve des oben erwähnten Waldes, wo sie quer über das Ackergebäude geht. Oberhalb Sprengen zieht sie unter dem Namen Teufels-Pavey durch den Wald. Bei näherer Untersuchung fanden der nunmehrige Wegebaumeister Hr. *Simonis*, (jetzt zu Prüm) und ich im Frühjahre 1836 oder 37, dass die grössern Steine bei den vor-

und St. Ingbert vorbei über Kirkel nach dem Wersweiler Kloster. Hr. *Schmidt* bemerkt, dass die weitere Richtung dieser Strasse noch nicht habe ausgemittelt werden können.

1) Es ist zu vermuthen, dass dieses nicht der einzige Uebergang über die Saar zwischen Gersweiler und Mesbach gewesen sei.

2) Die in einiger Entfernung von Hölzweiler an einer starken Quelle stehende Drei-Marien-Kapelle scheint sogar daran zu erinnern, dass dort in der Vorzeit Tres matres verehrt worden.

kommenden kleinen Verbrückungen und Wasserdurchlässen durch sogenannte hölzerne Schwalbenschwänze verbunden gewesen. Eine damals erst kürzlich bei einer Reparatur zerstörte Arbeit dieser Art lieferte uns dafür die bestimmtesten Beweise. Diese Strasse zieht bei Herchenbach ins Cöllerthal. Dieselbe führte wahrscheinlich nach Heusweiler, wo unverkennbare Spuren des römischen Alterthums vorkommen, wovon *Andrae* schon in seiner noch handschriftlichen Genealogia Sarapontana (tom. IV.)[1]) Erwähnung thut. Von dort mag sie über Mangelhausen in der Richtung nach Illingen weiter geführt haben. Wenigstens ist auf der Höhe die Unterlage derselben im Walde noch deutlich zu erkennen. Im Illinger Thale verliert sich zwar jede Spur derselben; allein wenn nicht Alles täuscht, so kommt sie auf der Höhe hinter Huttigweiler wieder zum Vorschein und läuft dann rechts der neuen Strasse entlang bis in die Nähe der Welschbacher Banngrenze. Dort scheint sie aber auf die linke Seite jener Strasse zu treten und in der Richtung von Stennweiler weiter zu laufen. Hinter Stennweiler erscheint sie wieder auf der rechten Seite der jetzigen Kreis-Strasse, läuft links an der Stennweilerhöhe (Kippe) vorbei, durchschneidet dann die aus dem Stennweilerwalde hervortretende Rennstrasse und bildet in der Nähe des Kowäldchens unter dem Namen »alte Strasse« die Banngrenze zwischen Ottweiler und Schiffweiler. Wenn ein Arm der alten Strasse aus dem Stennweilerwalde über Schiffweiler gezogen, so muss dieser etwas hinter der jetzigen Ziegelhütte durchschnitten worden sein. Vom Kowäldchen läuft sie in der Richtung des alten Birnbaums zwischen Ottweiler, Schiffweiler und Wiebelskirchen weiter. Wenn sie sich hier nicht wieder

1) In der Stadt-Bibliothek zu Trier aufbewahrt.

in zwei Arme theilte, wovon der eine rechts nach dem Kohlwalde und der andere links nach Ottweiler lief, so darf unterstellt werden, dass sie, auf der Höhe auch die vom Kohlwalde nach Ottweiler führende Strasse durchschneidend, sich hinab nach Wiebelskirchen gewandt und von dort, nachdem sie die Blies überschritten, an der Südseite des Gebirges an einem alten Eisenwerke vorbei sich hinauf nach der Gegend von Hangard gezogen habe. Wenigstens ist vor mehreren Jahren unterhalb Hangard bei der sogenannten Kirchenwiese, 3 bis 4 Fuss unter der jetzigen Oberfläche des Osterthales, eine gepflasterte Strassenstrecke entdeckt worden, welche über die Oster setzte und nach der Höhe fortlief, wo sie, der Sage nach, mit einem alten Hofe und einer alten Kirche auf dem Bischlotterberge in Verbindung gestanden haben soll. Es ist aber wahrscheinlich, dass sie sich an irgend eine Strasse auf der Höhe angeschlossen habe. — Hier muss ich jedoch bemerken, dass die Strassen auf der Höhe, mit Ausnahme einer einzigen, wovon noch die Rede sein wird, keine Merkmale mehr darbieten, die auf einen römischen Ursprung derselben schliessen lassen. —

4) Die Hüttesdorf-Bupperieher Strasse. Auch Hr. *Steininger* erwähnt eine alte Strasse, die sich von Trier durch die Gegend von Losheim nach der Prims [1]) gezogen, welche sie bei Bupperich überschritten habe. Diese Strasse tritt zwischen Hüttersdorf und Bupperich in das Primsthal, nachdem sie sich auf der Höhe in zwei Arme abgezweigt, wovon der eine nach Losheim, der andere aber nach Bek-

1) In alten Urkunden Praemantia genannt, z. B. in einer Urkunde Karls des Gr. v. J. 802. Darin erscheint auch eine Via publica von Bischofsvelt bis Merzig (Marciacum), und in einer Urkunde des Königs Zwentibold v. 28. Jan. 895. eine Via publica, welche von Losheim (Losma) bis Trier geht (in Urbem Trevirorum). Hontheim Hist. Tr. Dipl. tom. I. pag. 153. et pag. 232. —

kingen oder Pachtem hinzuziehen scheint. Sie überschreitet die Prims und läuft in der Richtung von Sehbach [1]) weiter, wo sie vor einigen Jahren im Walde wieder aufgefunden worden. Von Sehbach zog sie durch die Gegend von Bubach und wird, nachdem sie den Dirminger Bach überschritten, auf der Höhe zwischen Dirmingen, Berschweiler und Urexweiler wieder sichtbar. Im Urexweiler Walde, in der Nähe des Weges nach Marpingen, ist sie von einigen, nun geöffneten Grabhügeln begleitet. In dem erwähnten Walde verlässt sie ihre nordöstliche Richtung, wendet sich östlich über das Feld und vereinigt sich dann in der Nähe des bereits genannten Weinandsköpfchens mit der Rennstrasse, wovon ich schon oben gehandelt habe. In der Nähe des Vereinigungspunktes befanden sich früher an der östlichen Seite der Rennstrasse, sowohl auf dem Marpinger, als auch auf dem Memmesweiler Banne mehrere Grabhügel, die aber alle geöffnet sind.

5) Die obengenannte Rennstrasse scheint sich in der Gegend von W i n t e r b a c h abzuzweigen, wenigstens führt eine in der Richtung des Varuswaldes kommende alte Strasse an der Ostseite des zur Gemeinde Winterbach gehörigen Allenwalds, meist von Feldern und Wiesen bedeckt, in südöstlicher Richtung, [2]) durch das Wurzelbacherthal, wo man sie vor einigen Jahren wieder auffand. In der Nähe des Wurzelbachs wurden noch im vorigen Jahre mehrere Gräber aufgedeckt. Unterhalb Oberlinzweiler zieht diese Strasse über die Blies, und von dort in der Richtung der Wersweilerhöhe durch das Thal und den Wald. Auf dieser Höhe durchschneidet sie die Ottweiler-Wersweilerstrasse und zieht sich dann hinab nach Fürth im Osterthale. Bei

---

1) Bei Gresaubach soll auch eine alte Strasse sichtbar sein.

2) Erster Bericht des Vereins für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen Ottweiler und St. Wendel.

Fürth setzt sie über die Oster, bei Remmesfürth über den Schönbach und zieht dann nach dem Hegelberge (Höchenberge), dessen höchste Spitze sie schräg in südlicher Richtung oberhalb Höchen überschreitet, wo sich manche Spuren des Alterthums im Felde vorfinden, und wo sogar eine Ara Lunae gestanden haben soll [1]). Von dort scheint diese Strasse in der Richtung des Wersweilerklosters über Oberbeybach oder Klein-Ottweiler weiter geführt zu haben.

Aus dem Wenigen, was ich hier über die alten Strassen, welche unsere Gegend durchkreuzen, mittheilen konnte, ersieht man, dass dieselbe bezüglich der Verbindungswege bereits im Alterthume sehr begünstigt gewesen. Ich wage es jedoch nicht, hieraus besondere Folgerungen zu Gunsten der einstigen Bedeutsamkeit derselben zu ziehen, indem dieses, nach meiner Ansicht wenigstens, erst dann geschehen dürfte, wenn das alte Strassennetz genauer und vollständiger, als bisher, ermittelt und in seinen Verhältnissen zu den alten militärischen Stationen, so wie zu andern Niederlassungen und Etablissements erforscht sein wird. Bisher hat man sich in dieser Beziehung meist nur an die Peutinger'sche Karte und an die alten Itinerarien gehalten; allein die Neben- und Zwischenstrassen haben im Allgemeinen noch nicht die Berücksichtigung gefunden, welche sie verdienen. Eine genaue Karte, mit möglichst genauer Bezeichnung der alten Strassen und Niederlassungspunkte und anderer Alterthümer würde daher ein so verdienstvolles, als interessantes Unternehmen sein; denn auch die höchst schätzenswerthen Arbeiten des verstorbenen Obrist-

1) Heintz, Beiträge zur Geschichte des bayerischen Rhein-Kreises Zweibrücken 1835. S. 26. Man könnte auch dort vielleicht einen Postwechsel (mutatio), wenn nicht gar ein militärisches Etablissement suchen, um so mehr, als Höchen auch in den neuern Kriegen immer als eine gute militärische Sseilung angesehen worden ist.

lieutenants *Schmidt*[1]) und des Hrn. Gymnasial-Oberlehrers *Steininger*[2]) lassen, wie selbst die vorliegenden Notizen andeuten, bezüglich der Genauigkeit bei Bezeichnung der Nebenstrassen noch Manches zu wünschen übrig. Solche grössere Arbeiten können aber in der Regel auch nur gedeihen, wenn ihnen genaue Detail-Arbeiten vorhergegangen sind. Letztere aber sind nicht ohne Schwierigkeit, um so mehr, wenn man bei den dazu gehörigen Untersuchungen nicht gesonnen ist, sich dem Spiele blosser Muthmassungen zu überlassen[3]).

B. Ueberbleibsel und Spuren alter Gebäude, Gräber u. s. w.

Bei der nachfolgenden Aufzählung und Bezeichnung der mir bekannt gewordenen Ueberbleibsel und Spuren alter Gebäude, Gräber u. s. w. führe ich die Bänne der einzelnen Ortschaften und Höfe des Eingangs bezeichneten Gebietes auf[4]).

1) Ottweiler. In der Stadt Ottweiler selbst kommen, so viel mir wenigstens bekannt ist, keine Spuren einer alten Niederlassung vor. Im Jahre 1836 wurde jedoch eine vergoldete Silbermünze von Philippus hier gefunden.

1) Ueber die Römerstrassen in den Rhein- und Moselgegenden. In den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleisses in Preussen, 1833. 2. Lieferung, März und April, von Seite 72—110. mit Karten und Plänen.

2) Geschichte der Treverer unter der Herrschaft der Römer. Trier 1845, mit Karten.

3) Von der Grafschaft Ottweiler und ihren Enclaven wird jetzt auf meine Veranlassung von dem geschickten Kartenzeichner, Hr Lehrer *Beth* zu Lautenbach im Kreise Saarbrücken, eine genaue Karte gezeichnet.

4) Die Bänne Niederlinzweiler, Höchsterhof, Hennes, Hirscheid, Sinnerthal, Bildstock, Hühnerfelderhof, Friedrichsthal, Spuhle, Kahlhof enthalten keine Spuren des Alterthums.

Dieselbe kam in den Besitz des ehemahligen Landrathes, *von Rohr*, der sie der Alterthümer-Sammlung zu St. Wendel überliess. Auf dem Banne von Ottweiler dagegen kommen noch mehrere Spuren alter Gebäude und Etablissements vor, wie folgendes Verzeichniss zeigt.

a) In der Elchenbach (an dem Baumgärtchen) befindet sich eine Strecke Landes, worauf viele Ziegelstücke und Schlacken zerstreut liegen. Vor ungefähr 40 Jahren liess der verstorbene Apotheker *Wittich* (Vater) ein daselbst gelegenes Grundstück durch Taglöhner aufräumen. Es fand sich eine Küche, worin noch viele Asche lag, und ein Zimmer mit einer hypocaustischen Erwärmungs-Einrichtung. Zugleich wurden Münzen und andere kleine Gegenstände aufgefunden. Da die Arbeiter, sogar ihren Lohn im Stiche lassend, fortgingen, so gab dieses zu der Vermuthung Veranlassung, dass sie irgend einen Schatz entdeckt und unterschlagen haben möchten. Man wollte sogar wissen, dass Silberplatten gefunden wurden. An dieser Stelle stand eine Eisenschmelze, wie die chemische Analyse der Schlakken, welche der Hr. Revisor *Bruchmann* hierselbst auf meine Bitte vorgenommen, beweiset. Noch am 20. Juni d. J. wurde in der Nähe beim Aufräumen eines Feldweges ein Säulenschaft von circa 12 Fuss Länge und 2 Fuss Durchmesser ausgegraben. Derselbe ist aber leider gleich beschädigt und demnächst zerschlagen worden. Dieser Niederlassung geschieht schon in *Andrae's* oben angeführter Genealogia Sarapontana vom Jahre 1638 als eines im Bauernkriege untergegangenen Dorfes Erwähnung. *Andrae's* Angabe ist jedoch nicht begründet, denn ich habe mich überzeugt, dass an denjenigen Stellen, welche er namentlich als Baustätten im Bauernkriege untergegangener Dörfer anführt, meist römische oder doch gleichzeitige Niederlassungen sich befunden haben.

b) Hinter dem Marderberge, jenseit des kleinen

Ernstbaches, nicht weit von der Niederlinzweiler Bann-grenze, stand auf einem südlichen Feldvorsprunge in der Vorzeit ein Gebäude. Man hat die Fundamente desselben in den Jahren 1828 und 29 ausgeräumt. Es wurden bei dieser Gelegenheit besonders grosse Quadersteine herausgenommen. Die betreffende Stelle ist heute noch an einer kleinen Vertiefung auf dem Felde und an Ziegelfragmenten, womit die Oberfläche bedeckt ist, zu erkennen.

c) Im Schachen, dem Ziegelberge gegenüber, finden sich Spuren eines alten Gebäudes, das, nach den auf dem Felde umherliegenden Ziegelstücken zu urtheilen, ein römisches gewesen. Die eigentliche Baustätte wird durch eine ansehnliche Erhöhung des Bodens bezeichnet. Noch am 27. Februar d. J. wurden in der Nähe vier halbrunde Steine, etwas kleiner als ein Pflugrad, aufgefunden, die nach der davon gemachten Beschreibung wohl nur einer Handmühle angehört haben dürften. Dieselben wurden gleich wieder in den Boden gelegt, indem man eben, behufs grösserer Trockenlegung des Gebäudes, an bedeckten Wasserabzugsgräben arbeitete. Weiter hinauf, hinter dem Castanienwäldchen, gerade an der Stelle, auf welcher sich ein Banngrenzstein zwischen Ottweiler und Niederlinzweiler befindet, ist eine runde Erhöhung des Erdreichs sichtbar, die man füglich für den Ueberrest eines alten Grabhügels halten kann.

d) Auf der Juch- oder Juhhöhe, rechts an der Strasse nach Ottweiler, wurde im August v. J. zufällig beim Steinbrechen ein altes Grab aufgedeckt. Dasselbe enthielt einen kleinen Aschenkrug, einen grob gearbeiteten kupfernen wie ein Siegelring geformten Fingerring und ein rundes starkes Thränenfläschchen mit kurzem zweihenkligem Halse, ganz in der Form einer Amphora. Der Kaufmann Hr. *Heinr. Simon* hierselbst hatte die Güte, mir dasselbe nebst den übrigen aufgefundenen Gegenständen zu schenken,

e) Am Frohnbrunnen werden auf der Ottweiler

Seite sowohl als auch auf der Steinbacher Fundamente alter Gebäude entdeckt. Beim Aufräumen wurden besonders schöne Ziegelplatten zu Tage gefördert. Auch eine dort gefundene Münze in Grosserz von Antoninus Pius kam in meine Sammlung. Obiges Grab auf der Juch- oder Juhhöhe scheint zu diesen Gebäuden in Beziehung gestanden zu haben.

f) Südlich von Neumünster liegen bei den Steinbrüchen viele Eisenschlacken auf dem Felde. Sie bilden unter der Ackerkrume sogar eine schwarze Schichte und sind wohl Ueberbleibsel eines Eisenwerkes [1]). Im Frühjahre 1844 fand man auch zwei römische Münzen daselbst, eine Silbermünze von Hadrianus und eine von Erz, die aber zu sehr zerstossen ist, als dass sie noch bestimmt werden könnte. Erstere Münze befindet sich in meiner Sammlung.

g) Auch in der Ransbach wurde vor drei Jahren auf dem Felde des Hrn. *Wilh. Kausch* ein ausgemauerter Brunnen gefunden. Man kam mit der Ausräumung desselben aber nur bis zu einer Tiefe von 8 Fuss, weil dicke behauene Steine, auf die man stiess, jene Arbeit erschwerten. In derselben Gewann wurden früher schon in einem Felde mehrere Aschenkrüge gefunden. Alle aber waren mehr oder weniger zerdrückt.

h) Im Reiherswalde befinden sich ebenfalls noch Reste eines alten Gebäudes, nämlich an der rechten Seite des Fussweges nach Schiffweiler, an der Gränze des Nadelgehölzes. Dort ist nämlich ein längliches Viereck sehr deutlich in einem abgetragenen Steinhaufen ausgezeichnet. Ein nun verstorbener Einwohner aus Ottweiler hat mir zu seiner Zeit gesagt, dass er zu seinen Bauten Steine an jener Stelle genommen. Ob die noch vorhandene Substruction aber einem römischen oder einem spätern Gebäude an-

1) Ich bediene mich dieses Ausdruckes überall da, wo es nicht bestimmt hervortritt, ob die Anlage eine Schmelze oder eine Schmiede gewesen.

gehört, ist nicht ermittelt. Auf der Höhe, bei den hohen Fichten, erscheinen ebenfalls verschiedene Steinhaufen, in denen Trümmer alter Gebäude zu sehen man leicht versucht werden könnte. Einstweilen aber halte ich dieselben für dadurch entstandene Steinhaufen, dass man bei der Urbarmachung des Geländes die einzelnen Steine zusammengetragen. Man findet in den Wäldern hiesiger Gegend solche Haufen häufig, z. B. im Reckelberge und dem Walde zwischen der Oster und dem Schönbache bei Fürth, in dem Walde zwischen Münchwies und Lauterbach, und sie sind Zeichen der Siege, die der Pflug einst in den Wildnissen hiesiger Gegend errungen; denn in manchen Wäldern sieht man noch Feldraine und andere Spuren einer frühern landwirthschaftlichen Urbarkeit. Vor mehreren Jahren wurde auch in der Nähe des Reiherwaldes ein sehr einfaches römisches Grab entdeckt.

i) Gersweiler lag links vom Wege nach Mainzweiler, an der Südseite der Vogelshecke, in der Nähe des Gersweiler Weihers. Auch Gersweiler wird nebst Elchenbach und Ernstweiler (siehe oben a und b) von dem bereits angeführten Andrae zu den im Bauernkriege untergegangenen Dörfern gezählt. An diesen Stellen standen keine Dörfer, sondern nur einzelne Häuser, die aber, wie ich schon oben bei Elchenbach (siehe a) bemerkte, meist Gebäude römischen Ursprungs sind. Man sagt zwar, dass die auf dem Welschbacher Banne gelegenen sogenannten Gersweiler Wiesen zu dem Dorfe dieses Namens gehört hätten, von dem man auch dort noch Spuren finde; allein diese Behauptung ist von keiner Bedeutung, indem eine nähere Ansicht der auf dem Banne von Welschbach vorkommenden schwachen Reste alter Gebäude es mehr als wahrscheinlich macht, dass jene einzelnen Gebäude Niederlassungen angehören, die mit dem Gebäude am Gersweiler Weiher in gar keiner äussern Verbindung gestan-

den haben. Auf der Baustätte von Gersweiler sollen früherhin allerlei Gegenstände z. B. Platten mit Figuren ausgegraben worden sein, von denen sich aber, meines Wissens wenigstens, nichts mehr erhalten hat. Ein Steinhaufen, einige behauene Steine, einige Ziegelstücke und eine Erhöhung des Bodens bezeichnen, ausser dem Namen, allein noch die Stätte der alten Niederlassung.

k) Die Stelle auf der Höhe des Stennwaldes, auf der einst ziemlich umfangreiche Gebäulichkeiten gestanden, habe ich bereits oben bei der Rennstrasse erwähnt.

2) Der Baltersbacherhof. Wenn man von der Schaafbrücke her den Bann des Baltersbacherhofes betritt und auf demselben bis zur ersten Anhöhe fortschreitet, so kann man links über dem am südlichen Abhange befindlichen Steinbruche deutliche Spuren eines alten, mit Schiefer bedeckt gewesenen Gebäudes sehen. Die vielen Ziegel und Dachziegelstücke und einige behauene Steine sind noch Ueberreste desselben. Als man vor einigen Jahren an dieser Stelle etwas nachgrub, wurden auch einige Urnen mit Asche gefunden. Die noch vorhandenen Scherben zeigen aber ein sehr grobes Gefüge. Man sagte mir jedoch, dass damals auch eine kleine Büchse von Elfenbein gefunden worden. Da jenes, wie es wenigstens scheint, durch Brand zerstörte Gebäude nicht gross gewesen sein kann, so dürfte man darin vielleicht den Rest eines grössern Grabmals zu erkennen haben.

3) Wiebelskirchen. Auf dem Banne von Wiebelskirchen sind nur wenige Spuren alter Niederlassungen zu finden. Am Eisengraben zwischen Wiebelskirchen und Hangard liegen noch Eisenschlacken, Reste eines alten Eisenwerkes. Vor mehreren Jahren fand man auch ein Grab, welches nebst andern kleinen Gegenständen einen verrosteten Spiess enthielt. Auch ist mir die Lage der alten Pfarrkirche (jetzt Pferrkirche genannt) immer aufgefallen.

Dieselbe lag, beinahe eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, an einem Bergabhange, auf einem kleinen nach Osten gerichteten Vorsprunge. Wer mit der Lage alter Tempel näher bekannt ist, würde vielleicht eben so wenig als ich Bedenken tragen, zu vermuthen, dass einst auch an dieser Stelle ein heidnisches religiöses Gebäude, wenigstens ein Götzenbild, einer christlichen Kirche habe weichen müssen. Diese Kirche war bereits im Jahre 1638 verfallen. Wahrscheinlich hat sie einst dem Dorfe (villare) Wiebelskirchen (Wibilischirica, vielleicht Wichboldskirchen), welches im Jahre 893 in einer Urkunde als ein Hauptort der hiesigen Gegend erscheint, den Namen gegeben, indem das im Jahre 864 von Ludwig dem Deutschen bestätigte Kloster Neumünster als bei demselben gelegen angeführt wird. In früherer Zeit wurden auf dem Begräbnissplatze, welcher diese Kirche umgab, grosse steinerne Särge ausgegraben. Diese sprechen ebenfalls für ein hohes Alter dieses Begräbnissplatzes, weil der Gebrauch solcher Särge jener Zeit angehört, in der man die Leichen noch auf einer Bahre auf den Begräbnissplatz trug und dann in den Sarg legte. Die Sage, dass von hier ein unterirdischer Gang nach Neumünster geführt habe, ist ein unbegründetes Gerede.

4) Hangard. Das Dorf Hangard (Les hangards) wurde erst um das Jahr 1690 in der Reunions-Zeit Ludwigs XIV. gegründet. Dasselbe liegt auf dem alten Banne von Wiebelskirchen. Vor mehrern Jahren wurden auf dem Alsberge alte Gräber entdeckt. Dieselben waren sehr einfach, indem sie meist nur aus einem Aschenkruge bestanden. Auch auf dem sogenannten Hofplatze fand man vor einigen Jahren einen ausgehauenen Stein, der für einen Behälter eines Aschenkruges gehalten wurde. Auf der Höhe, in der Gegend, wo sich die Bänne von Münchweiss, Frankenholz, Oberbeybach und Hangard trennen, stand sonst ein Bild, der steinerne Mann genannt. Die Sage schreibt dasselbe

zwar dem Andenken an die Hunnen zu, die auf diesem Punkte nicht weiter vorgedrungen sein sollen; allein das ist ohne Sinn. Wenn das Bild nicht an eine besondere andere Begebenheit erinnert, so dürfte es vielleicht irgend eine alte Gottheit vorgestellt haben. Dasselbe war übrigens schon vor hundert Jahren zertrümmert. Nur die unkenntlichen Bruchstücke desselben lagen noch auf der Stelle. In neuerer Zeit ist ein Stück davon nach Hangard gekommen. Die Gegend, in der das Bild gestanden, heisst noch heute „beim steinernen Mann."

5) Münchwies. Zu Münchwies stand vor der Reformation eine Schäferei des Klosters Wernersweiler bei Zweibrücken. Nach der Textur der vielen Ziegel zu urtheilen, welche man an einer Stelle zu Münchwies findet, dürfte wohl in früherer Zeit auch ein römisches Gebäude dort gestanden haben. Ob auch ein Arm der Römerstrasse von Remmesfurth herüberkommend durch Münchwies und von dort über die Höhe zwischen Haugard und Beybach in der Richtung von Neunkirchen geführt habe, ist noch nicht ermittelt, wie ich bereits oben bei den Strassen (4) angedeutet.

6) Lautenbach und Remmesfurth. Im Burkwalde hinter Lautenbach wurden die Substructionen eines alten Gebäudes, namentlich aber ein Feuerheerd entdeckt. Auch fand man dergleichen auf dem Felde (im Jägersrod) zwischen Lautenbach und Fürth. An letzterer Stelle wurde auch ein Kopf von Stein gefunden, der nach St. Wendel gebracht wurde. In einem Hause zu Remmesfurth soll auch ein heidnisches Bild eingemauert sein. Dasselbe ist aber jetzt mit Bewurf bedeckt.

7) Fürth. In einem Ackerstücke an der Steinbacher Seite (unter dem Ring) wurde vor mehrern Jahren ein altes Grab aufgedeckt. Man will bei dieser Gelegenheit auch Steine mit Figuren gesehen haben. Bei der Rectenwalds-

mühle wurden beim Aufräumen viele Eisenschlacken gefunden, die das Dagewesensein eines Eisenwerkes anzeigten. Vor einigen Jahren wurde auch in der Nähe dieser Mühle ein ziemlich tief in dem Boden liegender Stein ausgegraben, auf dem eine Figur, der Kappe eines Bauernhutes nicht unähnlich, ausgehauen war. In dem Jungenwalde zwischen dem Schönbach und der Oster soll, der Sage nach, eine Stadt „Frankenstadt" genannt gestanden haben. Eine Stelle dieses Waldes heisst noch heute „im Götzenteich." Man will hin und wieder auf der Höhe dieses Waldes viele behauene Steine gefunden haben. Bestimmte Spuren einer Niederlassung konnte ich aber nicht entdecken. Es kommen allerdings alte Steinbrüche und viele Steinhaufen in demselben vor, allein von mehrern derselben habe ich mich überzeugt, dass sie einer frühern Bewirthschaftung des Bodens, nicht aber alten Gebäuden ihren Ursprung verdanken. Dasselbe gilt auch von den Steinhaufen in dem gegenüberliegenden Reckelberge, auf dessen Höhe eine Stelle den Namen Ring führt. Es ist jedoch nichts Besonderes zu bemerken, welches an eine alte Befestigung erinnern könnte. Zu Fürth sind nicht selten einzelne römische Münzen gefunden worden.

8) Steinbach. Ich habe schon oben bei Ottweiler angeführt, dass sich bei dem Frohnbrunnen Spuren alter Gebäude zeigen. Dergleichen kommen auch im Districte Hässlenbrunnen (Farrenteich und Kürzelbrunnen) vor. Der steinerne Kopf, der im ersten Berichte des Vereins für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen Ottweiler und St. Wendel, Seite 29. Tab. III. Fig. 4., angeführt und abgebildet, ist indessen nicht bei Steinbach, sondern im Jahre 1730 im Jägersrode zwischen Fürth und Lautenbach gefunden und nach St. Wendel gebracht worden.

9) Wetschhauserhof und 10) Dörrenbach. Hier sind keine Spuren des Alterthums bekannt geworden.

11) Wersweiler. In der Nähe von Wersweiler, gewöhnlich Werschweiler, einige Minuten in südöstlicher Richtung, nicht weit von der alten Ottweiler-Wersweiler Strasse, ist eine Stelle entdeckt worden, auf der früher ein Gebäude gestanden. Man fand bei Aufräumung des Schuttes einige eiserne Ringe, ein dolchartiges Messer, ein Stück Bronze, dem Faltenwurfe einer Statue nicht unähnlich. Diese Gegenstände werden von dem Herrn Schöffen *Stoll* zu Werschweiler aufbewahrt. Das erwähnte Gebäude scheint durch Feuer zerstört worden zu sein. In der Nähe dieser Baustätte befinden sich zwei alte Weiherdämme. Ob diese aber der Zeit des mehrerwähnten Gebäudes oder einer spätern Periode angehören, lässt sich wohl nicht mehr ermitteln.

12) Oberlinzweiler. Am Fusse des Spiemonts (Spei mons) wurden früher sowohl, als auch vor einigen Jahren noch weitläufige Fundamente eines Gebäudes entdeckt [1]).

13) Remmesweiler. Es kommen mehrere Spuren alter Niederlassungen auf dem Banne von Remmesweiler vor. Namentlich finden sich in den sogenannten Flachsgärten, nach dem Allenwalde hin, in der Nähe der alten Strasse Reste alter Gebäude und viele Gräber im Boden. Noch im vorigen Jahre (1845) fand ein Mann aus Remmesweiler beim Wegräumen eines Steinhaufens allerhand gröbere eiserne Werkzeuge, dann aber auch Krüge, Urnen, Teller u. s. w. Er hat letztere aber alle zu seinem Vergnügen zerschlagen. An der Rennstrasse, und zwar an einer Stelle, Batterie genannt, wurden Grabhügel aufgedeckt [2]). Im Steinberge wurde ein antikes Schellchen gefunden [3]).

14) Mainzweiler. Vor einigen Jahren (1838) wurde an der Vogelshecke, nicht weit von der erwähnten Strasse,

1) Siehe den ersten Bericht S. 27 u. 28.

2) Erster Bericht S. 23. u. 24.

3) Ebendaselbst S. 28.

ein einfaches Grab aufgedeckt. Dasselbe bestand aus einem einfachen Steine, mit einer runden Aushöhlung versehen, in welcher ein kleiner Aschenkrug stand. Zwischen Mainzweiler und Remmesweiler, jenseit des Legbaches in den sogenannten Aschengewänden, befindet sich eine Stelle, auf der mehrere römische Gebäude gestanden haben. Ich besitze eine sehr schön gearbeitete, fünf Zoll hohe Statuette des Mars, welche dort gefunden worden. Es ist zu bedauern, dass dieselbe, wie der Augenschein zeigt, schon in früherer Zeit einen Arm verloren. Mars ist dargestellt als unbärtiger Jüngling, auf dem linken Fusse ruhend, während der rechte Fuss, zum Fortschreiten bereit, nur die vordern Zehen aufsetzt. In der erhobenen linken Hand hielt er wohl einen Spiess (Hasta longa), in der gesenkten Rechten einen Wurfspiess. In meiner Sammlung befindet sich auch eine dort gefundene Silbermünze der Julia Maesa Aug. (Kehrseite Juno). Auf dem Banne von Mainzweiler wurden auch mehrere Streitäxte von Serpentinstein gefunden[1]). In der Linzbach (im Walde) wurden schon vor beiläufig hundert Jahren verschiedene alte Kalköfen entdeckt, die mit gebranntem Kalke angefüllt waren, der sich in gutem Zustande befand. Irgend ein plötzlich eingetretenes Ereigniss scheint die Benutzung des Kalkes gleich nach dem Brande verhindert zu haben.

15) Urexweiler. Auf dem Banne von Urexweiler befinden sich besonders viele Spuren und Ueberreste alter Gebäude, z. B:

a) Flur „auf Bodem". Der Platz, worauf ein altes

1) Solche Steine haben in den Augen des gemeinen Mannes, welcher dieselben noch immer für Donnerkeile (Donneräxte, Hagelsteine) hält und zur Heilung kranker Kuheuter anwendet, einen grossen Werth und sind daher nur schwer zu erlangen. Einige glauben sogar in diesen Aexten Schätze zu besitzen, die nur mit Gold aufgewogen werden könnten.

Gebäude stand, heisst vor Krämersweiher oder auch auf der Aue, circa 150 Schritte rechts von dem jetzigen Wege von Urexweiler nach Hirzweiler. Man hat dort auch in neuerer Zeit noch römische Münzen gefunden. Das Gebäude, welches daselbst gestanden, war, nach den Schutthaufen zu urtheilen, von nicht unbedeutendem Umfange. Es liegen auch viele Schlacken dort, welche die einstige Bestimmung des alten Gebäudes deutlich genug anzeigen.

b) Im Seibertswalde ober dem Reukert, westlich von Urexweiler, befinden sich Substructionen eines Gebäudes, welche jetzt mit dichtem Gesträuche überwachsen sind. Vor ungefähr 60—70 Jahren hat ein gewisser *Jacob Rectenwald* daselbst Steine genommen, als er das sogenannte Marie's-Haus erbaute. In der Nähe des Schutthaufens befindet sich im Walde noch ein Brunnen, der nie trocken wird. Das Wasser rieselt in den jetzigen, bloss aus Erde bestehenden Behälter aus einer unterirdischen, mit Steinen eingefassten Leitung, wie dieses an der Mündung deutlich zu sehen ist.

c) Flur auf Pulfeld. Fast westlich von Urexweiler, circa 150 Schritte rechts von dem jetzigen von Urexweiler nach Illingen führenden Wege sieht man auf der höchsten Höhe die Spuren eines nicht unbedeutenden Gebäudes. Dieser Weg ist früher, wie man an der angefahrenen Höhlung sieht, dicht an dem erwähnten Gebäude vorbeigegangen. Auf dem Felde liegen noch Fragmente von Ziegelsteinen, Dachschiefern, bearbeiteten Sandsteinen u. s. w.

d) Im Walde Kaassholz, an der verbrannten Hecke, nahe an der Dirminger Grenze, nordwestlich von Urexweiler, befinden sich Spuren eines alten Gebäudes, welches jedoch, der Sage nach, ein Siechhaus für Pestkranke und Aussätzige gewesen sein soll.

e) Im Walde zwischen Urexweiler, Berschweiler und Dirmingen, nahe am Wege von Urexweiler nach Bersch-

weiler befinden sich ebenfalls Spuren eines alten Gebäudes.

f) In den Schachrödern oder bei und auf dem alten Schlosse, nörd- und nordöstlich von Urexweiler kömmt von Zeit zu Zeit auch Manches zum Vorscheine, welches an eine frühere Niederlassung erinnert. Noch vor nicht langer Zeit wurden bleierne Wasserröhren dort gefunden. In der Nähe jener Stelle soll ein Mann aus Urexweiler zwei in Stein ausgehauene Eber beim Pflügen gefunden, dieselben aber aus Furcht, dass die damalige Regierung ihm, wenn sein Fund bekannt werde, sein ganzes Feld werde aufwühlen lassen, wieder vergraben haben. Späterhin liess man zwar wieder nachsuchen, konnte aber nichts finden, weil sich das Nachgraben, der Feldfrucht wegen, auf eine kleine Strecke beschränken musste.

g) Auf den Spelzenstappeln oder auf'm Schloss, nordöstlich von Urexweiler, auf der Grenzscheide der Urexweiler und Marpinger Bänne kommen ebenfalls Fundamente vor, die aber, wie ich wenigstens vermuthe, der alten Burg der Ritter von Urexweiler angehört haben.

h) Auf den Kappesbornfeldern, links an dem von Urexweiler nach der Rennstrasse führenden Blieser Wege, dicht an demselben, zeigen sich Spuren eines alten Gebäudes.

i) Bei der Hainbache oder auf der Hahnbornflur, östlich von Urexweiler, in der Nähe der Rennstrasse und der Ziegelhütte, kommen ebenfalls Spuren eines alten Gebäudes vor. Hier fand man vor einigen Jahren ein bearbeitetes Metallstück, das ursprünglich mit sieben Steinchen besetzt gewesen. Dasselbe schien eine besondere Aehnlichkeit mit maurerischen Heiligthümern zu haben und wurde desshalb nach Berlin geschickt.

k) Auf den Brüderfeldern, bei den Weihern genannt, südöstlich von Urexweiler, befinden sich Spuren eines Gebäudes, bei welchem Eisenschlacken gefunden wer-

den. In der Nähe ist noch ein eingefasster Brunnen. Früher wurde beim Aufräumen des Schutthaufens ein kleines bronzenes Doppelbild gefunden. Zugleich entdeckte man ein Grab. Eine gläserne Urne enthielt Asche und einen zu einem grossen Ringe zusammengewundenen Golddrath, der, wie mir der Finder erzählte, zu Saarbrücken für ein militärisches Ehrenzeichen gehalten worden. Daneben lag ein verrostetes Schwert mit einem eingelegten Griffe. Diese Gegenstände sollen in die *Böckingsche* Sammlung zu Saarbrücken gekommen sein. Dieses Grab hat daher allem Anscheine nach einem Soldaten (Veteranen), der hier seine Tage beschloss, angehört. —

l) Hinter dem Schneckenborn, etwa 20 Schritte links vom Ottweiler Wege, kömmt ebenfalls noch Mauerwerk in der Erde vor. Vor Schneckenborn befand sich eine grosse Kalkbrennerei. Auf dem Faulenberge sind noch einige Stellen, welche, wie es wenigstens scheint, Fundamente alter Gebäude unter der Oberfläche bergen.

m) Auch der alte Kirchhof im Dorfe verdient hier einige Berücksichtigung. Derselbe springt etwas nach Osten vor. Dort stand die im Jahre 1635 zerstörte Pfarrkirche. Vor einigen Jahren, als die alte Kirchhofsmauer zusammenstürzte, kam auch ein Stein mit etwas verwitterten Figuren zum Vorscheine, welcher allem Anscheine nach einst ein heidnischer Altar gewesen. Derselbe besteht aus grobem Sandsteine, ist circa 3 Fuss und einige Zoll hoch, 2 Fuss und einige Zoll breit und 16 Zoll dick. Auf der ersten breiten Seite befinden sich zwei nackte, nebeneinander stehende männliche Figuren, die an Castor und Pollux erinnern. Auf der entgegengesetzten Seite steht eine weibliche Figur mit langem Gewande. Auf der rechten Breitseite wiederholen sich die zwei nackten männlichen Figuren, und an der linken steht auch wieder eine weibliche Figur, der auf der Kehrseite ähnlich. Es ist sehr zu be-

dauern, dass sämmtliche Figuren zu sehr verwittert sind, als dass sie noch mit Bestimmtheit bezeichnet werden könnten. Der damalige Hr. Pfarrer *Hargarten* machte mich zuerst auf diesen Stein aufmerksam und liess denselben auf meine Veranlassung, damit er erhalten werden möge, in die Nähe des Pfarrhauses bringen. Sein Nachfolger, Hr. Pfarrer *Schneider*, will denselben nun zu diesem Ende im Pfarrgarten aufstellen lassen. Ich bin der Meinung, dass auch an dieser Stelle in früherer Zeit Götzendienst Statt gefunden habe[1]). Auf dem Banne von Urexweiler sind früherhin auch mehrere Grabhügel, besonders in der Nähe der alten Strasse, geöffnet worden[2]).

16) Berschweiler. Auf dem Banne von Berschweiler kommen ebenfalls einige, aber unbedeutende Spuren von alten Gebäuden vor.

17) Dirmingen. Als die Forstverwaltung vor zwei Jahren den Weg nach Thalexweiler (Tholey) durch den Wallfahrter Wald bauen liess, stiess man am Wallfahrtskopfe auf einen Schutthaufen. Die zum Vorscheine kommenden Ziegelsteine, Krüge und einige vom Grünspan angefressene alte Münzen wiesen auf einen römischen

1) Das war wohl auch in dem nahen Marpingen der Fall. Im Jahre 1818 fand man daselbst, als die Pfarrkirche vergrössert wurde, in den Fundamenten Steine mit Figuren. Dieselben wurden aber wieder in die Tiefe gelegt. Hier muss ich auch noch eines Grabes gedenken, dass vor drei Jahren (1848) auf dem Marpinger Banne, in der sogenannten Rittersbeck', entdeckt wurde. Dasselbe bestand aus einem Sarge, oder vielmehr aus einem Steine, in welchem genau nach den Umrissen des menschlichen Körpers eine Höhlung eingehauen war. Man fand dabei noch die Reste eines Schwertes. Der Deckel des Sarges war mit einem Kreuze versehen. Ob dieses an so abgelegener Stelle befindliche Grab einem christlichen Ritter oder einem römischen christlichen Veteranen angehört, lässt sich nicht mehr bestimmen.

2) Erster Bericht Seite 24 und 25.

Ursprung hin. Es wurden noch grosse Quadersteine zu Tage gefördert. Das Gebäude, welches dort gestanden, war viereckig. Auf dem Dirminger Banne befinden sich aber auch noch Reste eines andern römischen Gebäudes. Wenn man nämlich von Dirmingen eine gerade Linie nach Tholey zieht, so durchschneidet diese, nahe bei der Stelle, wo ein kleiner, von Urexweiler herfliessender Waldbach in den Buschweilerbach fliesst, einen mässigen Hügel, der römisches Mauerwerk enthält. Sowohl die Ausdehnung dieser Ueberreste, als auch Stücke buntbemalten Stuckes deuten darauf hin, dass hier ein nicht unbedeutendes Gebäude gestanden habe. — In dem Kirchthurm zu Dirmingen ist ein Stein eingemauert, der, obwohl die grosse Verwitterung eine nähere Bestimmung desselben sehr erschwert, die Figur eines Mannes vorzustellen scheint.

18) Wustweiler und Weilerhof. Im obern Eichelgarten, am Wege nach Urexweiler liegen noch behauene Steine; ob sie jedoch einem Gebäude, das etwa in der Nähe gestanden, angehört haben mögen, ist nicht ermittelt.

19) Uchtelfangen. Schon im Jahre 1638 war, wie *Andrae* in seiner bereits oben angeführten Nassau-Saarbrückischen Genealogie bemerkt, unter der Linde zu Uchtelfangen ein altes Bild aufgestellt, welches auf einem Throne sass. Daneben standen vier Figuren. Hinter diesen waren, wie es wenigstens schien, alte Formen von Opfergefässen. Im Kirchenthurme befand sich vor einigen Jahren auch noch ein Stein mit einem bedeutungslosen Fragmente einer alten Inschrift. Im Walde bei Uchtelfangen ist eine Stelle, »vor Eschweiler« genannt, auf der ein römisches Gebäude gestanden. Dieselbe ist noch nicht ganz untersucht. Ob die Stelle vor dem Dorfe, auf der alten Kirche genannt, auch eine antiquarische Berücksichtigung verdiene, kann ich nicht sagen. Von Zeit zu Zeit werden auf dem Banne von Uchtelfangen auch einzelne römische Münzen gefunden.

20) Wiesbach. Der Pfarrkirche von Wiesbach östlich gegenüber, im nahen Felde ist ein Schutthaufen, der viele Ziegelstücke zeigt. In dem anstossenden Wäldchen ist auch ein Grabhügel, der aber schon geöffnet worden zu sein scheint.

21) Die Herrschaft Illingen. Die ehemalige Herrschaft Illingen, ein Nassau-Saarbrückisches Mannlehen, bestand aus den Ortschaften Illingen, Gennweiler, Wemmetsweiler und Merchweiler. An dem Thurme der Pfarrkirche zu Illingen ist ein Eckstein eingemauert, welcher auf der einen Seite zwei kleine Figuren (Genien oder Amoretten), auf der andern aber Weingeländer mit Trauben enthält. In Wemmetsweiler wurde vor einigen Jahren auchein altes Grab aufgedeckt. In dem Aschenkruge lagen einige Kupfermünzen, die aber nicht mehr zu erkennen waren. Man spricht auch von einem Kloster, welches dort gestanden haben soll. Es ist aber nichts davon sichtbar.

22) Die kurtrierischen Dörfer Hüttig- und Rapweiler. In den Hanfgärten bei Hüttigweiler befindet sich eine Stelle, in der Tumb genannt, wo sich die Reste eines alten Gebäudes zeigen. Am 7. März 1840 deckte ein Einwohner von Hüttigweiler den dort befindlichen Schutthaufen zum Theile auf. Bei dieser Gelegenheit kamen die Fundamente eines alten vierstöckigen Gebäudes zum Vorschein. Die Wände waren am Fusse ziegelroth angestrichen. Der geestrichte Fussboden war mit den gewöhnlichen Heizungsvorrichtungen (Hypocausten) versehen. Nach den Wänden hin lag der Estrich jedoch etwas höher, als in der Mitte. Das Mauerwerk bestand aus sehr regelmässig zugerichteten Sandsteinen, so dass dasselbe dem des Amphitheaters zu Trier ähnlich ist. Auf den Ziegelplatten, welche gefunden wurden, waren folgende Buchstaben mit der hier angegebenen Interpunction zu sehen: Q. VL. SABE. Unter den Trümmern lagen auch einige Stücke von viereckigen

Säulen, die, da sie auf allen Seiten bearbeitet waren, frei gestanden zu haben scheinen. Auf zweien vierzehnzölligen, vierkantigen Säulenstücken befanden sich noch Fragmente einer sechszeiligen Inschrift (wahrscheinlich von zweien Inschriften). Ich kann es nur bedauern, dass ich nicht selbst Gelegenheit hatte, mir von dieser, wenn auch fragmentarischen Inschrift eine Copie nehmen zu können. Es wurden auch zwei Münzen gefunden, nämlich eine aus der ersten Kaiserzeit, jedoch unkenntlich, und eine andere von Tetricus. Zugleich fand man ein metallenes, dem Fragmente einer Patene nicht unähnliches Plättchen. Es lagen auch viele Knochen in dem durch Brand zerstörten Gebäude.

23) Hirzweiler. An einer Stelle, auf der Mess genannt, zwischen der Mühle und dem Dorfe, wurden am 7. Juni 1839 die Reste eines bedeutenden Grabmals ausgegraben. Dasselbe dürfte dem zu Igel wohl wenig, oder auch gar nichts an Grösse nachgestanden haben. Es wurden indessen nur noch wenige Steine mit Bildwerk aufgefunden, welche in die Alterthümer-Sammlung zu St. Wendel gekommen sind. Bei dem Dorfe Hirzweiler und fast in demselben haben sich auch Fundamente alter Gebäude gefunden. Die bedeutendsten Fundamente kommen aber am Eselsrech, in der Nähe der Rennstrasse, vor. Das Land, worauf sie sich befinden, ist Gemeinde-Eigenthum. Der Schutthaufen nimmt einen grossen Raum ein, das Hauptgebäude soll jedoch nur 100 Fuss lang und 36 breit gewesen sein. Vor etwa fünfzig Jahren soll man ein steinernes Bild daselbst gefunden, aber auch gleich wieder zerschlagen haben. Vor einigen Jahren kam auch ein bedeutendes Stück eines Säulenschaftes zum Vorscheine. Eine Münze von Constantin d. G. mit dem bekannten Reverse: Soli invicto comiti, mit dem Strahlenhaupte wurde ebenfalls dort gefunden. Noch im vorigen Jahre erhielt ich von dort einige kleine bronzene Gegenstände, zugleich aber auch Fragmente

sehr feiner irdener Gefässe. Dieselben haben einen Anflug von Bronzierung. Ob dieser aber ursprünglich ihnen ertheilt worden, oder ob er sich im Verlaufe der Zeit erst darauf gebildet, wage ich nicht zu entscheiden. Die bleiernen Röhren der Wasserleitung wurden schon vor Jahren von einem Hirten entdeckt und herausgenommen. Es ist zu bedauern, dass der grosse Schutthaufen nicht regelmässig aufgegraben, sondern, da er von der Gemeinde-Verwaltung einem Einwohner aus Hirzweiler Behufs der Ueberwachung übergeben worden, nur hin und wieder nach Zeit und Bedürfniss aufgewühlt wird. Dadurch aber wird es unmöglich gemacht, einen Grundriss des Ganzen, der über die Bestimmung des einst dort gestandenen Gebäudes einen genügenden Aufschluss geben könnte, zu gewinnen. Die Fundamente der Nebengebäude und der Einfassungsmauern verzweigen sich weithin nach der Höhe und selbst nach der Wiese hin. Sollte dort nicht vielleicht der gewohnt haben, welchem das grossartige Grabmal, wovon oben die Rede war, errichtet worden? Jedenfalls hat dort, wenn dass Gebäude ein privates war, nur ein reicher Mann gewohnt. Dürfte man aber bei dem Klange des Namens Hirzweiler nicht auch vielleicht an eine Hirtii villa denken?

24) Welschbach. Auf dem Banne von Welschbach befindet sich in dem Winkel zwischen den Welschbacher Hecken, dem Stennweilerwalde und der Vogelshecke die Spur eines alten Gebäudes. Eine Erderhöhung und Ziegelfragmente bezeichnen die betreffende Stelle. Das vorhin erwähnte Gebäude auf dem Eselsrech und das vorstehende könnten wohl mit dem Etablissement (mutatio) im ganz nahen Stennweilerwalde in irgend einer Beziehung gestanden haben. — Unterhalb des Dorfes Welschbach, dem vorhin erwähnten Grabmale auf der Mess bei der Hirzweiler Mühle gegenüber, treten ebenfalls einige Erderhöhungen hervor. Im Jahre 1841 liess ich eine derselben im Interesse

des Ottweiler-St. Wendeler Vereins aufgraben. Es wurde ein Fussboden mit den gewöhnlichen Heizungseinrichtungen und eine kleine Wasserleitung, sonst aber gar nichts gefunden. Alles sprach auch nur für eine sehr gewöhnliche Einrichtung. Die Sage, welche auch an diese Stelle eine Kapelle versetzte, ist durch jene Ausgrabung widerlegt worden. Da der hervorragendste Punkt nur ein höchst unbedeutendes Resultat lieferte, so habe ich die schwächern Erhöhungen des Bodens daselbst bisher in Ruhe gelassen. In einem Hofberinge zu Welschbach wurden noch zwei interessante Steine aufbewahrt, welche auf dem Felde ausgegraben worden. Der eine ist das Bruchstück eines steinernen Löwen, der andere aber, bei drei Fuss lang und eben so breit, hat in der Mitte eine Oeffnung von einer Form, welche durch vier Halbzirkel, deren Bogen sich einander gleichmässig zugekehrt sind, gebildet wird. In der Kirchhofsmauer befindet sich ebenfalls ein Stein mit einer Figur. Derselbe soll aber nur ein Fragment sein. Er ist jetzt mit Mauerbewurf bedeckt, wesshalb ich mich hier mit einer blossen Erwähnung desselben begnügen muss. Ich besitze auch einige alte Münzen, welche auf dem Banne von Welschbach gefunden worden sind, z. B. eine alte gallische von schlechtem Golde mit dem heiligen Rosse, eine kupferne, derselben Periode angehörig, und eine römische Familienmünze.

25) Stennweiler. Links an der Strasse von Stennweiler nach Hüttigweiler sieht man im Felde eine kleine Erhöhung im Felde, auf welcher einige Ziegelstücke liegen. Auch in der Nähe von Stennweiler sollen früherhin mehrere behauene Steine, Reste eines alten Gebäudes, im Felde ausgegraben worden sein. Noch im vorigen Sommer wurden zwischen Stennweiler und der Altmühle an einer Stelle, Silbergrube genannt, die Fundamente eines alten, offenbar römischen Gebäudes entdeckt und zu Tage gelegt. Es kommen auch Eisenschlacken in der Nähe vor.

26) Schiffweiler. An einer Stelle zwischen Ottweiler und Schiffweiler, auf der Striet (Street) genannt, nicht fern von der alten Strasse, wurde vor mehreren Jahren eine Küche ausgegraben. Man fand bei dieser Gelegenheit allerlei kleine Gegenstände, die aber nicht weiter beachtet wurden. In der unmittelbaren Nähe ist eine Quelle, die früherhin, wie es wenigstens scheint, überwölbt war. Als man im Jahre 1839 den vorbeiführenden Weg erweiterte, kamen nicht nur bearbeitete Steine, sondern auch der Torso einer weiblichen Figur aus Sandstein zum Vorschein. Dieselbe trug einen Gürtel und war nicht schlecht gearbeitet. Man dürfte wohl den Torso einer Nymphe darin zu erkennen haben. Als ich diesen Stein wegnehmen lassen wollte, um für dessen Erhaltung zu sorgen, war er schon abhanden gekommen. Im Kowäldchen zeigen sich mehrere Erd- und Steinhaufen, in denen Reste alter Gebäude und Gräber enthalten sind. Beim Kowäldchen liegen so viele Eisenschlacken, dass man das dortige Gebäude sogar „die Eisenhümes“ nennt. Als man vor einigen Jahren einen Forstschutzgraben daselbst aufwerfen liess, wurden verschiedene kleine Gegenstände gefunden, die jedoch kein besonderes Interesse darbieten. Unterhalb des Kowäldchens kommen, auf einem Vorsprunge westlich, bei den Steinbrüchen mehrere alte Gräber vor. Schon in frühern Jahren wurden einige derselben aufgedeckt. Das war jedoch besonders im vorigen und in diesem Jahre der Fall. Im Monat Mai dieses Jahres wurden drei derselben in meiner Gegenwart geöffnet. Dieselben waren sehr einfach. Man fand nur einen Aschenkrug mit einer kleinen Schüssel und einige Spangen. Bei den Krügen war eine klebrige, kalkige Masse, die wohl nur von verwesten Gebeinen herrühren kann. An einigen Stellen bemerkte man in der Erde eine schwarze Fläche, die sonder Zweifel beim Verbrennen der Leichen entstanden ist. In zweien Gräbern fand man, ausser den

zerfressenen Spangen, auch einige Stücke verrosteten Eisens. Aber nur ein Stück zeigte noch die Gestalt eines Spiesses oder eines Schwertes. Die kleinen Urnen, Krüge und Schüsselchen sind nur durch einige Feldsteine schlecht geschützt. Wir konnten daher bei aller Behutsamkeit nichts unzerbrochen herausziehen. Die irdenen Gefässe waren überhaupt nicht nur sehr morscher Natur, sondern auch fast alle durch die Last der Decke zerdrückt. Diese Gräber sind in der Regel 7—8 Fuss von einander entfernt, wodurch das Auffinden derselben sehr erleichtert wird, obgleich sie auf der Oberfläche nicht bemerkbar sind. Unterhalb der Altmühle finden sich an einem südlichen Abhange noch Fundamente im Boden, die von der Sage zwar einem Kloster (Mühlenbach) zugeschrieben werden, in der That aber einem römischen Gebäude angehört haben.

27) Landsweiler. Zwischen dem Heiligenwald und Kalenberge liegen viele Eisenschlacken. Es scheinen auch Gebäude daselbst gestanden zu haben. Auch im Grüberswalde kommen sogenannte Heidengruben (alte Erzgruben) vor. In der Hanfgewand liegen ebenfalls viele Eisenschlacken. An dieser Stelle stand offenbar eine Eisenschmelze.

28) Neunkirchen. Auf einem Hügel, der an den District Haderhecke grenzt, wurden vor mehreren Jahren die Fundamente eines alten Gebäudes aufgegraben. Man sprach damals zwar von grossen und wichtigen Funden, die gemacht worden sein sollten, allein Näheres ist darüber nicht bekannt geworden. Die Sage träumt indessen auch an dieser Stelle wieder von einem Kloster, von dem die Geschichte unserer Gegend nichts weiss.

29) Forbacherhof. In einer Waldstrecke, welche an diesen Bann stösst, heisst eine Stelle „die Heidenköpfe“. Weiter ist mir aber darüber nichts bekannt.

30) Wellesweiler. Im sogenannten Kasbruche soll eine Stadt gestanden haben. Das Ganze dürfte sich aber

auf irgend ein einzelnes Gebäude beschränken. Dafür sprechen auch die Steine und Ziegel, welche man dort gefunden. Ein alter Mann aus Wellesweiler erzählte mir, dass um das Jahr 1806 ein Hirt ein steinernes Kreuz daselbst gefunden habe, das bald hier bald dort aufgestellt worden und dann untergegangen sei.

31) Ober-, Mittel- und Nieder-Bexbach. Diese Dörfer, nebst dem Frankenholzerhofe, sonst zur Grafschaft Ottweiler gehörig, bilden jetzt einen Bestandtheil des pfalzbayerischen Land-Commissariates Homburg. *Heintz* sagt in dem oben angeführten Werkchen, dass hin und wieder auf den Gemarkungen dieser Gemeinden Fundamente von Gebäuden, dann Urnen, Münzen u. s. w. gefunden worden [1]).

1) Indem ich für jetzt diese Notizen beschliesse, kann ich nicht umhin, mein Bedauern auszudrücken, dass man den Alterthümern hiesiger Gegend in früherer Zeit so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wurden früherhin auch einmal alte Münzen u. s. w. gefunden, so suchte man dieselben, um sie nicht ohne alle Vergütung an die herrschaftliche Rentkammer abliefern zu müssen, zu verheimlichen und zu verschachern. Auf diese Weise wurde Manches verschleppt, Manches dem Schmelztiegel überliefert. Werke der Bildhauerkunst und Inschriften wurden gewöhnlich, wenn man sie nicht mit Vortheil bei einem Neubaue als gewöhnliche Bausteine verwenden konnte, zertrümmert. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, diesem Gegenstande eine verdiente Aufmersamkeit in hiesiger Gegend zu schenken. Der Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, mehr aber noch dem Vereine für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen Ottweiler und St. Wendel, gebührt das Verdienst, ein grösseres und allgemeineres Interesse für die antiquarischen und geschichtlichen Verhältnisse unserer Gegend erweckt und verbreitet zu haben. Es ist daher zu wünschen, dass es dem auch in den erwähnten Verhältnissen sehr unterrichteten Landrathe des Kreises St. Wendel, Hrn. Regierungsrath *Engelmann* gefallen möge, recht bald einen zweiten Bericht über die neuen Entdeckungen im Bereiche des zuletzt genannten Vereins zu veröffentlichen; sowie dass der Gymnasial-Oberlehrer, Hr. Dr. *Schröter* zu Saarbrücken die Erfolge seiner

Resultate.

1) Vorrömische oder celto-gallische Alterthümer kommen in hiesiger Gegend nur wenige vor. Zwei celtogallische Münzen, zu Welschbach gefunden, sind Alles, was ich in dieser Beziehung anzuführen habe. Ob die steinernen Streitäxte aus Mainzweiler auch der celto-gallischen oder einer spätern Periode angehören, lasse ich dahingestellt.

2) Die alten Gräber in hiesiger Gegend sind verschiedener Art: z. B. a) Ein Grab bestand aus einem einzigen in die Erde eingesenkten Steine mit einer Höhlung, in welcher der Aschenkrug stand. b) Viele Gräber befinden sich ohne bemerkbare Erhöhung der Oberfläche in der Erde. Dieselben bestehen aus einem Kruge oder einer kleinen Urne und einem Schüsselchen. Bei einigen lagen kupferne Spangen und einige verrostete Eisenreste von Waffen. Ein Thränenfläschchen kam nur in einem einzigen Grabe vor. Da sich auch ein grober Fingerring dabei vorfand, so möchte ich dieses Grab einem Frauenzimmer zuschreiben. Lampen kamen nirgends vor. c) Im Walde vor Wiesbach, an der Rennstrasse, im Kaaswalde bei Urexweiler und im Himmelwalde zwischen Ottweiler und Werschweiler kommen Grabhügel vor. d) Bei Hirzweiler wurden die Reste eines grossartigen Grabdenkmals aufgefunden. Ich halte diese Gräber für römische.

3) Die Fundamente der alten Gebäude deuten durchgehends auf römischen Ursprung.

4) Diese Gebäude bildeten nur einzelne zerstreut liegende Etablissements oder Niederlassungen, aber keine Dörfer im heutigen Sinne des Wortes, und die meisten derselben kommen vor auf den Bannen von Urexweiler, Ottweiler, Mainzweiler, Welschbach und Hirzweiler, Stennweiler und Schiffweiler.

---

persönlichen rühmlichen Thätigkeit und die Resultate der Wirksamkeit des dortigen historisch-antiquarischen Vereins bald bekannt mache.

5) Dieselben liegen gewöhnlich a) nicht in der unmittelbaren Nähe der Strassen, b) meist an östlichen, südlichen (und zwar am häufigsten) und westlichen Abhängen oder Terrain-Neigungen.

6) Die einstige Bestimmung derselben lässt sich nur in wenigen Fällen noch ermitteln. Viele derselben mögen indessen, nach ihrer Lage zu urtheilen, a) Bauernhöfe (villae rusticae) gewesen sein. b) Auf der Höhe des Stennweilerwaldes stand ein öffentliches Etablissement, nämlich eine Posthalterei (mutatio). c) Auffallend viele Eisenwerke kommen vor, z. B. 1) in dem Elchenbach bei Ottweiler, 2) zu Neumünster, 3) zu Wiebelskirchen, 4) auf der Reitenwaldsmühle, 5—6) an zwei Stellen zu Urexweiler, 7) am Kowäldchen, 8) zwischen Stennweiler und der Altmühle, 9—10) bei Landsweiler, wo sonder Zweifel auch das Eisenerz gegraben wurde. — Mehrere jener Eisenwerke sind an Stellen errichtet gewesen, die es einem auf den ersten Blick sagen, dass das Wasser bei dem Betriebe derselben keine Dienste habe leisten können. Man muss daher wohl eine andere Vorrichtung in Anwendung gebracht haben, die dasselbe entbehrlich machte. d) Zu Urexweiler und Mainzweiler scheinen Kalköfen gewesen zu sein. e) Es fehlte der hiesigen Gegend auch nicht an heiligen und geweihten Oertern, und selbst nicht an, wenn auch noch so kleinen, Tempeln. Ich habe, wenigstens andeutungsweise, dazu gerechnet: 1) die Baustätte der alten Pfarrkirche zu Wiebelskirchen, 2) eine Quelle zwischen Ottweiler und Schiffweiler, 3) den Fundort des Altars zu Urexweiler, und 4) die Tumb bei Hüttigweiler.

7) Mehrere dieser Gebäude sind, allem Anscheine nach, durch Brand zerstört worden.

8) Von den Besitzern jener Gebäude waren mehrere Soldaten (Veteranen).

Nimmt man Rücksicht auf die vielen Strassen, welche

gerade die hiesige Gegend durchkreuzten, so wie auf die Eisenwerke, welche in derselben im Betriebe waren, so ist es einleuchtend, dass dieselbe zur Zeit der Herrschaft der Römer ziemlich belebt und bewohnt gewesen. Späterhin aber scheint sie auch eben so öde geworden zu sein. Gerade in hiesiger Gegend finden wir die Einsiedler St. Wendalin und St. Ingobert am Schlusse des fünften Jahrhunderts. Vielleicht waren es gerade die vielen Strassen und Etablissements, welche in ruhigern Zeiten die Zunahme der Bevölkerung beförderten, in den Kriegszeiten auch die Verwüstung und Verheerung der hiesigen Gegend begünstigten, indem die eindringenden Feinde sich leicht nach allen Richtungen hin verbreiten konnten. Um das Jahr 511 erwarb indessen der h. Remigius, Erzbischof von Rheims, Bischniesheim bei Saarbrücken, Cusel und Altenplan. Von nun an tauchen die christlichen Etablissements (Klöster) nach und nach und durch sie und neben ihnen andere Kirchen aus dem Dunkel auf, um die hiesige Gegend zu erleuchten. So entstand schon um das Jahr 590 ein Kloster an der Ausmündung des Glans in die Nahe (Disibodenberg). Um das Jahr 600 finden wir die ersten Anfänge des Klosters Tholey, um das Jahr 740 das Kloster Hornbach, um das Jahr 860 das Kloster Neumünster bei Ottweiler, welches mit mehrern bereits bestehenden Kirchen und Kapellen in der Umgegend dotiert wurde.

Ottweiler, den 3. December 1846.

Hansen,
kath. Pfarrer und Schul-Inspector.

---

3. Die römische Niederlassung bei Köngen in der mittleren Neckargegend.

Ungefähr $\frac{1}{8}$ Stunde südlich von dem Pfarrdorfe Köngen im Oberamtsbezirk Esslingen liegt über dem Neckarthale und gegenüber der Einmündung des Lauterthals eine freie Ackerfläche, das »Burgfeld« genannt. Dasselbe bildet eine flache, ovale Bergkuppe, welche gegen Süden von dem Thalgehänge des Neckars, gegen Osten und Westen von 2 Seitenthälchen begrenzt ist. Die Thalgehänge selbst sind am oberen Rande durch eine theils natürlich theils künstlich gebildete Terrasse umwallt, so dass das Burgfeld von 3 Seiten fest und nur von der Nordseite her auf ebenem Wege zugänglich war. Diese Stelle gehört, wegen ihrer ausgebreiteten Aussicht in das Neckar- und Lauterthal und an einen grossen Theil der Alp, zu den schönsten in der mittleren Neckargegend.

Die Volkssage, dass hier eine Stadt gestanden habe, hat sich durch ausgebreitete planmässige Nachgrabungen, welche Herzog Karl im Jahr 1783 anordnete, hinlänglich bestätigt. Die Ergebnisse derselben waren sehr lohnend und förderten bald die Ueberreste einer ausgedehnten römischen Niederlassung zu Tage. Es wurden Strassen, Wasserleitungen, Fundamente, Souterrains und Hypocausten regelmässig angelegter Gebäude aufgedeckt und in denselben eine grosse Anzahl merkwürdiger, zum Theil werthvoller Anticaglien gefunden, z. B. zwei schöne Bronze-Statuetten des Jupiter und der Minerva, ferner von demselben Metall: Schreibgriffel, chirurgische Instrumente, ein Maasstab, Haarnadeln, Löffel, Lampen, Schlüssel, Fingerringe mit geschnittenen Gemmen u. s. w. Von Eisen fand man verschiedene Waffen, Handwerkszeuge und Geräthschaften

als: Scheerspitzen, Aexte, Sägen, Hämmer, Meissel, Schlüs-
sel, Messer, Glocken, Ketten, eine kleine Schnellwage
s. w. Ausser einer Menge Bruchstücke thönerner Gefäs
erhielt man 15 nur wenig beschädigte Amphoren, von den
die grösste 55 würt. Maass hielt, ferner ganz erhaltene Krüg
Teller, worunter mehrere von Siegelerde, welche mit Figur
aus Laubwerk schön verziert waren. Die Gefässe trug
häufig die Namen der Töpfer als: Ritunus, Marinus, Pl
cidus, Primitius, Viccius, Quintus, Victorinus, Regulin
Avitus, Virilis, Ianus, Firmus, Reginus, Cerialis u. s. w.

Unter den aufgefundenen Fragmenten von Säulen, Statu
etc. fand sich auch ein behauener Stein mit der Aufschr

140. E X I V S S V P O S V I T

Silberne und eherne Münzen, welche bis auf Gall
(251—3) gehen, wurden 213 an der Zahl gefunden.

Von den aufgefundenen Gegenständen, die anfangs
Schloss zu Köngen aufbewahrt, aber nicht gehörig übe
wacht wurden, ging leider der grössere und bessere Th
verloren, und erst im Jahr 1814 wurde der unbedeuten
Rest derselben in das Antiquarium nach Stuttgart gebrac
Die aufgegrabenen Gebäudereste u. s. w. liess man wied
eindecken, und seit 60 Jahren furcht nun der Pflug wied
über die ehemalige Römerstadt. Da sich aber die ang
stellten Untersuchungen nicht über die ganze Fläche d
Burgfeldes erstreckten, so mag der Zufall unterdessen no
manchen Gegenstand von antiquarischem Werthe ans Lic
gebracht haben, wovon übrigens nichts bekannt wurde, b
man im Jahr 1832 einen Gelübdestein mit abgeschlagene
Bildwerk und folgender Inschrift auffand:

141. DEO· MERCVRIO. VI
SVCIO. ET. SACTE. VISV
CIE. P. QVARTIONIVS
SECVNDINVS. DECV
cIVI. SVMA... IV. V. S. L. M.

In der Hoffnung, dass die antiquarische Fundgrube bei Köngen noch nicht völlig ausgebeutet sein werde, untersuchte ich im Frühjahr 1843 das Burgfeld aufs Neue und erhielt folgende Gegenstände: mehrere röm. Münzen, einen zierlich gearbeiteten Stimmhammer einer Lyra und einen Würfel aus Bronze, ferner ein Fragment eines Reliefs, vermuthlich die Diana vorstellend, und einen aus grobkörnigem Keupersandstein trefflich gearbeiteten, aber leider beschädigten Kopf des Kaisers Antoninus Pius, um dessen schön gelocktes Haar ein dichter Lorbeerkranz sich windet.

Von diesen neuen Erwerbungen machte ich der mir vorgesetzten Stelle, dem Königl. Würt. statistisch-topographischen Büreau, die geziemende Anzeige, worauf ich die Erlaubniss erhielt, auf dem Burgfeld bei Köngen weitere Untersuchungen vornehmen zu dürfen.

Im April 1844 liess ich nun an Stellen, welche bei den frühern Forschungen unangetastet blieben, Nachgrabungen anstellen. Jeder Spatenstich brachte röm. Gefässe, Ziegel u. s. w. zum Vorschein, und in unbedeutender Tiefe von 1—2' wurden Grundmauern ansehnlicher Gebäude, Hypocausten, Estrichboden u. s. w. aufgedeckt, die im Allgemeinen anderseitig ausgegrabenen Fundamenten römischer Gebäude ähnlich waren. Bemerkenswerth ist ein Raum, den man nach seiner Einrichtung für ein Schlachthaus erkannte: er besteht aus einem 25' langen und 20' breiten, mit einer 2' 5" dicken Mauer umgebenen Estrichboden; derselbe ist blutroth gefärbt, dacht sich sanft ab und hat in der Mitte eine Rinne, welche zum Ablauf des Bluts diente. Neben einer röm. Münze wurden hier mehrere Fleischhacken, wie sie gegenwärtig noch unsere Fleischer haben, aufgefunden. Während der Ausgrabungen erhielt ich ausser mehreren röm. Münzen eine Menge Bruchstücke der verschiedensten röm. Gefässe mit Verzierungen und Töpferstempeln, unter diesen ein beinahe erhaltenes, schön verziertes Gefäss von Siegel-

erde, ferner folgende Gegenstände aus Bronze: einen Henkel nebst dem Beschläge, in welches derselbe eingehenkt wurde (letzteres stellt ein Rebenblatt vor, auf dem ein Kopf abgebildet ist), ein niedliches Beschläge, auf welchem eine nackte Figur zwischen Arabesken sich befindet, einen Löffel, einen Würfel und einen 2' 5" langen Pfeil mit Widerhaken und gewundenem Stabe u. s. w.

Was nun die Niederlassung selbst anbetrifft, so war diese sehr ausgedehnt und erstreckte sich über eine ungefähr 200 würt. Morgen betragende Fläche, über welche quer eine 18' breit gepflasterte und zu beiden Seiten je 3' mit Neckargerölle beschüttete Hauptstrasse führte. Zunächst derselben zeigte sich eine Regelmässigkeit in der Anlage der Gebäude, indem diese zu beiden Seiten der Strasse in verschiedenen Zwischenräumen gebaut waren, und zwar so, dass je ein Gebäude auf der einen Seite der Strasse dem Zwischenraum zweier Gebäude auf der andern Seite gegenüber stand. Je entfernter die Wohnungen von der Hauptstrasse waren, desto weniger konnte man eine regelmässige Reihenanlage derselben bemerken; sie standen dann mehr vereinzelt, jedoch, wie die übrigen, mit freier Aussicht gegen das Neckarthal. Sämmtliche Gebäude scheinen gegen Südost orientiert gewesen zu sein, was auf die Vermuthung leiten könnte, die Römer haben hier den sogenannten Sonnenbau angewendet. Seitenstrassen wurden im ehemaligen Römerort keine aufgefunden, dagegen waren die Hofräume einiger Gebäude gepflastert und beinahe sämmtliche Räume zwischen den Häusern 1' dick mit Neckargerölle beschüttet und fest gestampft, was zur Reinlichkeit des Orts nicht wenig beigetragen haben mag.

Die Gebäude selbst waren verschiedener Grösse, einzelne nur 25—30' lang und 20' breit, andere hingegen 70—100—110—195' lang und 40—50' breit; die meisten hatten Souterrains von verschiedener Tiefe und Grösse, zu

denen steinerne Treppen führten. Die Boden der Wohnungen bestanden zum grössten Theil aus Estrich von verschiedener Färbung; einzelne waren gepflastert, vermuthlich dienten derartige Gebäude als Stallungen. In der Nähe der Wohnungen, und zum Theil von diesen ausgehend, fand man 2' hohe und 2' breite mit Estrich bestochene Kanäle, durch welche ohne Zweifel die gebrauchten und verunreinigten Wasser abgeführt wurden. Die Trümmer der Niederlassung, unter denen sich eine Menge Menschen- und Thierknochen vorfanden, zeugen von einer furchtbaren Zerstörung, welche hier nicht nur gegen die Gebäude, sondern auch gegen die unglücklichen Bewohner wüthete.

Wie die angeführten Ergebnisse der Ausgrabungen bei Köngen schon hinlänglich nachweisen, dass die Römer daselbst eine Niederlassung von gröserer Bedeutung angelegt hatten, ebenso wird dieses durch die röm. Heerstrassen, welche sich hier vereinigen, noch mehr bestätigt. Die bis jetzt aufgefundenen sind folgende: 1) Von der Rheingegend führte über Eppingen, Pforzheim, Böblingen eine Heerstrasse nach Köngen, überschritt hier den Neckar und setzte ihren Zug gegen Kirchheim und auf das Plateau der Alp fort; dort verband sie sich mit der röm. Strasse, welche von Augsburg über Feimingen, Heidenheim u. s. w. herführte; 2) zog eine Strasse zu der röm. Niederlassung bei Cannstatt und von da an den untern Neckar; 3) eine in westlicher Richtung gegen den Limes oder die Reichsgrenze; 4) eine nach Rottenburg, Sumlocenne; und endlich 5) eine gegen Süden, deren Fortsetzung noch nicht sicher nachgewiesen werden kann.

Die Römer beschränkten sich aber nicht allein auf den Punkt bei Köngen, sondern liessen sich auch in der Umgegend in kleineren Wohnorten häuslich nieder. Ein derartiger Wohnplatz wurde schon 1811 bei Pfauhausen aufgefunden; in neuester Zeit entdeckte ich noch weitere, bei

der sogen. Hettenmauer (Heidenmauer) auf der Markung Köngen, auf den Maueräckern bei Waldungen und beim Steig, dem Burgfeld gegenüber, auf der Unter-Boihinger Markung.

Wird nun eine Vergleichung der röm. Niederlassung bei Köngen mit den sonst in Würtemberg bekannten angestellt, so erscheint diese als eine der ausgedehntern und hinsichtlich ihrer Bestimmung gleich bedeutend mit den längs des Neckars bestandenen röm. Niederlassungen bei Rottweil, Rottenburg, Cannstatt, Marbach, Böckingen (Heilbronn gegenüber) etc., welche sämmtlich an Stellen angelegt waren, wo die Terrain-Verhältnisse einen leichten Uebergang über Thal und Fluss gestatten.

Da bekanntlich die Römer alle namhaften Defilés zu umgehen suchten, so wählten sie geeignete Uebergangspunkte aus, um an solchen ihre wichtigeren Heerstrassen über die Thäler zu führen und legten daselbst zur Deckung des Uebergangs ihre militärischen Colonien an. Die gleiche Bestimmung scheint ursprünglich der Römerort bei Köngen gehabt zu haben; hier, wo die Thalgehänge des Neckars sich sanft abflachen und leicht zu ersteigende Anhöhen bilden, erkannten die umsichtigen Römer den geeignetsten Punkt, um ihre grosse Heerstrasse, welche die Rheingegend bei Salz (Saletio) mit den Niederlassungen bei Feimingen an der Donau (Pomone) und mit Augsburg (Augusta Vindelicorum) auf dem nächsten Wege verband, über das Neckarthal zu führen und legten hier zum Schutz des Uebergangs eine Colonie an, welche ohne Zweifel anfangs nur mit Kriegern besetzt wurde, bis sich später, durch die reizende und fruchtbare Lage des Ortes angezogen, auch Gewerbe und Ackerbau treibende Römer hier ansiedelten, wodurch der Römerort nicht nur eine grössere Ausdehnung, sondern auch ausser der militärischen noch eine bürgerliche Bedeutung erhielt.

Topograph Paulus.

---

4. Cäsar's Bericht über den Lauf der Maas[1]).

Die Stelle, in welcher Cäsar über den Lauf der Maas und des Rheines berichtet, B. G. IV. 10, hat auch in der neuesten Zeit von der einen Seite eine sehr gewaltsame Kritik oder Erklärung oder beide zugleich sich gefallen lassen müssen, während sie von einer andern Seite dem mit den örtlichen Verhältnissen so genau bekannten Schriftsteller den Vorwurf zugezogen, er habe in gröblichem Irrthume die Maas in den Rhein fliessen lassen, was um so weniger angenommen werden darf, als ihm bekannt sein musste, mit welcher Gewalt sich die Maas, welcher Tacitus (Ann. II. 6) *immensum os* zuschreibt, in das Meer ergiesst; denn dass Cäsar nach der ihm beigelegten Verbindung der Maas mit dem Rheine wieder eine Trennung derselben sich gedacht habe, würde ganz und gar dem Sinne der Stelle widersprechen, da ein so wichtiger Umstand nicht unerwähnt bleiben durfte. Auch darf man nicht etwa mit *Schneider* behaupten, es sei gar nicht zu verwundern, dass Cäsar's Beschreibung des Laufes der Flüsse in jenen vielfachem Wechsel unterworfenen Gegenden mit den heutigen Verhältnissen nicht ganz übereinstimme, da wir schon bei Tacitus ganz den gegenwärtigen Lauf der Waal und Maas, die sich nicht mit dem Rheine verbindet, angedeutet finden, und Tacitus, wäre seit der Zeit Cäsar's, den er (Germ. 28) *summus auctorum* nennt, und auf den er besondere Rücksicht nehmen musste, eine so bedeutende Aenderung eingetreten, dieselbe nicht unerwähnt lassen konnte.

---

1) Vgl. diese Jahrbücher V. 261 ff. IX. 60.

Nach dem ersten leider auch jetzt, wenn nicht ganz verkannten, doch häufig nicht befolgten Grundsatze der Kritik müssen wir nicht von der jetzigen Vulgata, die manchen eine unerschütterliche Basis scheint, sondern von der Lesart der anerkannt besten Handschriften ausgehn, als welche uns bei Cäsar, wie *Schneider* gezeigt hat, der Bongars. A und der Paris. A gelten müssen. Nach diesen lautet die betreffende Stelle also:

> Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus Lingonum, et parte quadam Rheni recepta, quae vocatur Vacalus, insulam (oder insula) quae efficit Vatavorum, in Oceanum influit, neque longius ab Oceano milibus passuum LXXX in Rhenum influit.

Den ersten Anstoss gibt hier *quae* nach *insulam*, welches die ganze Bildung des Satzgefüges heillos verwirrt, weshalb man statt desselben, nicht ohne handschriftliche Auctorität, nach einer gewöhnlichen Vertauschung *que* gesetzt hat, und hierbei haben sich *Oudendorp*, *Herzog*, *Ukert*, *Dederich* u. a. beruhigt. Hiernach würde Cäsar, da *que* an den Relativsatz mit *quae* anschliesst und demnach *insulamque efficit Vatavorum* relativisch zu *parte quadam Rheni* gehört, offenbar sagen, die Waal (vor ihrer Verbindung mit der Maas) bilde oder vollende die Insel der Bataver. Dass die Waal die Bataverinsel vollende, hätte Cäsar nur bei der stärksten Unkenntniss der Ortsverhältnisse behaupten können. Aber auch den Ausdruck, sie bilde die Insel der Bataver, dürfen wir dem Cäsar unmöglich zuschreiben. „Die Waal bildet die Insel der Bataver dadurch," sagt *Dederich* (Jahrb. V. 262), „dass diese zunächst durch ihren Ausfluss aus dem Rheine die Insel anfängt." Ein solcher Ausdruck wäre aber der sonderbarste, den man sich denken könnte. Nicht die Waal bildet die Bataverinsel, sondern der Rhein dadurch, dass er sich in zwei Arme trennt, von denen der eine den Namen der Waal führt, woher

Plinius (N. H. IV. 29) richtig bemerkt, sie befinde sich *in Rheno ipso*[1]. Es spricht aber gegen jene Deutung auch der Umstand sehr entscheidend, dass man nicht einsieht, wie Cäsar darauf gekommen sein sollte bei der Beschreibung des Laufes der Maas zu bemerken, die Waal, welche in dieselbe fliesst, bilde vorher, durch ihre Trennung vom Rheine die Insel der Bataver, wogegen es für den Lauf der Maas höchst bedeutend ist, und daher nicht unerwähnt bleiben konnte, dass sie nach ihrer Verbindung mit der Waal die dritte Seite der Insel bildet[2].

Zeigt sich nun sowohl *que*, als *quae* an unserer Stelle als eine Unmöglichkeit, so müssen beide nothwendig sich gefallen lassen, sich von einem Platze zu entfernen, wo sie nur störend wirken. Fallen sie aber aus, so stehen die Worte *in Oceanum influit* so einsam und ausser allem Zusammenhange da, dass sie freiwillig den Platz räumen werden. Wie sie hineingekommen, wollen wir einstweilen unentschieden lassen. Werfen wir also, wie *Schneider* mit richtigem Takte gethan hat, was sich nicht halten lässt, getrost aus, so lautet die Stelle also:

1) *Schneider* sagt: Hanc (insulam) Caesar triquetram facit (?) Rheno, Vacalo, Mosa circumdatam, quorum primus secundum a se dimittens incboat insulam, tertius secundum recipiens continuat (?), idem denique in primum influens absolvit. Itaque Mosam primas quasi partes agentem, efficere insulam dicit. Aber müssten wir *efficere* in diesem Sinne von der Bildung der Insel verstehn, so würde dieses nicht der Maas, sondern dem Rheine zugeschrieben werden müssen.

2) Die Insel der Bataver liegt zwischen dem Rheine, der Waal bis zu ihrem Zusammenflusse mit der Maas, ferner der Maas und dem Meere. Ueber den frühern Lauf der Waal von ihrer ersten Verbindung mit der Maas bis zu ihrer dritten und letzten können wir nichts Gewisses bestimmen. Wenn Plinius sagt, die Insel erstrecke sich im Rheine *prope centum milia passuum*, so ist dies die ungefähre jetzige Entfernung der Trennung des Rheins und der Waal vom Meere.

Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibu Lingonum, et parte quadam ex Rheno recepta, qu appellatur Vacalus, insulam efficit Vatavorum, nequ longius ab Oceano milibus passuum LXXX in Rhenu influit.

Noch immer fliesst die Maas in den Rhein, und fa scheint es, dass es eines heroischen Mittels bedürfe, be den Strömen ihren getrennten Lauf zu sichern. Ein solch hat denn auch *Ukert* bereits versucht, indem er die gan Stelle *neque longius — in Rhenum influit* als Interpolati ausscheidet, wovon ihn die völlige Unwahrscheinlichke dass ein Interpolator die bestimmte Angabe der Entfernu von achtzig Meilen ohne weiteres eingeschoben und m weiss nicht woher geschöpft habe, abhalten musste.

Versuchen wir, ob es uns auf mildere Weise geling den Cäsar von dem Vorwurfe argen Irrthums zu befreie so bietet uns den zweiten bedeutenden Anstoss *neque lo gius*, das, wie *Schneider* richtig bemerkt hat, nur da g braucht wird, wo man eine weitere Entfernung erwart sollte. Aber *Schneider* bedient sich selbst dieser richtig Einsicht nur zur Widerlegung der falschen Aenderung d Worte *in Rhenum*, wofür schon in Handschriften *in Ocea num* versucht ward, und zu seiner Erklärung: Novum h et praeter expectationem fieri videtur, ut amnis tam pro Oceanum in alium amnem potius, quam in Oceanum influ Aber dass dieses dem Cäsar sonderbar geschienen hab können wir unmöglich annehmen[1]; auch würde dara folgen, dass ihm ein dem Meere noch näherer Zusam menfluss der Waal mit der Maas ganz unbekannt g wesen wäre, was eine höchst unwahrscheinliche Annahm

1) Der Lauf der Tiber selbst hätte dem Cäsar unbekannt sein mü sen, hätte er dies für sonderbar halten können; er hätte nicht w sen müssen, dass der Anio drei Meilen vor Rom von der Ti aufgenommen wird, neunzehn Meilen vom Meere entfernt.

sein würde. Richtig scheint uns *Dederich* (S. 262) bemerkt zu haben: »Wie passt in die Ansicht von *Schneider* der Ausdruck *neque* (i. e. et non) *longius?* Man erwartete, dass Cäsar bloss geschrieben hätte: *et ab Oceano.*« Aber nicht besser steht es mit *Dederich's* eigener Erklärung: »Die Maas nimmt einen Rheinarm, nämlich die Waal, auf und ergiesst sich in den Ocean; nachdem sie jedoch vorher, 80000 Schritte vom Meere entfernt, in den Rhein übergegangen ist.« *Neque* erklärt er *neque vero, neque tamen;* die in ihm liegende Negation muss er doch mit *longius* verbinden. Was soll dann aber, fragen wir von neuem, *non longius,* das auf eine erwartete weitere Entfernung geht muss? Hier würden wir eher das Gegentheil erwarten, dass die Maas schon achtzig Meilen vom Meere entfernt sich mit dem Ocean verbinde. Doch hören wir Herrn *Dederich* weiter. »Einen zweimaligen Uebergang der Maas in die Waal hat weder Tacitus angenommen, noch auch Cäsar: beide kennen nur einen einmaligen Zusammenfluss, sei es nun Thiel oder Gorkum gegenüber. Mag dieser nun bei dem einen oder bei dem andern Orte angenommen werden: Cäsar nahm vor der Vereinigung der Maas und Waal noch einen transitus der Maas in den Rhenus an; die Entfernung aber, die Cäsar von diesem transitus bis zum Ocean angibt, nämlich 80000 Schritte d. i. 16 geographische Meilen, entspricht in der Wirklichkeit ziemlich genau der Entfernung vom Meere bis zur Theilung des Rheines in Rhein und Waal, so dass also der vermeintliche transitus der Maas in den Rhein als identisch erscheint mit unserm fraglichen confluens Mosae et Rheni.“ Indem wir das Uebrige, was zum Theil durch das Bisherige erledigt ist, unbeachtet lassen, halten wir uns an die Behauptung, die Entfernung vom Meere bis zur Theilung des Rheines in Rhein und Waal betrage ziemlich genau achtzig römische

Meilen[1]). Offenbar kann hier nur die Länge des Stromlaufes gemeint sein; *Dederich* muss demnach behaupten, der Lauf der Maas von ihrer Verbindung mit der Waal an sammt dem Laufe der Waal von ihrer Trennung vom Rheine bis zu jenem Zusammenflusse mit der Maas betrage ungefähr achtzig Meilen. Dass dieses irrig sei, leuchtete mir bald ein, doch glaubte ich, um hierin sicher zu gehn, die Entscheidung eines Sachkundigen einziehen zu müssen. Herr Conservator Dr. *Janssen* in Leyden, eines der thätigsten Mitglieder unseres Vereines, hatte die Güte mir folgende Mittheilung zu machen: »Die Maas und Waal fliessen zuerst beim Fort St. Andries, gegenüber dem Dorfe Rossem, nach *Leemans* das Grinnes, zusammen; es ist dieses ein alter Zusammenfluss, der vermuthlich durch eine Niederlassung der Römer befestigt wurde. Ein neuerer Zusammenfluss ist der zweite bei Lövestein, wie der Name nieuwe Maas beweist, den die (alte) Maas von Hedinkhuisen bis nach Lövestein führt. Das dritte Mal verbanden sich die beiden Flüsse bei Putterich, jetzt unterhalb Vlaardingen; die alte Maas nämlich, die von Hedinkhuisen durch das Bett der noch vorhandenen oude Maas, ferner durch das jetzt von den Wellen verschlungene Land des Biesbosch, weiter durch die Westmaas nach Puttestein floss, verband sich dort mit der Waal. Von dem ersten Vereinigungspunkte, St. Andries, bis zum Meere beträgt der Lauf der Maas etwa 75, der Lauf der Waal vom alten Trennungspunkte bis St. Andries etwa 40 römische Meilen.« Hiernach würden also die achtzig Meilen

---

1) Es ist an sich unwahrscheinlich, dass Cäsar diese beiden Entfernungen zusammenzähle. Soll man etwa annehmen, er habe den Lauf der Maas bis zu ihrem letzten Verbindungspunkte mit der Maas nebst dem Laufe der Maas von dort bis zum Meere summiert? Auch diese Zusammenzählung wäre um nichts wahrscheinlicher.

Cäsar, wollte man an die Entfernung des Trennungs-
nktes von Rhein und Waal bis zur Mündung der Maas
nken, um etwa 35 überstiegen werden. Die Mündung
Rheines liegt von demselben Trennungspunkte 107½
nische Meilen entfernt. Demnach kann Cäsar diesen
nkt bei der Bestimmung der achtzig Meilen unmöglich
meint haben, dagegen liegt es sehr nahe an den ersten
sammenfluss der Waal und Maas zu denken, da der
uf der Maas sich leicht einige Meilen seit der Zeit Cä-
's verkürzt haben kann.

Sehen wir die Worte hierauf noch einmal an, so fällt
neben *neque longius* das schliessende *in Rhenum in-*
t um so mehr auf, als der unmittelbar darauf folgende
tz, welcher den Lauf des Rheines beschreibt, mit den
orten *in Oceanum influit* schliesst. Nun ist uns frei-
wohl bekannt, was nur zu häufig übersehen wird, dass
Alten Abwechselung im Ausdrucke bei weitem weniger
trebten, als die Neueren, aber der eintönige Schluss von
ei unmittelbar aufeinander folgenden Sätzen *in Rhenum*
luit, in Oceanum influit scheint uns gar zu anstössig und
geschickt. Auch könnte man den Gegensatz von *Rheni*
rs und dem blossen *Rhenus* auffällig finden. Endlich die
wahrscheinlichkeit der Sache selbst!

Hiernach dürften die Akten über den Schluss unserer
elle spruchreif sein. Ist *neque*, wie wir zeigten, uner-
rlich, *in Rhenum fluit* anstössig und wahrscheinlich, dass
angegebene Entfernung vom ersten Zusammenflusse
r Waal und Maas an zurechnen ist, so sehen wir uns zu
r Annahme genöthigt, dass auch die Worte *neque* und
Rhenum influit zu streichen sind, wonach die ganze
elle also herzustellen wäre:

Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus
Lingonum, et parte quadam ex Rheno recepta, quae

Meilen[1]). Offenbar kann hier nur die Läng
laufes gemeint sein; *Dederich* muss de
der Lauf der Maas von ihrer Verbin
an sammt dem Laufe der Waal von
Rheine bis zu jenem Zusammenfl
trage ungefähr achtzig Meilen.
leuchtete mir bald ein, doch gl
zu gehn, die Entscheidung e
zu müssen. Herr Conserv
eines der thätigsten Mitglie
Güte mir folgende Mitthe
Waal fliessen zuerst b
dem Dorfe Rossem, na
es ist dieses ein al
durch eine Niederla
neuerer Zusamme
der Name nieuw
Hedinkhuisen b
banden sich
halb Vlaard
huisen dur
ferner du
des Bie
stein
erste
bet
ϑον Ἀχαιοί.

den Lauf der Maas.
man an die Entfernung des Trennungs-
und Waal bis zur Mündung der Maas
übersteigen werden. Die Mündung
demselben Trennungspunkte 107½
Demnach kann Cäsar dieses
der achtzig Meilen unmöglich
so sehr nahe an den ersten
Maas zu denken, da der
Meilen weit der Zeit Cä

ser Versuch zu
a hinzufüge oder endl
nur dieses eine glauben wir
aussprechen zu dürfen, dass alle b
verfehlt sind. Weist man dies au
genden nach, was mir freilich höchst u
ch, aber immer möglich ist, so dürfte vielleic
licherer dadurch veranlasst werden die unbestr
Lösung des Räthsels zu finden. Ἐς Τροίαν πειρώμεν

H. Düntzer.

5. Antiquarische Entdeckungen im Regierungsbezirke Düsseldorf und der angrenzenden Landschaft.

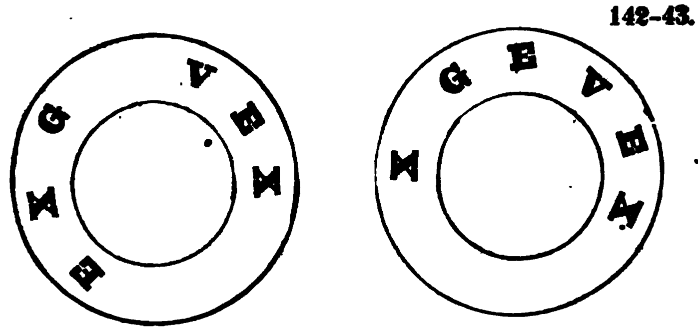
Indem ich meinen beiden früheren Berichten über antiquarische Funde in dem Regierungsbezirke Trier und dem Grossherzogthume Luxemburg (H. III. und VIII.) einen dritten aus dem Regierungsbezirke Düsseldorf und der angrenzenden Landschaft anschliesse, gehe ich von der Voraussetzung aus, dass es vielleicht einst zu ermöglichen wäre, eine grössere topographische Karte sämmtlicher zur Zeit der Römerherrschaft in den Rheinlanden bewohnten Orte zu entwerfen, ungefähr in der Weise, wie solche bereits im Auslande zum Theile zu Stande gekommen, zum Theile seit längerer Zeit schon vorbereitet wurden. Da jedoch ein solches Unternehmen nur durch thätiges Zusammenwirken einer grösseren Anzahl von Kräften ins Leben treten kann, so theile ich vorläufig wiederum die nachstehenden bisher nicht veröffentlichten Angaben mit, indem ich gerne bereit bin, auch mit dem übrigen Materiale, welches ich seit einer Reihe von Jahren zu dem beregten Zwecke gesammelt, denjenigen, welche jenen Plan sollten zur Ausführung bringen wollen, sogleich zur Hand zu gehen.

---

1. Einer der ältesten Orte am Niederrhein ist das heutige Dorf Ryndern bei Cleve; es erscheint schon in Urkunden des merovingischen Zeitalters, sein Ursprung reicht aber noch über die fränkische Periode hinaus bis in die Zeiten der Römer. Dieses beweist schon der bekannte Altar des Mars Camulus, der vor vielen Jahren daselbst entdeckt wurde und jetzt in dem Schlosshofe zu Cleve

aufgestellt ist. Es ist dieses jedoch nicht das einzige Denkmal, das einen längern Aufenthalt der Römer an diesem Orte bekundet: wenn auch die sehr alte Kirche des Dorfes nicht, wie oft geglaubt wird, als der Ueberrest eines römischen Tempels angesehen werden kann, so wurden dagegen schon vor mehr als zwanzig Jahren, etwa 300 Schritte südwestlich von dem Dorfe, auf dem Felde mannichfache Ueberreste entdeckt von unzweifelhaft römischem Ursprunge: es kam damals eine beträchtliche Quantität Mauerwerk zum Vorschein, in dem man noch die verschiedenen Gemächer unterscheiden konnte, ausserdem Wandbekleidungen mit Malereien, nebst einer Anzahl römischer Münzen, ohne dass man jedoch weitere Notiz davon gewonnen, als dass es sich noch im Gedächtniss mehrerer dort lebender Augenzeugen erhalten hat. Im Monat Mai dieses Jahres war ich Augenzeuge von Auffindung mannichfacher römischer Ueberreste. Als man nämlich den Kirchhof zur Anlage eines Gartens umgrub, stiess man auf römische Fundamentmauern und verschiedenes Baumaterial: Oolithstücke mit äusserst fest anklebendem Mörtel, der wie gewöhnlich mit zerstossenen Ziegelstückchen versetzt war, ein Säulenschaft, ein grosser Granitblock, Ziegel u. dgl. wurden herausgefördert, auch fand man Urnen mit Knochenresten, einen kleinen Henkelkrug, verschiedene Fragmente von Gefässen aus Thon und Terra sigillata und mehre römische Münzen. Leider habe ich es nicht vermocht, die beweglichen Gegenstände zusammenzuhalten, dagegen sind zwei grosse römische Ziegel mit Inschriften gegenwärtig in der dortigen Kirche aufgestellt und hoffentlich für den Ort gerettet. Diese beiden Ziegel dienten ehedem zur Thürschwelle eines jetzt abgebrochenen Bethäuschens auf dem Kirchhofe und rühren von den oben angegebenen, vor etwa zwanzig Jahren gemachten Aufgrabungen.

Der eine trägt in einer kreisrunden Vertiefung die folgenden Zeichen: der andere in derselben Art: 142-43.



d. i. *Vexillatio Exercitus Germaniae.*

Ein anderer schöner quadratischer Ziegel, ohne Aufschrift, von 22 Zoll Seite und 2 ¼ Zoll Dicke, steht auf dem Kirchhofe. Manche halten das Dorf Ryndern für das Arenacum des Tacitus (Hist. V. 20), Arenatium der peutingerschen Tafel und Harenacium des antoninischen Itinerars.

2) (Holland.) Aus dem sehr alten Dorfe Millingen, 1½ Meile von Nymwegen aufwärts, dicht an der Waal gelegen, wo schon vor vielen Jahren eine römische Lapidarinschrift gefunden wurde, kam mir eine Münze von Tiberius in Grosserz zu Gesichte; sollte sich der Ort als eine römische Niederlassung erweisen, so dürfte die gewöhnliche Meinung, dass die heutige Waal von Millingen bis Nymwegen hinab auch die der Alten gewesen, leicht eine Aenderung erleiden, da der Ort sehr tief liegt und nur durch gewaltige Dämme vor den Wasserfluthen geschützt werden kann, eine solche Abdämmung der Ufer aber zur Zeit der Römer sehr problematisch ist.

3) In dem ½ Meile südöstlich von Cleve gelegenen Dorfe Qualburg sind seit Jahrhunderten sehr zahlreiche Alterthumsreste entdeckt worden, von denen jedoch nur

äusserst wenig bis auf uns gekommen ist. Ich habe den
einige Male besucht, und daselbst, besonders in der U
gebung der alten Kirche, eine ungewöhnliche Menge
Ziegelbruchstücken und viele Fragmente von Thongefäs
verschiedener Art gefunden. Einige halten den Punkt
Quadriburgium des Ammian. Marcell. XVIII. 2, auch
Arenacium. S. o.

4) Aus dem kleinen Orte Hauberg, am Fusse
Eltenberges und dicht am alten Rhein, kam eine alte Th
lampe in meinen Besitz, mit dem Töpferzeichen:

143. C A R I O
F

Carpi officina.

Derselbe erscheint auch auf Lampen in *Houben's*
tiquarium zu Xanten.

5) Auf dem Eltenberge (Castellum Altinum) soll
vor vielen Jahren beim Graben im Boden auf einen un
irdischen Gang gestossen sein, der in der Richtung
Osten nach Westen führte, und worin ein Mensch aufre
stehen und umherwandeln konnte; ein Mann soll ihn
eine Strecke betreten haben, aber aus Furcht bald wie
umgekehrt sein; der Eingang wurde darauf verschüt
aber die Stelle wird noch gezeigt. Weitere Aufgrabun
würden wohl Aufschluss darüber geben können.

6) (Holland.) Man hat jetzt die Stelle ausfindig gema
wo der tiefe Römerbrunnen auf dem Montferland lie
soll; die bisherigen Aufgrabungen haben zwar noch
Resultat geliefert, die Arbeiten werden jedoch fortgese

7) Zwischen Cleve und dem Dorfe Donsbrüggen
gen auf dem Bergabhange drei grosse runde Hügel,
augenscheinlich von Menschenhänden dort aufgeworfen s
sie heissen beim Volke die Hunnenhügel. Es sind w
nichts anders als Grabhügel, ob römisch oder german
bleibt unentschieden. Weiter im Gebüsch fand ich de

noch eine grosse Menge zerstreut, die schon zum Theil beschädigt, zum Theil fast ganz geebnet sind, ohne dass man etwas Bemerkenswerthes daran gefunden hätte; ganz nahe dabei wurden aber vor Kurzem germanische Graburnen gefunden. Es wird mir vielleicht Gelegenheit geboten, den einen oder andern dieser Hügel kunstmässig aufgraben zu lassen, wo dann in der Tiefe sich wohl Reste finden werden, die über deren Ursprung Aufschluss geben können.

8) (Holland.) In den beiden, theils am Abhange, theils am Fusse des Berges gelegenen Dörfern Beek und Ubbergen, in der Nähe von Nymwegen, fand ich allerwärts römische Ziegel und Bruchstücke derselben in grosser Anzahl.

9) Ungefähr $1/2$ Meile nordwestlich von der Kreisstadt Rees fand ich dicht am rechten Rheinufer einen Haufen römischer Ziegelfragmente; ob dieselben von einem in der Nähe befindlichen Gebäude, oder vielmehr aus dem Rheine herrühren, bleibt zweifelhaft.

10) (Holland.) Zwischen Nymwegen und dem preussischen Grenzdorfe Wielder, etwa $3/4$ Meile von Ersterem und $1/4$ M. von Letzterem entfernt, ist auf der Höhe des Waldgebirges eine Stelle, welche gemeinlich »im Holledorn« heisst und seit Jahrhunderten durch die bedeutenden Alterthümer, die dort zufällig entdeckt wurden, bekannt ist. Der Ort liegt dicht an der grossen Militärstrasse, die von Strassburg nach Leyden ging. Noch jetzt sieht man 5—6 Fuss hoch aufgethürmte Haufen von römischen Ziegeln aller Art, und die Reste zahlreicher Gebäulichkeiten lassen sich in weiter Ausdehnung durch den Wald und die Höhe hinan verfolgen. Seit den im vorigen Jahre begonnenen Aufgrabungen, welche der holländische Conservator, Hr. Dr. *Janssen*, auf Kosten seiner Regierung daselbst anstellen liess, sind ausser mehren beweglichen Denkmälern und einigen Gebäuden mit Heizeinrichtungen auch Reste einer römischen Wasserleitung zum Vorschein gekommen, die von

der Höhe in der Richtung nach der Strasse hin führte. Bei meiner letzten Anwesenheit an dem Orte war dieselbe 50 Fuss weit aufgedeckt und bestand aus 2½ Fuss langen, 1 Fuss im Durchmesser haltenden, in einander gestossenen Ziegelröhren, die etwa 4 Fuss unter dem Boden hinliefen. Einige halten diesen Punkt für die Castra Herculis des Ammian. Marc. XVIII. 2 u. d. peutingerschen Tafel.

11) Aus der Sammlung des Hrn. *Ingenlath sen.* in Xanten theile ich folgende neue Töpferzeichen mit:

a. MASCVLVS F. *Masculus fecit.* Im *Houbenschen* Antiquarium findet sich der Stempel: OFMASCLI, wobei *Lersch* Masclinius vermuthet; es ist aber wohl dasselbe mit Masculi.

b. OF· FR////// *Officina Frontini.* Diese Lesart wird gerechtfertigt durch folgende Ziegelstempel: OFRON, FRONTINI OFRONTNI (vgl. Jahrb. IX. S. 29).

c. GERMANI. *Germani.* Derselbe Name erscheint ebenfalls auf Töpfergeschirr aus Vechten.

d. OF SCOTI. *Officina Scoti.* Aus *Houbens* Antiquarium führt *Lersch* an SNOIIV, vielleicht: SCOTVS oder SCOTTVS, wie es auf Ziegeln aus Vechten vorkömmt.

12) Ueber die auf dem Monterberge bei Calcar und n seiner Umgebung gemachten Entdeckungen werde ich nächstens in einer eigenen Schrift handeln.

13) Von grosser Wichtigkeit in Bezug auf die Schlichtung mehrerer Streitfragen ist die Entdeckung einer bedeutenden Anzahl ungeheurer Erdwälle und Gräben, die ich auf der zwischen Nymwegen und Xanten gelegenen Hochfläche gemacht habe: in der genannten Strecke, und zwar vom Rhein bis gen die Maas hin fand ich dergleichen Anlagen, meist Einschlüsse von der mannichfachsten Gestalt und Ausdehnung, gleich den von mir früher beschriebenen grossen Mauer- und Wall-Umschliessungen in den Vogesen und Ardennen; das Nähere behalte ich einer eigenen Auseinandersetzung über die von dem Oberstlieutenant

Schmidt in Frage gezogenen römisch-gallischen Zufluchtsörter vor.

14) Vor längerer Zeit wurden auf dem Calcarberge römische Waffen und Münzen gefunden.

15) Eine bedeutende Rolle bei den ältern Geographen spielte das $1/_2$ Meile von Cleve gelegene Dorf Kellen: sie hielten es durchgängig für die Colonia Traiana der römischen Wegeverzeichnisse und brachten dadurch in die Bestimmung der hiesigen alten Orte eine unendliche Verwirrung, die noch bis jetzt nicht aufgelöst werden konnte. Ich habe diesen Ort sehr oft besucht und in antiquarischer Hinsicht nach allen Seiten durchforscht, allein auch nicht die mindeste Spur von römischem Ursprunge darin gefunden. Abgesehn davon, dass hier aus vielen andern Gründen die Colonia Traiana nicht zu suchen ist, so lässt sich nicht einmal eine römische Ansiedelung an dem Orte vermuthen, da, so viel mir bekannt, nirgends eine sichere Nachricht von in früherer Zeit hier stattgefundenen Auffindungen römischer Ueberreste nachzuweisen ist. Degegen befindet sich gegenwärtig an der Aussenseite der Kirche eine später dort eingemauerte Steinschrift, die der frühern fränkischen Zeit angehören dürfte, und lautet also:

⁝ I I I N ⁝ O N ⁝ 145.
I V N I I O B I I T
G R I M O L D
L A I C V S

Ante diem tertium Nonas Iunii obiit Grimold Laicus.

Lersch (Centralm. III. 62) führt von einer christlichen, ins vierte Jahrhundert gehörenden Grabschrift aus St. Mathias bei Trier als bemerkenswerth an, dass die einzelnen Linien durch Streifen eingefasst seien: wir bemerken dasselbe von der unsrigen, wo dies auch der Fall ist [1].

1) Die Inschrift ist bis hierher als unediert anzusehn, da die anderwärts gegebenen Lesarten gar zu abentheuerlich sind, z. B. bei

Mit Rücksicht auf die erweiterte Tendenz unserer Jahrbücher theile ich noch eine andere, ebenfalls an der hiesigen Kirche eingemauerte Inschrift mit, welche dem spätern Mittelalter angehört und von historisch-topographischem Interesse ist. Sie lautet also:

146. + A · PRIMA · FVNDACIONE
. NVSSIE · CIVES · OPPID · ILLIS.
HOI · I2 · IN · SMITHVSEN · OPTI
NVERT · QoD · DESCENDENDO·
SOLV NVMI · ASCENDENDO · NIHIL
IN THELONIO · PERSOLVANT · //////

+ *A prima fundacione Nussiae cives oppidi illius hoc ius in Smithusen optinuerunt, quod descendendo solum nummum, ascendendo nihil in thelonio persolvant.*

Die Inschrift ist auch in paläographischer Beziehung merkwürdig. Die bisherigen Editionen sind auch in einzelnen Theilen unrichtig.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch auf die in hiesiger Gegend vorhandenen zahlreichen und noch wenig gekannten Ueberreste mittelalterlicher Kunstdenkmäler aufmerksam zu machen, die zwar nicht alle durch grosse künstlerische Ausführung hervorstechen, von dem Forscher der Kunstgeschichte aber nicht wohl übergangen werden können, und worüber ich vielleicht bald ausführlichere Andeutungen zu geben Gelegenheit haben werde.

Emmerich, im December 1846.

Dr. J. Schneider.

---

v. Velsen (die Stadt Cleve etc S. 272) der also liest: IN CON. DOMIN. OBIIT. GRIMNOLD. INAET. CV. S. V. A. MDCV (?) und übersetzt: »Nach dem Rathschlusse des Herrn starb Grimnoldus in einem Alter von 105 Jahren im Jahre 1605.«

II. Monumente.

1. Das Münz- und Antiken-Cabinet der Universität Tübingen.

Wenn diese kleine und unansehnliche Sammlung irgendwo öffentlich erwähnt zu werden verdient, so ist es in diesen Jahrbüchern, welche jeden, auch den geringsten Beitrag zur Kenntniss des Alterthums in den Rheinlanden in seiner Bedeutung zu würdigen wissen.

Die Grundlage dieses Cabinettes bildet die Münzsammlung, welche der Herzoglich Würtembergische Regierungsrath, auch Lehens- und Wechselgerichts-Secretär, *Carl Sigmund Tux*, der Universität im Jahre 1798 vermacht hat. Die alten Münzen beliefen sich auf 2022 Stück, deren Werth der Besitzer selbst nach einer detaillierten Schätzung zu bestimmen suchte und nach den höchsten Preisen zu 3597 fl. 48 kr., nach den niedersten zu 1366 fl. 32 kr. anschlug. Darunter sind die griechischen Münzen am wenigsten bedacht: allein die werthlosen Münzen von Apollonia und Dyrrhachium finden sich in grosser Anzahl vor — von ersteren siebzehn, von letzteren neun und vierzig Stück —, und der Besitzer hat sie auch in einem eigenen gedruckten Verzeichnisse beschrieben. Unter den römischen sind 111 Consularmünzen, alles Uebrige gehört der Kaiserzeit an und ist mit unächter Waare reichlich versetzt. Die Sammlung anderer Münzen besteht aus 1836 Stück und ist mit Ausnahme einiger Goldmünzen und silberner Medaillen von geringem Werthe.

Die Partie der römischen Münzen ist nun in neuerer Zeit durch verschiedene Ankäufe und Schenkungen beträchtlich vermehrt worden: besondere Erwähnung aber verdient nur Ein Stück wegen seines Fundortes. Unter dem verschiedenen Material, welches die im Jahre 1834 entdeckte, von dem damaligen Conservator des Naturalien-Cabinets, *Rath*, in einer eigenen Schrift beschriebene Höhle bei Erpfingen, auf der schwäbischen Alp in unser Cabinet lieferte, wurde dem Unterzeichneten auch ein ganz oxydiertes Metallstückchen gebracht, welches durch seine runde Form in der Grösse eines Guldenstückes auf eine Münze schliessen liess; und wie erstaunt war er, als nach der Auflösung in Essig eine athenische Bronze-Münze hervorkam mit dem behelmten Pallaskopf auf der vordern, der auf einer Diota stehenden Nachteule auf der Rückseite, mit der Inschrift: *ΑΘΕ* und den Namen der drei Magistrate: *ΑΝΤΙΟΧΟΣ*, *ΚΑΡΑΙΧΟΣ*, *ΣΚΥΜΝΟΣ*. Neben der Nachteule auf der rechten Seite des Beschauers ist ein Elephant. Vgl. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 210. Der Fund ist um so merkwürdiger, da unseres Wissens sonst keine Münzen in der Höhle gefunden worden sind; da aber die gefundenen Töpfernamen [1]) (auf dem einen ist der Stempel SVAD. INV. (Suadonius oder Suadius invenit) eingedruckt) die Anwesenheit der Römer in dieser Höhle ausser Zweifel setzen, so scheint uns die Vermuthung nahe gelegen, dass ein Römer die Münze mit sich geführt habe.

Werthvoller ist die kleine Sammlung von zehn Bronze-Statuetten, welche ebenfalls zu dem Vermächtniss gehören. So ungleich sie an künstlerischem und historischem Werth sind, so liess sich doch der Besitzer durch kritische Bedenken in seiner Sammelfreude nicht stören. Zwei nackte

1) Sie sind in der angeführten Beschreibung Tab. I. Nr. 1–17 abgebildet.

Venusbilder, welche sich durch die ganz glatt polierte Art der Arbeit, durch ihre Maitressen-Gesichter und Haarzöpfe als entschiedene Cinquecentisten verrathen, beschreibt er in seinen eigenhändig geschriebenen Catalogen mit derselben Zuversicht und Unkenntniss, wie die treffliche Bronze altgriechischen Stiles. Zur Probe setzen wir die Beschreibung eines der Venusbilder bei: »Eine auf einem Baumstumpen, worauf ein Gewand liegt, sitzende ganz nackende Weibsperson, deren Kopfzeug sehr zierlich und mit Zöpfen, die auf der Scheitel und im Nacken zusammen gebunden sind, versehen ist. Sie hat den linken Fuss, welchen sie mit der linken Hand hält, auf dem Knie liegen, mit der rechten hält sie ein aus einem neben ihr stehenden ovalen Gefäss ziehendes Tuch in der Stellung, als wollte sie die linke Fusssohle damit abwaschen. Es fehlet an dieser Figur nichts als die grosse Zehe des rechten Fusses und das Alter hat die gewöhnliche Bräune über das Metall doch ohne Rost gezogen.« Mit derselben Arglosigkeit beschreibt er das unerkannte Kleinod seiner Sammlung: »Ein stehender mit einer Gattung Sturmhaube bedeckter sich vorwärts beugender nackender Soldat, der den rechten Arm ganz vor sich ausstreckt, an dessen Hand die vordersten Glieder der Finger fehlen, der linke Arm ist mit der zusammengebogenen Hand in der Stellung, als wenn er einen Spiess gegen seinen Feind ausstossen wollte. Ist durch das Alter metallbraun angelaufen.« Diese $5^7/_{10}$ Pariser Zoll hohe Figur, hat in den letzten zwanzig Jahren eine kleine Geschichte erhalten. Unbeachtet lag sie bis zum Jahr 1827 in einem Kasten auf der Bibliothek, mit welcher die Antiken- und Münzsammlung verbunden war. Da durchsuchte Herr Hofrath *Thiersch* aus München bei einem Besuche unserer Universität auch diese Räume und war freudig überrascht, als er auf den dritten oder vierten Griff das Bildchen hervorzog, in wel-

chem er sogleich Aehnlichkeit mit den aeginetischen Bildwerken erkannte; eine Zeichnung sandte ihm der Unterzeichnete nach. Im Jahre 1833 wünschte Herr Professor *Rauch* in Berlin, der wahrscheinlich durch Herrn *Thiersch* Nachricht von dem verborgenen Kleinod erhalten hatte, einen Abguss davon zu erhalten, welchen der Unterzeichnete durch den damaligen Conservator des Naturalien-Cabinets, *Rath*, fertigen liess. Da aber Herr *Rath* blosser Autodidakt im Modellieren war, so fiel der Guss sehr mangelhaft aus; doch gab er den Charakter des Bildes so treu wieder, dass der Unterzeichnete bei seinem Besuche in Berlin zu Ostern 1834 bei *Hirt* und *Rauch* grosses Interesse für dasselbe fand und mit denselben belehrende Besprechung darüber hatte. Man kam überein, dass *Thiersch's* Ansicht, es sei der homerische Bogenschütze Pandaros, nicht zulässig sei, theils weil der ausgestreckte rechte und der zurückgezogene linke Arm für einen den Bogen spannenden Schützen nicht passe, indem dieser gerade umgekehrt den Bogen mit der linken Hand halten und die Sehne mit der rechten anspannen würde, theils weil die enggestellten Füsse keine für eine solche Kraftanstrengung entsprechend feste Stellung geben würden: man hielt es vielmehr für einen Wagenlenker, welcher mit der linken Hand die Leinen zurückziehe und dieselben mit der ausgestreckten Rechten noch kürzer fasse. Auf dasselbe Resultat wurde Herr Oberhofprediger Dr. *v. Grüneisen* durch Besprechung mit den Bildhauern *Dannecker* und *Wagner* geleitet: die Betrachtung des Originals aber, an welchem namentlich an den Haaren, am Barte und an der Pubes noch Spuren von ehemaliger Vergoldung sichtbar sind, und der Helm, auf welchem noch sichtbare Spuren hochragenden Schmucks übrig sind, führte ihn zu der Ansicht, dass es kein einfacher Wagenlenker, sondern ein König sein müsse, und so führte er in seiner lesenswerthen

Abhandlung »die altgriechische Bronze des *Tux'schen* Cabinet's in Tübingen,« welche in Verbindung mit einer trefflichen, nach der Zeichnung von *Carl Müller* gefertigten Lithographie zuerst im Kunstblatt 1835 und besonders abgedruckt (in 8. im Verlag der *Cotta'schen* Buchhandlung 80 S.) erschien, den Gedanken aus, dass hier Amphiaraos dargestellt werde,« in dem Momente, wo er forteilend und die Rosse treibend den sich aufthuenden Erdschlund erblickt, vor dem sich ohne Zweifel auch die Thiere bäumen. Er zieht mit der Gewalt des nemeischen Wagensiegers die Leinen in kräftiger Linken zurück, während er mit seinem Körper noch immer vorgelehnt ist und die rechte Hand ausstreckt, nicht aber, um wie bisher die Richtung des Weges sich und den etwaigen Gefährten zu bezeichnen und durch Zuruf, welchen die Bewegung der Hand begleitet, die eilenden Rosse zur Beschleunigung und Verdoppelung der Eile anzuhalten, sondern weil die Rosse sich sträuben und in Unordnung zu gerathen drohen, streckt er unwillkürlich die Hand nach ihnen aus und scheint ihnen beschwichtigend zuzurufen; nun aber, indem seinem ahnenden Geiste zugleich eine Erkenntniss des Rathschlusses der Götter aufgeht, wird das beschwichtigende und ordnende Zeichen der Hand wiederum zur Aufmunterung, den Sprung in die rettende Tiefe zu thun.« Es wird wohl schwer sein zu behaupten, Amphiaraos könne das nicht sein: ebenso schwer ist es, den Ungläubigen zu überzeugen, dass er es sei. Sagen wir es mit wenigen Worten, wo uns der Mangel zu liegen scheint: es fehlte bis jetzt an der Analogie eines durch Inschrift oder Gruppierung scharf bezeichneten Denkmales, auf dem sich der Heros in dieser Attitude findet. Zwar macht uns Herr Professor *Panofka*, der uns gerade in diesen Tagen mit seinem Besuche erfreut, auf das neueste Heft der Annali dell' Inst. archeol. aufmerksam, in welchem ein Thonrelief den Amphiaraos in ent-

sprechender Stellung darstellend enthalten sein soll; da uns jedoch dasselbe noch nicht zur Ansicht gekommen ist, so wagen wir es unsere abweichende Ansicht mit gemessenster Bescheidenheit auszusprechen [1]. Die schüchtern verlegene Stellung unseres Helden erinnert uns an Odysseus, wie er mit dem scheuen Tritte des Diebes in da

---

1) Das Marmorrelief von Oropos, aus der besten Kunstzeit, welche in den Mon. d. Inst. archeol. T. IV, Tav. 5, Annali XVI. p. 16 nebst einer Copie in einem Monochrom von Herculanum, edie ist, thut der *Grüneisen'schen* Erklärung in so fern Vorschub, a Baton der Wagenlenker — und nur von diesem, nicht von Am pharaos selbst, sollte die Rede sein — ebenfalls vorgebückt, d Zügel in der Linken hält und mit der ausgestreckten Rechten d erschreckten Pferde durch Streicheln des vordersten an der Mähn zu beschwichtigen sucht. Aber hier, wo die Darstellung ein mehr entwickelten Kunst einen Contrast zwischen Baton und de Helden fein durchgeführt hat, ist Amphiaraos nackt und behelm Baton aber ist bekleidet und hat das dicke volle Haar unbedeck Die Stellung muss indessen das Entscheidende sein, und passend für irgend eine andere Person als den Baton nach dieser Vergleichung wird die des Erzfigürchens sich schwerlich denken lasse Ist aber diess die Bedeutung, so lässt sich nicht zweifeln, da wenigstens die Composition der alten Zeit selbst angehört und f diese Stufe der Kunst eines der charakteristischen und merkwürdigsten Denkmäler abgibt. Unter den von den Argeiern in Delp geweihten Helden des thebischen Kriegs bei Pausanias X., 10. war Baton als der Wagenlenker des Amphiaraos ohne ihn a dem Wagen; aber aus weit späterer Zeit. Ich würde nicht über rascht sein, wenn in diesem Baton der Augenblick der Niederfah durch das gewaltige Zurückhalten und die streichelnde Hand a gedeutet gewesen wäre. Unerklärt ist noch der Ansatz mitt auf dem Rücken der Figur, vorausgesetzt, dass dieser im E eben so ist wie im Abguss. Dass die Figur nicht Tappen im Dun kel ausdrücke, kann am besten die treffliche Statue des Odysse in dem Museum zu Venedig zeigen, worin diess Tappen in d Finsterniss bei dem Abentheuer gegen Rhesos naturgemäss un sprechend dargestellt ist.

F. G. Welcker.

Heiligthum der troischen Pallas eindringt, um das Palladium zu rauben. In der linken Hand hält er die Lanze, mit der rechten greift er im Dunkel vor sich, um seine Beute zu ertappen. Der Helm wird Niemand befremden, der weiss, dass erst der Maler Nicomachus den Anfang gemacht hat, den Odysseus mit der Schiffermünze darzustellen (Plin. H. N. XXXV. 10. 36); wir glauben aus Monumenten, deren Zeichnung uns im Augenblick nicht zugänglich ist, eine entsprechende Stellung nachweisen zu können. Uebrigens legen wir so wenig Gewicht auf diese Hypothese, dass wir vielmehr bereit sind, Jeden, der uns einen speciellen Namen mit derjenigen Bestimmtheit, welche auf dem Gebiet der Archaeologie erreichbar ist, schöpfen kann, als magnus Apollo zu begrüssen.

Das Zeitalter unserer Statuette setzt Herr *v. Grüneisen* mit umsichtiger Erwägung aller zur Sprache kommenden Punkte zwischen die aeginetische Statuengruppe und die Bildwerke des Parthenon: wenn nun aber gerade in den seit Abfassung dieser Abhandlung verflossenen zehn Jahren von beachtenswerther Seite her die Behauptung aufgestellt worden ist, dass solche Werke dem späteren Stil der Nachahmung zuzuschreiben seien, so ist der Streit auch hier auf ein Gebiet gespielt, wo bei der geringen Anzahl unzweifelhaft alter Werke schwer zu beweisen ist, welche Merkmale ein Werk jener alten Periode oder dem späteren Stil der Nachahmung unbestreitbar vindicieren. So nahe wir uns daher mit diesem Bildchen verbunden fühlen, und so sehr wir geneigt sind, sein Alter so hoch als möglich zu setzen, so müssen wir doch nichtsdestoweniger bekennen, dass unser Glaube nicht unerschütterlich ist, und dass eine Glaubensstärkung von gewichtiger Autorität mit grossem Dank empfangen würde.

Längst schon hören wir die Frage unserer Leser, auf welchem Wege dieses Bildchen nach Tübingen gekommen

sei. Auch hier kommen wir nicht über die Vermuthung hinaus. Wenn unser verewigter Freund *Pauly* in *Jahn's* Jahrbüchern der Philol. 1833. Supplem. Bd. II. H. 2. S. 214 von einem bei Köngen am Neckar im J. 1783 gefundenen Bronzebild des Jupiter in hieratischem Stil spricht, das nach Tübingen gekommen sei, so hatte er ohne Zweifel dieses Bildchen im Sinne; allein er hat auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für diese Hypothese, denn bei den geringsten Anticaglien, welche *Tux* aus bekannten Fundorten, z. B. Cannstatt, dem nahe dabei gelegenen Zazenhausen, Darmsheim, Basel-Augst erhielt, bemerkte er dies in seinen Catalogen pünktlich, und wenn er sie aus zweiter Hand als Geschenk erhielt, so nennt er auch die Geber. Da nun aber bei allen Statuetten über den Fundort nichts bemerkt ist, so ist wahrscheinlicher, dass er sie in Italien, wohin er nach Angabe seines Cataloges gereist war, im Kunsthandel aufkaufte, der ihn mit ächter und unächter Waare bediente.

Von den übrigen Bronzen erwähnen wir noch einen kleinen sitzenden Jupiter, einen Antinous, einen stark abgeputzten und darum des antiken Ansehens beraubten Landmann mit Gartenmesser im Gürtel, einen Stab in der linken und einen Korb mit Früchten in der rechten Hand, sowie eine tänzerartige männliche Gestalt [1]). Unter den neueren Erwerbungen in diesem Fach mag ein rohes Venusbild von schlechtem römischen Stil erwähnt werden, welches sich die Locken ausdrückt. Der Unterzeichnete

1) Nach der beigefügten Abbildung (Taf. I.), die ich nicht bestimmter beurtheilen kann, gleicht dieser Tänzer ziemlich den Schatten, welche larvali habitu, nudis ossibus cohaerente, wie Seneca Ep. 24 sagt, auch in tanzender Gestalt auftreten. Denn was *Stackelberg*, *Gräber* S. 16 von den Figuren des Grabes von Cumä sagt: „keine tanzenden Gerippe, sondern hagre und dürre Menschenkörper," ist schwer zu glauben. Zu vergleichen sind besonders zwei Figuren an einer Vase im Museo Chiusino T. II. tav. 168.

F. G. Welcker.

kaufte es im Herbst 1841 in Cöln bei Hrn. *Altenhofen*, welcher Trier als Fundort bezeichnete.

Seit dem J. 1834 wurde dem Antiken- und Münz-Cabinet ein eigenes Local in dem nordöstlichen Thurm des Schlosses eingeräumt und die Direction desselben dem Unterzeichneten übertragen. Dass Hauptaugenmerk wurde nun darauf gerichtet, dass einerseits das für den kunstgeschichtlichen Unterricht nöthige Material herbeigeschafft, andererseits die in der Umgegend gefundenen römischen und germanischen Alterthümer gesammelt wurden. Zur Gründung einer Sammlung von Gypsabgüssen bewilligte die Regierung von den Ueberschüssen des Universitäts-Etats die Summe von 2000 Gulden, wovon ein schöner Anfang mit den bedeutendsten Werken gemacht werden konnte. Von dem jährlichen Etat des Instituts, welcher auf 150 Gulden erhöht wurde, konnte alljährlich etwas Neues acquiriert werden, so dass die Fensternischen des grossen Bibliotheksaales mit Abgüssen der berühmtesten Statuen ausgefüllt sind; erst vor zwei Jahren wurde der berliner Adorans in einem wohl gelungenen Zinkguss aus der Officin des Herrn *Gaiss* in Berlin erworben. Auch für Abdrücke geschnittener Steine wurde Sorge getragen, und *Lippert's* Daktyliothek, die K. Preussische Sammlung, nach den von *Reinhardt* angefangenen und von *Krause* fortgesetzten Abdrücken, und die Impronte gemmarie des archaeologischen Instituts bieten reiches Material zur Betrachtung.

Die Münzsammlung erhielt durch Abtretung aller Doubletten von würtembergischen Münzen, welche das Stuttgarter Cabinet nach dem Ankauf der *Binder'schen* Sammlung erhalten hatte, eine bedeutende Bereicherung von vaterländischem Interesse, deren Silberwerth auf 1000 Gulden angeschlagen werden kann.

Die antiquarischen Fünde in der Umgegend lieferten dasselbe Material von Scherben, Heizziegeln, Lanzenspitzen,

Pfeilen, Schwertern, bronzenen Ringen, Agraffen, goldenen Ohrringen u. s. w., welches aller Orten gefunden wird und sein Hauptinteresse durch den Fundort erhält. Besonderer Erwähnung werth erachten wir einen seinem materiellen Werth nach höchst unbedeutenden, aber selten vorkommenden Fund, den Herr Pfarrer *Schmidt* aus Tuchtelfingen bei Ebingen im J. 1841 einsendete. Es sind dies schwarzbraune Kugeln aus Thon in der Grösse einer welschen Nuss, in welchen Körner, die beim Schütteln klappern, eingeschlossen sind. Der Einsender vermuthete, ob es nicht eine Art von Amuletten sei, welche den Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden, um die bösen Geister, mit welchen die alten Deutschen viel zu schaffen hatten, vertreiben zu können. Wir unseres Ortes halten diese Kugeln eher für ein Spielzeug, crepundia (von crepare, klappern), und sind noch nicht so fest überzeugt, dass sie den Germanen zuzuschreiben seien; denn in derselben Gegend wurden auch römische Silber-Denare gefunden, und der einzige Ort, von dem uns das Vorkommen dieser Kugeln sonst bekannt geworden ist (s. *Roth*, Mittheilungen der Alterthumsgesellschaft in Basel), ist Basel-Augst, wo bekanntlich die römischen Alterthümer vorherrschend sind. Wir hoffen durch Vermittlung der Jahrbücher nähere Auskunft über diese Anticaglie zu erhalten.

Im Laufe dieses Sommers kamen uns durch die Vermittlung des Hr. Dr. *Schmid* in Mezingen, der sich besonders um die Sammlung der in jener Gegend vorkommenden Petrefacte verdient gemacht hat, mehrere merkwürdige Stücke zu. Darunter steht oben an eine Vase von etwa ein Fuss Höhe mit brauner Glasur, auf welcher röthliche Rebenblätter eingebrannt sind. Diese Glasur ist so frisch und das ganze Gefäss so wohl erhalten (nur der Boden ist eingesetzt), dass man gerne an ein neueres Fabrikat denken möchte; allein die beiden Henkel sind so künstlich gear-

beitet, namentlich haben die beiden oben und unten an diesen Henkeln angebrachten Köpfe so entschieden den Charakter des Alterthums, dass wir es nicht wagen, die Angabe des Einsenders, dass sie in Willmandingen auf der Alp mit zwei anderen Gefässen derselben Art, welche beim Oeffnen des Gewölbes zerschlagen worden, gefunden worden seien, in Zweifel zu ziehen.

Zwei in Pfullingen geöffnete Gräber boten eine bemerkenswerthe Lage der Waffenrüstung. Ueber einem langen Schwert lag gekreuzt ein kurzes; zwei Lanzenspitzen, nach verschiedenen Seiten gekehrt, die eine gröber und stärker als die andere, lagen je eine zu den beiden Seiten des Schwertes. Reste des Helmes fanden sich in jedem der beiden Gräber; in dem einen lag der Zahn eines Höhlenbären, der ohne Zweifel der benachbarten Erpfinger Höhle entnommen ist, auf der Rüstung; in dem andern lag, etwas von der Rüstung entfernt, der Fangzahn eines Ebers. In einem dieser Gräber fand sich auch ein kleines, einen Zoll hohes Isisbildchen mit dem Horus auf dem Arme, das der Finder, in der Meinung, es sei eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, in Silber fassen liess. Besonders werthvoll ist ein in Würtingen auf der Alp gefundener vollständig erhaltener Kelt aus Bronze mit schönem Verde antico.

Wir hoffen mit nächstem Jahre Mehreres berichten zu können.

Tübingen, den 16. August 1846.

Chr. Walz.

2. Nachtrag zu dem Schiff der Isis [1].

Zu der Nachricht des Tacitus: *Pars Suevorum et Isidi sacrificat — signum — in modum liburnae figuratum* Germ. c. 9, führt *Grimm* Myth. 2te Aufl. S. 244 an, dass *Aventin* die Isis in eine Frau Eisen verwandelt und die Nachricht von ihrem Cultus erweiternd ausser dem Schifflein noch angibt, nach ihres Vaters (Hercules) Tod sei sie zu dem deutschen Könige Schwab gekommen: da habe sie ihn Eisen schmieden, Getreide säen und backen, Spinnen, Nähen und Weben gelehrt und das Volk sie für eine heilige Frau gehalten. Für eine blosse Erweiterung der Nachricht des Tacitus von der svevischen Isis muss diese Nachricht nicht gelten, da der Bezug der Göttin auf die Künste des Friedens ein neues Moment enthält, das nicht willkürlich erfunden sein wird. Das Umziehen mit dem Pflug und dem Schiff zur Frühlingszeit, wenn Ackerbau und Schifffahrt wieder beginnen, das Einspannen der Mädchen in den Pflug, welche sich durch ein Pfand von dieser Strafe der verschmähten Ehe lösen mussten (*Gr.* 242. 3), deutet auf den Dienst einer mütterlichen Gottheit, die, wie sie dem Ackerbau und der Schifffahrt, der Liebe und Ehe hold war, auch diese friedlichen Künste lehren mochte. Wenn sie freilich auch das Eisen zu schmieden gelehrt haben soll, so wird man glauben, *Aventinus* habe diess aus dem Namen Frau Eisen (= Isis) herausgedeutet, ja diesen Namen Frau Eisen selbst habe er aus dem der Isis gebildet und der Meldung des Tacitus entnommen. Ueberhaupt widerstrebt uns die Annahme, dass die deutsche Göttin Isis geheissen habe, und nicht etwa Frouwa, Frecke, Herke,

1) Jahrb. IX. S. 100 ff.

Holda oder Berchta: der Namen der Isis gilt uns, wie der des Hercules und Mars in demselben Kapitel, für die Interpretatio romana des Tacitus. Gegen diese zunächst liegende Deutung spricht indessen, dass in zwei deutschen Gedichten, deren mythologischer Gehalt auch sonst anerkannt ist, der Name Eise eine Rolle spielt, die seinen Bezug auf die Schifffahrt über allen Zweifel erhebt. Ich meine den Orendel und St. Oswalts Leben. In der Vorrede zum Orendel S. XXI. hab' ich *Grimm's* Vermuthung, dass Orendel jener Ulysses sei, den Tacitus G. c. 3. an unsern Rhein setzt, besprochen und auf den Schiffer Eise hingewiesen, der in beiden Seesagen so bedeutend hervortritt und sich dadurch als eine stehende Figur der deutschen Odyssee bewährt. Das Zeugniss des *Aventin* hatte ich dabei ausser Acht gelassen, weil es von einer Frau Eisen spricht, und jene Gedichte nur einen Meister Eise, (»Ise ein vischer guot und wise«) kennen. Des Unterschieds der Geschlechter ungeachtet ist aber beider Bezug auf die Schifffahrt so entschieden, dass ihre ursprüngliche Identität nicht verkannt werden kann. Die in beiden deutschen Seesagen verdunkelte Erinnerung an eine deutsche Gottheit der Schifffahrt, welcher der Name Eise zustand, bringt die Nachricht des *Aventinus* zu Ehren und empfängt ihrerseits wieder Licht von dieser, indem sie die Deutung auf die von den Sveven verehrte Isis näher legt. Der Name Eise, welchen die Seesagen erhalten haben, wird, als dem Namen der Isis entsprechend, der richtigere sein; die Form Eisen, so wie den Bezug auf das Eisen dürfen wir als Entstellungen des *Aventinus* betrachten. Dagegen behält *Aventinus* gegen den Orendel und St. Oswalts Leben Recht in der Meldung über das Geschlecht der Gottheit, da die Nachricht des Tacitus und Alles was wir sonst von ihr wissen für ihre Weiblichkeit spricht.

K. Simrock.

3. Die Kunst, Onyxe, Carneole, Chalcedone und andere verwandte Steinarten zu färben, zur Erläuterung einer Stelle des Plinius Secundus.

Die Steine, welche die Alten Gemmen nannten, waren viel zahlreicher und mannichfaltiger als unsere Edelsteine, unter denen nur eine mässige Anzahl von Steinen begriffen wird, welche sich durch Farbe, Durchsichtigkeit, Glanz, Härte, Schwerzerstörbarkeit u. s. w. und durch eine grössere Seltenheit als vorzügliche Schmucksteine auszeichnen. Ihre Namen sind allgemein bekannt; ich unterlasse deren einzelne Aufführung. Vergleicht man damit, was C. Plinius Secundus im XXXVII. Buche seiner Naturgeschichte, welches die Ueberschrift »Origo gemmarum« führt, alles beschreibt und anführt, so erhält man eine Anschauung, wie ausserordentlich weit der Begriff der Gemmen bei den Alten ausgedehnt war. Die vielen Namen der Alten für ihre Gemmen gründen sich zwar häufig auf sehr geringe Unterschiede der Farbe und anderer sehr untergeordneten Charaktere, auf welche die strengere Wissenschaftlichkeit der heutigen Mineralogie für die wesentliche Sonderung, die nur eigene Namen erheischt, keine Rücksicht nimmt, und überdies ist es sehr oft ganz unmöglich, aus den unvollkommenen Beschreibungen, welche Plinius an sehr zahlreiche Namen knüpft, irgend zu ermitteln, was er und seine Landsleute darunter verstanden haben mögen. Rechnen wir aber auch Alles dieses ab, so bleibt noch eine grosse Anzahl sehr gut erkennbarer plinianischer Gemmen übrig, die wir nicht mehr zu den Edelsteinen rechnen. Da-

hin gehören namentlich die sehr zahlreichen, schön gefärbten, sowohl einfarbigen als mannichfach gestreiften und gefleckten Arten und Varietäten der Quarz-Gattung, die man wohl sonst mit noch einigen andern Mineralien Halbedelsteine nannte: eine Benennung, welche die vorgeschrittene Wissenschaft aber auch mit vollem Rechte abgeworfen hat, und wovon selbst die Technik, der eigentlich diese Benennung allein angehörte, kaum noch einigen Gebrauch macht.

Diese Arten und Varietäten des Quarzes waren es aber besonders, welche die Alten sehr hoch schätzten, und vorzüglich darum, weil sie für die Kunst ein vortreffliches und werthvolles Material lieferten, weil sie durch ihre verschiedenen Farben-Streifen sich selbst besser, als die eigentlichen, meist einfarbigen Edelsteine zu in Relief geschnittenen Steinen, zu Cameen, eigneten, bei welchen die verschiedenen gefärbten Lagen die Kunst in der Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse trefflich unterstützten. Ueberdies waren es auch gerade die vielfarbigen Quarze, welche in ihren natürlichen Farbenmischungen am meisten sogenannte Naturspiele — Physes bei den Alten genannt — darboten, und auch diese wurden als besondere Seltenheiten sehr hoch gehalten. So erzählt Plinius von einem Achat, welcher im Besitze des Pyrrhus gewesen sein soll, der in seinen natürlichen Flecken das Bild des Apollo mit den neun Musen dargestellt habe [1]).

Bei dem grossen Werthe, welcher im Alterthume auf Gemmen überhaupt, insbesondere aber auf geschnittene Kunstwerke aus solchen gelegt wurde, die nicht blos zum Schmucke dienten, sondern auch in Daktyliotheken von den Häuptern der Nation mit grossem Aufwande gesammelt wurden [2]), kann es nicht befremden, dass die damalige In-

1) Lib. 37. cap. 3.

2) Ibid. cap. 5.

dustrie sich auch auf die Verfälschung und Verschönerung der Gemmen geworfen hat, und Plinius versichert, dass keine Art von Betrug so lohnend sei, wie diese [1]).

Es sind den Alterthumsforschern die aus Glasflüssen nachgeahmten Gemmen, die wahren antiken Pasten, nicht allein genügend bekannt, da sie oft genug vorkommen, sondern auch Plinius gibt Zeugniss davon, dass man den Carbunculus, den Jaspis und den Cyanos (Lapis lazuli) in Glasflüssen nachmache [2]). Er ertheilt sogar Anleitung, wie man die falschen Steine von den ächten unterscheiden könne [3]). Er spricht ferner davon, wie man Platten von verschiedenen Steinarten aufeinander kitten kann, um auf diese Weise andere Steine nachzuahmen (Sardonyxe u. dgl., welche sich zur Bearbeitung als Gemmen eignen) [4]). Das Unterlegen von Folien bei den durchsichtigen eigentlichen Edelsteinen war den Römern ebenfalls bekannt; Plinius erwähnt dieses beim Carbunculus [5]). Auch war es den Römern nicht fremd, wie man manchen Steinarten andere Farben geben oder deren natürliche Farben erhöhen und verschönern konnte. Plinius führt an, dass es selbst Abhandlungen gäbe, welche Recepte mittheilten, wie man den Bergkrystall zu Smaragden und andern durchsichtigen Gemmen färben, den Sarder in Sardonyx verwandeln könne u. s. w. [6]). An einer andern Stelle sagt er, dass man in Indien verschiedene Edelsteine durch Färbung des Bergkrystalls nachahme, welche Verfälschung vorzüglich beim Beryll vorkomme [7]). An einer dritten hierhin gehörigen Stelle erwähnt Plinius,

1) Ibid. cap. 76.
2) Ibid. cap. 26, 37 und 38.
3) Ibid. cap. 26 und 76.
4) Ibid. cap. 75.
5) Ibid. cap. 26.
6) Ibid. cap. 75.
7) Ibid. cap. 20.

doch blos als eine Sage, dass die Aethiopier die mattern Carbunculi vierzehn Tage lang in Säure (Acetum, Essig) beizten, nach welchem sie eben so viele Monate glänzten [1]). Abgesehen davon, dass es schwer zu bestimmen sein dürfte, welche Steine, ausser dem Rubin und manchen rothen Granaten, Plinius noch zu seinen zwölf Arten von Carbunculus gerechnet hat, so scheint der Inhalt dieser Stelle auch zu den mancherlei abergläubischen Dingen zu gehören, die der römische Compilator, zwischen den sehr vielen wahren, in sein Werk aufgenommen hat. Sachlich wird der Naturforscher diese Stelle schwerlich ausreichend deuten können. Nicht aber so ist es mit einer andern sehr wichtigen Stelle beschaffen, welche sich auf die künstliche Färbung gewisser Gemmen aus der Quarzgattung bezieht, obgleich dieselbe auch bisher noch auf keine Weise ausreichend erklärt worden ist. Es ist dieses der Anfang und der grössere Theil des 75. Cap. im 37. Buche, so wie ich diese Stelle wörtlich hier folgen lasse, da ich, wie es mir scheint, ihre völlig richtige Erklärung gefunden habe und als eigentlichen Zweck der gegenwärtigen Abhandlung zu entwickeln versuchen werde. Cap. 75 sagt nämlich unser Römer:

»Gemmae nascuntur et repente novae, ac sine nominibus: ut Lampsaci in metallis aurariis una inventa, quae propter pulchritudinem Alexandro regi missa fuit, ut auctor est Theophrastus. Cochlides quoque nunc vulgatissimae fiunt verius, quam nascuntur: in Arabia repertis ingentibus glebis, melle excoqui tradunt septenis diebus noctibusque sine intermissione: ita omni terreno, vitiosoque decusso, purgatam puramque glebam, artificum ingenio varie distribui in venas ductusque macularum, quam maxime vendibili ratione sectantium: quondamque tantae magnitudinis fecere, ut equis regum in Oriente frontalia, atque pro phaleris pensilia facerent.

---

1) Ibid. cap. 26.

Et alias omnes gemmae mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Quae variae sunt, et ad novitatem accedere calliditate ingeniorum contigit, ut nomen usitatum non habeant, physcs appellant, velut ipsius naturae admirationem in iis venditantes, quum finis nominum non sit, quae persequi non equidem cogito, innumera ex Graeca vanitate conficta.«

Dass Plinius in dieser Stelle den Achat und die Steinarten der Quarz-Gattung, deren Mengung den Achat bildet, im Sinne hatte, beweist seine Berufung auf Theophrast, welcher jenen Fund aus den Goldgruben von Lampsacus im Zusammenhange an einer Stelle erzählt, wo gerade von solchen Steinen die Rede ist. Er erwähnt in derselben den Onyx, den Amethyst und den Achat selbst; zuletzt spricht er dann von jenem Steine von Lampsacus und nennt ihn einen ähnlichen wunderschönen Stein, welcher als Siegelstein geschnitten wurde.

Plinius geht von ihm zu den Cochlides über und sagt, dass sie wahrscheinlicher gemachte, d. h. wohl künstlich veränderte, als natürliche Steine wären. Daran knüpft er die Erzählung, dass man in Arabien Glebae finde, welche sieben Tage und sieben Nächte in Honig ausgekocht und dann von den Künstlern so zubereitet würden, dass sie Adern, Striche und Flecken erhielten und sich daher zum Schmucke sehr eigneten. Das Kochen in Honig geschähe, um die Glebae von allem Erdigen und Unreinen zu säubern.

Ueber die Bedeutung des Wortes Cochlides ist Manches conjecturiert worden. Der antiquarische Mineraloge *Launay* [1]) hält die Cochlides für einen der vielen Namen aus der reichen und oft lächerlichen lithologischen Nomenclatur der Griechen, womit sie die Gemmen überhaupt und namentlich auch die künstlich veränderten belegten. *Dela-*

1) Minéralogie des anciens. Tome II. S. 234.

fosse[1]) denkt sich, vielen ältern Commentatoren des Plinius folgend, unter Cochlides versteinerte Schnecken und Muscheln, ohne dafür andere Gründe beizubringen, als dass in Stein verwandelte Conchilien an verschiedenen Orten gefunden würden. *Ajasson de Grandsagne* oder einer seiner vielen gelehrten Mitarbeiter bei seiner Herausgabe des Plinius[2]) spricht auch bei dieser Veranlassung von versteinerten Conchilien und tadelt den Plinius, dass er die Erzählung der Operation der Araber, wie sie die fossilen Conchilien in Schmucksteine verwandeln, ohne alle Prüfung wiedergegeben habe.

Andere Schriftsteller, welche die Stelle besprechen, haben sich an dem Ausdruck Cochlides nicht gestossen, und unter diesen meinte *Brückmann*[3]), es könne wohl sein, dass der Honig zur Reinigung der Edelsteine etwas beitrage; dass aber solcher auch die innern Fehler und Unreinigkeiten wegnehme, würde in unsern Zeiten schwerlich Glauben finden, und noch weniger, dass durch dieses Kochen, nach Belieben der Künstler, allerlei gefärbte Adern und Flecken entstehen könnten. Vielleicht wären unter den arabischen Erdschollen gewisse feine Thonarten von verschiedener Farbe zu verstehen, welche man nach dem Reinigen mit Honig nach Gefallen gemischt und gebrannt hätte, um ihnen dadurch eine grössere Härte zu geben, und sie dann als Edelsteine bearbeitet und geschliffen habe. Zu einer solchen höchst gesuchten, weder den Worten noch der Natur der Sache entsprechenden, Erklärung gibt die Stelle nicht die mindeste Veranlassung.

Graf von *Veltheim*[4]) hat sich ebenfalls mit unserer

1) C. Plinii Secundi hist. nat. auctore Emerico-David. Pars sexta continens mineralogiam curante Delafosse. S. 684.

2) Histoire naturelle de Pline. Tome XX. Paris, 1833. S. 479 f.

3) Abhandl. von den Edelsteinen. 2. Aufl. Braunschw., 1773. S. 29 f.

4) Sammlung einiger Aufsätze historischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts. II. Theil. Helmstädt, 1800. S. 144 ff.

Stelle beschäftiget und aus ihr heraus zu conjecturieren versucht, dass das Decoct von Honig blos ein Politurmittel für die Gemmen gewesen sei, um auf denselben einen feinen fetten Glanz oder Hauch hervorzubringen, da man gar nicht annehmen könne, dass der Honig die Gemmen durchdringe und so auf ihre Farbe und Durchsichtigkeit einwirke.

Lessing [1]) meinte indess schon, Plinius könne eine blosse Reinigung der äussern Oberfläche der Gemmen nicht im Sinne gehabt haben. Der Decoctus mellis Corsici habe tiefer eindringen und auf die ganze Masse der Steine einwirken müssen. Gründe zur Unterstützung dieser Ansicht hat er nicht beigebracht. *Natter* [2]), ein sehr geschickter Steinschneider aus Nürnberg, welcher in Rom arbeitete, sagt: »Je suis dans l'opinion, que quelques graveurs anciens possédoient le sécret de raffiner ou de clarifier les cornalines fines et les onyx, vû la quantité prodigieuse de cornalines fines et mal gravées que les anciens nous ont transmis tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on entre mille qui ait le même feu.« Er fügt noch hinzu, dass er für diese Annahme unmittelbare Beweise habe, die er aber verschweigt. *Brückmann* [3]) führt noch an, dass man von dem Steinschneider *Natter* behauptet habe, er sei im Besitze der Kunst gewesen, den Onyx oder Sardonyx nachzumachen. Es ist aber viel wahrscheinlicher, wie die Folge der gegenwärtigen Abhandlung nachweisen wird, dass er die Farben jener Steine zu erhöhen und hervorzurufen verstanden haben mag, als dass er, wie *Brückmann* meinte, aus Speckstein durch Brennen Steine von onyxartigem Aussehen gemacht habe.

Was *Lessing* als eine blosse Vermuthung über jene

---

1) Sämmtliche Schriften 7. Bd. Berlin, 1839. S. 127.

2) Traité de la méthode antique de graver en pierres fines comparée avec la méthode moderne. Londres, 1754. P. XXXVIII f.

3) A. a. O. S. 217.

Stelle ohne irgend aus der Erfahrung gegriffene unterstüzzende Gründe beibrachte, findet sich aber vollkommen bewährt in einem seit 20 bis 25 Jahren in der Technik von den Achatschleifern zu Oberstein und Idar im Fürstenthume Birkenfeld üblichen Verfahren, durch welches unter Anwendung von Honig, in ähnlicher Weise, wie Plinius dieses beschreibt, unscheinbare Steine, Chalcedone und fahlgelbe Carneole (Sarder) in sehr schöne Onyxe umgewandelt werden. Das Nähere dieses Verfahrens werde ich später folgen lassen. Zum Verständniss der so sehr falsch gedeuteten Stelle des Plinius wird uns schon diese allgemeine Mittheilung genügen. Sie verbreitet vollständiges Licht über die fragliche Stelle.

In ihr ist nur allein von Achaten und solchen Steinarten die Rede, welche die Achat-Kugeln, Mandeln oder Drüsen bilden helfen, wie ich schon oben dargethan habe. Wer die Form dieser natürlichen Massen kennt, so wie sie im Melaphyr-Gebirge vorkommen oder auch anderwärts aus dem zerstörten Melaphyr lose umher liegend oder in Flüssen gefunden werden, wer es dabei erwägt, dass diese Kugeln oder Mandeln auch häufig in ihrem Innern hohl sind, wird ihre Vergleichung mit Schneckenhäusern und, wenn sie durchgeschlagen sind, auch mit Muscheln, Bivalven, ganz passend finden. Daher der an solche Körper erinnernde Name Cochlides [1]). Beiläufig sei es hier erwähnt, dass Plinius an einer andern Stelle [2]), wo er von dem Vorkommen des Sarders in Babylonien spricht, dessen Form als herzförmig bezeichnet, in welcher Gestalt er in dem Felsen einge-

1) Ich bin mit der Ausarbeitung einer grössern naturwissenschaftlichen Abhandlung über die Achat-Kugeln und Mandeln beschäftiget. Vorläufig beziehe ich mich auf einen populären Aufsatz über diesen Gegenstand, den ich unter dem Titel »Oberstein an der Nahe« als Feuilleton-Artikel der Köln. Zeitung vom 15. und 16. Jan. 1847 mitgetheilt habe.

2) Ibid. cap. 31.

wachsen wäre. Auch dieser Vergleich ist nicht schlecht zu nennen, da die Mandeln solcher Steine nicht ganz selten die Form von Thierherzen haben, selbst im Allgemeinen in der Gestalt damit gut vergleichbar sind.

Der Ausdruck Glebae ist gewiss in der plinianischen Stelle, wie der Zusammenhang beweist, nicht in seiner eigentlichsten, engsten Bedeutung gebraucht. Er kann hier nur auf Knollen, Kugeln, Mandeln u. s. w. von Achat oder verwandten Steinarten bezogen werden, um so mehr als dieselben auch lose, von der Gebirgsart getrennt, welche sie ursprünglich umschloss, unter den Geschieben in den Flüssen, im Sande, auf Aeckern u. s. w. gefunden werden, wie auch selbst Plinius berichtet, dass die Sardonyxe in Indien in den Betten der Ströme sich finden [1]).

Plinius sagt zwar, dass das Kochen in Honig jener arabischen Glebae deshalb geschähe, um sie von allem Erdigen und Unreinen zu säubern, führt aber zugleich auch an, dass alle Gemmen durch das Kochen in Honig, besonders in corsischem, ein schönes Ansehen erhielten. Er hat hierbei blos von vielen Gemmen auf alle geschlossen, und es kann nicht auffallen, dass er den eigentlichen Zweck und seine physikalisch-chemischen Gründe bei der Anwendung des Honigs nicht kannte, vielmehr blos das Resultat im Auge hatte und einen andern Zweck, die Reinigung der Steine, dabei angab. Wenn Plinius sagt, nachdem er hier vom Honig gesprochen hat, dass die Gemmen sonst die Acrimonia verabscheuten, so liegt dabei wohl die ganz richtige Idee zu Grunde, dass Säuren auf Gemmen, namentlich auf ihre Farben nachtheilig einwirken können, wie diess auch gewiss bei manchen derselben der Fall ist. Sauer, scharf, ätzend ist bei den Alten nicht immer strenge genug unterschieden, denn wenn Plinius das Wort Acrimonia sonst bei Senf, Zwiebeln und Salpeter gebraucht, so nimmt er

1) Ibid. cap. 23.

doch hier keinen Anstand, es auf Honig anzuwenden, wie er denn auch anderwärts wieder ausdrücklich sagt, dass man denjenigen Honig, welcher von selbst (aus den Honigzellen) ausfliesse, Acetum nenne[1]).

Der Honig ist es aber nicht allein, welcher die fragliche Verschönerung der Gemmen bewirkt; nach seiner Anwendung bedarf es, wie wir später bei der Schilderung des Verfahrens im Fürstenthum Birkenfeld sehen werden, auch noch derjenigen einer Säure, nämlich der Schwefelsäure. Davon spricht Plinius nicht, er erwähnt nur das sehr wesentliche Vorbereitungsverfahren mit dem Honig, welches aber allein den Zweck in keiner Weise erfüllt. Die Unvollständigkeit einer Mittheilung, welche Plinius nur von Hörensagen kannte, wie er ausdrücklich selbst sagt, kann nicht auffallend sein.

Ist also meine Deutung der plinianischen Stelle die richtige, wie es mir mir ausser allem Zweifel gesetzt zu sein scheint, so muss auch die Schwefelsäure damals schon bekannt gewesen sein. Directe Beweise dafür lassen sich schwerlich beibringen, denn, wenn ich nicht irre, so hat *Basilius Valentinus*, in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, die Bereitung der Schwefelsäure aus Schwefel und Vitriol zuerst beschrieben, aber die Schwefelsäure ist ja auch ein natürliches Product der Vulkane, und warum sollten die Alten dieses nicht gekannt haben, da sie bereits so gut mit dem Schwefel selbst und den natürlichen schwefelsauren Salzen bekannt waren. Mochte ihnen selbst die Kenntniss der reinen Schwefelsäure noch abgehen, so kannten sie doch gewiss andre flüssige oder feste Substanzen, welche freie Schwefelsäure enthielten. Diese konnten sie ganz gut zu dem in Rede stehenden Zwecke benutzen. Von dieser Seite wird man gewiss keinen Einwurf gegen die vorgetragene Auslegung aufstellen können.

---

1) Lib. 11. cap. 15.

Es bedarf keiner ausführlichen Erklärung, wenn Plinius sagt, dass aus den in jener Weise zubereiteten Gemmen, welche durch darin hervorgerufene Adern, Striche und Flecken verschönert waren, vorzügliche Schmucksachen und selbst von einer solchen Grösse gemacht werdon konnten, dass sie sich zur Verzierung der Pferde eigneten, da es genugsam bekannt ist, dass gerade diejenigen Steine, von welchen hier die Rede ist, in bedeutender Grösse vorkommen.

Es bleibt mir nun noch übrig, näher zu schildern, wie jetzt im Fürstenthum Birkenfeld das Färben und Verschönern der Steinarten, wovon im Vorstehenden zunächst die Rede gewesen ist, bewirkt wird. Der Gegenstand hat seine geschichtlich, naturwissenschaftlich und technisch interessanten Seiten. Alle drei verdienen eine nähere Entwickelung.

Im vorigen Jahrhundert hatte man schon verschiedene Versuche gemacht, um Achate, Chalcedone, Carneole u. s. w. durch Auflösungen von Metallen u. s. w. auf der Oberfläche und nur wenig tief in dieselbe eindringend mit verschiedentlich gefärbten Zeichnungen zu versehen. Die Verfahrungsweisen dazu sind vielfach mitgetheilt [1]). Dass

1) Vergl. *Wallerius* Mineralreich S. 181 f. und dessen Mineralsystem von *Leske* II. S. 278 ff. — *Brückmann* von den Edelsteinen. Zweite Aufl. 1778. S. 204 f. u. S. 236 f. — *Schröter* Kenntniss und Geschichte der Steine und Versteinerungen. I. S. 287 f. — *Krünitz* ökonomische Encyklopädie I. S. 271 und VII. S. 274. — *Schmieder* Lithurgik II. S. 317 ff. — *Blumhof* Versuch einer Lithurgik S. 117. Die Kunst, Achate, Carneole u. s. w., mit einem weissen Email zu überziehen, welche in Indien lange üblich gewesen sein soll, gehört eigentlich nicht hierher. Nach *Liebig's* Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie. I. 1836 S. 98 überzieht man zu diesem Zwecke den Stein mit einer Lage kohlensauren Natrons und glüht ihn damit in einem Ofen unter einer Muschel. Es bildet sich dadurch ein weisses trübes Email,

aber verschiedene zu den Gemmen der Alten gehörige Varietäten des Quarzes von färbenden Flüssigkeiten ganz durchdringbar sind, blieb unbekannt. Wie schon oben erwähnt, ist indess seit 20 bis 25 Jahren die Technik der Achat-Schleifer zu Oberstein und Idar im Fürstenthum Birkenfeld zu der Vollkommenheit gelangt, dass sie nicht allein Farben, welche in den natürlichen Chalcedonen, Onyxen, Carneolen u. s. w. nur sehr schwach angedeutet sind, durch die Kunst zu einem stärkern und vollkommenen Hervortreten bringen, sondern auch solche Steine durch und durch mit verschiedenen Farben färben können, wodurch die Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Waaren bedeutend gesteigert wird: ein Vortheil, welcher ihrem Handel mit geschliffenen Steinen in der jüngsten Zeit einen bedeutenden Aufschwung gegeben hat.

Das Verfahren bei dem Färben der Steine, namentlich dasjenige unter Anwendung des Honigs, war in den ersten Jahren Geheimniss eines einzigen Achathändlers in Idar. Früher besuchten Steinschneider aus Rom, Romanen, wie die Steinschleifer in Oberstein und Idar sagen, diese Gegend und kauften alle onyxartigen Steine auf. Von diesen hat jener Achathändler das Geheimniss erlauscht oder erkauft. Ob jene Römer durch Plinius auf die Sache geführt worden sind, was kaum wahrscheinlich ist, da dieser das Verfahren nur halb beschreibt, oder ob sich nicht vielmehr die Kunst durch Tradition in Italien erhalten haben mag, wage ich nicht zu bestimmen. Immer bleibt es auffallend, dass darüber früher aus Italien nichts bekannt geworden ist, wenn man die oben mitgetheilte Andeutung von *Natter* nicht dafür gelten lassen will.

---

das eben so hart ist als der Stein, und zuweilen mit Glück zur Verfertigung von Cameen angewendet sein soll. Es ist mir erinnerlich, vor längerer Zeit von solchen emaillierten antiken Steinen gelesen zu haben. Ein Citat vermag ich aber nicht anzugeben.

Bisher ist über diese Kunst nur wenig bekannt geworden. Eine sehr allgemein gehaltene Notiz darüber gab ich in dem von mir herausgegebenen Werke: »Das Gebirge in Rheinland-Westphalen.« B. III. S. 289. Ferneres, aber doch Unvollständiges findet sich in *Steininger's* geognost. Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Trier, 1840. S. 217; ebenfalls in *Blum's* Taschenb. der Edelsteinkunde. 2te Aufl. Suttgart, 1834. S. 233 f. und in *Liebig's* Handwörterb. der Chemie I. 1836. S. 92. Schon besser, aber auch nicht genau richtig, ist das Verfahren angegeben in *Barnstedt's* geographisch-historisch-statistischer Beschreibung des grossherzoglich-oldenburgischen Fürstenthums Birkenfeld. Birkenfeld, 1845. S. 137 f.

Jene Kunst beruhet auf der Eigenthümlichkeit, dass die feinen Streifen von Chalcedon, welche in den sogenannten Achat-Kugeln oder Mandeln über einander liegen oder dieselben auch ganz erfüllen, und welche sich oft blos durch ganz geringe, meist nur lichte Farben-Nuancen und sehr unbedeutende Unterschiede im Durchscheinen des Lichts zu erkennen geben, je nach diesen Streifen in sehr verschiedenen Graden von färbenden Flüssigkeiten durchdringbar sind. Dadurch wird es möglich, sehr unansehnliche, kaum matt gefärbte Steine in sehr schöne Onyxe u. s. w. zu verwandeln, welche sich zu Cameen mit verschiedenen übereinanderliegenden Farben eignen, und überhaupt sehr viele Achate, welche zu andern Zwecken verarbeitet werden, bedeutend in der Höhe und selbst in der Art und der Zeichnung der Farben zu verschönern. Es gibt ein empirisches Kennzeichen, dessen sich die Achathändler in Oberstein und Idar bedienen, um den Werth der rohen Steine, in Hinsicht der Eigenschaft, sich färben zu lassen, wenigstens vorläufig, beim Ankaufe von den Steingräbern, zu schätzen. Sie schlagen ein dünnes Stück von dem brauchbar scheinenden Theile der Kugel ab,

befeuchten es mit der Zunge und beobachten dann, ob das Trocknen der Feuchtigkeit streifenweise abwechselnd rascher oder langsamer von Statten geht. Findet sich nun streifenweise eine mannichfache Abwechselung des Einsaugens der Feuchtigkeit auf dem Steinscherben, so ist er zum Färben und namentlich zum Onyxfärben geeignet. Das Kennzeichen soll aber nicht immer entscheidend genug zur Werthschätzung sein. Am liebsten machen daher die Achathändler erst mit einem solchen Steinstückchen eine wirkliche Färbungsprobe, ehe sie eine sehr werthvolle Kugel von den Achatgräbern kaufen. Sehr grosse, ganz mit Chalcedon erfüllte Kugeln, worin viele dünne Streifen vorkommen, besonders wenn sich darunter auch rothe befinden, haben einen bedeutenden Werth. Der Weisselberg bei Oberkirchen im Kreise S. Wendel liefert deren vorzüglich, obgleich auch nicht häufig. *Barnstedt* [1]) führt z. B. einen solchen Stein an, der im Jahre 1844 gefunden wurde und einen Centner schwer war. Er wurde roh für 700 rhein. Gulden gekauft, mit einem Kostenaufwande von 200 Gulden zu Cameensteinen geschliffen, und diese brachten einen Erlös von 2200 Gulden. Häufig wird der Verkauf zwischen den Gräbern und Händlern, ohne dass vorher eine Färbungsprobe gestattet oder verlangt wird, auf wechselseitiges Risico geschlossen. Der Preis wird auf das Gewichtspfund des Steins verabredet.

Dass die verschiedenen Quarz-Varietäten, welche die Kugeln und Mandeln zusammensetzen, in ihrer Porosität verschieden sind, lässt sich schon aus einer interessanten Erfahrung folgern, welche *von Kobell* an den geschliffenen Achaten bei der Anwendung der Flusssäure gemacht hat, indem dabei die verschiedenen Streifen nicht gleichförmig angegriffen wurden und sich mehr oder weniger erhaben darstellten.

---

1) A. a. O. S. 186.

Das Experiment hatte die Streifen der verschiedenen Quarze fühlbar gemacht, wie ich mich selbst bei dem Vorzeigen von in dieser Weise behandelten Achaten überzeugt habe, welche *von Kobell* in einer mineralogischen Sections-Verhandlung der deutschen Naturforscher zu Nürnberg im Jahre 1845 vorlegte [1]).

Noch unmittelbarere Beweise für die Porosität des Chalcedons hat schon *Gautieri* [2]) beigebracht. Bei Vicenza kommen Chalcedon-Kugeln vor, welche im Innern Wasser oder Luft, oft auch beides zugleich eingeschlossen enthalten, so dass man durch die durchscheinenden Kugeln bei ihrer Bewegung die Ortsveränderung der immer die obern Theile einnehmenden Luftblase wahrnehmen kann. Man nennt diese Steine Enhydri. *Gautieri* liess einige dieser Chalcedone, welche kein Wasser, sondern nur Luft eingeschlossen enthielten, mehre Wochen lang im Wasser liegen und beobachtete die Erfolge. Etliche hatten hierauf wirklich Wasser in ihren hohlen Räumen aufgenommen, andere nicht, waren aber durchsichtiger und schwerer geworden. Solche Chalcedonkugeln verlieren, wenn sie längere Zeit in trockener Luft liegen, ihr eingeschlossenes Wasser, ohne dass man irgend eine Oeffnung oder einen Sprung darin wahrnehmen kann. Es liegt darin allein schon der Beweis ihrer durch *Gautieri* auf dem Wege des Experiments nachgewiesenen Porosität. Jüngst hat *Fuchs* [3]) den Versuch mit ähnlichen Chalcedonkugeln von Schio aus dem Gebirge von Zuggiano und Lago wiederholt. Er ist ihm nicht so leicht, wie *Gautieri*, gelungen: aber doch für

1) Vergl. Amtlicher Bericht über die dreiundzwanzigste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Nürnberg im September 1845. Nürnberg, 1846. S. 143.

2) Untersuchung über die Entstehung, Bildung und den Bau des Chalcedons. Jena, 1800. S. 157.

3) Beitrag zur Lehre von den Erzlagerstätten. Wien, 1846. S. 41.

die zu beweisende Thatsache eben so überzeugend. Längeres Liegen im Wasser war selbst bei der Anwendung eines starken Druckes nicht im Stande, wieder Wasser in die wasserleeren Kugeln zu bringen; leicht aber führte eine allmählige Erhitzung der Kugeln unter Wasser bis zum Sieden dieses letztern und spätere Erkaltung (natürlich ohne dass sie aus dem Wasser herausgenommen wurden) zum Ziele. Ein Theil der durch die Erhitzung expandierten Luft war aus den Höhlungen durch die Poren der Schaale entwichen, und durch die nämlichen Oeffnungen wurde das Wasser beim Erkalten gepresst, während die Grösse der Luftblase von der Differenz der Temperatur abhängig blieb.

Bei manchen durchscheinenden Chalcedonen lassen sich schon die kleinen Höhlungen, womit der Stein durchzogen ist, mit der Loupe erkennen; es sind Bläschen, oft rund, auch länglich; sehr häufig fliessen die Blasen in einander und liefern tuberculöse Räume. Es ist aber selten, dass man diese Räume mit der Loupe schon entdecken kann. Meist werden sie erst unter dem zusammengesetzten Mikroskop sichtbar. Unter diesem erscheint namentlich der brasilianische Carneol, welcher sich auch ganz besonders gut färben lässt, ganz mit kleinen Bläschen erfüllt. In einem sogenannten Regenbogenachat (Chalcedon), welcher in den Sonnenschein gehalten bekanntlich schöne irisierende Farbenstreifen zeigt, waren die sehr schmalen und zugleich sehr in die Länge gezogenen Bläschen in linearer Richtung neben einander gelagert, worin auch wohl die Ursache jener optischen Erscheinung zu suchen sein dürfte.

Die Färbung der Onyxe (oder der Onyxe und Chalcedonyxe, wenn man nur die weiss und schwarz oder dunkelbraun gestreiften Steine Onyxe, die weiss und grau gestreiften aber Chalcedonyxe nennen will) geschieht in Oberstein und Idar in folgender Weise. Die dazu bestimm-

ten Steine werden zuerst sauber gewaschen und dann wieder, jedoch ohne Anwendung einer höhern Temperatur, getrocknet. Hierauf legt man sie in Honig, welcher mit Wasser verdünnt ist (ein halbes Pfund Honig auf einen Schoppen Wasser). Der anzuwendende Topf muss durchaus rein, namentlich ohne Fett, sein. Er wird mit den in die Flüssigkeit gelegten Steinen in heisse Asche oder auf den warmen Ofen gestellt, die Flüssigkeit darf aber nicht zum Kochen kommen. Die Steine müssen immer von der Flüssigkeit bedeckt bleiben, daher wird diese öfter nachgegossen. So werden die Steine vierzehn Tage bis drei Wochen behandelt. Dann nimmt man sie aus dem Honig, wäscht sie ab und giesst in einem andern Topfe so viel käufliche Schwefelsäure (Vitriolöl) darauf, dass sie davon bedeckt werden. Der Topf wird mit einer Schieferplatte bedeckt und in heisse Asche, um welche glühende Kohlen gelegt werden, gestellt. Die porösern, sogenannten weichen Steine sind schon in einigen Stunden gefärbt, andere bedürfen einen ganzen Tag und manche nehmen gar keine Färbung an. Zuletzt werden die Steine aus der Schwefelsäure genommen, abgewaschen, auf dem Ofen getrocknet, geschliffen und einen Tag lang in Oel gelegt, wodurch etwa vorhandene feine Risse verschwinden und die Steine auch einen bessern Glanz bekommen; das Oel wird endlich noch mit Kleie abgerieben.

Durch dieses Verfahren werden die nur in ganz licht gräulichen Streifen angedeuteten Farben, je nach ihrer grössern oder geringern Porosität, grau, braun und selbst völlig schwarz gefärbt; die weissen undurchdringbaren Streifen erhalten eine weissere Farbe unter Einbusse ihrer Durchscheinenheit und manche rothe Streifen werden in ihrer Farbe erhöhet.

Die sogenannten Carneole aus Brasilien, welche jetzt in grosser Quantität in Oberstein und Idar verarbeitet wer-

den und durchschnittlich den Centner 50 Gulden kosten, deren Auslese mit geraden Streifen, wie sie besonders zu Cameensteinen brauchbar sind, aber selbst mit der grossen Summe von 2500 Gulden der Centner bezahlt worden, erhalten zum Theil dieselbe Behandlung, wie jene einheimischen Steine; zum andern Theile werden sie auch, wie ich später anführen werde, als Carneole und Sardonyxe benutzt. Sie sind ursprünglich entweder einfarbig, schmutzig gelblich grau oder abwechselnd aus solchen in der Farbe nuancierten Streifen zusammengesetzt, und man dürfte sie in ihrem natürlichen Zustande kaum mit dem Namen Carneol belegen, da dieser wesentlich durch die rothe Farbe bedingt wird. Die streifige Varietät jener Steine liefert bei dem vorbeschriebenen Verfahren sogar die allerschönsten Onyxe.

Der chemische Prozess bei der erwähnten Operation ist keiner schwierigen Deutung unterworfen. Durch das Einlegen der Steine in heissen Honig wird dieser in den feinen Poren der Steine abgelagert, sie werden folglich ganz davon durchdrungen; die Schwefelsäure bewirkt aber die Verkohlung der eingedrungenen animalischen Substanz, und je mehr Kohle in den Steinen zurückbleibt, um so dunkler werden ihre Färbungen, daher die wenig porösen Streifen dann grau oder braun, die mehr von der Kohle durchdrungenen aber völlig schwarz werden. Die weissen und manche rothen Streifen scheinen gar nicht durchdringbar von dem Honig zu sein; die Intensität ihrer Farbe wird durch die Behandlung nur erhöhet. Die brasilianischen Carneole enthalten Eisenoxydhydrat und sind zugleich entweder ganz oder in den meisten Streifen durchdringbar. Die röthlichen Tinten werden aber durch das Schwarze der Kohle unterdrückt und kommen entweder gar nicht oder nur als geringe Beimischungen der grauen und schwarzen Farben zum Vorschein, welche daher meist mehr oder

weniger ins Braune fallen. Diese sogenannten brasilianischen Carneole liefern sogar die schönsten Onyxe.

Es werden auch Chalcedone sehr schön citrongelb gefärbt, einfarbig oder wolkig und gestreift, dieses wenn die Beschaffenheit dazu schon im Steine angedeutet war. Die Behandlung ist folgende. Sie werden zuerst auf dem Ofen ein paar Tage lang getrocknet, doch darf der Ofen nicht zu warm sein. Dann werden die Steine in einen reinen Topf gelegt und mit käuflicher Salzsäure übergossen; auf den Topf wird eine Schieferplatte durch Thon fest aufgekittet und derselbe dadurch dicht verschlossen. Der Topf wird endlich vierzehn Tage bis drei Wochen unberührt unter den Ofen gestellt und damit ist das Gelbfärben vollendet.

Es verdient noch näher untersucht zu werden, ob die gelbe Farbe von einem Salze herrührt, welches sich durch die Verbindung der Salzsäure mit irgend einem in dem Steine vorhandenen Stoffe bildet, oder nicht vielmehr das färbende Prinzip in der käuflichen Salzsäure enthalten ist Ich kenne keine natürlichen Chalcedone, welche eine solche Farbe haben, wie die in dieser Weise gefärbten. Bei Opalen kömmt allerdings eine solche citrongelbe Farbe vor, sie ist dann doch meist mehr wachsgelb, welche Nuance sich auch hin und wieder in den gefärbten Steinen zeigt und nur abhängig ist von ihrer Natur, da das Färbemittel immer dasselbe bleibt.

In der neuesten Zeit hat man auch sehr schöne blaue Farben in den Chalcedonen erzeugt, Farben von allen Nuancen des Türkis. Die Verfahrungsweise ist noch Geheimniss, nur wenigen Schleifern bekannt.

Viele Steine werden gebrannt, namentlich Achate, Chalcedone, brasilianische Carneole. Es geschieht dieses theils, um die natürlichen Farben zu verschönern und zu erhöhen, theils um neue Farben hervorzurufen und auch

wie versichert wird, um den natürlichen Farben mehr Haltbarkeit zu geben. Manche Chalcedone werden dadurch blos weisser, die rothen Farben intensiver und die fahlgelben sehr schön roth, welches besonders bei den brasilianischen Carneolen der Fall ist, daher auch die gestreiften Steine dieser Art in schöne Sardonyxe verwandelt werden und die einfarbigen erst ihre wahre Carneol-Farbe erhalten. Das Verfahren dabei ist folgendes. Die Steine werden vierzehn Tage bis drei Wochen lang auf einem sehr heissen Ofen scharf ausgetrocknet, dann in einen Tiegel gethan und mit Schwefelsäure angefeuchtet, nicht aber übergossen. Gewöhnlich tauchen die Schleifer die Steine nur in Schwefelsäure und stellen sie nebeneinander in den Tiegel. Dann wird der Tiegel mit dem Deckel verschlossen und in starkes Feuer gestellt, bis er rothglühend wird. Man lässt das Feuer langsam von selbst erlöschen und nimmt den Tiegel erst ab, wenn er kalt geworden ist. Durch das Brennen wird das Eisenoxydhydrat in den Steinen völlig entwässert und die Farbe des Oxyds tritt lebendig und in der durchscheinenden Masse in der eigenthümlichen Carneol-Farbe hervor [1]). Die kleinen Waaren werden vor dem Schleifen gebrannt, die grössern, z. B. Dessertteller, Schaalen, Vasen u. s. w. aber erst nachdem sie geschliffen sind. Kleine Stücke zerspringen nicht leicht beim Brennen, grosse aber wohl: daher man ihre Masse erst durch das Schleifen dünner zu machen sucht.

---

1) Dass das Eisen das färbende Prinzip im Carneol ist, kann nach den entscheidenden Versuchen von *W. Heintz* (*Poggendorff*, Ann. der Physik. B. LX. S. 519 f.) nicht mehr zweifelhaft sein. *Gaultier de Claubry* (*Poggendorf*, Ann. d. Ph. B. XXVI. S. 562) hatte zwar früher nachzuweisen gesucht, dass der Farbestoff des Carneols organischer Natur sei: aber die Kritik seines Versuchs und *Heintz's* gegentheilige Erfahrung haben das Unhaltbare genügend bewiesen.

Es sollen manchen Schleifern bei dem Steinfärben besondere Handgriffe und Vortheile zustehen, die nicht jeder kennt. Die vorstehenden Verfahrungsweisen habe ich an Ort und Stelle ermittelt, viel Einzelnes aber hat mir mein verehrter Freund, Herr Oberförster *Tischbein* zu Herrstein im Fürstenthum Birkenfeld, welcher mich überhaupt bei meinen Studien über die Achate mit reichen Notizen unterstützte, mitgetheilt; ich erkenne dieses hiermit sehr dankbar an.

Da einmal die Eigenschaft vieler quarziger Steine, welche ich mit dem Collectiv-Namen der Achate bezeichnen will, dass sie sich durch und durch, in Folge ihrer natürlichen Porosität, färben lassen, thatsächlich erkannt ist, so wäre es auch nicht unmöglich, dass die chemische Kunst denselben noch andere Farben zu geben vermöchte, wie bisher zu Oberstein und Idar geschieht. Es dürften vielleicht manche antike geschnittene Steine, welche sehr ungewöhnliche Farben besitzen, gefärbte Steine sein. Bei einigen Steinen, die ich in Sammlungen von antiken Cameen und Intaglios gesehen habe, ist mir dieses wahrscheinlich geworden. Warum sollten wir auch dergleichen gefärbte alte Steine nicht eben so gut finden, wie wir die ächten antiken Pasten gut genug kennen?

Es wäre dieses ein gelegentliches Ergebniss neben meinen geologischen Forschungen über die Genesis der Achat-Kugeln. Ich glaubte es den Freunden des Alterthums vorlegen zu dürfen, wenn ich auch von naturwissenschaftlicher Seite an einem andern dafür geeigneten Orte noch einmal darauf zurückkommen muss. Ob ich alles gelesen habe, was von philologischer und archäologischer Seite über jene Stelle des Plinius gedacht und geschrieben ist, bezweifle ich, da die einschlägige Litteratur meinen eigenenen Studien ferne liegt. Es ist dieses aber für die Sache ziemlich gleichgültig. Die gegebene Erklärung,

aus der neuen technischen Erfahrung gegriffen, kann im Wesentlichen nur die richtige sein.

So wäre denn *Plinius* abermals in einer interessanten, aus sachlicher Unkenntniss vielfach falsch verstandenen Stelle vollkommen gerettet. Es würde dieses noch bei vielen andern unerklärt gebliebenen oder falsch gedeuteten Stellen des römischen Naturhistorikers der Fall sein können, wenn sich Naturforscher aus den verschiedenen Zweigen der vielgliederigen Wissenschaft ernstlich mit ihm beschäftigen wollten. In der französischen Ausgabe des Plinius von *Ajasson de Grandsagne,* deren Titel als Erklärer viele bedeutende Namen verzieren, nämlich *Beudant, Brongniart, C. Cuvier, Daunou, Emeric David, Descuret, Doé, E. Dolo, Dusgate, Fée, L. Fouché, Fourier, Guibourt, Eloi Johanneau, Lacroix, Lafosse, Lemercier, Letronne, Louis Liskenne, L. Marcus, Mongès, C. F. Panckouke, Valentin Parisot, Quatremère de Quincy, P. Robert, Robiquet, H. Thibaud, Thurot, Valenciennes* und *Hipp. Vergne,* ist dem Zwecke, wenigstens für das Mineralogische, wenig genügend entsprochen; auch ist die beigefügte französische Uebersetzung häufig mit übergrosser, die Sache beeinträchtigender Freiheit gemacht. Es liegt hier von dieser Seite mehr nicht in meiner Absicht, als auf den Mangel, der schon oft gefühlt und namentlich bereits vor längern Jahren bei Gelegenheit der Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte gerügt und zur Abhülfe empfohlen worden ist, wiederholt aufmerksam zu machen.

Dr. Nöggerath,
Geheimer Bergrath und Professor.

---

147. SVLLAE. SENNIF.
REMO ARGENTARIO

Marmor hoc Bonnae effossum eiusque ectypum diligenter et iteratis vicibus depictum, quia alii id aliter repraesentabant, est, adeo ut ne dubitandum quidem sit, quin revera illud ita sese habeat, si modo ex urbis ruina salvum et superstes evasit. (cf. Tab. II.) Monstrum marinum additur procul dubio ornatus tantum causa; ciconiae designare possunt pietatem filiorum in patrem, cui forte hoc monumentum posuerunt. Certe Aegyptii designare volentes hominem φιλοπάτορα pingebant ciconiam, quia haec avis a parentibus enutrita numquam ab ipsis seiungitur, sed apud eos usque ad extremam senectutem manet, θεραπείαν αὐτοῖς ἀπονέμων, teste Horapolline lib. II Hierogl. c. LVIII; inde est quod illa Petronio pietatis cultrix vocetur, atque Iudaeis *Caschoda*, i. e. pia ac benigna, vocatur, uti docet *Bochartus* in divino de animalibus libro qui potest videri [1]. Et si quae lux aenigmati quod marmori nostro insculptum est dari potest, crediderim, patrem repraesentari per ciconiam in nido sedentem vel iacentem, filios vero per binas stantes, quae patrem q(uasi?) alunt. Uti enim Solinus loquitur de ciconiis, eximia illis inest pietas, etenim quantum temporis impenderint foetibus educandis, tantum et ipsae a pullis suis aluntur. Quidquid sit, homo noster vocatur Sulla, et observa nomen hoc per U, non autem per Y scribi, ut scribendum esse docuit olim ad Livium *Gronovius* pater.

---

1) Hoc sensu quoque occurrunt ciconiae ad pedes deae Pietatis in numo famil. Antoniae, apud *Beger*. Thes. Brand. II. p. 584. atque in gemma carneola, cuius ectypon gypseum exhibet *Lippertus* Dactyl. I. 724. *Janssen*.

CENNIF. Exstat hoc nomen etiam in inscriptione apud *Grut.* p. 927.

REMO nomen vel cognomen est, quod etiam exstat in inscriptione p. 40. (n. 9.) apud *Gruterum* (*Orell.* n. 1960.), et alia . . posita apud *Reinesium* 20. 380 [1]): et notandum obiter, Romanos per Remi nomen, licet ille a fratre Romulo occisus sit, populum et imperium Romanum significasse; Prudentius, Hymn. II. περὶ στεφανοῦ *regnum Remi*, Statius II., Silvius VII. *culmina Remi*, Seneca *populum Remi* et Catullus *magnanimos Remi nepotes* dixerunt, ubi tamen videatur *Vossius.*

ARGENTARIO. Ita vocabant numularios vel mensarios vel foeneratores publicos, de quibus videatur *Salmasius* p. 558. et seqq. de foenere trapezitico, et inde est quod Sulla Remus manibus teneat volumina bina, atque ante se positam habeat mensam, in qua, vivus scilicet, numos vel ad locandum, i. e. foenere dandos vel permutandos, habuerat expositos, mensamque talem *publicam* vocat Cicero in oratione contra Rullum, »si praetor dedit ut est scriptum a quaestore numeravit quaestor a mensa publica aut ex vectigali aut ex tributo,« et Ulpianus L. IV. digest., de ed .. mensam tabernarum; tabernaeque ipsae dicebantur argentariae, quae erant Romae veteres et novae ut ex Livio patet [2]). Tunica autem noster Sulla indutus est et chlamydem, vel exterius vestimentum, fibula connexam habet.

E schedis **Gisberti Cuperi** Lugdunensibus.

---

1) Cf. imprimis cives Remi in ara Rinharensi, *Orell.* n. 1977, et civitas Remorum, in marmore (seculi IV. p. 7 Ch.) apud *Grut.* p. 178. 1. et apud *Orell.* n. 1096. *J.*

2) De argentariis conferri quoque possunt tituli n. 995. et 4146. apud *Orellium*, et laudatus ab eo *Marinius*, Atti I. p. 249. *J.*

Bei den Vorarbeiten zum Ausbau der Basilica wurde im Innern des Tribunals (des sogen. Heidenthurms) an einem der Pfeiler, welche den jetzigen Dachstuhl tragen und augenscheinlich spätern Ursprungs sind, ein grosser Sandsteinquader mit römischen Schriftzeichen wahrgenommen. Die Baubehörde liess den Stein herausnehmen; derselbe zeigte sich bei näherer Prüfung als Rest eines Sepulcralcippus von der in unsrer Gegend gewöhnlichen Form (s. darüber unsre Bem. im V. u. VI. Heft der Jahrb. d. Ver. S. 328), von welchem der halbkreisförmige Obertheil abgehauen worden war. Nicht ohne Mühe gelang es dem Unterzeichneten, die nachfolgende, stark mit Mörtel inkrustierte und an verschiedenen Stellen mit Hackenschlägen gemisshandelte Inschrift zu entziffern, welche sich — mit Ausnahme der ante lineam zu ergänzenden, höchstwahrscheinlich in dem abgetrennten Kreissegment enthalten gewesenen Widmungs-Siglen »D· M,« und dreier zweifelhafter Buchstaben in der Namensendung der vierten Zeile — als vollständiger Titulus eines heidnischen Familien-Grabmals ergibt:

148.

LIBERO · FILIO · SA
TURNINI · DEFVNC
TO · NONIANI · NON
N . . . VS · ET · SATVRNI
NVS · SIBI · ET · SVIS · VIVIS · F

(Diis Manibus) Libero, filio Saturnini defuncto, Noniani Nonn(ill)us, et Saturninus sibi et suis vivis f(ecerunt[1]*).*

1) Den Schattengöttern. Dem Liber, dem verstorbenen Sohne des Saturninus, haben die (beiden) Noniani, Nonn(ill)us und Saturninus, für sich und die Ihrigen bei Lebzeiten, dieses Grabmal errichtet.

Die Inschrift bietet, abgesehen von ihrer zufälligen Verpflanzung ins Innere der Basilica, nichts Ausgezeichnetes dar. Der Namen Nonianus — hier ein Gentilnamen, welchen die beiden Stifter des Grabmals (wahrscheinlich Brüder) Nonn(ill)us und Saturninus, und unstreitig wohl auch der verstorbene Sohn des Letztern, Liber, gemeinsam führten — kommt als cognomen in der Inschrift bei *Gruter*, 171. 1 (... SEX·VOLVSI·NONIANI..) vor; der Namen Liber wird in mehrern Inschriften als Personalnamen, sowohl von Freien wie von Sclaven, gefunden. (S. *Grut.* Ind.). Die Ergänzung Nonn(ill)us ist conjectural, scheint jedoch durch die Schriftspuren im Original und durch die Analogie der öfters vorkommenden Frauennamen »Nonna, Nonnia,« begünstigt zu werden.

Trier.

W. Chassot v. Florencourt.

Folgende drei Inschriften, welche im verflossenen Sommer bei Brühl gefunden wurden, sind dem Vereine durch die Güte des Hrn. Dr. *Marquart* hierselbst in einer, freilich nicht fehlerfreien Abschrift mitgetheilt worden. Wir geben sie unverändert in der Hoffnung, später die Originale zur Verbesserung vergleichen zu können.

I · O M 149.
E I S A X S A N O
L I V I I V S C A S S I
× VS × L E G X V I
H V E X I L I A R I

Iovi optimo maximo et Saxsano (sc. Herculi) *L. Iulius Classicus miles* (oder centurio?) *legionis deximae sextae et vexillarii.*

Die Erwähnung der 16. Legion, welche zu dem Heere

von Obergermanien gehörte und wegen ihres Benehmens im Kriege gegen Civilis von Vespasian aufgelöst wurde, gibt unserem Steine ein besonderes Interesse.

150. HERCVLI SA
XSANOSAC
RVSOHH

Herculi Saxsano sacrum Ruso ....

151. DAD
IVNIV
CRFIVD

152. HERCvLI
I P/// ⌒ VA
////// / //////
//// /// ////
//// // ///////
\ S \ S
F L

Dieser in zwei Stücke zerbrochene Altar aus Tufstein kam merkwürdiger Weise in dem durch den neulichen Bergsturz zerklüfteten Berge bei Oberwinter zum Vorschein und wurde von Hrn. Geheimen Bergrath *Nöggerath* dem hiesigen Museum geschenkt. Wenn, wie ich glaube, Hercules Saxanus gemeint ist, so ergibt sich die Thatsache, dass die Basaltbrüche bei Unkel von den Römern bearbeitet wurden.

Urlichs.

5. Ueber den verschiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunst.

Die Griechen haben in seelenvollen und tiefpoetischen Mythen die Entstehung der einzelnen Künste und Kunstformen auszusprechen versucht. Sie giengen dabei von dem Gedanken aus dass alle bildende Kunst eine Nachahmung der Natur sei. Ein liebendes Mädchen sucht den scheidenden Geliebten im Bilde festzuhalten: sie zeichnet seinen Schattenriss auf die Wand, und der Töpfer, ihr Vater, brennt nach diesen Zügen im Ofen das erste Menschengebild. Oder es stirbt ein Mädchen in Korinth so jugendlich dass es die Lebensfreude des jungfräulichen Alters noch nicht genossen hat. Die Amme stellt ihm ein Körbchen mit seinen liebsten Spielsachen gefüllt aufs Grab. Eine Akanthospflanze schiesst aus dem Boden hervor und umgrünt das Körbchen mit ihren zierlichen gezackten Blättern: da geht Kallimachos vorüber und trägt das reizende Gebild in den Marmor über. So entstand das korinthische Kapitell, das zierlichste aller zierlichen Bauglieder.

Diese Kunstmythen sind zu poetisch um wahr zu sein, und die ganze Ansicht über die Entstehung der Künste, die ihnen zu Grunde liegt, wird durch nichts so sehr widerlegt als grade durch die alleraltesten Kunstwerke. Abgesehen davon dass manche Künste, wie die Architektur in ihren Hauptgliedern und die Musik, gar kein Vorbild in der Natur aufweisen können, so sehen wir auch die wirklich nachahmenden Künste in ihren Anfängen sehr weit von Naturwahrheit entfernt. Sie sehen von den Formen der umgebenden Wirklichkeit fast ganz ab und begnügen

sich mit Andeutungen für den Geist. Bei den ältesten Völkern treten Göttergebilde auf die mit vollem Bewusstsein von der Natur abweichen. Der indische Ganesa trägt den Elephantenkopf um seine Weisheit, der Ischora die Vielzahl der Arme um seine Macht zu bezeichnen, und die uralte Naturgöttin Vorderasiens, die Artemis von Efesos, drückt durch eine der weiblichen Form und dem ästheti-Gefühl gleich sehr widersprechende Häufung der Brüste die unermessliche Kraftfülle der gebärenden und ernährenden Natur aus. Diess Vorwalten des symbolischen Elements eben in den ältesten Kunstwerken liefert den klarsten Beweis für die Grundlage aller Kunst im Gedanken, und vernichtet jene scheinbar naive, in der That höchst prosaische Vermuthung dass der Kunsttrieb im Menschen eigentlich der Affentrieb sei.

Der erste schöpferische Gedanke nun, der in den Völkern nach der Befriedigung der rohesten Naturbedürfnisse erwacht, ist der religiöse: der natürliche Ausgangspunkt der Kunst liegt demnach im Gottesdienst. Die älteste Poesie ist der Mythos, das älteste Bauwerk von künstlerischer Weihe der Tempel, die älteste Statue der Gott oder die Göttin.

Durch die Religion wird das Volk vereinigt und zu höherer Kraftäusserung begeistert. In der ganzen Geschichte des Orients lässt es sich nachweisen dass sämmtliche Staaten, deren geschichtliches Entstehen nicht im Nebel der Urzeit verschwindet, erst aus religiösen Schöpfungen oder Erschütterungen sich entwickelten. Moses und Muhamed haben aus lockerverbundenen Stämmen durch das Einheitsband der Religion Nazionen geschaffen: religiöse Reformen gingen der Gründung sowohl des alt- als des neupersischen Reiches vorher. Indem nun ein Volk diesen Riesenschritt macht, der durch die Gründung seines Staatslebens beurkundet wird, erringt es zugleich eine neue Form

der Kunst, die man die historische oder schärfer die politischnationale Kunstform nennen dürfte. Die religiöse Kunst versinnbildete Etwas das als ein Ewiges geglaubt wird, jetzt aber gilt es vielmehr ein Vergangenes, Entschwindendes durch die Kunst zu verewigen. Es ist dem Volke wichtig die Erinnerung grosser Menschen und grosser Thaten auf die Enkelsöhne zu retten, und aus diesem Streben entsteht das Denkmal, die Geburtsstätte aller weltlichen Kunst. Es scheint mir beachtenswerth, weil es die weltgeschichtliche Bedeutung unseres germanischen Stammes voraus ahnen lässt, dass die heidnischen Deutschen ohne Vermittlung der religiösen Kunst gleich an die monumentale gegangen sind. Tempel und Götterbilder hatten sie nicht: aber ihre Helden begruben sie im Hünengrab und pflanzten den Bautastein zum Andenken darüber. Wie nun diesen rohen Anfängen, diesen formlosen Todtenhügeln mit Nothwendigkeit die Entwicklung aller Künste sich anschliessen musste, ist leicht sich vorzustellen. Und ist nun in äussern und innern Kämpfen der Staat gereift, hat er die ihm naturgemässe Verfassung erschaffen, dann prägt er diesen seinen Geist in mächtigen Werken aus, die nicht so sehr Erinnerung als Ausdruck beabsichtigen. Auch diese Gestalt der Kunst ist noch grosser Ideen voll. Die dunkeln Königspaläste von Theben, die heitern von schlanken Säulen zeltartig emporgehobenen Prunkgemächer von Persepolis drücken eben so vollkommen den Geist des monarchischen Staates aus, als die weiten und luftigen, dem Volksverkehr geöffneten Portiken, Leschen, Basiliken und Theater die demokratische Freiheit des souverainen Volks in Jonien und Rom wiederspiegeln. In ähnlicher Art schilderte der Meissel in Persepolis die heiligen Siege des Königs über die symbolischen Thiere, während die Poikile Athens sich mit den marathonischen Grossthaten der Zeitgenossen erfüllte. So hat denn die Kunst am Kultus und am Staat ihre frühesten und zugleich heiligsten Bestimmungs-

gründe. So lang sie auf diese noch mit Ernst eingeht, bleibt sie erfüllt von grossen und schwungreichen Ideen; diess sind die Gebiete wo sie überhaupt ihre grossartigsten Schöpfungen ausbreitet.

Und nun erst tritt im Leben der Völker der Zeitpunkt der Ruhe und des Geniessens ein. Die grosse gemeinsame Arbeit der Nazion ist vollendet; der Einzelne, gleichviel ob er religiös und politisch eine Bedeutung hat, hält sich und seine Gegenwart der Beachtung werth und möchte sich in allen seinen Umgebungen geniessen. Die Kunst tritt in den Sold des Privatmanns, der sie unter den Gesichtspunkt eines geistreichen Luxus stellt. Die Kunst der Wirklichkeit beginnt: statt der heiligen und der ernsten Form der Baukunst, statt des Tempels und Palastes, tritt die zierliche, das glänzende Wohnhaus, hervor; statt des Epos erwacht der Roman, statt des höhern Dramas die Komödie, beide als Schilderungen der Gegenwart. Sein Porträt lässt Jeder malen oder meisseln ohne allen Gedanken daran, ob ausser ihm und den Seinigen Jemand darauf einen Werth lege. Das Genrebild fängt an Individuen zu schildern die nicht durch die Grösse historischer Charaktere über ihre Klasse hinausragen sondern vielmehr diese ganze Klasse und ihr Geschick in sich zum vollen Ausdruck bringen. Je mehr sich die Civilisazion vom frischen Naturleben abwendet, desto eifriger wird die Kunst einen Ersatz zu bieten durch getreue Abspiegelung der Natur. Das Thier- und Viehstück entsteht; die zum Sinnengenuss des Menschen schon zubereitete Natur wird im Stillleben, als Blumen- und Fruchtstück, als Frühstücksbild oder todtes Wild anlockend geschildert, oder die Kunst sucht ins enge Zimmer den Reiz der weiten Landschaft und ihrer Nebenformen, des Architekturstücks, des Eislaufs und der Marine zu retten. Erst hier ist Nachahmung das Ziel der Kunst geworden; die täuschendste, sauberste Technik er-

setzt auf dieser Stufe den Reiz der stets mehr entschwindenden Idee. Hier angelangt steht die Kunst am Schlusse ihres völkerbeglückenden Kreislaufs: hier kehrt sie ins Handwerk zurück, aus dem sie in ihren ersten rohen Schöpfungen sich herauswand. Die bloss dekorative Kunst, welche ohne allen Gedankengehalt nur durch gefälliges Spiel mit Tönen, Linien und Farben den Reiz des geselligen Lebens zu erhöhen sich bemüht, ist schon aus der heiligen Kunstschranke herausgetreten.

Es ergeben sich somit drei Gattungen aller Kunst, die religiöse, die historisch-politische, die Kunst der Wirklichkeit.

Der bisherige Entwicklungsgang lässt sich mehr oder minder deutlich bei allen Kulturvölkern der alten Welt verfolgen. In der neuern Kunst erscheint er dagegen einigermassen gestört, und diese Beobachtung führt uns sogleich ins Innere unserer Darstellung hinein.

Auch die neuere Kunst beginnt auf religiösem Gebiet. Die moderne Kulturwelt hat sich entwickelt unter dem Einfluss zweier neugestifteten Religionen, des Christenthums und des Islam. Der letztere vermochte kraft seiner innersten abstrakten Natur nicht in allen Künsten eine Blüte zu erzeugen, und die wenigen die er ausbildete nur auf eine mässige Höhe zu erheben, entsprechend der mässigen und obenein nicht dauernden Blüte der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung die er den ihm anhängenden Völkern verlieh. Eine Zeitlang schienen diese sogar in dem europäischen Kulturfortschritt die Spitze zu nehmen: dann wurden sie rasch von den christlichen Nachbarn überflügelt. Und selbst in dem Wenigen von Kunst, was der Islam geschaffen hat, stellt ihn die neuere Forschung immer mehr in Abhängigkeit von antiker, byzantinischer, persischer und hindostanischer Ueberlieferung. Diess vorausgesetzt wird man es wol getrost aussprechen dürfen dass

die Blüte moderner Bildung und Kunst doch nur bei den christlichen Völkern voll aufgegangen ist.

Das Christenthum nun trat als ein ganz neuer Anfang in die Welt, und hatte alsbald das Glück statt der entkräfteten und lebensmüden Völker des Alterthums neue Stämme, Kelten, Germanen, zuletzt Slawen zu erobern und auf die Bühne der Weltgeschichte zu führen. Die geringen heidnischen Anfänge der Kunst bei diesen Nazionen wurden getilgt, die neue Religion schuf eine neue Kunst. Die Anfänge der modernen Kulturgestaltung sind also denen der alten Welt höchst ähnlich. Nun aber hätte aus der religiösen Kunst naturgemäss eine nazionalpolitische werden sollen — und hier auf einmal wich der Bildungsgang ab. Die Religion zeigte sich so stark dass sie das Volksthum in den Hintergrund drängte: die Kirche überwältigte den Staat. Das Christenthum stellte die Menschheitsidee höher als die Nazionalität. Unam omnium rem publicam agnoscimus, sagt *Tertullian*. Der Heide würde augenblicklich und ohne Besinnen hinzugesetzt haben Romanam; *mundum* sagt der Christ. Die in dem päpstlichen Rom zentralisirte Kirche schuf unter allen diesen verschiedenen Menschenstämmen eine Kultureinheit, die wir wunderbar und grossartig nennen müssen im Vergleich mit dem religiös so zerstückelten Alterthum, die aber einer nazionalen Politik nicht günstig war. Während eines kurzen Zeitraums versuchte Eins dieser Völker sich zu nazionalisiren, die Germanen nämlich unter Karl dem Grossen — und augenblicklich (so mächtig sind die Krystallisazionsgesetze der Kunst!) trat auch historische Kunst unter ihnen hervor. Der monumentale Riesenbau des achner Palastes, die Wandbilder aus Karls spanischem Feldzug womit er geziert war, und die Szenen aus allen Weltreichen an der Decke des Reichssaales zu Ingelheim gehören dahin. Aber hundert Jahre später starb diese Kunstrichtung mit dem

Wandbild der Ungarschlacht am Keuschberge aus, welches den Palast des Finklers in Merseburg belebte. Statt der grossartig gedachten karlingischen Monarchie fasste das Mittelalter die Staaten unter einer starken Hierarchie zusammen, und der Staat begeisterte nicht zur Kunst. Von jenem merseburger Bild verläuft fast ein halbes Jahrtausend, in dem man schwerlich viele Bilder aus der Profangeschichte aufweisen kann. In der Architektur überwiegt die Kirche unendlich die Pracht der Reichspfalz. Der Palast des Barbarossa bei Gelnhausen war berühmt — und wie schwinden seine Trümmer gegen die prächtige, ungefähr gleichzeitige Stadtkirche! Wie die Veste zu Nürnberg mit ihren Räumen, so klein dass ein begüterter Bürger unserer Tage in ihnen keine Gesellschaft versammeln würde, gegen die stattliche Sebald- oder Lorenzkirche auf welche sie herabschaut!

Erst am Schlusse des Mittelalters wurde diese Ausschliesslichkeit religiöser Kunst durch die Anerkennung zurückgedrängt dass auch das Weltliche zu seinem Rechte kommen müsse. Die Staaten warfen sich in eine Opposizion zum Klerus, und hatten sie früher sich ähnlich gesehn, so entwickelten sie sich nunmehr aus dem alten Lehnssystem in neue, unter sich sehr verschiedene und lebhaft anregende Formen. Die Kunst konnte jetzt auf den historischen Boden herübertreten. Aber der Zeitpunkt war einmal verfehlt: die Reformazion brachte den Geist der Subjektivität zum Sieg; statt der äussern Erlösung durch die Heilsmittel der Kirche wurde die innerliche Erlösung durch den persönlichen Glauben des Individuums gepredigt. Die dritte Gattung der Kunst, die ja auf dieser subjektiven Stimmung ruht, brach herein bevor wir die zweite gehabt hatten. Eine Architektur des Privatluxus gestaltete sich aus der neuen Anwendung des prachtvollen römischen Baustils; die Kabinetmalerei der protestantischen Holländer

überlebte die Versuche der katholischen Fläminge einen grossen Stil zu retten. Vereinzelt und nicht erfreulich stehen Arbeiten wie die Bilder des Rubens aus dem Leben der Maria von Medici da, und auch diese sind nicht nazional sondern dynastisch, nicht historisch sondern allegorisch zu nennen. Die Idee des nazionalen Staates, aus welcher die ächte historische Kunst hervorgeht und die sie in ihren Werken zur Anschauung zu bringen strebt — diese Idee ist überhaupt erst seit dem achtzehnten Jahrhundert zum Leben gekommen und dringt erst seit der französischen Revoluzion in die bildende Kunst ein. So liegt noch eine grosse Zukunft der Kunst vor uns ausgebreitet, welche in dem Masse heranrücken muss als die geschichtliche Kunde der Vergangenheit in der Menschheit fortschreitet und die einzelnen Völker wieder zur frischen That erwachen.

Bis das eintritt, müssen wir leider zugeben dass uns bis jetzt noch in der neuern Kunst (so nenne ich sie schon von Christus an) jene ganze, grosse, männliche und für das Vaterland entflammende Seite des Schaffens fast völlig abgeht die dem hellenischen Bürgerleben soviel Weihe gab. Trotz diesem Mangel aber hat sich schon in ihren bisherigen Leistungen die Kunst der christlichen Völker auf eine solche Höhe erschwungen dass sie der heidnischen ästhetisch sich vergleichen darf und in vielen Punkten selbst vorgezogen werden muss, während sie wieder in andern Leistungen zurücksteht. Es ist zweckmässig auch hier von den religiösen Gegenständen auszugehen, denn in der heiligen Kunst des Hellenen und des christlichen Germanen tritt am schärfsten der Unterschied ihres Kunstprinzipes hervor, der uns tief in das Wesen beider Religionen selbst zurückleitet. Beide Prinzipe führten auf ganz verschiedenen Wegen zur Schönheit, aber beide kamen wirklich bei der Schönheit an. Es ist diess der Gegensatz den man wol,

nicht eben passend und noch weniger deutlich, als den Widerstreit des klassischen und des romantischen Kunstprinzips bezeichnet hat.

Das hellenische Heidenthum fasst den Geist noch in seiner Einheit mit der Natur auf. Die Götter selbst sind nicht transzendental; nicht einmal in der Mythe, die sie ja an bestimmte Schauplätze bindet; sie wohnen auf dem Olymp, schauen vom Ida herab und verkehren mit den Töchtern der Erde. Aber auch nicht dem Wesen nach: denn ursprünglich sind sie selber ja nichts als Natur. Der von jenem römischen Religionsfilosofen richtig aufgefundene Unterschied zwischen dii naturales und dii animales stellt sich offenbar so, dass jene, die personifizirten Naturkräfte, die ältesten, diese, die vergötterten Menschen, die spätern Götter sind. Die Einsicht in die indischen Vedas lässt uns gegenwärtig den geistigen Prozess der Götterschöpfung klarer als alle früher benutzten Quellenschriften der menschlichen Urgeschichte erkennen, indem sie uns eine Stufe des religiösen Gedankens erschliesst wo die Naturkraft noch nicht persönlich geworden, wo der Mythos noch unmittelbar an das Naturfänomen selber angeschlossen ist. Wie sein Gott, so der Mensch: auch der Menschengeist auf dem polytheistischen Standpunkt bleibt in der Natur stehen: sie frei und fröhlich geniessen, ist seine Aufgabe. Kein äusseres Sittengesetz beschränkt diesen Genuss, sondern nur ein inneres frei bewahrtes Mass: der homerische Held betrachtet es als etwas von selbst sich Verstehendes dass die geraubte Königstochter sein Bett theilt; Odysseus sehnt sich nach der Gattin in Kirkes Armen, aber er verschmäht darum diese schönen Arme nicht. Der Kampf der Entsagung, damit der Geist die Natur überwinden lerne, ist dem klassischen Alterthum unbekannt; man mag sich wol keinen reinern Gegensatz denken, als den Hellenismus und das Mönchthum. Selbst die Kyniker, so sehr sie die Formen der

gesellschaftlichen Welt abwerfen, brechen keineswegs mit dem Genusse der Welt: erst die letzten Filesofen des Alterthums, die Neuplatoniker, lehren Entsagung auf Ehe, Fleisch, Wein; sie aber sind nicht mehr Kinder hellenischen Geistes, sondern orientalischen Asketengeistes voll, wie ja auch die Schule selbst Ein Heimathland hat mit dem jüdischen und mit dem christlichen Mönchthum. Hierin nun, in der unbeschränkten Freiheit des Genusses, liegt die Klarheit und Freudigkeit der bessern hellenischen Zeiten begründet, hierin die Heiterkeit und die frische, unbefangene Sinnlichkeit ihrer Kunst; der Zwiespalt schnitt noch nicht durch den innern Menschen hindurch. Aber hier war auch die Achillesferse des Alterthums. Jener Naturgenuss forderte ein starkes geistiges Gegengewicht: es gehörte die ganze Kraftanstrengung der heroischen, die mächtige Spannung des Bürgergefühls in den republikanischen Zeiten dazu ihm die Wage zu halten. Sobald die mächtigen Ideen, das Vaterland, die Verfassung, die Thätigkeit für Verwaltung und Gericht nicht mehr vorhielten, konnte man auch im Genusse nicht länger Mass halten. Afrodite legte den Gürtel der Charis ab, Luxus und unnatürlich gesteigerter Genuss riefen eine sittliche Frivolität hervor, die mit völliger auch fysischer Schwächung der Raçe endigte. Die Helden von Marathon, die römischen Weltbezwinger sanken so dass sie gegen die Räuber Illyriens und Isauriens nicht einmal ihre Nationalheiligthümer zu schützen vermochten. Schon in der ersten Kaiserzeit zählten die rebellischen Gallier darauf dass die Italioten allzumal nicht mehr waffenfähig seien; im dritten Jahrhunderte retteten Bauern auf dem Kaiserthron, Barbaren in den Legionen das Reich, und zuletzt wurde doch zur Auffrischung der südlichen Länder das gesunde Blut des Germanen und die grade ihm eigene fysische Zeugungskraft unentbehrlich.

Anders das Christenthum. Ausgehend von dem trans-

zendentalen Gotte des Hebraismus stellte es einen wollenden, persönlichen Geist über die Natur, und rief die nach dessen Bilde geschaffenen Menschengeister auf, durch die Herrschaft über den Körper ihres Triumphes über die Natur sich bewusst zu werden. Der Schmerz der Spaltung zwischen Leib und Geist trat ein, und das erste kirchliche Christenthum erschien, wie es zahlreiche Zeugnisse darthun, den gleichzeitigen Heiden als die betrübteste und freudenloseste aller Glaubensformen. Wenn wir überhaupt noch mit Sicherheit sagen könnten, was Christus gewollt und gelehrt hat, so möchten wir finden dass vor seinem reinen und grossen Geiste jener Zwiespalt schon als ein der künftigen Lösung entgegenstrebender dastand. Er sah bereits die Natur dem Geiste unterthan: er erkannte in sich die Offenbarung der Gottheit, obwol er sich vorzugsweise gern als den Menschensohn bezeichnete, und Zurückgezogenheit von der Welt liegt seinem ganzen Wesen ferne, wie er diess selbst im Vergleich mit dem Prediger der Wüste von sich aussagt. Aber schon die früheste Kirche bildete im Gegensatz zu dem Naturgenusse des Heidenthums jene Weltflucht aus, welche der Charakter des Christenthums geblieben ist so lange aus ihm eine grosse religiöse Kunst hervorging. Im Klosterleben erhält sie ihren höchsten und reinsten Ausdruck; genährt wird sie anfangs durch die Verfolgungen von Seiten des Heidenthums, später durch den Kampf der Kirche theils mit den Völkern des Islam theils mit der sich emporringenden Idee des Staates, welcher seinerseits die höchste Form des weltlichen Lebens in sich darstellt.

Indem nun so die Aussenwelt abgestossen, die Erde nur als Vorschule des Himmels angeschaut wird, zieht sich der Geist in sich zurück und baut sich eine neue Welt der Innerlichkeit auf. Diesen Charakter prägt die zumeist symbolische unter den bildenden Künsten, die Architektur, bereits in den ältesten Kirchengebäuden aus. Es ist schon

oft gesagt worden dass der hellenische Tempel Aussenbau war, durch glänzende Säulenreihen, durch den Goldschmuck des Gebälkes und die farbenhell abgehobenen Statuen und Reliefs der Giebelfelder und des Frieses nach aussen ein schimmerndes Gebild: innen ohne Detail, ohne Farbe, meist ohne Licht sogar. Die altchristliche Basilika ist genau der umgekehrte, gleichsam nach innen gewandte Tempel: aussen scheunenartige, oft nicht einmal mit Gesims bekrönte Mauern, während im Innern die prachtvolle Perspektive der spiegelhellen Säulen, die reichen Mosaikfriese unter den Fenstern, die vergoldete Decke und die steinbunte oder goldschimmernde Altarnische mit schwerer Pracht sich übereinanderschieben. Als das Christenthum aber seine Kunst zur vollen Selbstständigkeit erhoben hatte, da schoss zwar im gothischen Dom das innere Leben auch aussen hervor und durchdrang wie ein Trieb organischen Wachsthums jedes der tausend dekorativen Aussenglieder. Aber die Innerlichkeit trat nur desto bestimmter hervor, indem diess prachtvolle Aeussere doch wie weggehoben erschien von dem Boden auf dem es stand. Breit und gestreckt, mit einer Linie abgeschlossen die der Erdoberfläche entspricht, und durch diese Linie wie verbunden mit ihr, so legt sich der antike Tempel auf die reizenden Höhenpunkte des Landes hin, wie ein schönster Abschluss, wie eine letzte Verklärung des irdischen Seins. Aber im gothischen Dom berührt uns das Leben der Pflanze, die aus dem Boden sehnsüchtig hinaufstrebt nach dem Licht. Die irdische Horizontallinie wird in jedem Bautheil spielend zerbrochen von der kühnen aufstrebenden Linie; ruhende Last findet sich hier gar nicht, sondern Alles ist emportragende Stütze geworden; die Fantasie der Inbrunst, welche an diesen rasch hinauf schiessenden Gewölbgräten, an diesen mit Kreuzblumen ins Himmelslicht verblühenden Thürmchen sich emporrankt, wird nirgend durch ein Gefühl von Schwere zaghaft zu-

rückgeschreckt. Die Architektur, die sonst genug gethan hat wenn es ihr gelang das heilige Naturgesetz der Schwere im schönen Gleichgewicht von Stütze und Last auszusprechen, sie überwindet hier den Gedanken an die Last vollständig und reisst die Seele im leichtesten, spielenden Wechsel der Bildungen unwiderstehlich über die Erde empor.

Die christliche Innerlichkeit tritt für den feiner Empfindenden ebenso fühlbar auch in den beiden nachahmenden Schwesterkünsten der Architektur hervor. In der Bildung der Menschengestalt wurde das Naturelement der Kunst, die vollendete Schönheit der Form, jetzt minder wichtig gegenüber der Seele und den ethischen Motiven. Das Alterthum wollte den ganzen Menschen, es freute sich an dem durchgeisteten vollen Organismus und duldete um dieser Freude willen die Nacktheit im Leben. Die Kirche ertödtete diese Freude: den wundervollen anatomischen Bau des menschlichen Körpers weiss *Arnobius* nur unter den Gesichtspunkt zu stellen dass er ihn etwas Garstiges nennt [1]. Die Nacktheit im Leben wurde streng verboten, und sie starb gänzlich ab als die Kirche in nordische Klimate fortrückte. Die älteste Kunst wich lieber von der Natur und sogar der Ueberlieferung als von der Sittenstrenge ab, und schilderte selbst Christus als Kind auf dem Schoss der Mutter und denselben am Kreuz bekleidet: noch in der spätern byzantinischen Kunst wird man nicht leicht ein Marienbild mit säugend entblösstem Busen antreffen. So wurde die Naturseite der darzustellenden Gestalten durch Gewandung verhüllt: die Skulptur, die eben mit dieser Naturseite vor Allem, mit dem ganzen in Geist und Leib vollständigen Menschen sich zu befassen hat, verlor ihre Bedeutung oder wurde doch in der freudigen Lust ihres Schaffens beschränkt, so dass sie, um von neuem zu blühen,

---

1) *Arnob.* adv. gentes III. (ed. Lugdun. 1651. pag. 108.) foeditates.

eine wieder mehr heidnische Zeitrichtung abwarten musste, die denn erst gegen das Ende des Mittelalters sich geltend machte. Uebrig blieb aller schildernden Kunst nur das Antlitz der Gestalten, und da es nun galt hierher den kräftigsten und verständlichsten Ausdruck zu legen, so musste die Farbe zur Linie hinzutreten: die Malerei überflügelte die Skulptur. Vergleichen wir die Anfänge beider Kunstperioden: in dem Troerkampf von Aegina haben die erzürnt Streitenden, die Gefallenen, die schmerzhaft Verwundeten allesammt im Angesicht ein und dasselbe starre, todte, vollkommen ausdruckslose Lächeln, während die Glieder schon herrlich ausgeführt sind. Und treten wir nun vor einen Altkölner: die Leiber so verzeichnet dass man ordentlich die Beine zu den Rümpfen zusammen suchen muss, die Hände mager, schlank, ohne Gefühl — und wie göttlich schön, wie hinreissend, wie seelenvoll die Köpfe! Hier besitzt die christliche Malerei schon in ihren Inkunabeln Etwas dem die hellenische erst am Schluss ihrer grossen Zeit nahe kommt, nämlich den Ausdruck: diesen, sagt Plinius, hat Aristides gefunden, nachdem also die Polygnotos, Parrhasios, Zeuxis schon vorüber waren [1]).

In der That ist nun dieser Ausdruck auch das Wichtigste für die christliche Kunst, denn in ihm spricht sich das Innerliche was diese Kunst eben sucht, spricht sich die volle Seele aus. Die Gestalt dient nur zum Träger dieses Ausdrucks, ihre eigenste Berechtigung, die ihr als der höchsten und herrlichsten Form des Naturlebens zukommt, wird wenigstens im Mittelalter selten anerkannt: sie hat ihre Bedeutung nur sofern in ihr ein Anderes, Tieferes, Inneres sich ausprägt, und die Zeichnung geht daher z. B. in der Hagerkeit byzantinischer Heiligen oder in der

1) Plinius Nat. hist. XXXV, 36, 19: Is omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit . . . . item perturbationes.

Schlankheit der Jungfrauenfiguren germanischen Stils soweit in den symbolischen Ausdruck des Gedankens hinein dass sie diesem zu Liebe ganz unnatürlich wird. Und in der That wird auch durch diese mangelnde Durchbildung der Formen eine Wirkung auf den Beschauer erreicht. Wir empfinden dass in diesen Menschen unendlich mehr Seele liegt als die Gestalt wiedergeben kann, und diess giebt uns den gleichen hinreissenden Eindruck von Inbrunst und Sehnsucht den auch der gothische Dom hervorbringt.

Wir sind hier, so scheint mir, bei dem geheimsten Unterschied des heidnischen und christlichen Gebildes angelangt. Hier löst sich das Romantische vom Klassischen; beide Begriffe haben wenigstens für die bildende Kunst nur dann einen greifbaren Sinn, wenn man sie auf das Verhältniss von Stoff und Form bezieht. Klassisch ist das Kunstwerk, in welchem der Gedanke wie eine wohlgewogene Erzspeise genau die Form erfüllt, so dass kein Tropfen der glühenden Flut überbleibt. Im romantischen Gebild aber soll die Form noch ein Mehr von Geist und Seele zu errathen, eine höhere Bedeutung zu ahnen geben als sie durch sich selbst vernehmbar auszusprechen vermag. Der antike Bildner schuf mit geistreichem, aber klarem und scharf masshaltendem Verstand und mit einer Fantasie die sich an den Erscheinungen der Sinnenwelt gebildet hatte: das christliche Werk entspringt im Gemüthe, und die schöpferische Einbildung des Künstlers geht auf das Transzendentale, Innerliche, nur der Ahnung Verständliche aus.

Mit Leichtigkeit lässt sich dieser Unterschied auf dem eigentlich kirchlichen Kunstboden verfolgen; zwischen einer antiken Isis und einer Maria des Mittelalters wird ihn auch das ungeübte Auge wahrnehmen. Aber lässt er sich auch in weltlichen Stoffen, lässt er sich im Vergleich der letzten vier Jahrhunderte mit dem Alterthum gleichfalls durch-

führen? Die Kunst dieses uns zunächstliegenden Zeitraums ist doch ihrem vorherrschenden Theile nach nicht mehr kirchliche Kunst, vielmehr mächtig erregt durch die heidnischen Grundanschauungen die seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis heute die gebildete Welt beherrschen. Die Architektur hat zum klassischen Stil zurückgelenkt, mythologische und zum Theil sogar heidnisch frivole Stoffe beherrschen die Plastik und Malerei im siebzehnten und in der grössern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Auch in den devoten Bildern aus der Zeit der Gegenreformazion bemerken wir die mittelaltrige Magerkeit nicht mehr: bei Rubens wie bei Guercino wird vielmehr die Devozion gerade dadurch ausgesprochen dass sie herkulische Leiber wie geschmolzen erscheinen lassen von der inwendigen Andachtsglut. Im Allgemeinen aber hat die kirchliche Kunst, was Energie und Tiefe betrifft, vor der weltlichen sich zurückziehen müssen, muss es noch heute. Auch in der Poesie errang Goethe die glänzendsten Triumfe der Vollendung, wenn er antike Stoffe, wie die Ifigenia, aufgriff, oder doch moderne Stoffe in antiker Form behandelte, wie Hermann und Dorothea. Ist nun in diesen Werken der Einfluss jener Religion erloschen, die doch unsrer ganzen Kulturgestalt zum Grunde liegt? Aber wenn man nun einmal etwa Goethes Ifigenie mit der des Euripides vergleicht, sieht man auch hier bald den Unterschied.

Ich wies oben auf dass die hellenische Religion den Zwiespalt nicht gekannt hat: sie entbehrte daher des Schmerzes. Wol gab es ernste, dunkle Mythen, aber sie knüpften sich nicht an die obersten Götter; Niobe, Laokoon, Marsyas, Prometheus blieben untergeordnete Persönlichkeiten, ihre Leiden treten in den Hintergrund vor dem feierlichen Rausch der Dionysosmysterien, vor der frohen Mythologie der Afrodite. Die Feste waren Freude, Tanz und Gesang, Schmaus, freier Verkehr der Geschlechter auf

der sonnigen Tempelhöhe des Vorgebirgs, die weit übers Meer schaute, oder in der frischen Lebensluft der vom immergrünen Waldkranz umsäumten Bergeshalde. Den Tod, diesen ernsten Hintergrund des Lebens der ihm erst den tiefen, Alles ins Licht hebenden Schatten leiht, vermied man zu denken, und noch das ergreiste Alterthum umwand den Sarkofag mit den Arabeskenranken des unsterblichen Weinlaubs. Es gab daher im hellenischen Leben bestimmte Seiten die nie angeschlagen wurden, es kamen gerade die Gefühle nicht zur Reife die erst der Schmerz in der Seele zeitigt. So das Mitleid. Wie schauderhaft erscheint unserm Gefühl die Rache des Peliden, der den erlegten Leib des edelsten Gegners vor den Augen der Eltern noch der menschlichen Schönheit beraubt, der diess übers Herz bringt nicht mit dem heissen Blut des Kämpfers allein, sondern zum zweitenmal noch nach schlaflos verwachter Nacht! Wie hart ist in Hellas das Loos der Sklaven, wie grimmig der Sinn gegen besiegte Feinde, wie wenig wird in dem Barbaren der Mensch geachtet! Die Stellung der Frauen, mindestens bei den jonischen Stämmen, dürfte man dabei nicht vergessen: gönnt doch ein Sokrates seinem Weibe nicht, den Schmerz an seinem Todtenbette auszuweinen! Diess ist nun ganz anders im Christenthum. Ein gestorbener Gott, im höchsten Grade leidensfähig; alles religiöse Innenleben beginnend im Mitgefühl mit seinem Schmerze; in der Lehre die gleiche Weichheit: ein Liebesbund wird verheissen der über die Schranken des Völkerthums weit hinausgreifend die gesammte Menschheit umfassen soll; Vergebung, Feindesliebe, Selbstverläugnung treten als oberste Forderungen auf; das Verhältniss von Mann und Weib in Liebe und Ehe wird aus dem Naturboden und aus dem Boden des starren bürgerlichen Rechts in den tiefern Grund des Gemüthes verpflanzt, das Weib dem blossen Genuss oder dem egoistischen Behagen des Mannes nicht mehr ge-

opfert. Es ist unermesslich und ganz unberechenbar, wie sehr durch diese Einflüsse das Christenthum die Gefühle der Menschheit gereinigt, gesteigert, vermannigfacht hat: die ganze weibliche Seite des innern Lebens ist erst durch seine Einwirkung aufgegangen. Die Minne, die zarte Ehre, der Enthusiasmus für die allgemeinen und unveräusserlichen Menschenrechte, vor Allem auch die Fähigkeit in fremde Nationalitäten, in ihr Formgefühl und ihre Poesie uns zu versetzen das Alles stammt wesentlich aus jener Quelle. Diess ist der Hauptgrund, warum wir zwar in der Skulptur, als der Kunst der reinen Linie und vollendetsten Form, zurückstehen, in zwei andern Künsten aber das Alterthum unter dem Fuss haben: in Musik und Malerei. Ihre Elemente haben nämlich einen tiefen Bezug zum Gefühlsleben: Ton und Farbe sind, wie die menschlichen Empfindungen und Seelenstimmungen, des Verschmelzens, der Brechung, der feinsten Nuancirung fähig. Diese Fähigkeit aber zu entdekken, musste die Menschheit zuvor in sich die Töne und Schattirungen erfahren die sie dann als Seele in jenen Künsten wiederfand. Unleugbar bringt nun diese Ausbildung der Gefühle viel Arges mit sich: nur bei uns ist die Ausartung möglich die mit Verläugnung der starken, männlichen Gefühle einzig die weibischen werthhält und ausbildet, und die uns in der modernen Kunst tausendfach bald mehr lächerlich als Schwächlichkeit, bald verächtlich als Sentimentalität gegenübertritt. Aber von der andern Seite gleicht das Gefühl doch auch dem Magnet: je mehr man ihm zu tragen gibt, desto stärker wächst seine wunderbare Kraft. Die Vertiefung der Gefühle durchs Christenthum brachte zugleich eine mächtigere Spannung der Leidenschaft hervor: brechen wir los, so kennen wir das Masshalten der Alten nicht. Denn bei diesen tritt die innere Regung gleich beim Entstehen, und darum minder vulkanisch, aus der Brust in die That hinaus; bei uns wird sie durch die Sitte, durch den

innern Widerstreit der Gefühle und durch die einem gesteigerten Empfinden stets eigene Verschämtheit lange eingedämmt, bis sie zuletzt mit zurückgehaltener unwiderstehlicher Glut hervorbricht. In der Leidenschaft vermögen wir deswegen entsetzlicher zu handeln als die antike Welt; bei kaltem Blut werden wir viel milder sein als sie.

Dieses nun ist die Seite, wo auch das modernste Kunstwerk noch heute seinen ersten Ursprung aus einer Gefühlsreligion kundgiebt. Die Neuern haben erst das Feuer in die Kunst gebracht: die Antike, auch die stark bewegte, macht uns den Eindruck von Ruhe, und verglichen mit einem Rubensschen Bacchanal oder mit der ungeheuern Liebeswuth der Carraccischen Aurora im farnesischen Palast erscheint die Alexanderschlacht, obwol sie vielleicht die ausdrucksvollste Komposizion der ganzen alten Kunst ist, noch immer wie ein Werk voll Besonnenheit, voll künstlerischen Rückhalts. Es ist überhaupt die bewegte Seele auf der ganzen Stufenleiter ihrer Empfindungen, was in moderner Kunst die Hauptsache ausmacht, und selbst da wo diese mit der antiken auf deren eigenen Boden ringt, hat sie vor ihr in diesem Stücke Etwas voraus. Die üppigen Szenen auf den dionysischen Reliefs sind uns widerlich, weil hier die reine bare Sinnlichkeit triumfirt. Correggios Jo und selbst Tizians Danae (in der Galerie *Leuchtenberg*) sind es nicht, weil hier die Hingabe des Weibes durch den seelenvollen Ausdruck des Kopfes geadelt wird, weil der Geist hier nicht untergeht im Naturtrieb. In dem herrlichen Hirtenroman des *Longus* ist nur die Eine Stelle, wo Dafnis, von Lykainion verführt, aus Liebe zu Chloe der Chloe untreu wird, ein sittlicher Fleck: aber in *Gottfrieds* Tristan bewundern wir Brangänens Hingabe, denn dort ist der Sinn allein waltend ohne tiefere Minne der beiden Personen; hier aber ist die That getragen von sittlicher Treue gegen die Herrin. Und so mag es an dieser

Stelle erlaubt sein nochmals Euripides und Goethe neben einander zu stellen. Bei Jenem ist in Ifigenias Seele nur Ein Motiv: die Liebe zur Familie, zur Heimat. Das Götterbild raubt sie treulos dem Volke das ihr Gnade angethan hat, und nicht um zu lösen sondern um durchzuhauen muss am Schlusse eine Göttin herbemüht werden. Der moderne Dichter geht vom Gewissen der edeln Jungfrau aus: nicht das Motiv des Blutes allein, sondern das innere der Ehre und der Wahrhaftigkeit durchzittert ihr reines Herz, und durch einen grossen sittlichen Entschluss führt sie die Handlung einem wehmüthigen, aber friedlichen und selbst wohlthuenden Ausgange zu. Bei welchem Dichter die wärmere Schilderung der Seele sei wird wol nicht in Zweifel kommen.

Im Bisherigen haben wir den innersten Charakterunterschied beider Kunstrichtungen betrachtet, wie er auch noch in den modernen Schöpfungen fühlbar bleibt. Es ergeben sich noch einige Einzelheiten als Folgerungen.

Als der Hauptmangel, dem bisher noch die Kunst bei den christlichen Völkern unterliegt, ist uns eben das Fehlen der nazionalgeschichtlichen Stoffe hervorgetreten. Allerdings ersetzt sich diess einigermassen durch ein Element der Religion das der antiken abgeht. Das Christenthum ist nicht wie diese eine Natur- sondern eine historische Religion: es ist von einem bestimmten Manne in einer bestimmten geschichtlichen Zeit gestiftet worden. Wie über alle Geburtsstätten des Grossen, Weltbewegenden, lagert sich auch über die Wiege des Christenthums der verschleiernde Morgenduft, aus welchem so gern der Mythos hervorwächst: aber die Person selbst ist nicht mythisch. Hierdurch entsteht der eigenthümliche Zug dass Religion und Geschichte sich hier unaufhörlich verbinden: Christus am Kreuze ist ebensosehr Gegenstand der Verehrung als Denkmal des grössten, die Geschichte in ihre zwei Hälften spaltenden Weltaugenblicks. Das Christusbild ist sehr vom Zeusideal

verschieden: ein Porträttypus ist aus sehr alter Ueberlieferung auf uns vererbt, und es hat dem Künstler nie gefrommt von diesem völlig abzuweichen. Dieser Porträtkopf macht mehr als antike Statuen den Eindruck von Lebenswärme, weil er gleich individueller ist, und schon diess giebt der christlichen Kunst einen kräftigen Zug aufs Realistische, indem sogleich ihr höchstes Ideal, das Christusbild, ein Reales hinstellt. Jener historische Kern der Religion nun, wie er durch den Mythos umgeformt worden ist, bietet unbestreitbar Vieles was auch an äusserer Schönheit dem heidnischen Olymp nahe steht. Zwar die gewaltige Sinnlichkeit der antiken Mythe waltet hier nicht, aber das Herz wird tiefer bewegt. Die wunderbare, durch das Dogma von ihrer ewigen Jungfräulichkeit ausgesprochne Reinheit der Maria, das Kind auf ihrem Schoss mit den Raffaelschen Welterlöseraugen sind reizende und rührende Stoffe; und Christus am Kreuz darf gradezu als ein hoher Gegenstand bezeichnet werden, mag man ihn nun wie Vandyck in der Tiefe menschlich erliegenden Leidens oder wie Rubens als den starken Bezwinger des Todes fassen. Dieser Tod ist ästhetisch weil kein Glied gewaltsam vom Rumpfe gelöst wird: ein Mann grade auf der Höhe der Manneskraft giebt dem Künstler unverhüllte Formen zu schildern und jenes höchste Meisterstück zu vollenden,

»wie sich im Schmerz ein schöner Leib verhält.«

Neben diese Hauptszenen und Hauptpersonen treten dann zahlreiche Nebenfiguren mit scharf abgestuftem Alterverhältniss, und in ihrer Weise religiöser Empfindung unter einander sehr verschieden. Rückwärts dehnt sich ins alte Testament, vorwärts in die Legende, Kirchengeschichte und apokalyptische Weissagung der Kreis dieser religiösen Historie aus; die Sistinadecke und die Loggien des Vatikans beweisen was dort, die Stanzen, was hier für grossgesinnte Meister zu gewinnen war. Stoffarm ist gewiss diese Kunst nicht: aber

diess Alles zugestanden wird man doch nicht behaupten dürfen dass durch heilige Geschichte die nazionale völlig ersetzt werden könne. Denn es mangelt jener zwar nicht die That aber die Handlung, und diese ist nach des Dichters Worte der Kunst wie der Welt »allmächtiger Puls.« Die Siege der Kirche werden meist im Unterliegen gewonnen, durchs Dulden; das Dulden aber ist nicht der höchste Vorwurf der Kunst, und ästhetisch betrachtet bleiben denn doch Prometheus und Laokoon grössere Stoffe als der Crucifixus, weil sie kämpfend untergehn. Am übelsten wird diess Element des Duldens bei untergeordneten Heiligen, Hieronymus in der Wüste, die Brust vom Stein zerschlagen, Christen auf spitze Pfähle hinabgeschleudert (im Kölner Museum), der Rubenssche Livinus in Brüssel, dessen ausgerissne Zunge der Henker mit der Zange dem schnappenden Hunde hinhält, die Marter des Erasmus von Poussin im Vatikan oder (angeblich) von Memling in Loewen, wo dem frommen Mann die Gedärme aus dem Leibe gehaspelt werden, diese und so manches andre Bild, das schon Goethen in Italien so empörte, würden bei der hellenischen Geistesrichtung nicht möglich geworden sein. In den schönen Szenen aber finden wir doch auch viel Monotonie. Gewisse Hauptbilder mussten unzähligemal wiederkehren, weil die reizend bunte Mannigfaltigkeit des Mythos fehlte die uns in unerschöpfter Fülle aus den antiken Vasenbildern entgegensprudelt; und so kamen die christlichen Künstler theils in Schulnachbetung verbrauchter Motive, theils durch das Streben neu zu sein in Stillosigkeit oder gezwungene Originalität herein. Die Palmen unsrer gegenwärtigen Kunst, die bisher unberührten, wachsen auf dem Felde der zukünftigen Volksgeschichte; das Wühlen und der Geisterkampf dieser Tage müssen in die That sich ausbrausen: dann büsst auch unsre Kunst die alte Lücke.

Haben wir hier eine Schwäche der neuern Kunst zu-

gegeben, so fordern wir dafür nach andern Seiten unermessliche Zugeständnisse zu ihren Gunsten. Es giebt gegenwärtig in allen drei bildenden Künsten, vor Allem aber in der Malerei, eine Masse von Stoffen und entsprechenden Auffassungsweisen, die dem Alterthume unbedingt verschlossen gewesen sind. Ich glaube man kann das auf drei Punkten nachweisen.

Das Christenthum lehrt die Bedeutung des Individuums begreifen. Der einzelne Mensch in seiner Berechtigung auf das Heil und auch auf die Güter des Lebens kommt in ihm zu Ehren: das Individuelle in Leben, Sitte und Kunst wird freigegeben. Gewiss, die drei griechischen Säulenordnungen stellen das Feinste und Genialste von Last und Stütze dar was man erfinden kann: aber an sie ist nun auch mit kleinen und nicht wesentlichen Modifikazionen die Architektur gebunden, und bei jedem Bau kehren mit strengem Gleichmass dieselben Formen an jeder Säule wieder. Wahrhaft majestätisch ist dagegen die Freiheit der Erfindung an mittelaltrigen Bauten. Hier ist es der leitende Grundsatz die Säulenköpfe und so auch alle andern architektonischen Glieder erst recht zu variiren, das Individuelle mit vollster Absicht hervorzutreiben, um dann durch Auflösung dieses Mannigfachen in Ein Grundgefühl desto mächtiger und triumfirender die Harmonie einschreiten zu lassen. Aehnlich frei stellt sich der Grundriss des christlichen Bauwerks heraus, als Quadrat, gestrecktes Rechteck, Kreuz, Kleeblatt, Doppelkreuz, Rund- und Polygonbau, während der Tempel über Rechteck und Kreisrund nicht hinauskommt; von der verschiedenen und wieder die grösste Mannigfaltigkeit entwickelnden Stellung der Thürme im Grundplan schweige ich ganz. Aber auch in die übrigen Künste ist dieser Sinn des Individuellen eingedrungen. Alles Menschentreiben, auch das kleinliche, hat für uns Moderne eine gemüthliche Wichtigkeit (die Filisterei kommt einzig daher), und diess giebt unsrer Kunst

eine starke Richtung auf Auffassung der Wirklichkeit, der nicht gehobenen sondern eben gewöhnlichen Zustände. Hieraus entsteht das moderne **Genrebild**. Ein Wilkiesches Spiel von Mädchen und jungen Burschen, eine Robertsche Schnitterfamilie, ein Familienbild wie Flüggens Mesalliance — wo hätte denn in den kleinlichen Werkstätten, Bäckerstuben und Küchen, die man wol in Pompeji gemalt findet, das Alterthum etwas auch nur entfernt Aehnliches? Gewiss, hier hat schon der Stifter des Christenthums den Anstoss gegeben in dem Stück seiner Lehre das uns, weil es Erzählung giebt, sicher am reinsten überliefert worden ist, in den Gleichnissen. Die Geschichte des verlornen Sohns giebt eine ganze Reihe kleiner Genrebilder; in dem Weibe, das den verlornen Groschen wieder findet und sein Glück ausposaunen geht, stecken sogar schon humoristische Züge, und bei dem ungerechten Haushalter, der sich mit den Schuldnern zum Betruge verbündet, hat der Kunstfreund wol unwillkürlich die betrügerischen Wechsler des Metsys in Antwerpen vor Augen. Wie sich hier bei Christus selber eine edle Lehre mit gemüthlich-poetischer Form umgiebt, gerade so sehen wir auch das Genrebild anfangs, wie etwa bei Masaccio und den Eycks, nur als zuschauende Gruppe gewöhnlicher Leute zur heiligen Handlung hinzutreten, bis es sich endlich als selbstständige Gattung ablöst. Hinzu kommt denn der durchs Christenthum verstärkte Sinn für die Ehe und das Familienleben, aus denen das Genre sein innigstes und gemüthvollstes Leben entleiht.

Ein fernerer Hauptvorzug der modernen Kunst ist das **Naturbild** und hier wieder die **Landschaft** vor Allem, welche ihr wie zum Ersatz für die Historie verliehen scheint. Bei den Alten ist die Landschaft die schwächste Gattung der ganzen Malerei geblieben. Die handwerklichen Arbeiten der Art in Pompeji stehen an Kunstwerth etwa den chinesischen Sachen gleich, denen sie auch an Unbedeutendheit

der geschnörkelten Bauformen auffallend ähnlich sehen. Die Vasenbilder sowol wie die erhaltenen grössern Gemälde sind fast ohne allen Hintergrund: die Malerei des klassischen Alterthums war wesentlich Handlung und somit Figurenbild. Man darf daraus schliessen, dass der Sinn für die ausser uns liegende Natur in der modernen Welt stärker entwickelt ist. Zum Theil liegt das im Grundcharakter der Germanen, die denn doch das meiste Blut und das kräftigste zu den heutigen Kulturvölkern hergegeben haben, zum Theil ist es Wirkung des Christenthums.

Der Germane hat von allem Anfang an ein inniges Verhältniss zur herben Natur seiner Heimat, weil sie ihm seine Freiheit sichert. Schon in der Urzeit verehrte man die Götter nicht in einer Architektur, sondern im hochwipfligen Hain, an dem waldumsäumten schauerlichen See. Im Mittelalter wohnte der Ritter mit den Seinen auf der Burg, von der Welt abgeschieden, in voller Natureinsamkeit; auch der Mönch gründete (eine Ordensregel schrieb es ausdrücklich vor) seine Siedelei in der Einöde. Und nun haben wir in Deutschland eine grossartige Natur, viel grossartiger als die hellenische. Alles ist massenhafter, Alles überwältigt den Geist mehr, die Ebnen, die Seen, die unermesslichen Wälder. Was sind jene Winterflüsschen von Hellas, die im Sommer ihr steiniges Ravin trocken lassen, gegen den stets mit vollen Borden strömenden Rhein, gegen die im Strudel hinschiessende Donau? Und unsre Meeresausblicke, so weit, so ahnungsvoll, so erregend durch den wundervoll geheimen Odemzug der Tiefe, durch Flut und Ebbe — in Hellas sieht man ein meist stilles Meer, und fast überall wird die Unendlichkeit der Aussicht wieder durch Fest- oder Eiland durchbrochen. Dazu dann der bei uns soviel stärkere Gegensatz von Sommer und Winter, der so viele Sympathien mit der sterbenden und neu sich belebenden Natur im menschlichen Gemüthe weckt! Ueberhaupt hat der Norden

Europas die mächtiger ergreifende Natur;] wie denn in der Landschaftsmalerei auch die modernen Südländer es unsern Diesseitigen doch nie gleich gethan haben. In Hellas tritt die Beobachtung der Natur in ihrer Einwirkung auf das Gemüth eigentlich erst in einem der letzten, aber auch reizendsten Gebilde der antiken Poesie, im Schäferroman des Longus, hervor, wo denn allerdings meisterlich (obwol mehr nur von der sinnlichen Seite) der Einfluss des Lenzes auf die Seele gezeichnet wird. Wir Deutsche dagegen, haben schon in unsrer ersten Literaturperiode den Minnesang, der recht eigentlich Naturgesang ist, Frühlingslust und Winterklage so oft wiederholt; und noch früher zeugt von dem frohen und scharfblickenden Leben der Menschen in und mit dem Walde jene eigenthümlichste aller unserer poetischen Volksschöpfungen, in der kein andres Volk mit uns wetteifert: ich meine das Thierepos, dessen Spuren sich denn auch alsbald in der bildenden Kunst nachweisen lassen. Das uralte Grundgefühl von der Beseelung der Natur verräth sich endlich in der Bereitwilligkeit mit der wir die Lehre von den Elementargeistern aus antikem, keltischem, altnordischem und morgenländischem Naturglauben beibehielten und christlich umbildeten.

Zum grossen Theile liegt diess Gefühl für das Leben der Schöpfung aber auch im Christenthum begründet. Das Verständniss der Natur wird überhaupt erst möglich, wenn sich der Geist aus ihr herausgelöst, mit Bewusstsein über sie hinaufgestellt hat. So begegnen wir schon frühe bei den Hebräern, denen ihr Monotheismus jene Befreiung des Geistes aus dem Naturleben garantirt, einem landschaftlichen Sinne den auch die grossen hellenischen Dichter vermissen lassen. Gleich mit bestimmtester Bezeichnung einer Umgebung, des Paradiesgartens, fängt der hebräische Mythos der Menschheitsgeschichte an. Abrahams Leben als Wüsten-Emir und Hirtenkönig, die Szenen am Nil, das

reizende Idyll von Ruth, ein Wüstenbild so mächtig wie Hagars mütterliche Verzweiflung bei dem verschmachtenden Sohn — wo haben wir denn bei Homer eine Stelle wo die Landschaft so wesentlich, so mithandelnd ins Leben der Figuren eingreift, ihre Stimmung und Handlungsweise bedingt? Die zarten Begegnungen von Mann und Weib werden an den im Orient so wichtigen Brunnen angeknüpft; Moses schaut von den Höhen des Ostjordanlandes die Pracht Kanaans, unter sich den Palmenhain Jerichos, weithin die blauen Schluchten des Efraimwaldes und die schwarzen Felskuppen von Judäa — eben die Landschaft ist hier das Bedeutendste, ist das Ergreifendste in der ganzen Szene: der stärkste Nerv der Situazion liegt darauf dass der Sterbende sie noch sehen, nicht betreten soll. Kennt doch Jesaja sogar schon den gespenstigen Spuk der Wüste, dessen Ahnung die Karawanen heute wie damals im Dämmerlicht des sinkenden Abends überfällt! In noch bestimmterer Weise nähert sich der Monotheist der Natur als betrachtender, indem sie ihm als Werk und als Preis ihres Schöpfers erscheint. Werke wie der 103. und 104. Psalm, wie die energischen Schilderungen der Riesenthiere und die glänzenden der meteorologischen Fänomene am Schlusse des Hiob, kennt das klassische Alterthum gar nicht. Dieses bleibt vielmehr in einer atomistischen Naturbetrachtung gefangen. Jede einzelne Naturseite hat ihren besondern Gott dem sie als Wohnung dient, der sie aber nicht geschaffen noch wahrhaft mit seinem Lebensodem durchdrungen hat. In der bildenden Kunst stellt man daher zur Bezeichnung der Szene einfach den Gott hin der diese bestimmte Umgebung beherrscht, z. B. um einen Fluss zu bezeichnen den Flussgott mit der Urne oder die Najas. Man blieb also in der Andeutung, im Symbolischen stecken; ein wirkliches Wiedergeben der Naturumgebung erschien un-

nöthig [1]). Die monotheistische Weltanschauung entfernt diese einzelnen Göttererscheinungen aus der Natur, aber sie verleiht ihr dafür ein erhöhetes Leben, weil sie dieselbe als Abdruck des göttlich schaffenden Geistes ansieht. Und doch bringt es der starre Monotheismus noch nicht zu einer landschaftlichen Malerei, das haben Juden und Moslemim bewiesen. Ein pantheistisches Element muss hinzukommen — jenes Element das dem indischen Volke unter allen Sterblichen den heissesten zugleich und zartesten Natursinn verliehen hat. Das Christenthum hat diess pantheistische Element vor dem Mosaismus voraus, und in dem Masse als dasselbe in ihm zum Siege kommt, steigert sich auch das Naturgefühl. Wir ahnen in der Natur eine der unsrigen verwandte Seele, eben weil wir sie als durchgeistet erkennen: wir theilen mit ihr den Schmerz des Herb-

1) Höchstens drückte man Einen Zug dieser Umgebung aus. Als *Nealkes* ein Schiffstreffen auf dem Nil malte, vermochte er den doch so eigenthümlichen Charakter der Deltalandschaft nicht wiederzugeben, aber argumento declaravit quod arte non poterat: er malte einen Esel am Ufer trinkend dem ein Krokodil auflauerte. Plin. Nat. Hist. XXV, 36, 36. Man wolle gegen die hier verfochtene Meinung nicht den Filostratus anführen. Zwar nennt er einige Landschaften mit grösstem Lobe, aber er staffirt sie so überreich, dass auch nach *Welckers* Anordnungsversuch kein Maler wagen könnte, auf Einer Tafel, wie es doch bei dem Bilde I, 12. 13 gefordert wird, mehrere grosse, in lebhafter und detaillirter Handlung begriffene Gruppen auf beiden, mehr als Rheinesbreite von einander getrennten Ufern des Bosporus zu schildern und dabei irgend eine Einheit in die Komposizion zu bringen. Wenigstens ein Landschaftsbild würde man bei dieser Figurenfülle nicht übrig behalten. Aehnlich ist es bei den »Sümpfen« (I, 9), und noch mehr bei den »Inseln« (II, 17). — Dasselbe findet auch auf die von ihm geschilderten Genrebilder, z. B. die berühmte Schweinsjagd, Anwendung, wo dieselben Personen in so verschiedener Handlung vorkommen, dass eine klare, ruhige und einheitliche Komposizion nach Art eines modernen Genrestücks sich gar nicht ergeben will. Haben denn diese namenlosen, nicht datirten Bilder in Neapel jemals wirklich existirt?

stes und die muthige Freude des Frühlings: wir vermögen überhaupt eine Stimmung in die Landschaft zu legen und sie so in einseitigem aber desto kraftvollerem Lichte aufzufassen.

Es ist endlich noch eine letzte Seite hervorzuheben welche die Neuzeit vor der alten voraus hat. Die alte Welt hat die Komik, die moderne den Humor, zumal die germanische Welt: denn dem Romanen gelingt kraft des klassischen Tropfens in seinem Blute der Spott besser, während der Engländer und Deutsche in Literatur sowol wie in Kunst den Spass vorzieht. Der Kern der wunderlichen Charaktermaske, die wir, auch wieder wunderlich, Humor nennen, ist eine sehr ernste, ja überspannt ideelle Lebensbetrachtung, und hier hängt auch ihr Ursprung mit dem Christenthum zusammen. In der alten Welt herrschen einfache, verstandesmässige, vor Allem erfüllbare Sittengesetze. Einem Aristipp gehorchen muss sehr anmuthig sein, und selbst Stoiker zu werden ist für gewisse Organismen keine schwere Aufgabe. Wurden daher diese leichten Gesetze irgend vom Individuum überschritten, so entstand sogleich eine sittliche Karrikatur welche zu ihrer Vernichtung die Komik herausforderte. Im Christenthum regiert eine ganz unerreichbare, idealistische Moral, wenn man es nämlich nimmt wie es im Evangelium steht, und nicht wie die Kirchen es ihren Bekennern kommod gemacht haben: den Rock wegzugeben wenn man von uns den Mantel verlangt, dazu ist unser Klima nicht angethan, und zur Heiligung aller Gedanken haben wir Modernen etwas zu viel Feuer. Dem Ideal entspricht also Niemand: je höher es ist, desto häufiger seine Ueberschreitungen, desto weniger verletzend aber auch für das natürlich-einfache Sittengefühl. Die gekränkte Harmonie macht sich daher nicht sowol als spottende Komik wie als Spass geltend, weil Jeder recht wohl weiss dass er jenem gespannten Moralgesetz ebenso

wenig genügt. Und wie nun jener Idealismus nach der Seite des Urtheils hin den Humor, so schafft er in der Richtung auf die Einbildung das Fantastische, indem er die Formen der Wirklichkeit und alle organischen Möglichkeiten spielend durchbricht und aus dem Wesenlosen neue Bilder erzeugt. Die eigentlich mythologischen Theile der Kirchenlehre, Wunder, Engel, Teufel, und Weltende gaben diesem Sinne Nahrung, und die Meinung von der kompakten individuellen Fortdauer nach dem Tode förderte den Gespensterglauben. Die Alten waren selten oder nie fantastisch, sie schufen der Wirklichkeit nach und begnügten sich diese zum Ideal zu steigern: das Wesenlose, das was Niemand sich sinnlich, plastisch, vorzustellen wüsste, kommt nicht vor. Aber gleich das erste poetische Werk des jungen Christenthums, die Apokalypse, wimmelt von Gestalten die plastisch vollkommen ungreifbar sind. Denke man sich z. B. jene dort geschilderte Theofanie: ein Mann mit schneeweisser Haarwolle, Augen wie Feuerflammen in einem Sonnenantlitz, Füsse wie ein glühender Ofen, sieben Sterne in Einer Hand und ein zweischneidiges Schwert im Munde — führe man gar diese Gestalt in wirklicher Plastik aus, und man wird ein Bild zu Stande bringen, gegen welches indische Götter nüchtern sind. In noch riesenmässigerm Massstab tritt dieses fantastische Element in den frühen gnostischen Systemen hervor. Auch die Kunst des romanischen Stils (800—1200) schwelgt so recht darin mit jenen fabelhaft erfundenen und komponirten Thier-, Pflanzen- und Menschengestalten, die sie an Kapitell und Portal zu verschwenden liebt. Die grossen christlichen Poeten des Mittelalters, *Wolfram von Eschenbach* und *Dante*, sind wieder stark davon durchdrungen, und als der Protestantismus aufs neue an das Ursprüngliche anzuknüpfen sucht, da tritt augenblicks in Dürer, in den Todtentänzen, in den Teufeleien des Jeronymus Bos die Fantasterei wieder hervor, und er-

lebt (um von Rembrandts innerlichst fantastischer Natur zu schweigen) in den gottlos komischen Versuchungsszenen eines Teniers, Swanevelt, Martin de Vos den gloriösesten Triumf, an den sich als endloser Schweif der Zug der Gespenster- und Schauerromane, Callot, der Teufels-Hoffmann und Tiecks Runenberg anschliesst. Die Engländer von der Fairy queen bis auf Byrons schwachen Manfred weisen wenigstens in der Poesie dasselbe Fänomen auf. Es ist bequem und vornehm, diese flatternden, fast konturlos zarten Wunderblumen der modernen Welt gering zu schätzen gegen die plastische Festigkeit jeder Gestalt im pentelischen Marmor und im tragischen Trimeter — aber Shaksperes Sommernachtstraum wiegt doch mindestens eine praxitelische Statue auf!

Ziehen wir ein Resultat. Fast überall in moderner Kunst, und zwar grade bei den Schöpfungen in welchen sie am eigenthümlichsten sich zeigt, erkennen wir einen doppelten Einfluss, der aber stets nach Einer und derselben Richtung hinwirkt: den des Germanismus nämlich und den des Christenthums. In beiden liegt ein Sinn für die Tiefe, für das Innige, dem zu Liebe die äussere Form leicht zu sehr zurückgestellt wird, der aber dafür eine in alter Kunst ungeahnte Mannigfaltigkeit der Gefühle und Anschauungen, somit auch der Richtungen hervorruft. Wenn wir kraft dieser Eigenschaften dem Germanen seine Stelle dicht unter dem Griechen geben müssen (denn der Indier bildete sein gewaltiges Talent nicht energisch genug durch), so werden wir auch das Christenthum nächst dem hellenischen Götterglauben als die kunstfähigste Religion betrachten dürfen. Denn die römische ist ganz stumpf für die Kunst, weil sie wol Götter, aber keine Kosmogonie noch wahre Mythologie kennt; daher diess Volk erst von Etruskern, dann von Hellenen die Kunst als Ueberlieferung empfieng. Judenthum aber und Islam stellen das Göttliche in allzu

scharfen Unterschied vom Menschlichen hin und verbieten deshalb, Jenes in Diesem darzustellen: auch sie entliehen daher für ihre kurze Blütezeit die Architekturformen (denn nur dieser waren sie benöthigt) bei den Nachbarn. In Aegypten wird eine grossgesinnte Kunst dennoch durch Priestersatzung im Symbolischen gebunden gehalten, das ihr einen prosaischen Charakter aufdrückt. So bleiben dem betrachtenden Geiste, bei aller Bewunderung für die Schöpferkraft der ältesten Kulturvölker, als die eigentlichen Pole der bildenden Kunst doch nur der Hellenismus und der christliche Germanismus übrig. In ihrer reinen Gestalt, wie jener zur Zeit des Fidias, dieser etwa im kölner Dom auftritt, bilden sie einen klaren vollkommenen Gegensatz. Aber dieser Gegensatz braucht kein ewiger zu sein; zahlreiche und glückliche Beispiele zeigen dass vielmehr seine Ausgleichung das Ziel der Kunst ist. Schon das absinkende Alterthum kam in manchen Werken der Empfindungsweise der modernen Welt auffallend nahe: diese letztere vermag bei ihrer Gefühlsweite die Antike zu schätzen und zum Vorbild zu nehmen. Es scheint beachtenswerth, dass Ein Volk, in welchem sich aufs innigste antikes Blut mit germanischem, klassische Nachwirkung mit christlichem Gefühl vermählt, ich meine das italienische, in der neuern Malerei unbezweifelt das Grösste geleistet hat, wie man denn bei Raffael wol schwerlich wird sagen können welches von jenen beiden scheinbar so widerstreitenden Elementen in ihm das vorherrschende war. Goethes formvollendetste Werke, Hermann und Dorothea nämlich und Ifigenia, beweisen dass auch dem Sohn des Nordens Beides zugänglich ist.

Die Vollendung der Kunst wird die Wahrheit der schönen Fabel sein, die grade damals auftauchte als Heidenthum und Christenthum feindlich sich schieden. Die junge, innige, christliche Psyche hielt in einem verblende-

ten Augenblick den schönen sinnlichen Eros der antiken Kunst für ein Ungethüm. Zornig stiess er sie dafür von sich: lange dunkle Jahrhunderte hindurch ging sie einsam und vergeblich die Salbe der höchsten Schönheit suchen: am Ziel der Irrfahrt fand sie den Jugendgeliebten wieder, und alle Götter warten der Unsterblichen, um ihre Vermählung zu feiern.

Gottfried Kinkel.

---

5. Die aufgefundenen byzantinischen Reste der wahrscheinlich ältesten Abteikirche zu Altenberg.

(S. Taf. III.).

Als im September v. J. die Gerüste im hohen Chor und Kreuzflügel, welche zum Einwölben des Hauptschiffes der Kirche gedient hatten, abgebrochen und beseitigt worden waren, wurden unter dem bedeutenden Schutt, der sich vor dem Hochaltar angehäuft hatte, viele grosse Schieferplatten, die als Gerüstunterlager gedient hatten, aufgehoben und beseitigt, als Herr Lehrer *Bubenheim* mich aufmerksam machte, dass in der Mitte des Chores, nicht weit vor dem Hochaltar, sich früher eine schwarze Steinplatte befunden habe, worunter die Eingeweide des Erzbischof von Cöln, *Engelbert,* welcher 1225 am Goebelsberge bei Schwelm erschlagen wurde, beigesetzt sein sollten. Auch andere alte Leute erinnerten sich vor Einsturz der Kirche diese Platte gesehen zu haben, und gaben dasselbe an.

Da ich zu solchen Nachforschungen nicht autorisiert war, so wartete ich mit der Anfertigung des Plattenbelages an dieser Stelle, bis am 26. September Herr Bau-Inspector *Biercher* aus Cöln hier war, und von Herrn *Bubenheim* und mir deshalb angegangen, die Nachgrabungen sogleich erlaubte, so dass noch in seiner Gegenwart ein paar Bruchstücke einer schwarzen Schieferplatte gefunden wurden, die jedoch nichts zeigten, was auf einen Grabstein schliessen liess.

Den folgenden Tag fand sich unter dem Schutt ein Stück feste Mauer, welche sich nach hinten krümmte, und von mir für eine Seitenmauer des fraglichen Grabgewölbes

gehalten wurde. Als ich die Mauer nach Westen zu verfolgen liess, entdeckte ich einen Vorsprung aus Werksteinen (Weiberntuffstein) mit einem byzantinisch profilierten Fussgesims verziert. Dieses schien mir ein Eckstein der Gruft zu sein, worauf vielleicht die Grabplatte gelegen hatte, wie dies in hiesiger Kirche an mehreren Grabplatten, die nur 6 Zoll hoch über dem Fussboden liegen, der Fall ist. Inseits dieses Fussgesims jedoch wurde der Raum viel weiter, bald fanden sich mehrere innerhalb verputzte Mauertheile ,und ein Pfeilervorsprung, zuletzt vor diesem, circa 2 Fuss unter der Höhe des jetzigen Pflasters, ein vollständig erhaltener Sockel eines gekuppelten byzantinischen Säulenpaares.

Die mit Mörtel verputzten und mit Kalk getünchten Mauern zeigen deutlich, dass diese Reste freistehender Mauern einer früheren Kirche angehören, indem sich alle wesentlichen Theile deutlich herausstellen, die zur Vervollständigung des Grundrisses nöthig sind. Leider verhindern die Stufen des jetzigen Hochaltars, die Fundamente der Säulenstellung, die Grabdenkmäler nach mehreren Seiten hin ein näheres Forschen. Am vordern Ende der Ausgrabungen ist namentlich das Grabgewölbe des Bischof Wichbold hinderlich.

Sehr auffallend war es mir, dass die Hochmauer, ungefähr 18 Zoll von Innen gemessen, der Länge nach einen Abschnitt m, als Fuge sich zeigend, hat, da hierdurch aller Verband unterbrochen ist, und durch diesen Umstand veranlasst, liess ich nach C und D hin weitergraben, und stiess hiermit auf den Nebenraum D, welcher sich sogleich mit innen verputzten Wänden als eine zweite Kapelle oder eine Art Sakristei erklären liess. Als die Ausgrabung 2 Fuss tief gemacht war, fand sich in der Altarnische dieses Raumes ein noch erhaltener Fussboden, bestehend aus rothen und grün glasierten, etwa 6 Zoll im Quadrat grossen

Thonplättchen, woraus sich ergiebt, dass diese Kapelle mit der alten Kirche gleich hoch lag. Am vordern Ende dieser Kapelle befindet sich ein fast rundes Loch C im Boden, welches 2 Fuss tief zu öffnen war und wahrscheinlich die Zu- oder Abflussröhre einer der vielen im hiesigen Kloster angelegten Wasserkünste und Bassins enthielt. Dasselbe ist 6 und 7 Zoll weit, in Tuffstein eingearbeitet.

Da im südlichen Seitenschiff der Kirche, woselbst die Pfeiler neu sind, und deshalb die Fundamente, zum Theil neu angelegt, die alten Reste wohl verdrängt haben mögen, das neue Pflaster der Kirche bereits gelegt war, konnte auf dieser Seite keine fernere Nachgrabung vorgenommen werden. An dem Punkte F geschah dies, obgleich, wie vorauszusetzen war, ohne allen Erfolg. Vor den Stufen des Chores G konnte wegen des zu weit vorgeschrittenen Bogens der Platten, nichts weiter untersucht werden.

Es ist nicht schwer, aus den aufgedeckten Resten den Grundriss, bis auf die Länge und das Portal der Kirche, zu vervollständigen; weshalb ich in beigehender Zeichnung dieses durch punktierte Linien gethan habe. Die Kirche schliesst sich im Grundriss nahe an eine dreischiffige Basilika ohne Kreuz an, indem die auf beiden Seiten befindlichen Pfeilerstellungen, nischenartige Räume umschliessen, die durch Thüröffnungen unter sich verbunden sind. Schwieriger jedoch möchte es sein, etwas bestimmtes über den Aufriss und die Ausbildung der Höhenräume anzugeben. Wahrscheinlich waren die Seitenräume von Pfeiler zu Pfeiler mit Tonnengewölben von leichtem Tuffstein überwölbt, und hierauf mag wohl eine zweite Etage in ähnlicher Art, als Empore mit Säulenstellungen aufgeführt, und der innere Raum oder das Hauptschiff mit einer Balkendecke überdeckt gewesen sein. Merkwürdig ist es, dass längs der Umfassungswände im Innern sich eine Stufe von 7 Zoll hoch befindet, welche als Sitz zu niedrig, als Stufe an einem

ungeeigneten Orte erscheint; auch dass diese Stufe nicht als Sockel sich bis unter die innern Pfeiler erstreckt hat.

Die Absis allein hat eine so starke Umfassungsmauer, dass sie unbedingt als überwölbt anzunehmen ist und durch eine Porta triumphalis von dem davor liegenden Raum getrennt war. Hieraus geht hervor, dass die Kirche nur von geringem Umfang, lediglich zum Gebrauch für die Mönche bestimmt war, weshalb dieselbe auch so bald nach ihrer Erbauung dem jetzigen grossartigen Bauwerke weichen musste. Die Absis ist im Halbkreis mit einem Radius von 11 Fuss angelegt, und die ganze Breite der Kirche hat nahe 30 Fuss betragen.

Das Alter dieser Kirche ist direkt aus Urkunden wohl nicht zu bestimmen, indem nirgends einer ältern Klosterkirche, als der jetzigen Erwähnung geschieht; selbst wo eine frühere Kapelle genannt wird, ist dies bis jetzt auf die sogenannte Markuskapelle, welche am ehemaligen Küchenhof, jetzt als Trockenraum für die Wollwäsche und Tuchfabrik hierselbst dienend, liegt, bezogen worden, da dieselbe auch im byzantinischen Styl, jedoch überwölbt erbaut ist. Nur aus den genau bekannten Jahreszahlen der Stiftung des Klosters und der Gründung der jetzigen Kirche ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass die Kirche den Jahren 1133 bis 1255 ihre Erbauung verdankt. Da jedoch nach Stiftung des Klosters 1133 die Mönche noch längere Zeit auf der alten Burg sich aufhielten, und als diese ihnen zu eng wurde, das Kloster also auch die Kirche anlegten, so ist die Erbauung der aufgefundenen Kirche höchst wahrscheinlich ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts zu stellen, also ziemlich gleichzeitig mit der Gründung der Abteikirche zu Heisterbach.

Da die Nachgrabung eigentlich zur Auffindung der Eingeweide des Erzbischofs Engelbert unternommen worden war, so muss ich zum Schluss noch erwähnen, dass sich

wirklich, circa 2 Fuss unter dem jetzigen Fussboden der Kirche, an der Stelle E im Grundriss, unter einem zertrümmerten Gewölbe von Tuffsteinen, die keilförmig behauen und mit dünnen Mörtelfugen verbunden waren, ein kleiner Bleisarg fand, welcher zur bessern Erhaltung in gute, noch ganz frisch aussehende Holzkohlen gestellt worden war. Derselbe ist 20 Zoll lang, 11 Zoll hoch und 13 Zoll breit, und enthielt bei Oeffnung desselben, eine braune, thonartig aussehende erdige Masse, kaum ⅛ des Kästchens füllend, welche sehr täuschend Eingeweiden glich, später aber mehr zerfiel. Auf dem Deckel sind die beiden gothisch lateinischen Buchstaben EN und noch ein Theil eines E, nur mit einem scharfen Instrument eingeritzt, noch deutlich zu erkennen. Da in hiesiger Gegend allgemein angenommen wird, dass die Eingeweide des vorgenannten Heiligen hier beigesetzt sein sollen, und sich dergleichen jetzt auf dem angegebenen Ort gefunden haben, so ist wohl wenig Raum vorhanden zu bezweifeln, dass dies die vermutheten Eingeweide sein sollten, was auch gleich nach der Auffindung viele Besucher herbeizog. Dieser Kasten mit seinem unberührten Inhalt ist jetzt unter geistlichen Verschluss in Odenthal gestellt, doch die Reste der alten Kirche sind noch aufgedeckt und unverändert, und da die herrliche gothische Kirche mit ihren kostbaren gemalten Glasfenstern in diesem Sommer ihrer Vollendung entgegen sieht, so mache ich jeden Freund der Architektur und Kunst darauf aufmerksam, indem ihn ein Besuch der hiesigen Baudenkmale, zumal in einer sehr romantischen Gegend liegend, gewiss nicht unbefriedigt lassen wird.

F. Grund.

---

7. Farbenschmuck mittelaltriger Bauwerke.

Schwarzrheindorf.

1150—1155.

Der Farbenschmuck der mittelaltrigen Bauwerke, von der frühern Kunstforschung fast gänzlich ungekannt oder doch sehr wenig beachtet, hat in neuerer Zeit gerade vorzugsweise das Interesse auf sich gezogen. Und nicht mit Unrecht. War für die Kenntniss der classischen Architektur die Auffindung der Farbenspuren auf den Ornamenten griechischer Tempel von Wichtigkeit, so sind für die Kunst des Mittelalters die verwandten neuesten Entdeckungen dies in noch ungleich höherem Grade. Einestheils beweisen sie, dass in mittelaltriger Kunst auch bei den monumentalen Bauwerken der Farbenschmuck eine weit grössere Bedeutung und umfassendere Anwendung hatte als irgend bei monumentalen Werken der Alten, anderntheils aber bieten sie zugleich eine wichtige Ergänzung zur Geschichte der Malerei einer Periode, die bis dahin noch sehr in Dunkel gehüllt war.

Der Tünche der letztvergangenen Jahrhunderte verdanken wir es, dass vor wenigen Jahren noch kein einziges Denkmal unsrer nordischen Lande mehr eine vollständige Anschauung jener Gesammtwirkung von Architektur und Malerei gab: auf der andern Seite verdanken wir aber auch den Kalküberzügen, dass in manchen Werken der ursprüngliche Schmuck vor Umbildung und gänzlicher Zerstörung bewahrt worden ist.

In neuerer Zeit wurden denn an verschiedensten Orten Reste alter Bemalung, — meist zufällig, bei Restaurationen

und dergl. Gelegenheiten — unter der Tünche entdeckt. In Frankreich zumal — wo ja überhaupt grosse Summen theils vom Gouvernement, theils von Privatvereinen nicht allein für die Erhaltung alter Denkmale, sondern auch für die Kunstforschung verwandt werden — ist auch dieser Zweig mit Interesse gefördert worden, und einzelne der entdeckten Werke werden auf Kosten der Regierung herausgegeben [1]. Sogar in Holland sind alte Wandmalereien aufgefunden worden [2].

Von deutschen Landen bietet vor allem der Rhein jetzt eine Reihe solcher Denkmale, welche, obwol noch keineswegs zahlreich, doch, wie ich glaube, eine ziemlich ausreichende Uebersicht über die Entwicklung der Wandmalerei, theilweise aber auch bei genauer Untersuchung eine vollständige Anschauung von einer ganzen Bemalung und ihrem Verhältnisse zum Bauwerke geben.

Am längsten bekannt sind die Malereien auf der Gewölbdecke des Kapitelsaales zu Brauweiler [3]. Sie wur-

---

1) So z. B. Peintures de l'église St. Savin, Département de la Vienne. Texte par M. P. Mérimée, dessins par M. Gérard-Séguin; publié par ordre du roi. (IIIme serie — Archéologie — 1. livraison). Paris, 1844. Das Werk findet man (ein Geschenk der französ. Regierung) auf der Landesbibliothek zu Düsseldorf.

2) Z. B. in der grossen (Johannis-) Kirche zu Gorkum; diese sind nur noch in Copien erhalten, welche die königl. Bibliothek im Haag bewahrt. Spätere Werke in der Martinskirche zu Zalt-Bommel. M. vergl. einen Aufsatz von Schnaase im Kunstblatte, 1847. N. 8.

3) Vergl. die Nachträge zu Kuglers Kunstgesch. — Sechs Kreuzgewölbe, also 24 Felder, bilden die Decke des Saales, alle bemalt, ziemlich gut erhalten. Ausserdem finden sich noch andre Gemälde auf den Wänden desselben Saales, hinter der Holzbekleidung, welche jetzt die letzern deckt, und unter der Tünche auf den Gewölben des anstossenden Saales. Die Gemälde sind durch die auf demselben Mauerbewurf ausgeführte ornamentale Bemalung der Gurtbogen allein schon als ächt und gleichzeitig mit den betreffenden architektonischen Theilen (1170—1200) beglaubigt, abge-

den schon vor etwa zwanzig Jahren von der sie beileckenden Tünche befreit.

In jüngerer Zeit wurden nach einander verschiedene Reste bekannt, besonders zu Köln: an den Brüstungsmauern des Domchores [1]), an den Gewölben einer Seitenkapelle der Kirche S. Pantaleon, an den Wänden der Kirche S. Ursula, (in denjenigen Theilen, welche über den später eingesetzten Gewölben zwischen dieser und der frühern Balkendecke noch den ursprünglichen Mauerbewurf haben), in einer ehemaligen Kapelle in der Nähe des Schlachthauses; dann Mehreres im Chore der Kirche zu Brauweiler [2]), ganz vor kurzem auch Reste ornamentaler Bemalung an den Gewölben des Rathhaussaales zu Aachen. Von dem Genannten ist freilich Einiges von geringer Bedeutung.

Die Entdeckung, welche am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und besonders das Interesse für diesen

---

sehen auch von den übrigen Gründen.

Was den Inhalt und Grundgedanken dieser Deckengemälde betrifft, in denen man bisher allerlei Mysteriöses und Symbolisches, für uns nicht Verständliches vermuthet hat, so will ich hier beiläufig erwähnen, dass derselbe in den Schriftbändern klar ausgesprochen ist, welche zwei Engel in dem mittlern Kreuzgewölbe dem Bilde des Heilandes entgegen halten. Das Band des einen trägt die Inschrift: »Hi omnes testimonio fidei probati inventi sunt,« und auf seiner Seite befinden sich hauptsächlich die im Leiden als treu Bewährten, Hiob, Stephanus u. A. Die andre Inschrift lautet: »Sancti per fidem vincunt,« und auf dieser Seite sind hauptsächlich die Sieger im Glauben, Daniel in der Löwengrube, die Männer im Feuerofen, Samson u. A. dargestellt.

1) Vrgl. den Aufsatz von Dr. E. Weyden im Domblatte, 1845. N. 12 ff.

2) Hinter dem Altar. In der Halbkuppel des Chores scheinen noch sehr bedeutende und wohlerhaltene Reste unter der Tünche sich zu befinden. Das, was jetzt sichtbar ist, wird der Zeit von 1210-1280 angehören, in welcher das Bauwerk eine bedeutende Restauration erlitten und auch das Langhaus seine jetzigen Gewölbe erhalten hat.

Gegenstand bei uns geweckt hat, ist die der Malereien in der Kapelle der Deutschordenskomthurei zu Ramersdorf bei Bonn. Durch die überaus grosse Sorgfalt und Ausdauer, welche Herr *Hohe* in Bonn der Aufdeckung und Copierung derselben gewidmet hat, ist dieser Fund denn auch zumeist für die Kunstforschung ausgebeutet worden, ehe das Bauwerk selbst, welches durch Brand sehr gelitten, gänzlich abgebrochen wurde. Die dort aufgedeckten Malereien, deren Copien jetzt das königl. Museum in Berlin besitzt, sind in einem trefflichen Aufsatze von *Schnaase* (in *Kinkels* Jahrbuch »Vom Rhein« 1847) ausführlich beschrieben.

Ihnen reihen sich als jüngste Entdeckung die Wandmalereien der Doppelkirche zu Schwarzrheindorf bei Bonn [1]) an.

Die Aufdeckung dieser Malereien, auf welche ich, beschäftigt mit der Aufnahme und Herausgabe des Bauwerkes, aufmerksam wurde, konnte ich zwar bis jetzt nur theilweise bewerkstelligen, indess liefert uns doch das, was gegenwärtig von denselben sichtbar ist, einen sehr wichtigen Beitrag zur Kunstgeschichte der betreffenden Zeit, welcher noch dadurch von besondrer Bedeutung wird, dass jene Wandmalereien von allen in Deutschland bisher entdeckten grössern Resten nicht nur die ältesten, sondern auch die einzigen in Betreff ihrer Entstehungszeit vollkommen sicher beglaubigten sind.

Die Kirche zu Schwarzrheindorf ist eins der wenigen Werke des reinen Rundbogenstiles, deren Erbauung ganz zuverlässig datiert ist [2]). Die Urkunde über die Einweihung

---

1) Ich werde mich im Folgenden mehrmals auf die Monographie beziehen müssen, welche ich jüngst über diese Kirche veröffentlicht habe: »Die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf«, 11 Blätter Zeichnungen und 7 Bogen Text. Düsseldorf, Commission von Buddeus. Der Kürze wegen werde ich dabei immer nur die Nr. der Zeichnungen und die Seitenzahl des Textes angeben.

2) Seite 1—10.

(1151, 8. May) findet sich in Stein eingehauen in der Kirche selbst; verschiedene andre Urkunden über sie und ihren Gründer sind in den Archiven erhalten, und endlich erzählt uns auch noch in Uebereinstimmung mit jener Steininschrift einer der bedeutendsten und glaubwürdigsten mittelaltrigen Geschichtschreiber, *Otto von Freisingen*, wie er selber mit König Conrad III. und andern Grossen des Reichs bei der Weihung gegenwärtig gewesen sei und theilweise diese selbst vollzogen habe.

In Bezug auf die dort aufgefundenen Malereien kann nun mit voller Sicherheit bewiesen werden, dass ihre Ausführung zur selben Zeit und zwar zwischen den Jahren 1150 und 1156 stattgefunden hat. Die Beweise hierfür knüpfen sich an andre, die eine Veränderung betreffen, welche die Kirche selbst erlitten hat, und desshalb wird es nöthig sein, ihnen eine kurze Beschreibung des Bauwerkes, welche später ja ohnehin folgen müsste, hier schon vorauszuschicken.

Die Kirche gehört der kleinen Reihe derjenigen Denkmale an, in welchen zwei Räume über einander, beide aber über der Erde, dem Gottesdienste gewidmet sind: sie ist eine Doppelkirche, deren beide Geschosse durch eine achteckige Oeffnung in der Mitte verbunden waren. Im Grundrisse hatte sie ursprünglich [1] die Form eines griechischen Kreuzes. An jede der vier Seiten eines quadratischen Mittelraumes schliesst sich ein Kreuzgewölbe: an das östliche und westliche Kreuzgewölbe lehnt sich weiterhin eine halbkreisförmige Nische; auch der südliche und nördliche Kreuzarm haben ähnlichen Abschluss, jedoch nicht mit halbkreisförmigen, sondern mit weniger tiefen Nischen. Die beiden letztern Kreuzarme, der nördliche und südliche, haben aber auch ausserdem in den Wänden, welche sie gegen Osten und Westen abschliessen, kleine halbkreisförmige Nischen.

---

1) Zeichnungen Blatt 5.

Jene grossen Halbkreisnischen, die östliche und westliche, waren nun im Innern nicht vollkommen geschlossene Halbcylinder, sondern jene ist noch von drei andern ganz kleinen Nischen, diese aber war entsprechend von zwei Nischen und zwischen denselben von einer Thüre durchschnitten. Im Aeussern schloss die Ostseite halbkreisförmig, die drei andern Kreuzarme dagegen mit gerader Linie. In einer der hierdurch an der Westseite zwischen der äussern geraden Linie und dem innern Halbkreise entstehenden starken Mauerecken befindet sich die Treppe, welche in das obere für Damen des Stifts bestimmte Geschoss führte.

Diese Westseite ist nun für uns hier von besondrer Wichtigkeit. An sie baute nämlich gleich nach dem Tode des Gründers der Kirche, des Erzbischofs Arnold II. von Köln, dessen Schwester Hedwig, Abtissin von Essen, ein Langhaus, ungefähr doppelt so lang, als breit, an. Die ausführlichsten architektonischen und urkundlichen Beweise über diese Veränderung der ursprünglichen Anlage habe ich in meiner Monographie über die Kirche S. 26 ff. zusammengestellt. Um diesen Anbau mit dem ältern Theile in Verbindung zu setzen, hat man die westliche Mauer durchbrochen und die Halbkuppelwölbung der westlichen Nische auf Säulen gestützt. Bei diesem Durchbruche nun wurden die Gemälde der westlichen Halbkuppel theilweise zerstört. Ueberdies scheidet sich an dieser Stelle von dem Mauerbewurfe des ältern Werkes, auf welchem die Bemalung ausgeführt ist, und welcher in allen ursprünglichen Theilen völlig derselbe ist, in scharfer Linie ein andrer, seiner Composition so wie seinem Ansehen nach ganz verschiedener Bewurf. Auf dem letztern, in den angebauten Theilen, finden sich nur äusserst geringe Spuren einer Bemalung [1]),

1) Reste derselben zeigt z. B. das der Westfaçade zunächst liegende Kreuzgewölbe, Zweige mit Blättern, ähnlich andern, welche ich

welche indess ganz verschiedener Art ist. Das Efflorescieren von Salzen scheint, was etwa von Farbe auf jenem schlechtern Bewurfe gewesen ist, weggetilgt zu haben.

Durch dies Alles ist nun als unzweifelhaft festgestellt, dass die Malereien in den ursprünglichen Theilen der untern Kirche — vor dem Beginn der Vergrösserung, d. h. bei Arnolds Tode im Mai 1156 vollendet waren. Der Beginn des Werkes ist aber dadurch festgestellt, dass Arnold erst nach seiner Rückkehr vom Kreuzzug, auf welchem er Conrad III. begleitet hatte, den Bau unternimmt [1]). Diese Rückkehr findet um Pfingsten 1149 statt, die Bemalung kann also in keinem Falle früher als 1150 angefangen sein.

Gegenwärtiger Zustand.

Die Kirche hat zu verschiedenen Zeiten Verwüstungen erlitten, unter anderm auch im Truchsesskriege — am schlimmsten ist es in jüngerer Zeit ergangen, indem sie während der französischen Kriege, dann aber auch noch lange nach denselben als Magazin, Scheune, Pferdestall u. s. w. benutzt worden ist. Die Gemälde sind indess hierdurch wenig zu Schaden gekommen. Denn das ganze Innere bedeckten sechs bis zehn Schichten Tünche. Alles, was bis jetzt von Malerei aufgedeckt ist, findet sich in der untern Kirche. Auch die obere Kirche enthält, wie die auf dem östlichen Gurtbogen derselben deutlich durscheinenden Ornamente beweisen, unter der Tünche noch den Farbenschmuck, zuverlässig einen noch reicheren, als die unteren, und auch sicher besser erhaltenen. Ich konnte aber dort nicht weiter untersuchen, weil diese Räume neu übertüncht sind und zum Gottesdienste benutzt werden.

---

im Chor der Kirche zu Brauweiler fand. Ein anderer kleiner Rest in einer Nische der nördlichen Mauer des Anbaues gehört dem Jahrhundert des Zopfs an.

1) Seite 85.

Vor sechs Jahren noch waren nur geringe Spuren von Malerei sichtbar, an Stellen, wo zufällig etwas Tünche abgefallen war. Diese sind später von besuchenden Reisenden weiter verfolgt worden, freilich mit wenig Sorge für ihre Erhaltung.

Als ich mit der architektonischen Aufnahme der Kirche fertig war, begann ich, um über diese Malereien etwas mittheilen zu können, selbst an einigen Stellen die Tünche sorgfältig abzulösen. Da fand ich denn, dass schon bei der ersten Uebertünchung die Malereien sehr zerstört worden waren. Der blaue Grund zumal, welcher einzelne Darstellungen umgab, hatte sich meist über diese weg verwaschen und sie zum Theil unkenntlich gemacht. Dies ist z. B. der Fall bei den Figuren in der östlichen Chornische. — In der letzten Zeit haben die Malereien noch sehr unter der Hand kunstforschender Neugier gelitten. Die untere Kirche entbehrt noch immer eines Fensterverschlusses, und so fand ich meist, wenn ich nach einer kurzen Unterbrechung mit dem Aufdecken fortfuhr, dass mir schon Andre zuvorgekommen waren und ganze Stellen schmählich zerkratzt hatten.

Was mich gerade bei der Aufdeckung am meisten interessierte, waren nicht sowol die eigentlichen Gemälde, als vielmehr der architektonische Farbeschmuck und die gemalten Ornamente. Der Reichthum und Fleiss der Ornamentierung, welcher in den plastisch ausgearbeiteten Theilen, in den Kapitellen und dergl., dies Bauwerk vor allen gleichzeitigen des Rheinlandes auszeichnet, liess mich auch in den gemalten Verzierungen eine ähnliche hohe Stufe vermuthen. Was ich von diesen Theilen von der Tünche befreite, bestätigte die Vermuthung vollkommen.

Die Ecken des mittlern quadratischen Raumes werden von vier starken Mauerpfeilern gebildet, an welche sich dann die Seitenmauern der Kreuzarme anschliessen. Diese Pfeiler, entsprechend dem durch die statischen Verhältnisse

bedingten massenhaften Charakter dieser untern Räume stark und breit im Verhältniss zu ihrer Höhe, sind durch eben so breite Gurtbogen[1]) unter sich verbunden. Die letztern sind es zumal, auf denen sich eine Fülle und Mannichfaltigkeit gemalter Ornamente entfaltet. Ich habe auf Tafel IV. ein paar Stücke derselben mitgetheilt. Die Zeichnung kann freilich nur eine Anschauung der Formen, nicht der eigentlichen Schönheit geben, da die letzte gerade am allerwesentlichsten in der Mitwirkung der Farbe beruht. Leider macht auch der jetzige Zustand des Werkes selbst, die Mannichfaltigkeit der Verschlingungen, der Umstand, dass so viele Umriss- und Construktionslinien jetzt sichtbar sind, die früher von der Farbe bedeckt waren (m. s. u.) während wieder andre über jene Farbe gemalte Linien, z. B. die Adern der Blätter, nur bei sorgfältigster Untersuchung sichtbar werden, endlich der vielfache Wechsel der Farben, von denen doch oft nur geringe Reste in rauhen Stellen und Löchern des Bewurfs erhalten sind, — leider macht dies Alles es unmöglich, beim blossen Betrachten derselben eine genügende Anschauung zu gewinnen. Eine genaue Nachforschung jedoch und besonders die Vergleichung einzelner in derselben Weise sich wiederholender Theile macht eine vollkommen zuverlässige Nachbildung des Ganzen möglich. Ich habe eine solche von einzelnen Stücken

---

1) Zwei derselben, von denen die hier Tafel IV. mitgetheilten Stücke genommen sind, der östliche und westliche, sind 3 Fuss breit, die beiden andern, der nördliche und südliche, 2 Fuss 2 Zoll; die Spannweite des Bogens beträgt dabei 16' 6". Von jedem der Bänder ist bis jetzt ein Stück von ungefähr derselben Grösse wie das mitgetheilte aufgedeckt. Ich muss noch hinzufügen, dass die wunderliche Blume in den mittleren Kreisen jener untern Theile nicht mehr deutlich zu erkennen, daher in der Zeichnung, welche im Uebrigen nach einer genauen Durchzeichnung sorgfältig in verjüngten Massstab übertragen wurde, nicht ganz zuverlässig ist.

ausgeführt, und sie lieferte die überraschendsten Resultate. Doch davon später.

Das Ornament ist auf jedem der Bänder ein anderes: am meisten bezeichnet den Charakter desselben das auf Tafel IV. B. gezeichnete Stück vom westlichen Bogen. Das östliche (aber auch nur dieses) hat in den untern Theilen gleich über dem Sims der Pfeiler auf jeder Seite ein Medaillon, gebildet aus verschiedenfarbigen Kreisbändern, innerhalb deren sich ein ungefähr lebensgrosses Brustbild befindet, auf der südlichen Seite das hier unter A. Tafel IV. gezeichnete eines Ritters[1]), auf der nördlichen ein andres weniger deutliches, wie es scheint, eines Geistlichen.

Ausser diesen Bändern auf den vier Bogen ist noch ein sehr ähnlicher, doch einfacherer Schmuck von Kreisen und Blattwerk in der Laibung eines Rundfensters sichtbar, welches sich über der nördlichen Thüre befindet.

Die übrigen architektonischen Bemalungen, bestehend in mehrfarbigen Bändern und dergl., werden passender weiter unten besprochen.

Verglichen mit den Rheindorfer Ornamenten sind die Verzierungen auf den Bogen des Brauweiler Kapitelsaales, obwohl im Charakter verwandt, durchaus roh und geschmacklos.

Was von Figurenbildern und deren Anordnung durch die bisherige Aufdeckung ganz oder theilweise erkennbar wurde, ist Folgendes. Im ganzen Innern lief ein Streifen herum, 7' über dem Boden. Dieser trennte die obern Theile, welche mit Bildern geschmückt waren, von den untern, auf welchen ich deren keine fand. Auf den vier

---

1) Von dieser Figur ist noch Manches zu sehen, was in der Kleinheit des Massstabes hier nicht mitgetheilt werden konnte, z. B. die frei und leicht behandelte Zeichnung der Ringe, aus welchen der Panzer zusammengesetzt ist. — Diese Copie zeigt die jetzt sichtbaren Umrisse: sie ist ebenfalls nach einer genauen Durchzeichnung angefertigt.

Mauerstücken, welche von der cylindrischen Mauer des östlichen Chores zwischen und neben den drei kleinen Nischen desselben vortreten, finden sich gleich über jenem Streifen vier einzelne Gestalten, ungefähr lebensgross, sitzend auf architektonisch verzierten Steinbänken. Füsse, Gewänder, theilweise auch die Hände sind wenigstens in den Umrissen noch ziemlich deutlich, die Köpfe aber völlig unkenntlich. Der blaue Grund der Wölbung hat sich über sie verwaschen und sie zerstört. Man bemerkt noch Spuren von Heiligenscheinen, von einer Art von Pult, welches sich neben jeder befindet, und die erhobene Hand hat etwas gefasst, was man als einen Schreibstift ansehen kann — kurz, man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf eine Darstellung der vier Evangelisten schliessen.

In der östlichen kleinen Nische des südlichen Kreuzarmes findet sich auf dunkelblauem Grunde eine einzelne Gestalt, über lebensgross, kräftig, breitschultrig, ohne Heiligenschein. Sie ist ebenfalls sitzend, umhüllt von dunkelrothem weitem Mantel, in der Hand das Scepter, auf dem Haupte, wie es scheint, eine Krone. Die Farben sind sehr zerstört, die Umrisse des Kopfes ganz deutlich [1]. Sehr wahrscheinlich ist es das Porträt K. Conrad III., der ein Freund des Gründers und auch bei der Weihung gegenwärtig war. In keinem Falle ist es ein Heiliger; ein Solcher wäre in jener Zeit nimmer ohne Schein abgebildet worden.

Die reichste Ausbeute an Figurenbildern bot bis jetzt der westliche Theil. In der Laibung seines nördlichen Fensters Rittergestalten mit Speer und Schild, über lebensgross, die Umrisse wohl erhalten; in dem anstossenden Felde des Kreuzgewölbes zu beiden Seiten anbetende Gestalten, wohl erhalten — die Mitte des Feldes ist noch nicht aufgedeckt.

1) Man sehe die Abbildung auf Bl. 2. der Zeichnungen zu meiner Monographie und die Beschreibung S. 105.

Besonders aber sind es die Darstellungen des westlichen Halbkreisabschlusses und seiner Halbkuppel, welche gegenwärtig zwar nicht ganz, aber doch am meisten von der Tünche befreit dastehn. — Ausser jener Theilung, welche das ganze Innere durchgeht, hat dieser westliche Abschluss noch eine zweite: in der Höhe der beiden Wölbungen, welche ehemals als Nischen in ihn einschnitten und jetzt zum Theil die Oeffnung nach dem angebauten Langhause hin bilden, trennt ein breites Band von Farbenstreifen die senkrechten Mauern von ihrer Halbkuppelwölbung. Auf jenen untern Theilen befindet sich an der südlichen Seite eine Gruppe von mehr als lebensgrossen Figuren, trefflich in Haltung und Gewandung. Nördlich sieht man unten zwischen jenem Streifen und der an dieser Stelle befindlichen Thüre zur Treppe der obern Kirche das Colossalbild eines Engels; er hat Flügel, um das Haupt einen Nimbus und hält in der Hand ein mächtiges Schwert. — Das Bedeutendste aber ist jenes grosse Bild, von dem ein Theil in andeutenden Umrissen (Taf. V.) hier beiliegt. Dieser Theil füllt beinahe die nördliche Hälfte der Halbkuppel[1]). Die Copie ist zwar, so viel dies bei dem kleinen Massstabe und bei der gegenwärtigen Kennbarkeit des Bildes in der zum Zeichnen nöthigen Distanz möglich war, richtig, kann aber nur die Composition veranschaulichen. Dass zumal die Zeichnung der Köpfe nicht massgebend sein kann, versteht sich wol von selbst. Ich habe deswegen den Christuskopf,

---

1) Der neben der Christusgestalt gezeichnete Riss im Gewölbe ist ungefähr die Mitte der Halbkuppel. Die unten stärker als das Uebrige gezeichneten Striche sind die Kanten der Wölbungen, welche jetzt die Oeffnungen nach dem angebauten Langhause bilden; rechts der äusserste Strich ist die Kante der Halbkuppelwölbung. Unten rechts sieht man die Kreisbänder, welche das Bild des Engels umfassen und über diesen das Schwert des Letztern.

obwohl er im Bilde gut erhalten ist, lieber ganz weggelassen. Dies Gemälde gehört auch im Uebrigen zu den Theilen, die noch am besten erhalten sind. Die Umrisse sind wenigstens bei genauer Untersuchung [1]) in allen Theilen, auch in den Köpfen zu erkennen; mehre der letztern zeigen auch noch die Ausarbeitung, obwol das Roth der Fleischfarbe dunkel und braun geworden ist. Der dargestellte Gegenstand ist die Austreibung der Verkäufer und Geldwechsler aus dem Tempel. Joh. II, 13 ff. »Jesus zog hinauf gen Jerusalem und fand im Tempel sitzen, die da Ochsen, Schafe und Tauben feil hatten, und die Wechsler, und er machte eine Geissel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus, sammt Schafen und Ochsen und verschüttete den Wechslern das Geld und stiess die Tische um und sprach zu denen die da Tauben feil hatten: »Traget das von dannen und machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!« Seine Jünger aber dachten daran, dass geschrieben steht: Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: »Was zeigest du uns hier für Zeichen, dass du Solches thun mögest?« . . . Die zum Theil zerstörte Schrift auf den Spruchbändern enthält die betreffenden Stellen der Vulgata. Auf demjenigen, welches Christus in der Hand hält, sind nur noch die Buchstaben AVFERT kenntlich; (Vulgata: »Auferte ista hinc.«) auf dem andern sieht man noch . . . . SIGNV OS ENDIS NOB' . . . . (Vulg.: »Quod signum ostendis nobis, quia haec facis?«) Auf der andern Hälfte der Halbkuppel ist die Malerei theilweise zerstört, theilweise noch nicht aufgedeckt: sie enthält wohl Figuren, welche den übrigen Theil

1) Weil das Bild gerade an einer sehr dunklen Stelle des Gebäudes sich befindet, muss man zur Betrachtung das günstigste Licht wählen (Nachmittag) und dann noch künstlich die Helligkeit erhöhen, z. B. indem man mit einem Spiegel ein Reflexlicht hinleitet.

der in der angeführten Stelle geschilderten Handlung darstellen: die Figur, welche hinter der Gestalt Christi mit einer Gebärde des Schreckens zurückgebeugt ist, scheint wenigstens darauf hinzudeuten.

Von dem Stil der besprochenen Malereien wird weiter unten die Rede sein.

An diese Darstellung des gegenwärtigen Zustandes knüpft sich hier am passendsten die Untersuchung über die Technik an, weil gerade durch jene Zerstörung, in welcher die Malereien uns gegenwärtig erscheinen, diese am deutlichsten kennbar geworden ist.

Diesen Punkt genauer zu untersuchen ist in sofern wichtig, als uns einestheils das daraus gewonnene Resultat mannichfach zur bessern Erkenntniss dessen verhelfen muss, was gegenwärtig undeutlich geworden ist, und dadurch auch für andre in Zukunft vielleicht aufgefundene Werke von Wichtigkeit werden kann, anderntheils aber auch dasselbe Beiträge liefert zur spätern Erörterung der Frage über die Kunststufe und Kunstrichtung der betreffenden Zeit.

Technik.

Es fragt sich zunächst, welche Art der Malerei wir vor uns haben. Ich kann mich bei dieser Frage auf die treffliche über den verwandten Stoff, die Malerei der Alten, veröffentlichte Abhandlung von Prof. *Wiegmann* beziehen [1]).

Der Gedanke an enkaustische Malerei ist von vorn herein ausgeschlossen. Dass die Technik auch nicht eine der pompejanischen verwandte sei, beweist ausser allen andern Gründen der Umstand, dass der Mauerbewurf, wo ich ihn untersuchen konnte, meist nur die Dicke von ¼—½″ und in derselben eine völlig gleichmässige Zusammensetzung

1) *R. Wiegmann*, »Die Malerei der Alten«, Hannover, 1836.

hat, auch, wie mir schien, nur aus einer Schicht gebildet war, während jene Weise der Ausführung eine bedeutende Dicke des Anwurfes und die letztere hinwiedrum ein Auftragen desselben in mehreren Schichten bedingt [1]. Bei den Rheindorfer Malereien ist dagegen der Anwurf, auf welchem sie ausgeführt sind, von keiner besondern Bedeutung. Er besteht aus Kalk und Sand, wie es scheint, ohne weitern Zusatz. Nach den Begriffen, welche die Bauerei unsrer Tage in diese Dinge gebracht hat, ist er an den unversehrten Stellen sehr hart und glattgeschliffen: verglichen mit dem pompejanischen Stuck oder auch nur mit dem, welcher an einigen Theilen in Ramersdorf angewandt war, mürb und grob. — Hiernach bleibt nur die Frage, ob die Malereien in der gewöhnlichen Weise a fresco, oder aber auf den trocknen Bewurf ausgeführt sind. In Bezug auf das grosse Bild der westlichen Halbkuppel habe ich es versäumt, genauere Untersuchungen anzustellen, kann mir aber nicht denken, dass es in andrer Weise als die übrigen ausgeführt worden ist. Was aber die ornamentale Bemalung, die Gurtbogen, so wie die Bilder in den Nischen betrifft, so liegen entscheidende Beweise dafür vor, dass sie auf den trocknen Bewurf ausgeführt sind. Dahin gehört zunächst die schlechte Erhaltung der Farbe in den meisten Theilen, welche nicht etwa die Folge von Beschmutzung oder Beschädigung, sondern von Verwitterung ist, während der Bewurf an denselben Stellen noch unversehrt und glatt sich erhalten hat. Auch können theilweise die Farben jetzt noch so weggewaschen werden, dass unter denselben entweder der weisse Mauerbewurf oder geringe Reste einer andern Farbe, besonders die gelben Umrisse, mit denen das Ganze zuerst aufgezeichnet worden ist, zum Vorscheine kommen. Bei eigentlichen Malereien a fresco [2]) wäre Beides nicht möglich, indem

1) *Wiegmann*, a. a. Orte, Seite 35 und 44.

2) Solchen natürlich, bei denen nicht etwa durch das Trocknen des

in diesen gerade das gleichzeitige Trocknen von Mauerbewurf und Malerei eine unzertrennliche Verbindung Beider bewerkstelligt, und auch später noch die Einwirkung des Sauerstoffs und die Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft fortwährend einen analogen chemischen Prozess unterhält, welcher nur immer mehr auf dasselbe Resultat, die Unzertrennlichkeit der Farbe von ihrer Grundlage, hinwirkt. Noch andre Gründe beweisen, dass die Farbe auf den trocknen Bewurf aufgetragen ist: Bricht man ein Stückchen des letztern durch, so zeigt sich zuweilen an der Stelle des Bruches eine 1 bis 2 Linien tief hineingehende, jedoch niemals breite Ader, ausgefüllt mit der Farbe der Oberfläche — augenscheinlich davon herrührend, dass hier die Farbe in Risse des Anwurfes hineindrang, welche nur durch das Bersten desselben beim vorhergehenden Trocknen entstanden sein konnten.

Nichts destoweniger glaube ich, dass wir in Einzelnem eine gewisse chemische Wirkung der Freskotechnik erkennen dürfen. Ich erwähnte vorher, dass beim Wegwaschen der Farbe zuweilen eine andre Farbe (die rothe der Abtheilungsstreifen und drgl.), besonders aber die gelben Umrisse zum Vorschein kommen. Diese sind dann meist unauslöschlich. Etwas mag hierzu der Farbenstoff selber beitragen: ich glaube aber, es liegt der Grund davon auch theilweise darin, dass diese Constructionen und Umrisszeichnungen schon begonnen wurden, ehe der Bewurf noch ganz getrocknet war.

Im Uebrigen ist die hier angewandte Technik folgende: Alle Darstellungen sind zuerst mit kräftigen, festen Umrissen aufgezeichnet worden; diese sind meist von gelber Farbe. In den Figurenbildern sind dann noch mit einer dunklen Farbe Correcturen hineingezeichnet, wie dies z. B. bei dem

---

Bewurfes vor Vollendung der Malerei das Wesen der betreffenden Technik verfehlt worden ist.

Kopfe in der östlichen Nische des südlichen Querschiffes der Fall ist. — In den Ornamenten sind die Kreislinien und Constructionen immer ganz fertig gezeichnet, auch dort, wo sie sich in freigeschwungene Arabeskenlinien auflösen, oder wo andre Kreise, Bänder u. s. w. sich deckend über sie legen. Etwas Aehnliches erkennt man an den Figurenbildern, zumal in der westlichen Halbkuppel: auch hier ist nämlich die Aufzeichnung der Umrisse an einzelnen Stellen in solcher Weise geschehen, dass die Körpertheile, Gewandfalten u. s. w. auch dort ganz gezeichnet sind, wo sie durch andre vor ihnen liegende Gegenstände verdeckt werden: hierdurch wird natürlich ihre Form, wo sie wieder sichtbar sind, richtiger, als dies sonst der Fall sein würde. Die Aufzeichnung der Ornamente ist, wo sie nicht mathematische Linien (gerade und Kreise) sind, frei, ohne Schablone geschehen: die Stellen, wo dieselben Formen in einem Ornamente wiederkehren, beweisen das: sie weichen immer wieder etwas in den Umrissen ab.

Es scheint an manchen Stellen, besonders der O r n a m e n t e, als wären jene gelben U m r i s s e stets s i c h t b a r gewesen, und nur immer zwischen sie die andern Farben aufgetragen worden. Das wäre nun nichts weniger als schön. Es liegen aber auch diejenigen Contouren und Hülfslinien, welche gar nicht sichtbar sein durften, gegenwärtig zum Theil in derselben Weise bloss. So hatte z. B. in der erwähnten östlichen Nische des südlichen Kreuzarmes der Zeichner mit einem solchen gelben von oben bis unten durchgehenden Striche sich die Mitte der Nische angegeben, um die Figur richtig hineinzustellen: dieser Strich ist gegenwärtig ganz sichtbar. Ebenso verhält es sich mit den Kreisbändern: wo dieselben von andern Theilen bedeckt sind, liegen doch ihre gelben Umrisse innerhalb der andern Farbe fast immer offen. Ueberdies erkennt man noch an einzelnen Theilen, z. B. an dem Ornamente in der Laibung des nördlichen Rundfensters

deutlich, dass die von den Umrissen umschlossenen Farben auch jene selber deckten [1]). Die Natur des für diese Umrisse angewandten Ochers hat die Wirkung herbeigeführt, dass die über sie aufgetragenen Farben nicht auf ihnen hafteten [2]).

Für uns ist dieser Punkt, und darum habe ich ihn ausführlicher besprochen, insofern von Wichtigkeit, als einerseits die Gesammtwirkung der ganzen Farbenornamentierung mit sichtbaren gelben Umrissen eine zerrissene und widerwärtige, ohne dieselben aber eine vollkommen harmonische ist — Beides habe ich auf dem Papiere versucht — andrerseits aber auch der Formencharakter der Ornamente grösstentheils ein bedeutend verschiedener wird, je nachdem man dass Eine oder das Andre annimmt. Denn da jene Umrisse von beträchtlicher Breite sind, erscheinen, wenn wir sie als sichtbar annehmen, jene dürr und mager, wenn wir ihre Breite aber, wie das wirklich der Fall war, hinzurechnen, voll und rund. Ueberdies kommt viel darauf an, einzusehen, dass wie im Allgemeinen, so auch im Einzelnen der gegenwärtige Zustand jener Werke ohne die genaueste Untersuchung sehr leicht zu falschen Urtheilen verleitet.

Die Köpfe, Hände u. s. w. scheinen meist gelb untermalt worden zu sein. Einzelne besser erhaltene in der westlichen Halbkuppel, z. B. der des einen Taubenhändlers, zeigen deutlich, dass dieselben nicht etwa bloss colorierte Umriss-

---

1) Dort Reste des Blau und des Grün auf allen Umrissen, während gleich daneben gelbe Hülfslinien, Kreise u. s. w. aus dem Grunde, von dem sie gedeckt sein sollten, deutlich hervortreten.

2) Beweise hierfür liefern einige gelb untermalte Gesichter und Hände, auf denen alle Zeichnung und Farbe verschwunden ist, z. B. die beiden auf den untern Theilen des östlichen Gurtbogens, ebenso im Kapitelsaale zu Brauweiler der Christuskopf. Auch auf den gelben Bandstreifen, welche die einzelnen an einander stossenden Kreisbänder verbinden, sind an vielen Stellen die darüber gezogenen schwarzen Striche verschwunden.

zeichnungen, sondern wirklich ganz und zwar in der Art ausgeführt waren, dass was sonst noch Starres und Rohes war, hier bedeutend belebt und gemildert erscheint. Ebenso sieht man an einigen Gewändern, z. B. dem der Christusgestalt, dass über der Farbe die Falten u. s. w. in ausgeführter Schattenzeichnung dargestellt waren. Deutlich sieht man das noch bei dem Bilde des Samson und der Frau des Hiob in Brauweiler. In den meisten Theilen sind freilich, weil die obere Farbe fast ganz verschwunden ist, nur die viel dürreren und starreren Umrisse noch zu sehen.

Die Farben

waren alle, wie es scheint, als vollkommen deckende angewandt. Daraus ergab sich der Umstand, dass die früher aufgezeichneten und corrigierten Umrisse beim Auftragen der Farbe selbst nöthigenfalls nochmals verbessert werden konnten, wie man das auch deutlich noch hie und da erkennen kann.

Die angewandten Farbstoffe, welche man jetzt alle nur noch in kleinsten Theilen so vorfindet, wie sie einst erschienen, sind ein etwas dunkler, aber sehr brillanter Ocher, Indisch-Roth, (cap. mort.) sehr schön, dann ein äusserst reines Blau, vielleicht Smalte oder sonst ein Kupferblau, Grünspan und noch einige andre weniger häufig gebrauchte. Meistens, zumal in den Ornamenten, sind diese Farbstoffe ganz rein und ungebrochen angewandt.

Die Anordnung der Farben ist im Ganzen ungefähr folgende: Breite Bänder aus parallel neben einander laufenden Streifen verschiedener Farben, besonders Roth, Blau, Gelb und Schwarz, begleitend die Kanten der an einander stossenden Mauer- und Gewölbflächen, umfassen und begrenzen die einzelnen Felder. (Man vergleiche z. B. das Bild der Halbkuppel auf Tafel V). Auch die Fenster sind in dieser Weise von Bändern umfasst. Die Gewölbfelder enthalten dann die verschiedenen Darstellungen meist auf b l a u e m Grunde (so z. B. beide Halbkuppeln). Die Felder, welche,

wie es scheint, nicht mit Gemälden verziert waren, z. B. die schmalen Kreuzgewölbkappen der beiden Querschiffe, hatten grünen Grund. In den Gemälden selbst waren, wie es scheint, zwar kräftige, aber nur wenige Farben angewandt. Die reichste Mannichfaltigkeit, die lebendigste Abwechslung derselben entfaltete sich dagegen in den Ornamenten (M. vrgl. die Zeichnungen Tafel IV.). Bandstreifen; schwarz, roth und goldgelb, umfassten die Kanten aller Gurtbogen; innerhalb derselben blaue Kreisbänder mit grünem Grunde, grüne Kreisbänder mit blauer Füllung, die Kreisbänder immer doppelt: in dem äussern, grössern die ganze Stärke der Farbe, im innern, kleinern eine mit Weiss gebrochene lichtere Mischung, von welcher die entgegengesetzte, wiedrum in ganzer Stärke aufgetragene Farbe des Grundes um so kräftiger sich absetzte; innerhalb dieses Grundes dann und neben den Kreisen, aus den letztern sich entwickelnd, wieder anders gefärbte freie Ornamente, Blattwerk und Vögel; die übrigbleibenden Eckchen endlich als tiefste Gründe mit dunkelm Violett ausgefüllt.

Die Farbe des Blattwerks wechselt ohne alle Rücksicht auf die Natur, zwischen Grün, Blau, Roth u. s. w. Ziemlich consequent durchgeführt scheint sich das Gesetz dabei herauszustellen, dass die eine Seite desselben Blattes immer eine andre Farbe hat, als die entgegengesetzte. Dadurch ist trotz der mannichfachsten Verschlingungen meist eine grosse Klarheit erreicht. Aehnliches zeigen die Gewänder einzelner Figuren derselben Zeit, z. B. in Brauweiler: die äussere Seite vom Obergewande des Samson hellbraun, die innere violett.

Eine wichtige Frage bleibt nun noch, was wir in Bezug auf die Farbe der unterhalb des erwähnten im ganzen Innern rund herumlaufenden Abtheilungsbandes liegenden Mauertheile zu halten haben. Dass dieselben nicht etwa auch in der ursprünglichen Anordnung, wie dies gegenwärtig aus

einigen aufgedeckten Stellen geschlossen werden könnte, den blossen kahlen Anwurf gezeigt haben oder doch zeigen sollten, ist ein Schluss, den wir mit ziemlicher Sicherheit von vornherein aus der im ganzen Werke durchgeführten Weise der Farbenverzierung machen dürfen. Wir brauchen uns nur einen geringen Theil des Bauwerkes mit der ursprünglichen Pracht und Kraft der Farben in der Phantasie, oder aber besser noch auf dem Papiere zu vergegenwärtigen, so werden wir erkennen, dass über jenen untern Theilen, im Falle sie weiss gewesen, die obern Darstellungen haltlos in der Luft geschwebt hätten, vor Allem aber, dass die in allem Uebrigen so trefflich durchgeführte Harmonie des Ganzen, von der im Folgenden noch die Rede sein wird, völlig dadurch zerstört worden wäre. Es kann also wohl nur die Frage sein, ob etwa auf diesem letzten Theile des ganzen Werkes beim Tode des Gründers und der alsbald nach demselben erfolgenden Umgestaltung des Bauwerkes die Ausführung des Farbenschmucks unterbrochen und eingestellt worden ist — ein Umstand, der wenigstens nicht geradezu ausgeschlossen werden kann — oder aber, da gerade an diesen Theilen die Zerstörung der Farbe am ersten eintreten musste, ob wir in den übrigen Theilen eine Farbe finden, welche wenigstens stellenweise so ganz und gar verschwunden ist, dass sie den nackten Mauerbewurf erscheinen lässt. Und eine solche Farbe findet sich allerdings. Von den graden parallelen Bandstreifen, welche die mittlern Ornamente der Gurtbogen auf beiden Seiten einfassen, ist der äusserste schmalere von schwarzer Farbe. Diese Farbe, an manchen, zumal rauhen und bruchigen Stellen noch deutlich erhalten, ist an vielen kaum noch ein grauer Schimmer, an einzelnen aber so völlig verschwunden, dass der Mauerbewurf ganz nackt zu Tage liegt. War dies nun an Theilen möglich, welche ganz und gar keine andere Einwirkung, als die der Luft auszuhalten hatten, wie leicht

konnte es dann in den so sehr den verschiedensten Beschädigungen ausgesetzten untern Theilen der Mauer stattfinden.

Dieses Schwarz, überdies die einzige der angewandten Farben, welche stellenweise wirklich spurlos verschwunden ist, gibt uns nun sowohl für alle obern Darstellungen einen festen, bestimmten Grund, als es auch die vollkommene Harmonie des ganzen Farbenschmuckes herstellt.

Als eine weitere Bestätigung dieser Vermuthung kann hier noch ein andrer Umstand angeführt werden: sie entspricht nämlich genau der Anordnung, welche wir in der Wandmalerei der antiken Werke kennen. *Wiegmann*, a. a. O., S. 22: »In der Regel sind die Wände in drei horizontale Abtheilungen getheilt. Die unterste begreift den Sockel und ist meist die dunkelste, häufig schwarz.« Und eine gewisse, wenn auch noch so schwache und mittelbare Tradition in dieser Weise der Verzierung von der Zeit ihrer glänzendsten Blüthe her, dürfen wir doch wohl nicht mit Unrecht in der Kunst einer Zeit vermuthen, in welcher uns eine solche in den plastisch vortretenden Ornamenten oft so klar zu Tage liegt.

Ein mattes Schwarz in diesen Theilen (und als ein solches erscheint die Farbe auch in den Resten auf den Bandstreifen), würde aber auch vollkommen zu dem beabsichteten sehr dunkeln Tone des Ganzen — Blau, Grün, Roth, alle so intensiv als möglich, sind die vorherrscheuden Farben, selbst das Gelb ist verhältnissmässig selten angewandt — vollkommen im Einklange gestanden haben. »Zu dem beabsichteten sehr dunkeln Tone« sage ich, weil in der architektonischen Anlage die Kleinheit und geringe Anzahl der Fenster dasselbe Streben bekundet, dessen Grund wohl in dem Umstande liegt, dass diese untere Kirche von vornherein vom Gründer als Grabkapelle geplant war.

Verhältniss des Farbenschmuckes zum Bauwerke.

Dem modernen, an nackte einfarbige Wände gewohnten Gefühle, ja selbst den Begriffen, welche auf wissenschaftlichem Wege, aus den schriftlich auf uns gekommenen Nachrichten, über diesen Punkt sich gebildet haben, ist wohl das aus der bisherigen Untersuchung sich herausstellende Resultat, jene so reiche und ausgedehnte Anwendung des Farbenschmuckes, etwas fremd und unverständlich. Sei's nun aber auch (was jedoch nicht gerade wahrscheinlich ist und z. B. schon durch den Brauweiler Kapitelsaal zum Theil widerlegt wird), sei's, dass wir die überwiegende Bedeutung desselben in diesem einzelnen Denkmale vielleicht der besondern Geschmacksrichtung des Erbauers zuzuschreiben und nicht in gleichem Masse in andern Monumenten zu vermuthen hätten, — in welcher innigen Beziehung der Farbenschmuck im Allgemeinen zum Rundbogenstile und zumal zu einzelnen Gestaltungen desselben stand, stellt sich klar zu Tage.

Betrachten wir z. B. die Rheindorfer Kirche. In der Gallerie, welche in der Höhe des obern Geschosses das Aeussere des ganzen Baues umgibt, hatte der Meister eine willkommene Gelegenheit erfasst, einen Reichthum architektonischen Detailschmuckes zu entfalten. Im Innern war an den grossen ungetheilten Gewölb- und Mauerflächen, an den massenhaften, wenig gegliederten Pfeilern und den breiten, flachen sie verbindenden Gurtbogen — Formen, die doch alle theils eine constructive, theils eine aus dieser hervorgehende ästhetische Nothwendigkeit hatten [1]) — eine eigentlich architektonische Ornamentierung fast unmöglich. Jener Sinn aber, welcher uns aus den sechs und siebenzig fast durchgängig verschiedenen Kapitellornamenten der Gallerie anschaut, konnte sich doch wahrlich nicht mit jener

---

1) Vergl. Seite 16 und S. 47 des Textes.

nüchternen, kahlen Gestaltung des Innern zufrieden geben, und so trat denn statt der körperlich vortretenden architektonischen Gliederung ein Ersatz derselben, jene aus demselben innern Drange und Bedürfnisse heraus bereits Jahrhunderte früher hervorgebildete Farbenausschmückung in ihr vollstes Recht.

Die Frage, welche sich uns hier noch aufwirft, kann somit nur die sein, in wiefern denn jener ganze Schmuck mit dem Bauwerke und seinen einzelnen Theilen im Einklange steht.

Was wir in dieser Beziehung aus den bisher aufgedeckten Theilen schon ziemlich ausreichend überblicken können, ist zunächst die Weise, in welcher die Wahl der einzelnen Darstellungen und dann deren Fassung und Composition den vorhandenen Räumen angepasst ist.

Dies ist ein Punkt, in welchem, so weit ich bis jetzt urtheilen kann, der Meister der Rheindorfer Malereien den etwas spätern Maler der Brauweiler Bilder übertrifft. Die Mannichfaltigkeit der zumal in der untern Kirche in Rheindorf vorhandenen Felder und Räume machte ihm die Aufgabe schwieriger, aber auch dankbarer. Bot der Brauweiler Saal nur ein paar flache Wände und die dreieckigen Felder der Kreuzgewölbe, die letztern alle von gleicher Gestalt und ohne bemerklichen Unterschied der Grösse, keines vor dem andern ausgezeichnet, so traten hier verschieden gestaltete vertikale Flächen, Nischen u. s. w., in den Wölbungen aber Halbkuppeln und verschiedenste Dimensionen der einzelnen Kreuzgewölbe hinzu.

Auch der Brauweiler Meister gruppiert in einigen Darstellungen seine Gemälde gut auf den vorhandenen Räumen.

Gut behandelt ist z. B. die Art, in welcher dort das Colossalbild des segnenden Heilandes, dem ein ganzes Gewölbdreieck zugetheilt ist, von den Darstellungen der Maria, des Johannes, der beiden Rittergestalten und Engel

in den übrigen Kappen desselben Kreuzgewölbes umgeben wird. Ebenso erhalten einige andere Bilder gerade durch die Gestalt des Raumes, auf welchem sie ausgeführt sind, eine klare Anschaulichkeit und eine wenigstens äusserliche Einheit der Composition. So tritt z. B. die hier mitgetheilte prächtige Gestalt des Samson (Tafel VI.) kräftig aus der Mitte des betreffenden Feldes als Hauptfigur vor, während sich auf den zu beiden Seiten hinabreichenden Spitzen der Gewölbkappe in den drolligsten Stellungen die theils erschlagenen, theils mit possenhafter Angst zusammenkriechenden Knirpse von Philistern gruppieren. Aehnlich ist die Anordnung in dem Bilde, welches Hiob, sein Weib und seine Freunde darstellt. Eine solche Composition, wie sie doch durch die Natur der dreieckigen Gewölbkappe gewissermassen bedingt war, konnte aber bei der Verschiedenartigkeit der Gegenstände unmöglich überall durchgeführt werden und wäre auch, in den noch übrigen neunzehn unter sich gleichen Feldern gleichmässig beibehalten, allzu gezwungen und allzu langweilig geworden. Daher sehen wir denn in manchen Bildern (z. B. in jenen räthselhaften zweier Kappen des nordöstlichen Kreuzgewölbes) ein Missverhältniss des Dargestellten zum Raume, in andern aber eine Beeinträchtigung der Darstellung selber durch den letztern, indem z. B. in manchen Feldern die Stellung der Figuren in den hinabreichenden Spitzen der Gewölbdreiecke auf die fatalste Weise gegen jene der in der Mitte dargestellten Figuren in einem rechten Winkel anläuft. Ueberdies hatten jene Brauweiler Räume, verglichen mit denen in Rheindorf, den Nachtheil, dass sie, alle in gleicher Form und Grösse neben einander liegend, eigentlich einen gleichen Massstab für alle einzelnen Darstellungen bedingten, und, da dem nicht genügt werden konnte, ein Missverhältniss grösster und sehr kleiner Figuren zeigen.

Die all dem gegenüberstehenden Vortheile, welche die

Mannichfaltigkeit der Felder in Rheindorf bot, hat der Künstler geschickt benutzt. Betrachten wir das im Einzelnen.

Was zunächst die erwähnte Höhenabtrennung der Bilder, die Entfernung derselben vom Boden angeht, so hatte diese wohl hauptsächlich den äussern Zweck, sie vor Beschädigungen zu sichern; gewiss aber lag ihr auch die Absicht zu Grunde, die dargestellten Gegenstände der Verehrung über die unten verweilenden Andächtigen herauszuheben. Mit dieser Eintheilung der Wandfläche steht nun die übrige Anordnung im genauesten Zusammenhange. So wurden z. B. auf den zwischen und neben den kleinen Nischen vortretenden schmalen Mauerstücken (m. vergl. den Grundriss, Blatt 5, 1 u. den Querdurchschnitt, Blatt 6, 1 meines Heftes) durch das rund herumlaufende Band kleine Räume abgeschnitten, welche sich zu abgesonderten Darstellungen wenig eigneten. Diese hat der Maler für die Sitze und untern Körpertheile der Evangelisten benutzt, während der Oberkörper derselben in der höher hinauf sich erweiternden Wölbung frei sich entfaltet. — In der westlichen Rundung war entsprechend den räumlichen Verhältnissen die Anordnung eine ganz andre: hier wurden (m. vergl. den Grundriss, Blatt 5, 1), weil der Treppenthüre wegen die beiden Nischen mehr nach der Mitte hin gelegt werden mussten, die Räume zwischen den Nischen zu schmal, als dass sie mit der grossen Fläche der Halbkuppelwölbung wie dort im Osten hätten in Verbindung gesetzt werden können, die entsprechenden Räume neben den Nischen aber gewannen so an Ausdehnung, dass sie zu einzelnen abgesonderten Darstellungen verwandt werden konnten. Dadurch erscheint denn hier der zweite Abtheilungsstreifen vollkommen berechtigt, über welchem sich oben in der Halbkuppel die figurenreiche Composition entfaltet, während unter demselben südlich eine zweite Figu-

rengruppe, nördlich aber über jener Treppenthüre der Engel mit dem Schwerte dargestellt ist.

Die Nischen wurden in passender Weise für statuarische Figuren, die Kappen der Kreuzgewölbe aber für andre kleinere Bilder benutzt.

Ausser diesem mehr materiellen Verhältnisse der einzelnen Darstellungen zu den betreffenden Räumen scheint aber auch noch eine mehr innerliche und geistige, gewissermassen symbolische Beziehung zwischen den Bildern und ihrer Stellung obzuwalten. Zwar genügt das bisher Erkennbare nicht, um daraus schon den geistigen Zusammenhang des ganzen Gemäldeschmuckes nachzuweisen — ein Punkt, den in Bezug auf die Ramersdorfer Malereien *Schnaase* so ausgezeichnet behandelt hat —, Einzelnes aber kann ich auch jetzt schon andeuten. Das grosse Bild der westlichen Halbkuppel, die Austreibung der Verkäufer und Geldwechsler aus dem Tempel, hat wohl nicht zufällig seine Stelle über dem (ehemaligen) Eingange, sondern enthält klar ausgesprochen die dieser Stellung verwandte Mahnung: Trittst du hier ein, so banne aus Deiner Seele, aus Deinem geistigen Tempel die Krämergedanken, die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens! Deutlicher noch ist diese symbolische Beziehung in dem Engel mit dem Schwerte: Der Wächter des Paradieses steht schirmend und drohend über der Pforte, die zur Stätte derjenigen hinaufführt, welche ihr Leben ausschliesslich dem Dienste des Herrn, der religiösen Uebung widmen. —

Sehen wir somit die malerische Ausschmückung den Formen, der Composition und dem Gedanken nach in genauer Uebereinstimmung, in inniger Verbindung mit den betreffenden Theilen des Bauwerkes, so fragt es sich nun noch, wie weit diese Harmonie auch in der Anordnung der Farbe bewahrt worden ist.

Leider vermag uns, worauf ich nicht genug hinweisen

kann, die blosse Anschauung des gegenwärtigen Zustandes hierüber gar kein Urtheil zu geben. Ich habe aber, wie ich vorhin erwähnte, Nachbildungen von Einzelnem, besonders von den Ornamenten der Gurtbogen, angefertigt. Ehe noch alle neben einander stehenden Farben auf das Papier gebracht waren, thaten das grelle Blau, Grün, Gelb geradezu dem Auge weh — die Farben prügelten sich. Ueberraschend aber war, als ich nun erst ein Stück ganz vollendet hatte, die Gesammtwirkung all dieser grellen Stoffe, der Reichthum der Formen und Farben und bei all dem lebendigsten Wechsel und all der Stärke des Gegensatzes die ruhige, wohlthuende Harmonie.

Was sich auf diese Weise beim einzelnen Theile herausstellt, dürfen wir mit vollkommener Sicherheit auch in Bezug auf die Wirkung des Ganzen annehmen: bunt und unruhig erscheint das Farbige zumeist durch den Gegensatz des Farblosen, während eine in allen Theilen consequent durchgeführte Bemalung wieder ruhig und harmonisch wird [1]. Zweifelhaft könnte nur noch sein, ob nicht etwa jene überwiegende Kraft der Farbe die Klarheit der architektonischen Formen selber beeinträchtigt habe. Diese Klarheit wurde aber durch eine hier noch zu besprechende Anordnung im vollsten Masse erhalten. So wie die reichen mittlern Verzierungen der Gurtbogen von breiten mit den Kanten der Bogen parallelen Farbenstreifen umschlossen waren, wurden auch alle Mauer- und Gewölbflächen von ähnlichen Bändern

---

1) Für beides liefert Beweise das von *Goury* und *Owen Jones* über die Alhambra herausgegebene Prachtwerk (Farbendruck — London 1842). Selbst die sinnverwirrenden Formen der Stalaktitengewölbe erhalten, ganz von den prächtigsten Farben bedeckt, eine wohlthuende Harmonie, und der Gesammteindruck beleidigt das Auge nur durch das auf den senkrechten Flächen zuweilen vorkommende Weiss — das Letztere vielleicht auch dort früher mit einer gegenwärtig verschwundenenen Farbe gedeckt.

umfasst und dadurch von den an sie angrenzenden Feldern scharf geschieden. Vermittelst dieser Bandstreifen nun, welche z. B. auf den Gräten der Kreuzgewölbe ganz die Stelle der im spätern Stile dort körperlich vortretenden Rippen und Profilierungen vertraten, diente die Farbe, statt die Klarheit der Formen zu beeinträchtigen, erst recht eigentlich zur Hervorhebung derselben.

Verhältniss der Architektur zur Entwicklung der Malerei.

Während nun, wie wir aus dem Gesagten schliessen dürfen, die massenhaften, etwas starren und kahlen Formen des Rundbogenstiles, ohne doch an der Grossheit ihrer Gesammtwirkung etwas einzubüssen, durch die Bemalung ein reiches frisches Leben erhielten, und somit die Bedeutung der letztern wenigstens für den Eindruck jener eine sehr grosse und wichtige war, musste gleichzeitig der rückwirkende Einfluss, welchen jenes Verhältniss auf die Entwicklung der Malerei übte, ein sehr starker sein. Die durch den Charakter der architektonischen Formen bedingte ausgedehnte Anwendung der letztern musste zunächst die Ausbildung einer sichern und gewandten Technik begründen. Auch auf die Gestaltung der Gemälde selber, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, mussten die Formen des Baustiles bedeutend einwirken. Die grossen Flächen führten an und für sich schon im Gegensatze zur Darstellung einzelner Figuren auf grössere Compositionen hin. Die enge räumliche Beziehung der einzelnen Felder zu einander weckte nothwendig das Streben nach einer innigen Gedankenverbindung der verschiedenen ihnen zugetheilten Darstellungen. Für die Gestaltung des Einzelnen aber wurde ein andrer Umstand von besondrer Bedeutung: Da die Bilder, zumal auf den Gewölben, in bedeutender Entfernung angeschaut wurden, musste, um dem Auge des Beschauers dennoch die Beziehungen deutlich zu machen, der Ausdruck bedeutend ver-

schärft werden. Der Gesichtsausdruck allein konnte dabei in keiner Weise ausreichen; er hatte sogar verhältnissmässig eine untergeordnete Bedeutung: nur der Ausdruck der ganzen Figur, die dramatische Lebendigkeit der Körperbewegung konnte die beabsichtigte Wirkung hervorbringen: möglichst natürliche, verständliche, möglichst starke Bezeichnung der letztern also die Hauptsache.

Was wir in solcher Weise schon a priori folgern konnten, bestätigen denn auch die erwähnten erhaltenen Monumente vollkommen. Sie bekunden zunächst deutlich, dass sie Resultate einer umfassenden und ausgedehnten Kunstübung sind: in den Umrisszeichnungen der Rheindorfer wie der Brauweiler Malereien überrascht uns eine merkwürdige Keckheit, eine fast etwas handwerksmässige Sicherheit der Linienführung. Wie bedeutenden Einfluss ferner die räumlichen Verhältnisse auf ihre Anordnung und Composition im Ganzen wie im Einzelnen üben, ist schon früher angedeutet worden. Was aber endlich die Durchführung im Einzelnen angeht, so ist zwar jenes hauptsächlich bedingende Verhältniss, die Entfernung der Bilder vom Auge des Beschauers, zufällig bei diesen beiden erhaltenen Monumenten nur in geringerem Masse vorhanden — beide, die untere Rheindorfer Kirche und der Kapitelsaal, sind niedrig — und wir sehen demgemäss wenigstens in einigen Resten, welche die erstere zeigt, eine grössere Durcharbeitung auch des Einzelnen angestrebt: aber der theilweise durch jenes Verhältniss einmal hervorgerufene Stil macht sich dennoch in ganzem Masse geltend: eine gewisse Grossheit der Formen, zumal aber ein starker, nicht selten bizarrer Ausdruck lebendiger Bewegung. Die in den hier beigefügten Umrissen mitgetheilten Darstellungen gehören zufällig zu denjenigen, in welchen das Letztere viel weniger hervortritt als in den meisten andern: trotzdem wird man z. B. in dem aus der Tempelpforte hervorstürzenden Geldwechsler eine Begründung jenes Ausspruches nicht verkennen.

Was im Uebrigen den Stil jener beiden Werke angeht, so zeichnen sie sich durch eine in Vergleich mit den Ansichten, welche über die Kunststufe jener Zeit die am meisten verbreiteten sind, bemerkenswerthe Richtigkeit, Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung aus, welche um so mehr Anerkennung verdient, weil wir in ihnen grossräumige Werke vor uns haben. In wiefern ein klarbewusstes Streben nach diesem Vorzuge schon durch die Technik bekundet wird, erkannten wir früher schon in den verschiedenen Correcturen, zumal aber bei einzelnen Resten in dem Fertigzeichnen der Gewand- und Körpertheile auch an denjenigen Stellen, wo sie einmal verdeckt sind.

In einzelnen Theilen ist die naturalistische Auffassung geradezu überraschend. So z. B. in den beiden auf dem Boden hockenden Taubenhändlern (Gemälde der westl. Halbkuppel). Noch mehr in dem Bilde des Ritters, Tafel IV. A. Im entschiedensten Gegensatze zu der mumienhaften Würde, zu dem typischen Formenschnitte ächt byzantinischer Figuren, nicht weniger aber auch im Gegensatze zu der Auffassungsweise der nachfolgenden Zeit, zumal des 14. Jahrhunderts, zeigt diese Gestalt — sie ist offenbar Porträtfigur — eine gewisse, ich möchte fast sagen moderne Nonchalance: mit dem rechten Arme stützt sie sich auf die Lehne eines Sessels, freigeneigt folgt der Oberkörper dieser Bewegung, indess die linke Hand bequem auf der vortretenden Hüfte ruht.

Aber auch im Einzelnen der Darstellungen finden wir zum Theil eine unerwartete Ausbildung. So zeigen z. B. auf dem mitgetheilten grossen Rheindorfer Bilde die Köpfe (mit Ausnahme des Christuskopfes, in welchem, vielleicht nicht ohne Absicht, noch etwas Typisches und Starres bewahrt ist), fast alle eine stark hervorgehobene Individualität, mehre sogar einen klar ausgesprochenen momentanen Ausdruck: unverkennbar ist z. B. wenn man bei gutem Lichte im Bilde genau zusieht, die Angst in dem Gesichte des

herausstürzenden Geldwechslers, der Zorn und Unmuth in dem Kopfe des hinter demselben stehenden Juden u. s. w.

Besser noch als die bis jetzt aufgedeckten Rheindorfer Malereien sind einzelne Gestalten in den Bildern des Brauweiler Kapitelsaales gelungen: man vergleiche nur die hier auf Tafel VI. und VII. beigefügten Figuren [1]). Lebendigkeit und Kraft der Bewegung zeigen andre der Brauweiler Gemälde in noch weit grösserm Masse; so z. B. das Bild, welches sich in dem Gewölbfelde gerade über der Thüre befindet. Ein Märtyrer wird von Pferden geschleift: Der Eifer in der Gestalt des Henkers, welcher nebenherlaufend mit der Geissel die beiden Thiere antreibt, die Lebendigkeit der Bewegung in den letztern selbst, von denen das eine im Laufen scheu den Kopf nach der Geissel hin umwendet, indess das andre lang gestreckt fortjagt — Alles das ist deutlich und in ziemlich richtiger Zeichnung ausgesprochen.

In jenem theilweise mit sehr glücklichem Erfolge gekrönten Streben nach Lebendigkeit und Kraft dramatischer Bewegung und zugleich nach Natürlichkeit und Wahrheit der Darstellung bilden diese uns

1) Die Gestalt auf Tafel VII. ist einer von den drei Freunden des Hiob. Ueber ihm befinden sich auf derselben Seite der Gewölbkappe die beiden andern Freunde, in der Mitte Hiob, an der andern Seite sein Weib: das Schriftband in der Hand des Letztern enthält die Worte, welche sie zu Hiob redet: Benedic domino et morere! — Von den Brauweiler Bildern werden gegenwärtig für das kölner Museum Durchzeichnungen angefertigt, von deren Genauigkeit und Zuverlässigkeit ich mich an Ort und Stelle überzeugte. Nach einer derselben, deren Benutzung zu diesem Zwecke Herr Conservator *Ramboux* mir zu gewähren die Gefälligkeit hatte, ist die mitgetheilte Zeichnung genau in verjüngten Massstab (¼ resp. 1/25 natürl. Grösse) übertragen. Für die Genauigkeit des »Samson« aber kann ich nicht ganz einstehen: Die Zeichnung ist nach der eines Bekannten angefertigt und soll mehr nur eine Anschauung der ganzen Figur geben.

bekannten Gemälde aus der Mitte und der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts einen entschiedenen Gegensatz zu dem Stile der nachfolgenden Periode, und in diesen einzelnen Beziehungen fällt ein Vergleich mit trefflichen Werken einer zweihundert fünfzig Jahre spätern Zeit keineswegs zu Gunsten der letztern aus. Um nur gleich ein glänzendstes zu nennen: man stelle etwa die besprochenen Darstellungen einmal in Bezug auf die erwähnten Punkte mit dem Dombilde zusammen, und bedenke dann noch gar, dass in jenen die Gestalten zum Theil lebensgross, auf diesem hingegen verhältnissmässig klein sind. Wundern mag man sich wohl, dass in einer Zeit, welche in allen andern Beziehungen die Künste zu einer hohen Blüthe förderte, wenigstens nach jenen Seiten hin die malerische Darstellung eher Rückschritte gemacht, als sich zu einer höhern Vollkommenheit entwickelt hat.

Es ist in neuester Zeit ausgesprochen worden, dass der gewaltige Umschwung, welchen im Laufe des 13. Jahrhunderts die Entwickelung der Kunst erfuhr, nicht sowol eine organische Entwicklung, als vielmehr eine gewaltsame Revolution gewesen. Zunächst bezog sich dies Wort auf die Architektur. Dass es aber nicht etwa von den architektonischen Formen gelten kann, liegt klar zu Tage: in ihnen lässt sich, wenn auch in einzelnen Gebieten der Spitzbogenstil gleich in glänzendsten Werken als fertig aufzutreten scheint, doch im Ganzen der kunstgeschichtlichen Entwicklung vom reinsten Rundbogenbau bis zur vollendeten Blüthe des Spitzbogenstiles jene Umwandlung durch alle Mittelglieder hindurch als eine organisch und consequent fortschreitende ziemlich ausreichend nachweisen. Der Geist aber, welcher sich in jenen Formen ausspricht, hatte schon vorher eine Umwandlung erfahren, so durchgreifend und gewaltig, dass wir sie fast eine Revolution nennen dürfen. Eben in dieser veränderten Geistesrichtung haben wir denn auch gewiss zu-

nächst und am meisten den Grund und die Erklärung jenes entschiedenen Gegensatzes zu erblicken, welcher uns in der Malerei beider Perioden auffällt.

Entsprach jene Malerei der sogenannten romanischen Zeit ziemlich genau dem gleichzeitigen Baustile, indem eben beide in den grössern Formen meist eine derbe, kräftige, gesunde Natürlichkeit zur Schau tragen, beide auf das Grosse der Gesammtwirkung ausgehen und sich weniger auf feine Durcharbeitung einzelner Theile einlassen, so erkennen wir eine solche Verwandtschaft in gewissem Sinne auch in jener spätern Kunstepoche. Wir sehen in beiden Künsten einen grossen Fleiss, eine liebevolle Sorgfalt auf die Durchbildung des Einzelnen verwandt, und zwar nicht selten, wie in der Malerei so auch in der Architektur, auf Kosten der Klarheit und Anschaulichkeit des Ganzen, wir erkennen endlich, was für uns hier am wichtigsten ist, in Beiden denselben dem Irdischen, Stofflichen entfremdeten Geist.

Aber gerade in der Weise, in welcher dies Letztere sich offenbart, zeigen beide Künste auch eine innerste Grundverschiedenheit ihres Wesens. Musste die Baukunst, um sich, so weit es anging, über die Materie, das Irdische zu erheben, aufs allertiefste und feinste gerade die Fordrungen der Materie, die Bedingungen des statischen Gleichgewichtes und die Eigenschaften des Stoffes zu erforschen und ihnen zu entsprechen streben, konnte sie die Materie nur in einer allmählichen und organischen Entwicklung innerhalb der eigenen Gesetze derselben und durch diese bewältigen und vergeistigen, so mochte dem gegenüber in der freiern, willkürlichern Kunst des Malers rasch und ungehindert jener Spiritualismus schrankenlos sich entfalten.

Steinwölbungen, wie sehr sie auch immer die irdische Schwere zu verläugnen streben mochten, mussten doch, um zu stehen, tragende Säulen und Pfeiler unter sich, mussten Streben zur Seite haben: so ein heiliger Dreikönig

aber fiel auf der Tafel nicht um, wenn er auch gar so verschrobene Spinnenbeine hatte,

So geschah es denn, dass bald eine ich möchte sagen bewusste Sorglosigkeit, eine Missachtung und fast absichtliche Vernachlässigung der Körperformen zu Gunsten des geistigen Ausdrucks sich geltend machte, welcher letztere dann fast ausschliesslich im Gesichte sich aussprach.

Einen scheinbaren Gegensatz zu dieser Missachtung des Irdischen, Natürlichen, wie sie sich in der Behandlung der Menschengestalt kund gibt, bildet die gleichzeitig unleugbar fortschreitende Annäherung an Naturwahrheit, welche uns im Blattwerk der architektonischen Ornamente hervortritt. Man vergleiche nur etwa einmal die Consolen, welche an den Pfeilern des Kölner Domchores die Heiligenstatuen tragen — obwol diese noch lange nicht die Spitze jener Richtung bezeichnen — mit der ganzen Reihe der Rheindorfer Galleriekapitelle: dort theilweise eine überraschende Wahrheit, eine individuelle Bezeichnung des Blattwerkes, hier durchweg Formen, deren keine einzige wirklich in der Natur da ist. Nicht einem Mangel der Darstellungskraft haben wir das zuzuschreiben: wir sehen ganz dasselbe vereint mit der geschicktesten Führung des Meissels auch noch dort, wo, wie z. B. an den Portalen der Kirchen von Andernach (dem südlichen) und Laach, in der Darstellung der dem Ornamente eingeflochtenen Thiere sich eine treffliche Beherrschung der Form kundgibt. Das Blatt soll in jenen frühern architektonischen Verzierungen kein wirkliches Blatt sein, es ist vielmehr gewissermassen nur eine spielende Umdeutung ändrer freigeschwungener Ornamentlinien. Ganz dasselbe spricht sich in den aufgemalten Verzierungen aus. Auch hier nur ein gewisser symbolischer Blattschmuck: Das Blatt gibt sich nicht als natürliches, nicht in der Form — sie ist ungefähr dieselbe, welche beim ausgemeisselten Ornamente vorkommt — eben

so wenig aber in der Farbe: neben dem wirklichen Grün, das indess auch kein Pflanzengrün ist, finden wir eben so oft reines Blau, reines Roth. Ist es dort die Freude an der schönen Linie, so ist es hier die Freude an der frischen, schönen Farbe selber, die sich wie einst bei der Anmalung antiker Sculpturen ohne weitere Rücksicht auf die Natur geltend macht[1]). Wie bei der Antike? Sans comparaison: es ist doch einiger Unterschied zwischen dem bunten Farbenspiel eines als blosse Arabeskenlinie auftretenden Blattwerks und zinnoberbestrichenen Menschengesichtern, blau oder gelb und grün bepinselten Pferden — doch das nur beiläufig.

Jene mehr nur symbolische Bezeichnung des ornamentalen Blattwerkes wird also, wie gesagt, später von einer andern Weise verdrängt, welche sich eng an die wirklichen und natürlichen Formen anschliesst, und zwar zur selben Zeit, in welcher die Malerei in der Darstellung der Menschengestalt vom Wirklichen, Natürlichen entschieden sich abwendet. Weit entfernt aber, mit einander im Widerspruche zu stehn, möchte vielmehr das Eine wie das Andre aufs engste mit dem vorherrschenden Gemüthsleben zusammenhängen: gerade das liebevolle Eingehen auf die Formen der Pflanzenwelt scheint mir recht sehr dem Letztern zu entsprechen.

Müssen wir nun aber neben einem solchen entferntern geistigen Grunde der in Rede stehenden Erscheinung in weit grösserm Masse die Einwirkung der architektonischen Gesammtformen auf den Charakter des Ornamentes in An-

1) Auch in den aufgemalten Ornamenten zeigt sich später jene Annäherung an Naturwahrheit: so in Ramersdorf in zwei Blätterkränzen, von welchen der eine die Seitenwand einer kleinen Nische, der andere die Laibung eines Fensters schmückte, und in den Blättern, welche auf einige im Stein völlig schmucklose Kapitelle und Consolen aufgemalt waren.

schlag bringen, so hat doch auch jene Umwandlung des Stiles der Malerei, die wir vorhin nur auf die veränderte Geistesrichtung zurückführten, bis zu einem gewissen Grade ihren Grund in dieser durchgreifenden Umwandlung der architektonischen Formen.

Wir erkannten früher, wie sehr der Rundbogenstil geeignet war, eine bedeutende Blüthe der Malerei hervorzurufen und zu fördern. Der Spitzbogenstil trat gleich bei seinem Aufblühen in ein ähnliches Verhältniss zur Sculptur, daher wir diese alsbald in trefflichster Entwicklung erblicken [1]).

Es ist aber nicht schwer, einzusehn, dass jenes Verhältniss der Architektur zur Malerei gleichzeitig im Allgemeinen sich auflösen, in einzelnen Beziehungen aber, in welchen es noch blieb, fast in entgegengesetzter Weise einwirken musste. Betrachten wir etwa den Kölner Dom. Die Gewölbe sind so hoch und verhältnissmässig so klein, dass von Gemälden auf denselben kaum mehr die Rede sein kann; Wände sind fast gar keine da: die dreieckigen Felder, welche im Mittelschiffe über den Bogen noch übrig blieben, gestatteten nur die Darstellung einzelner Figuren, und die neu hinzutretenden Räume an den Brüstungsmauern des Chores waren ihrem Wesen nach und im Verhältnisse zu den Dimensionen des ganzen Baues weit mehr tafelartig, als eigentliche Wandfelder. Diejenigen Theile aber, welche nun für die malerische Darstellung am Bauwerke selbst die wichtigsten wurden, die gewaltigen Glasfenster, veranlassten, abgesehen auch von den Schwierigkei-

1) Gerade aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch zumeist der so sehr verschiedene Grad der Ausbildung, in welchem wir Malerei und Sculptur schon zu Ende des 13., zumal aber zu Anfang des 14. Jahrhunderts sehen, während um die Mitte des 12. Jahrhunderts noch gerade umgekehrt die Malerei auf der höhern Stufe zu stehen scheint.

ten und bestimmten Grenzen, welche hier die Technik allein schon dem Künstler entgegenstellte, mit Nothwendigkeit durch ihre räumlichen Formen und Verhältnisse eine mehr statuarische Fassung des Dargestellten.

Die Wandmalerei also hörte, so darf man wol sagen, auf; nicht plötzlich und mit Einem Male — es blieben ja gewiss noch Bauwerke der vorhergehenden Periode mit malerischem Schmucke zu zieren, andre schadhaft gewordene Bemalungen zu erneuern: ich erinnere nur an Ramersdorf, auch einzelne Werke des neuen Stiles gewährten ihr noch günstige Räume; — aber die ausgedehnte Anwendung, welche sie in der frühern Zeit gefunden, war vorüber, mit ihr jener eigenthümliche Charakter der Wandmalerei.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich zur Zeit, da sich die ganze Begeisterung und künstlerische Thätigkeit dem neu aufblühenden Baustile zuwandte, zumal am Schlusse des 13. Jahrhunderts, überhaupt ein gewisses Stocken des frühern regen Kunstbetriebes in der Malerei vermuthe. In Italien, wo der neue Stil wenig Interesse fand, erblühte gleichzeitig rascher die Malerei, in der dies Land doch noch kurz vorher hinter Deutschland zurückgestanden hatte. Auch in Deutschland blühte sie dann wieder auf, aber entsprechend der veränderten Geistesrichtung der Zeit, die sich nun auch eine andre, mehr ihr gemässe Weise der Darstellung wählte, nicht wieder als Wandmalerei, sondern als Tafelmalerei.

Im Gegensatze zu dem, was früher die weiten dem Auge entfernten Flächen theils bedingt, theils wenigstens gefördert hatten, machte in ihr meist statt der derben kräftigen Umrisse eine feine, weiche Ausführung der Farbe, statt des heftigen leidenschaftlichen Ausdruckes der ganzen Gestalten ein innigerer, geistigerer des Gesichtes, statt der lebendigen, dramatisch bewegten Composition eine ruhige

Zusammenstellung fast nur durch Gemüthsbeziehungen verbundener Gestalten sich geltend.

Noch ein Punkt bleibt uns hier zu erwähnen: die spätere Entwicklung der ornamentalen Bemalung. Hervorgegangen aus dem Bestreben, den Mangel plastisch vortretender Ornamentierung möglichst zu verdecken, musste sie ihre Bedeutung in eben dem Maasse verlieren, in welchem eine solche aus den Formen des neuen Stiles organisch sich entwickelte. Aufgegeben indess wurde sie darum noch nicht — war doch der Sinn jener Zeit so sehr mit dem Farbigen befreundet, dass sogar ihre bedeutendsten Sculpturwerke, manche ihrer schönsten Heiligenstatuen, ganz und gar wie Wachsfiguren von oben bis unten bemalt erscheinen — aber die Farbe erhielt eine andre Bedeutung, sie stellte nicht mehr selbst zugleich die Formen dar, sondern schloss sich, untergeordnet, den plastisch vorhandenen Formen an: auf der Höhe germanischer Kunst, wie einst in der hellenischen, dient die Bemalung nicht mehr zum Ersatz eines fehlenden, sondern zur lebhafteren Hervorhebung eines organisch aus den architektonischen Grundformen hervorgebildeten Detailschmuckes.

Düsseldorf, im März 1847.

Andreas Simons.

8. Beiträge zur chronologischen Bestimmung der ältern Gebäude Cölns bis zum XI. Jahrhundert.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Geschichte der Baukunst in Deutschland, wenigstens in der Mehrzahl der Schriften, welche hierüber veröffentlicht wurden, bisher noch an der grössten Verwirrniss leidet, indem selbst bei einigen der namhaftesten Gebäude die Angaben über ihre Erbauungszeit um viele Jahrhunderte von einander abweichen. Namentlich gilt dieses von den romanischen Kirchen des Niederrheins, und hier wieder besonders von denen der Stadt Cöln, welcher nicht nur des weltberühmten Domes, sondern auch ihrer übrigen Kirchen wegen, in dieser Beziehung wohl unzweifelhaft der erste Rang unter allen Städten Deutschlands gebührt. Die Bestimmung der Reihenfolge der ältern Gebäude Cölns ist deshalb für die gesammte Baugeschichte Deutschlands von höchster Wichtigkeit, und es sei deshalb erlaubt, im Folgenden einige Beiträge hierzu zu geben.

Den Vorzug, dass die mittelalterliche Architektur hier unmittelbar auf der römischen fusst, dürfte in Deutschland nur noch Trier mit ihr theilen; in anderen Städten werden die Beweise in noch vorhandenen Monumenten fehlen; nicht als ob römische Monumente anderer Art überhaupt mangelten, während doch die Rhein- und Donauländer zahlreiche Beweise vom Gegentheil liefern: aber der unmittelbare Einfluss römischer Kunst auf die römisch-christliche fehlt anderwärts entweder ganz oder besteht doch nur in sehr unbedeutenden Beispielen.

Was die römischen Monumente betrifft, so kann Cöln

allerdings mit den mächtigen Resten der Herrlichkeit der einstmaligen Residenz der Kaiser in jener Hauptstadt des Nordens nicht annähernd den Wettstreit erheben; denn was bedeuten ein grosses Stadtthor (die seit 1825 abgebrochene Pfaffenpforte, deren erhaltene Bogensteine noch immer im Wallrafianum einer neuen Aufrichtung vergeblich entgegenharren) und zwei Mauerthürme nebst einigen andern Resten der alten Stadtmauer, gegen die riesenhaften Trümmer der alten Treviris, welche ihres Gleichen diesseit der Alpen nirgend finden, jenseit derselben aber erst innerhalb der Mauer der ewigen Roma.

Auch einen in seinen wesentlichen Theilen noch erhaltenen altchristlichen Bau, d. h. einen solchen, der noch mit völlig römischer Technik ausgeführt wurde, finden wir in Cöln nicht mehr, wie Trier sich eines solchen in den ältern Theilen seines Domes mit Recht rühmt; doch ist hier der Ort nicht um die Frage näher zu erörtern, ob der ältere, in Form eines griechischen Kreuzes erbaute Theil dieses Domes noch wirklich den Zeiten der Römerherrschaft angehört, oder ob er etwa, laut dem Zeugnisse des Venantius Fortunatus (III. poem. 9), vom Bischofe Nicetius im VI. Jahrhunderte erneuert wurde.

Die hohe Bedeutsamkeit, welcher Cöln zu jener Zeit sich bereits erfreute, als das Christenthum im römischen Reiche zur Herrschaft gelangte, lässt jedoch von vorne herein erwarten, dass die Hauptstadt der Germania secunda, welche sich eben dieses Vorzugs wegen später eines mächtigen Metropolitansitzes erfreute, nicht ohne kirchliche Gebäude verblieben sein werde; dass diese aber nicht ohne Glanz gewesen sind, ergibt die Nachricht wenn auch nicht ganz gleichzeitiger, doch solcher Schriftsteller, welche in den ersten Zeiten der fränkischen Herrschaft lebten, wo römische Sitte und römische Kunst noch fast ausschliesslich in den ehemals römischen Municipien herrschten. So

rühmt im VI. Jahrhundert der schon genannte Venantius in einem Lobgedichte auf den Bischof von Cöln, Caraeternus (Carentinus oder Charentornus): „*Aurea templa novas specioso fulta decore*,“ was dann durch Gregor v. Tours (de glor. martyrum I. 62) an einer der berühmtesten Cölner Kirchen, der des heil. Gereon, dahin näher bestimmt wird: *Et quia admirabili opere ex musivo quodammodo deaurata resplendet, Sanctos Aureos ipsam basilicam incolae vocitare voluerunt.*

Wir lassen es hier dahingestellt sein, ob jene Kirchen im Wesentlichen noch der Zeit der ersten Einführung des Christenthums im IV. Jahrhundert angehörten, oder ob jene von Alters her des ersten Ranges nächst der Domkirche sich rühmende Kirche des Lokal-Märtyrers S. Gereon zu jenen gehörte, welche der Zeitgenosse des Venantius Fortunatus gleich dem von ihm gleichfalls gepriesenen Bischofe von Trier in gewiss umfangreicher Weise nach den Verheerungen erneuert hatte, welche den Sturz des römischen Reiches und die Begründung einer neuen Ordnung der Dinge durch die Franken nothwendig begleiteten. Sicherlich war der an dieser Kirche gerühmte Schmuck der Mosaiken mit vorherrschendem Goldgrunde, wie ihn jener Beiname fordert, beiden Perioden angemessen und würde, wenn dem VI. Jahrhundert angehörig, nur beweisen, dass diese spätere Periode genau den ältern Vorbildern sich angeschlossen hätte.

Die unter den übrigen Cölner Kirchen so auffällige Kuppelform des Schiffes von S. Gereon, welches an die Stelle der ältern Kirche im XII. Jahrhundert erbaut wurde, erneuert nur in der der damals üblichen Bauweise die ältere Grundform der Kirche, welche laut eines weiter unten anzuführenden Beweises noch im XI. Jahrhundert allein in einem Rundbau bestand. Solche von der sonst herrschenden Basilikenform abweichende kirchliche Anlagen können,

wenn sie sich namentlich bei einigermassen bedeutenden Gebäuden vorfinden, meistens auf einen sehr alten Ursprung zurückgeführt werden, in eine Zeit, wo, wie eben in der altchristlichen, noch nicht ein durchgehender Typus sich ausgebildet hatte, der, wie in der lateinischen Kirche die Basilikenform, in der byzantinischen der Centralbau mit der Kuppel, fast allein herrschend blieb. In der ersten Zeit der Ausbreitung des Christenthums bemächtigte man sich der mannichfaltigsten Grundformen, welche die spätrömische Kunst reichlich hervorgebracht hatte, und wendete sie in mannichfachster Weise in den verschiedenen Gegenden an, wo sie bereits Wurzel geschlagen hatten, bis sie endlich durch jene beiden Hauptkirchenformen fast durchgehend verdrängt wurden [1]).

Jene Rundform von S. Gereon aber deutet nun darauf hin, dass sie einheimischen Ursprungs sei, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch diese ältere Kirche von Kapellen, welche vielleicht nischenartig in der Mauerdicke angebracht waren, in ähnlicher Weise umgeben war, wie noch der gegenwärtige Kuppelbau dieselbe Anlage zeigt; auch die in ihrem untern Theile wahrscheinlich noch aus der Zeit des heil. Bonifacius herrührende achteckige Kapelle auf dem Marienberge bei Würzburg zeigt ganz ähnliche halbkreisförmige Nischen, welche auffällig an römische Thermenanlagen erinnern. Dass jener mit Mosaiken auf Goldgrund geschmückte Kuppelbau von S. Gereon auch noch durch den Schmuck von Säulen, zum Theil von seltener Schönheit, ausgezeichnet war, ersehen wir zum Theil aus urkundlichen Zeugnissen, zum Theil sind sogar noch Reste davon vorhanden; ungewiss aber muss es bleiben, ob sie im Innern oder am Aeussern der Kirche

---

1) S. des Verfassers Werk über Ravenna, wo S. 29 seq. dieser Gegenstand weiter ausgeführt ist.

angebracht waren, ob sie etwa die mittlere Kuppel stützten, oder ob sie einen mit der Kirche verbundenen Portikus schmückten. Der Untergang des ursprünglichen Gebäudes lässt solche Detailfragen unerörtert. Nur berichtet uns noch Gregor von Tours, dass in der Mitte der Kuppel sich ein Brunnen befand, in welchen die Körper der Märtyrer geworfen waren[1]).

Von den übrigen altchristlichen Gebäuden Cölns fehlen uns alle nähern Nachrichten. Wollen wir uns also von den damals herrschenden Bauformen unterrichten, so müssen wir dasjenige näher ins Auge fassen, was sich von ältern Monumenten Cölns überhaupt erhalten hat.

Da sind es denn nun vorzugsweise einige Reste der ehemaligen Stadtbefestigung, welche eine nähere Betrachtung verdienen. Das schon oben genannte Thor in der nördlichen Stadtmauer, bis 1825 an ursprünglicher Stelle westlich von der Hauptfronte des Domes gegen S. Andreas hin unter dem Namen Pfaffenpforte wohl erhalten, dann aber ohne alle Rücksicht auf sein Alterthum und ohne allen äussern Grund vandalisch abgebrochen, zeigte einen mit einfacher Archivolte umgebenen Rundbogen über Pfeilern mit oben so einfachen Kämpfern, alles in guter, römischer Weise, aber auch ohne irgend hervortretende besondere Eigenthümlichkeit, wenn man nicht etwa eine gewisse Magerkeit der Profile dafür nehmen will. Auch lässt sich eine besondere Tradition hiervon in spätern Monumenten nicht gerade nachweisen.

Anders ist es mit einem der noch vorhandenen Mauerthürme, der die Nordwestecke der alten Stadtmauer (der einzigen vorhandenen bis zum XII. und XIII. Jahrhundert

---

1) Greg. Tur de glor. mart. 62. Vergl. des Verf. Ravenna S. 41. Die Beweisstellen für S. Gereon sind gesammelt bei Boisserée, Denkm. der Bauk. am Niederrhein. II. Aufl. S. 23 seq.

hin) flankiert, und der von dem später angelegten Nonnenkloster den Beinamen des S. Clarenthurmes erhielt. Zwar hat man auch vor etwa 12 Jahren einen andern Rundbau auf den alten Mauerstumpf aufgesetzt, der ihm nicht gerade zur Zierde gereicht und ihn neuerlich so eng zwischen andern Façaden eingeklemmt, dass man sich seiner nicht mehr als einer malerischen Zierde erfreuen kann wie zu jener Zeit, wo er nur den äussersten Vorsprung der Terrassen-Mauer des ehemaligen Klostergartens bildete, doch ist er noch immer in seinen wesentlichen Theilen vorhanden. Hier zeigt sich nun die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, dass das aus nicht grossen quadratischen Steinen erbaute Mauerwerk durch breite Streifen von ganz andrer Bauweise durchzogen wird, welche wieder in verschiedenartige kleinere Streifen getheilt sind, die, in verschiedenfarbigen weissen oder schwarzen Basaltsteinen gehalten, gegen die grössere Mauermasse durch ihre besondere Farbe und Structur abstechen. Zum Theil zeigen sie aber auch ein rautenförmiges Muster in jenen Farben, oder auch zwischen ihnen und über sie hinaustretend einzelne scheinbare Rund- und Flachbögen oder auch Giebelspitzen, alles in jenen wechselnden farbigen Steinen und rothen Ziegeln ausgeführt; ja selbst rohgebildete Tempelfaçaden in wechselnder Steinfarbe sind zur Decoration benutzt worden.

Einen solchen Wechsel verschiedenfarbigen Materials finden wir allerdings schon in den letzten Römerzeiten angewendet, und namentlich ward der Wechsel von einer oder mehrern Ziegelschichten zwischen den an der Aussenseite regelrechten Steinlagen schon aus constructiven Gründen sehr beliebt, um das im Innern nur aus Gusswerk bestehende, im Aeussern aber aus Steinen von nur mässiger Grösse gebildete Mauerwerk besser zu verbinden. Bald aber sollte diese Constructionsweise auch als Schmuck des Aeussern der Gebäude dienen, wie wir es an dem oben beschrie-

benen Thurme erkennen. Aehnlichen Schmuck nun hat man auch an den Mauern und Thürmen anderer römischer Städte in Gallien vorgefunden, doch nirgend in solcher auffälligen Pracht, wie gerade an unserm Thurme und den Resten einiger anderen, welche gleichfalls zu jener alten Befestigung gehören. Wenn nun schon durch Hrn. *v. Caumont* mit möglichster Gründlichkeit nachgewiesen ist[1]), dass keiner der zahlreichen Mauerreste der ehemaligen gallischen Städte älter ist als das Ende des III. oder der Anfang des IV. Jahrhunderts, dass ein grosser Theil derselben erst noch später erbaut wurde (in Tours nachweislich am Ende des IV. Jahrhunderts), um der immer drohenderen Gefahr durch die einbrechenden deutschen Völkerschaften entgegen zu wirken, so ist die Vermuthung französischer Gelehrten, dass die Mauerthürme von Cöln, als bei welchen die Ausschmückung der Mauern eine von der übrigen sehr verschiedene Richtung genommen hat, etwa erst zur Zeit der Merovinger erbaut sein möchten, also etwa in derselben Zeit, in welcher Justinian den Orient nicht nur mit Kirchen, sondern auch die Grenzen seines Reichs mit neuen Festungen erfüllte, nicht so ganz unannehmlich. Unwahrscheinlich erscheint es daher nicht, dass zu derselben Zeit, wo der Bischof seine Kirchen wieder herstellte, auch der König die Mauern der Stadt erneuert haben möchte. Da nun aber kein datierter Rest jener Zeit vorhanden ist, der uns zur Vergleichung der Technik und Kunstweise dienen könnte, so müssen wir uns mit dem Resultate begnügen, dass in der letzten Römer- oder doch in der ersten Merovinger-Zeit eine Bauweise beliebt war, welche sich in der Decoration der Mauern durch verschieden gefärbte Steinlagen und wunderlich gestaltete Muster gefiel.

Dass diese Vorliebe nicht nur in Cöln bestand, sondern auch anderwärts weit verbreitet war, lässt sich, na-

1) Cours d'antiquités monumentales II. S. 344 seq.

mentlich aus Gregor von Tours, leicht nachweisen, gehört jedoch nicht hierher. In Cöln aber, wo wir gerade in dem S. Claren-Thurme ein so ausgezeichnetes und frisches Muster haben, lebte dieselbe, wie sich an mehreren Beispielen durchführen lässt, noch bis in das X. und XI. Jahrhundert ununterbrochen fort, in welchem letzteren auch Trier noch in den vom Erzbischof Poppo erbauten Theilen des Doms eine solche von Ziegeln und Hausteinen wechselnde Bauweise zeigt, welche sich von den ältern römischen oder doch merovingischen kaum unterscheiden lässt.

Der nächstälteste noch vorhandene Bau in Cöln dürfte der Rest einer alten Arkade sein, welche sich von S. Caecilien aus gegen Norden hin erstreckt und, später in ihren Bögen roh vermauert und vielfach verstümmelt, gegenwärtig noch in der Mauer erkannt wird, welche nördlich von jener Kirche den Hof des jenseitigen Krankenhauses gegen Osten abschliesst. Noch erkennt man, wenn auch vielfach zerstört, die Reste von vier etwa 8—10 Fuss breiten Bögen, über halb so breiten Pfeilern. Letztere, wie das Mauerwerk im Ganzen, sind von Bruchsteinen aufgeführt. In der Bogeneinfassung wechselt jedoch stets ein keilförmig zugehauener Stein mit etlichen Ziegeln ab, so dass hierdurch ein absichtlicher Farben- und Formenwechsel entsteht, wie man diese Abwechselung auch anderwärts in den frühern Zeiten des Mittelalters zu demselben Zwecke vorfindet. Erhöht wird dieser Schmuck hier noch dadurch, dass eine flach gelegte Ziegelschicht, jedoch mit der ganzen Mauer bündig, die Bogeneinfassung nochmals im Halbkreise umgibt. Zwischen je zwei Bogeneinfassungen, welche zusammen der Breite des Pfeilers, auf dem sie ruhen, nicht gleich kommen, erhebt sich ein kleiner schmaler, kaum vor die Mauerfläche vortretender Wandpfeiler, gleich dem übrigen Mauerwerk von Bruchsteinen

erbaut, der ohne Base, durch einige Ziegelschichten statt Kapitäler eingedeckt, ein ähnlich gebildetes schwaches Gesims trägt, das über die Bögen hinweg die Arkade nach oben hin abschliesst; doch lässt der zerstörte Zustand des Mauerwerks es ungewiss, ob darüber noch andere Bauformen folgten, oder ob die ganze Anlage hiermit abgeschlossen war. Das Ganze erinnert in seiner Hauptanlage noch an römische Bauformen; die ärmliche Ausführung bei der Prätension, durch den geringen Schmuck der wechselnden Schichten zu glänzen lässt jedoch die Annahme eines wirklich römischen Ursprunges durchaus nicht zu. Wenn nun aber bei einem sogleich zu nennenden sicher datierten Gebäude des X. Jahrhunderts dieser Wechsel von Stein und Ziegeln ebenfalls erscheint, so lässt doch die viel einfachere, der Antike sich annähernde Arkade von S. Caecilien einen älteren Ursprung um so mehr annehmen, als die daselbst angewendeten Ziegel noch die breite und dünne altrömische Form mit breiter Figur zeigen, welches sich bei jenem spätern Bau nicht mehr zeigt.

Es ist bekannt, dass S. Caecilien die ältere bischöfliche Kirche bis zu der Zeit hin war, wo Erzbischof Hildebold seinen Sitz an die Stelle des jetzigen Domes, zu Ende der Regierung Carls des Grossen, verlegte. Wenn nun auch die gegenwärtige Kirche in ihrer Hauptanlage nicht älter als das XII. Jahrhundert sein kann, so sind wir doch nicht abgeneigt in jener Arkade einen Rest der Nebengebäude zu erkennen, welche die ältere Domkirche nach Art anderer alter Kirchenanlagen umgaben, und zwar konnte sie eine ähnliche Vorhalle bilden, wie solche zu beiden Seiten von S. M. in Capitolio gegen Norden und Süden hin noch jetzt sich vorfinden, und es mochte eine zweite an der Südseite gegen S. Peter hin auch bei dem ältern Dome vorhanden sein; jene von S. M. in Capitolio wären dann als Nachahmungen der ältern Anlagen von S. Caecilien zu

betrachten. Sonach würde jede Arkade wenigstens bis ins VIII. Jahrhundert zurückgehen, möglicherweise aber noch älter sein. Zwar soll noch derselbe Erzbischof Hildebold S. Caecilien zum Jungfrauen-Kloster eingerichtet und Wilibert, derselbe, der den neuen Dom beendete und weihte, diese Stiftung vollendet haben, und noch Bruno erbaute die Kirche im X. Jahrhundert nach einem Brande neu; doch erscheint der Stil wenigstens gegen die letztere Zeit als ein entschieden älterer, da wir gerade von einem Bauwerke dieses berühmten Bischofs, der den Glanz der Cölner Kirche recht eigentlich begründete, einen nicht unbedeutenden Theil noch jetzt erhalten sehen.

Die bedeutendste Stiftung Brunos ist jedenfalls die des Benedictiner-Klosters S. Pantaleon i. J. 964[1]). Geweiht wurde die Kirche im Jahre 980[2]). Die jetzige Kirche können wir nun zwar in ihrer Gesammtheit nicht mehr als die ursprüngliche annehmen, halten sie vielmehr für eine Erneuerung aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts; der ursprünglichen Anlage des X. Jahrhunderts schreiben wir jedoch jedenfalls den westlichen Vorbau (mit Ausnahme jedoch des Mittelthurmes) zu, dessen am besten erhaltene Nordseite eine besondere Beachtung verdient. Hier sehen wir eine Anordnung von zwei Geschossen, jedes derselben durch ein einfaches Gesims mit schräger Schmiege abgeschlossen. In jedem Geschosse ist, je an den Ecken und in der Mitte, ein schmaler, wenig hervorstehender Pilaster angeordnet, der mit länglich gezogenen rohkelchartigen Kapitälen bis gegen jedes jener Gesimse hinansteigt, das sich sodann über jedem derselben verkröpft; nur eins dieser

1) Würdtwein nova subsid. IV. Die S. 26 mitgetheilte und auch später von Lacomblet I. 106 nach Gelen. farragg. wieder abgedruckte Urkunde dürfte zwar, wie auch *Waitz* in den Jahrbüchern des deutschen Reichs I. 8. S. 225 annimmt, unächt sein.

2) Gelenius de adm. Col. S. 363.

Kapitäle zeigt die bekannte Würfelform in einfachst ursprünglicher Weise. Diese Pilaster, welche, so wie die Gesimse, von rothem Sandstein gearbeitet sind, treten nicht unmittelbar aus der Tufsteinwand des Mauerwerkes hervor, sondern es schliessen sich ihnen zunächst andere etwas niedrigere Pilaster, gleichfalls von Tufstein, an, welche in den zwei untern, wie in den zwei obern Abtheilungen der Wand jedesmal durch sechs kleine Rundbögen unter dem Gesimse mit einander verbunden werden, die auf kleinen Consolen ruhen, deren Profil gleichfalls wie das entsprechende der obengenannten Tufsteinpfeiler oder Lissenen in einer einfachen Schmiege besteht. Vorzüglich bemerkenswerth ist nun aber die Construction dieser kleinen Bögen, welche wieder aus wechselnden Tufsteinen und Ziegeln gebildet sind, jedesmal umgeben von einer solchen Ziegelschicht; in den Zwickeln oberhalb zweier solcher Bögen ist im untern Geschosse jedesmal noch ein in Form einer Raute übereck gestellter quadratischer Ziegel als Schmuck angeordnet. Auch die im Halbkreis geschlossenen Fenster, in jedem Geschosse zwei, zunächst dem Mittelpfeiler, zeigen denselben Wechsel der Bogeneinfassung von Tufstein und Ziegel nebst Ziegeleinfassung umher.

Erkennen wir hier also das System der wechselnden Stein- und Ziegelschichten, als Ornament wenigstens noch in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts erhalten, so ist doch, ausser den übrigen Formenbildungen, welche hier schon bei weitem augenfälliger den späteren Mittelalterformen entgegen streben, der Unterschied besonders zu beachten, dass die Ziegel dieses Brunonischen Baues nun nicht mehr, wie vorher bei der Arkade von S. Caecilien die alte flache römische Form zeigen, sondern die dickere nordische, welche wir das ganze Mittelalter hindurch in ganzen weiten Ländergebieten Deutschlands und auch anderwärts vorherrschend finden. In Cöln selbst ist dieser

Bau auf lange Zeit hin der jüngste, an welchem wir die Anwendung von Ziegeln vorfinden. Statt dessen tritt nun der Tufstein immer mächtiger hervor, vom Trachit und andern festen Steinen zuerst nur wenig, später aber mehr und mehr an den organischen Theilen der Pfeiler, Lissenen, Gesimse u. s. w. begleitet, bis letztere Materialien völlig die Oberhand gewinnen.

Doch schliessen wir, ehe wir weiter gehen, noch ein anderes Gebäude hier an, das zwar nicht in Cöln selbst, aber doch in der Nähe gelegen ist und offenbar zu dieser Stadt in engster Verbindung steht, das Münster in Bonn. An diesem ausgezeichneten Gebäude erkennt man ohne grosse Schwierigkeit drei verschiedene Bauzeiten, welche jedoch sämmtlich noch dem romanischen Stile angehören. Offenbar am jüngsten sind die vier Abtheilungen des Schiffs, welche den romanischen Stil in der letzten Entwickelung zeigen, welche er in Deutschland nur irgendwo genommen hat, nicht nur mit vollständigster, fast gothischer Ausbildung des Kreuzgewölbebaues im Innern, sondern im Aeussern sogar mit Strebebögen geschmückt, welche wir in Deutschland selbst an gothischen Gebäuden nicht eben häufig vorfinden. Dieser Bautheil gehört sicher erst dem XIII. Jahrhundert an und ward laut dem Berichte des Caesarius von Heisterbach ungefähr gleichzeitig mit dieser Abteikirche, d. h. im Anfange des XIII. Jahrhunderts begonnen, aber doch wahrscheinlich noch bedeutend später beendet. Derselben Periode gehören auch die polygon geschlossenen Kreuzarme an, welche dieses Schiff vom Chore trennen, so wie die spitzbogigen Kreuzgewölbe des Langchores. Einer entschieden älteren Periode aber, der des romanischen Stiles, bevor noch Spitzbögen sich ihm beimischten, rechnen wir mit Anderen den östlichen Chorschluss nebst seinen begleitenden Thürmen zu, so wie auch den östlichen Theil der Krypta, so weit die darin befind-

lichen 4 Säulen von schlankeren Verhältnissen als die übrigen sind und auch die Gewölbe darüber höher hinauf steigen. Sicherlich ist dieses derjenige Bautheil, den der Probst Gerhard um die Mitte des XII. Jahrhunderts aufführte, worüber eine jetzt nicht mehr an ursprünglicher Stelle befindliche Inschrift im Innern der Kirche sich rühmend ausspricht, so wie über den Antheil desselben Probstes an der Erbauung des Kreuzganges [1]).

Zwischen diesen beiden genannten Bautheilen mitten inne liegt der Langchor, unter welchem zugleich der grössere Theil der Krypta sich befindet, welcher in unmittelbarem Zusammenhange mit dem obengenannten östlicheren und jüngeren Theile derselben steht. Der westliche grössere Theil der Krypta zeigt zwar im Wesentlichen nur einen einzigen Bau, dieser ist aber gegen Westen durch drei Paar viereckige Pfeiler, gegen Osten aber, oder in der Mitte der gesammten Krypta, von vier Paar Rundsäulen gestützt, welche mit den noch östlicher stehenden des XII. Jahrhunderts zwar dieselbe Form der Würfelkapitäle gemeinsam haben, aber in einer viel einfacheren, weniger gekniffnen und handwerksmässigen Form und von einem Abakus mit weit auskragendem Karniese gekrönt erscheinen, wie derselbe aus altrömischer Tradition bis in das XI. Jahrhundert häufig und sogar, wie am Münster in Aachen und der demselben fast sklavisch nachgebildeten Münsterkirche zu Essen (in ihren älteren Theilen), nach dem Vorbilde der unteren Hauptpfeiler von S. Vitale in Ravenna ausschliesslich herrschend erscheint, nach dem XII. Jahrhundert aber nur noch ausnahmsweise als besonderer Lokalismus, wie namentlich hier in Bonn am Obertheil der Thürme, vorkommt. Auch ist das Würfelkapitäl zweier der spätern Säulen gegen Osten durch sich durchschlingende Bänder in gleicher Weise geschmückt, wie sol-

1) S. Dr. *Lersch* im Niederrheinischen Jahrbuche 1843.

ches auch an andern Gebäuden des XII. Jahrhunderts vorkommt, z. B. an der gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts gestifteten Prämonstratenser-Abtei Knechtstaeden. Vornehmlich unterscheiden sich beide noch, ausser dem stämmigern und stärker verjüngten Schafte der westlicheren älteren Säulen, durch den Mangel der Eckblätter der attischen Säulenfüsse, welche an denen ihrer östlicheren Nachbarn erscheinen, und welche ein ziemlich sicheres Kriterium der Architektur des XII. und XIII. Jahrhunderts bilden, während der ursprüngliche Mangel gewöhnlich auf ältere Zeiten hindeutet. Alle Wandpfeiler des westlichen Theiles der Krypta führen den Abakus der Säulen als Kapital, eben so auch die schon genannten viereckigen Pfeiler im westlichen Theile der Krypta; doch bildet sich hier noch ein Hals unter dem Karniese des Kapitäls, durch einen Rundstab und Plättchen vom unteren platten Pfeilerschafte in ganz gleicher Weise getrennt, wie die unteren Bogenpfeiler des Octogons in Aachen. Die durch eine einfache Schmiege gebildete Basis ruht bei einem derselben auf einem sehr alterthümlichen Grabsteine, der zerbrochen und von mässiger Grösse mit einem Kreuze in seiner ganzen Länge geschmückt ist, auf dessen Armen die Grabschrift des Verstorbenen nach der Länge und Breite eingeschrieben steht, wie auch zwei ganz ähnliche sich im Kreuzgange vorfinden. Sie verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in hohem Grade, da sie durch die Art der Verwendung des in der Krypta befindlichen älter als der älteste Theil der Kirche erscheinen.

Das höhere Alter dieses Theiles der Kirche lässt sich nun aber nicht nur in der Krypta, sondern vorzugsweise am Aeussern, namentlich an der besser erhaltenen Südseite erkennen. Zwar zeigt der obere Theil kleine Rundbogenfriese zwischen Lissenen in der gewöhnlichen spätromanischen Weise, in den Zwischenfeldern sogar Spitzbogenblenden mit Kreis-

fenstern u. s. w., aber dieses Alles lässt sich mit Leichtigkeit als eine spätere Zuthat erkennen, gleichzeitig mit der jetzigen Anordnung der Spitzbogengewölbe im Innern, d. h. der spätest romanischen Periode des Schiffes angehörig. Sonst aber zeigt dieser Theil die ältere Anordnung noch sehr deutlich, nämlich über der einfachen und hohen Basis, in welcher die kleinen Rundbogenfenster des ältern Theiles der Krypta sich befinden, ein ziemlich hohes Hauptgeschoss mit halbkreisförmigen Blendbögen, schlanken und schwach vortretenden Wandpfeilern, deren Kämpfer nichts als einen sehr schmalen Rundstab mit Plättchen darunter zeigen. Durch ein ebenso unbedeutendes Gesims hart über den Bögen vom untern Geschosse getrennt befand sich darüber eine zweite, ähnlich angeordnete Arkadenreihe, doch von eben so niedrigen Verhältnissen, wie die der untern hoch und schlank sind; nur einer der Blendbögen ist erhalten, und dieser umschliesst zugleich ein nicht viel kleineres, gleichfalls im Halbkreise geschlossenes Fenster, wie sich ähnliche gewiss in anderen der jetzt zerstörten Arkaden befanden. Alles an dieser Anordnung ist aus Tufsteinen von besonders grosser Form erbaut (die Tufsteine der beiden spätern Bauperioden sind bedeutend kleiner und in Grösse und Behandlung fast den Ziegeln zu vergleichen); nur die Bogeneinfassungen beider Arkadenreihen zeigen eine abweichende Constructionsweise. In ihnen wechselt stets ein Tufstein mit zwei oder mehreren Ziegeln ab, die nicht ganz mehr den römischen gleichen, doch auch noch nicht völlig die Form der spätern des Mittelalters zeigen.

Ueber die Erbauungszeit dieser ältern Theile des Münsters fehlt es uns leider an Nachrichten. Das Vorkommen der Ziegel in den Bogeneinfassungen lässt auf ziemliche Gleichzeitigkeit mit dem Thurmbau von S. Pantaleon schliessen; doch sind wir, aus der Eigenthümlichkeit des übrigen Baues, wegen jener Arkadenordnung des Aeussern

und um der sehr ausgebildeten Form der Würfelkapitäle in der Krypta willen, welche sich beide zu Cöln in sicher datierten Werken des XI. Jahrhunderts ganz ähnlich wieder vorfinden, geneigter, diesen Theil des Münsters zu Bonn erst dem XI. Jahrhundert zuzuerkennen und zwar der ersten Hälfte desselben. Dann würde der Wechsel von Ziegeln und Tufsteinen hier zum letztenmale angewendet erscheinen.

Wir gehen nun in der Reihenfolge der Cölner Bauwerke zu einer Kirche über, welche nicht nur unter denen dieser Stadt, sondern überhaupt unter allen Architekturen der gesammten romanischen Bauperiode eine der ausgezeichnetsten Stellen einnimmt: die S. Marien-Kirche auf dem Kapitole. Was dieselbe vorzugsweise auszeichnet, ist die Anordnung ihres Grundplans, ein ausgebildetes lateinisches Kreuz, dessen drei kürzere Arme zu eben so viel halbkreisförmigen Absiden mit Umgängen ausgebildet sind, die sich durch einen Kranz von freien Säulen gegen jene öffnen und unter einander fortgeführt sind. Die Halbkuppeln der Absiden werden durch Gewölbformen, welche das Mittel von Kuppel und Tonnengewölben bilden und unter einander durch halbkreisförmige Gurte getrennt sind, bis zur Mitte des Kreuzes fortgeführt, das eine niedere Kuppel im viereckigen Raume überspannt, während die schmaleren Umgänge Kreuzgewölbe ohne Graten zwischen Rundbogengurten zeigen. Das Langschiff aber zeigt eine Anordnung viereckiger Pfeiler, denen sich gegen die Seitenschiffe zu Halbsäulen zur Stütze der Kreuzgewölbe in dem Seitenschiffe anschliessen; ähnliche Halbsäulen springen, ihnen gegenüber, aus der Wandfläche der Seitenschiffe hervor. Die quadratischen Kreuzgewölbe sind durch einfach rechteckig profilierte Gurte von einander getrennt. Die jetzigen Kreuzgewölbe des Mittelschiffs zeigen bereits das ausgebildete gothische System profilierter Gurten und Grate. Die

Profile der letzteren haben die strengere ältere Form des XIII. Jahrhunderts, sind jedoch jedenfalls später eingezogen; ursprünglich war das Mittelschiff nur mit einer flachen Decke versehen. Eine sehr ausgedehnte Krypta mit vielen Neben-Kapellen, gleichfalls von Säulen mit Würfelkapitälen gestützt, befindet sich unter Chor und Kreuz. Sie ist mit Kreuzgewölben ohne Grate zwischen flachen Rundbogengurten überdeckt.

Am Aeussern fällt zunächst wieder das mächtige Ineinandergreifen der drei Absiden mit ihren Umgängen auf, eine Grossartigkeit der Choranlage, welche bis dahin, wenigstens in Deutschland, nirgend anderwärts vorkommt, welche in Cöln selbst und der Umgegend aber, im Einzelnen allerdings mehrfach erweitert oder auch beschränkt, nachgeahmt wurde, wie die Kirchen S. Aposteln und Gross S. Martin so wie auch das Münster zu Neuss davon glänzendes Zeugniss ablegen. Ob aber die Kapitolskirche wieder einem anderen ältern Gebäude diese Grundform entlehnte oder das erste Beispiel der Art hinstellte, ist schwieriger zu bestimmen und hängt mit der Frage zusammen, welcher Zeit die jetzige Kirche ihre Entstehung verdankt. Zunächst aber betrachten wir noch genauer das Detail der Ausführung.

Da sehen wir nun das Mauerwerk, so weit man es als ein ursprüngliches anerkennen muss, wieder aus ziemlich grossen Tufsteinen ausgeführt, deren einzelne Schichten keinesweges in ihrer Grösse sehr gleichmässig behandelt sind; eben so wenig sind die Fugen gleichmässig horizontal, sondern zeigen so zu sagen etwas fliessende Contouren. Dagegen ist die Construction selbst, die Bearbeitung der Steine und das Aneinandergreifen derselben in den Fugen mit höchster Sorgfalt vollendet, wie solches einer ältern Technik stets eigen zu sein pflegt, bevor das Handwerksmässige sich derselben bemächtigt hat.

Der Anblick dieser Technik allein unterscheidet die ursprünglichen ältern Theile der Kirche von allen spätern Zusätzen, an welchen Tufsteinmauerwerk in der späteren kleineren und regelrecht handwerksmässigen Form und Fügung vorkommt, Als solche spätere Zusätze erkennt man sehr bald die kleinen elliptischen Arkaden der Basis, welche mit dem Mauerkörper dahinter, der Umfassungswand der Krypta, keinen organischen Zusammenhang haben und in irgend einer spätern Zeit, sei es zur Verstärkung der Mauer, sei es bloss zur Decoration, hinzugefügt wurden[1]).

Als ein späterer Zusatz erscheint nun auch durchaus die ganze obere Chorhaube mit ihrer zierlichen Rundbogenarchitektur, dem reichen Felderfriese und der durchbrochenen Gallerie darüber, alles in reichster spätromanischer Formbildung. Anstatt ein Vorbild der ähnlichen Cölner Anlagen, namentlich in S. Martin und S. Aposteln zu sein, dürfte die obere Chorhaube von S. Maria in Capitolio eher als die jüngste Nachahmung von jenen zu betrachten sein. Auch ist der spätere Ansatz dieses ganzen Gemäuers an den älteren Theil im Aeussern, namentlich

---

1) In der Abbildung bei Boisserée (Denkm. der Baukunst des Niederrheins 4) der einzigen bis jetzt publicierten, welche einigermassen genügt, ist diese spätere Hinzufügung so wenig, als wie in dem dazu gehörigen Texte erwähnt. Auch von dem übrigen Aeussern der Kirche gewährt dieses Blatt ein trügerisches Bild, indem es manche Einzelnheiten enthält, von denen man in der Wirklichkeit nichts bemerkt, z. B. an dem Umgange der Chorhaube ist eine Arkadenreihe angeordnet von wechselnden grössern Rundbögen, deren erstere die Fenster umspannen; die kleineren enthalten nun in der Abbildung wieder jedesmal eine Unterabtheilung von 2 noch kleineren Bögen über Halbsäulen, von denen aber in der Wirklichkeit, wenigstens gegenwärtig, nichts zu entdecken ist. Anstatt der 6 Strebebögen des obern Chorschlusses sieht man in der Wirklichkeit nur 2 dergleichen, u. s. w.

an der Nordostecke, mit Leichtigkeit zu erkennen. Ist aber dieses Mauerwerk nicht gleich alt, so versteht es sich schon von selbst, dass die dagegen gelehnten Strebebögen jünger sind; bei genauer Betrachtung erscheinen sie aber als noch viel spätere Zusätze. Bei einer Architektur wie die ursprüngliche der Kapitolskirche kann von Strebebögen, deren ältestes Beispiel in Deutschland jene am Polygon von S. Gereon aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts sein dürften, gar nicht die Rede sein.

Was nun die wirklich alten Theile betrifft, so zeigen die obern Hauben der beiden Kreuzarme einfache Lissenen durch Rundbogenfriese verbunden, in deren Zwischenfeldern die Felder liegen. Reicher aber erscheint der untere Theil der Absiden decoriert. An dem Chorschlusse sind wechselnd grössere und kleinere Rundbögen, erstere zur Aufnahme der Fenster bestimmt, über schwach vortretenden Pfeilern mit Kapitälen, deren Decoration aufsteigenden schilfartigen Blättern zu vergleichen ist; doch sind letztere bei der Restauration sehr verdorben, und deshalb ist es undeutlich, was hiervon etwa alt oder was späterer Zusatz sei. An den Umgängen der Kreuzarme aber steigen die Pilaster bis zum Gesimse hinauf, weitere Felder für die Fenster, engere für die Zwischenstellungen bildend, wo jedesmal noch eine sehr schlanke und stark verjüngte Säule mit Würfelkapitäl zwischen inne gestellt ist. Consolen, in der Form zweier steigender Karniese über einander, sind jedesmal nach einer zwischen inne angeordnet und laufen weiterhin unter dem Gesimse über den Fensterweiten hin. Die Halbsäulen verlaufen sich ohne Basis auf der schrägen Abdeckung des etwas vortretenden Kirchensockels; desgleichen die Pilaster mittelst einer etwas nach unten sich erweiternden Abschrägung. Die Kapitäle der letztern erinnern an jene ziemlich rohen der Wandpfeiler von St Pantaleon, doch sind sie etwas eleganter gebildet; die Eck-

pfeiler des vortretenden Vierecks zwischen Chor und Kreuz dagegen zeigen die zierliche ausladende römische Karniessform, welche wir schon oben, beim Münster zu Bonn, besprochen haben. Sehr zu beachten ist nun aber der Umstand, dass die äussern Wandpfeiler aus regelrecht wechselnden rothen und weissen Steinen errichtet sind, welcher Farbenwechsel hier so zu sagen an Stelle der wechselnden Ziegelschichten getreten ist, die wir in Bonn und bei S. Pantaleon zuletzt bemerkten; bei der letztern Kirche fanden wir gleichfalls auch rothen Sandstein als farbigen Schmuck der Aussenseite angewendet. Später finden wir diese Decorationsweise in Cöln nicht mehr, während sie anderwärts, z. B. in Italien und vielen Gegenden Süd- und Westfrankreichs, noch lange beliebt war, bei den muhamedanischen Völkern aber noch heute in Blüthe ist.

Im Innern der Kirche herrscht, mit Ausnahme der spätern Chorhaube, nur allein das Würfelkapitäl bei allen Säulen und Halbsäulen. Man möchte die Form derselben fast eine nach unten gekehrte Halbkugel nennen, deren vier Seiten abgeschnitten sind; doch ist dieselbe fast noch eleganter gebildet, und zugleich in den Zwischenräumen zwischen den Halbkreisfeldern mit schwachen Rippen geschmückt; der Abakus ist mehrfach und zierlich gegliedert. Der Karniess, doch schon in einer mehr eingezogenen Form, kommt daran ein- auch wohl zweimal vor.

Die Grossartigkeit der Gesammtanlage, die reiche Gliederung der Architektur und die feine Ausbildung der Details lassen einen gewissen Fortschritt in den Tendenzen der mittelalterlichen Baukunst nicht verkennen. Wir wollen daher die Frage nunmehr näher erörtern, in welcher Zeit dieser merkwürdige Bau errichtet worden sei.

Die ältere Meinung, das noch gegenwärtig bestehende Gebäude sei dasselbe, welches Plectrudis, die Gemahlin Pipins von Heristal, ums Jahr siebenhundert erbaute, wurde

aufs Neue von *Boisserée* in seinem verdienstlichen Werke über die ältern Bauwerke am Niederrhein ausgesprochen. Hiergegen trat zuerst *de Lassaulx* in seinen Berichtigungen zu *Kleins* Rheinreise S. 489 auf, indem er aussprach, dass, wenn es irgend eine Baugeschichte gebe, die gegenwärtige Kirche unmöglich die von Plectrudis erbaute sein und frühestens um 1000 gesetzt werden könne, indem er hinzufügt, dass es freilich am historischen Datum darüber fehle. *Kugler* in seinem Handbuche der Kunstgeschichte S. 469 setzt diese Kirche nebst S. Aposteln und S. Martin in die Spätzeit des romanischen Stils, doch vor dem Jahre 1200; in den Nachträgen S. 865 aber, in Folge Localbesichtigung, in die Mitte des XI. Jahrh. Hiergegen tritt jedoch *Boisserée* in der neuen Auflage seines Werkes v. J. 1844 S. 4 nochmal entschieden, als gegen eine völlig unbegründete auf, welche, »wenn sie ungeprüft Geltung gewinnen könne, die kaum einigermassen geordnete Geschichte unserer älteren Baukunst wieder in neue Verwirrung bringen würde.« Da er nun gleichfalls annimmt, es seien keine andere Beweise vorhanden, als die rein künstlerischen, so sucht er seinen Beweis durch Vergleich mit andern Gebäuden zu sichern; nur dürfte das Alter des vorzugsweise verglichenen Gebäudes, des Domes zu Worms, wieder keineswegs so sicher dastehen, wie es hier angenommen wird.

Allerdings halte auch ich einen solchen aus der Sache selbst genommenen Beweis für viel richtiger, als solchen, der von einzelnen zufällig erhaltenen Jahrzahlen abhängt; aber dann darf man doch wohl nicht allein das Verhältniss der Breite zur Höhe und Länge eines Gebäudes in Betracht ziehen, sondern vornehmlich die ganze Art der Anlage, die Constructionsweise, das Verhältniss der Stützen zu den gestützten Theilen, den Mangel aller Gewölbe oder den Grad ihrer Ausbildung, und vor Allem die Behand-

lung der architektonischen Details. Alles dieses muss Hand in Hand mit einander gehen und namentlich in den einzelnen Schulen selbst nachgewiesen werden. Im Vorhergehenden haben wir dieses für Cöln gethan und glauben daher, auf jene Ausführungen gestützt, dass die gesammte Baugeschichte in Verwirrung gerathen würde, wenn man ein so durch und durch ausgebildetes Bauwerk wie die Kapitolskirche um mehrere Jahrhunderte älter setzen wollte, als wie die ältesten Theile der S. Pantaleonskirche in derselben Stadt, wobei wir es sehr bedauern müssen, dass der verehrte und um die Denkmale unserer Vorzeit so hoch verdiente Verfasser gerade dieses so merkwürdige und sicher datierte Bauwerk weder der Reihenfolge seiner Abbildungen einverleibt, noch seinen historischen Folgerungen zum Grunde gelegt hat.

Unbegreiflicher aber ist es uns noch, dass keiner der Archäologen, welche der Kapitolskirche ihren historischen Platz anzuweisen suchen, das Datum beachtet hat, welches, in Ermangelung anderer Quellen, bei dem von Allen benutzten und citierten Gelenius zwar nicht ganz offen daliegt, aber ohne alle Schwierigkeit sich aus der Zusammenstellung mehrerer einzelner Stellen fast wie von selbst ergibt. Bei Herzählung der Heiligthümer dieser Kirche sagt er nämlich: S. 327. XXIX. Hierotheca cruorem Dominicum complectens, donata a Leone Pontifice, celebratur in manuscriptis patriae libris, sed ea altari inclusa dicitur, cum Leo praesentibus CCLXXII. Episcopis hanc consecraret Ecclesiam in Festo Visitationis Deiparae. Ferner S. 682 berichtet er aus dem Calendarium der Kirche: Tertio decimo Kal. Maji die Aprilis 19 (Commemoratio) S. Leonis IX. Papae, qui antea Bruno dictus, praedia hereditaria ap. Coloniam possedit, et excitus ad summi pontificatus apicem, Coloniensem dioecesem consanguineumque suum Hermannum Archiep. invisit. Coloniae mense Martio deinde fere

integro Julio haerens, Anno 1049. Sacra loca coluit, et consecravit, ecclesiamque Col. magnis praerogativis auxit. etc. etc. Endlich S. 701 aus derselben Quelle: Sexto nonas Julii, die Mensis 2. Visitatio B. M. Virginis quae festivitas singulariter in dedicato Deiparae Capitolio ap. Vbios celebratur et ibid. solemnitas anniversaria.

Hieraus ergibt sich nun, dass der Pabst Leo IX, zuvor als Bischof Benno von Tul bekannt, im Jahre 1049 und zwar in den Monaten März und July in Cöln verweilt und daselbst neben andern der Stadt und Dioecese vortheilhaften Dingen mehrere Kirchen geweiht habe, vornehmlich aber am Tage der Heimsuchung Mariae, am 2. July 1049, im Beisein von 272 Bischöfen die S. Marienkirche auf dem Kapitole. Dieses dürfte ein so vollgültiger Beweis für die Erbauung unserer Kirche in der Mitte des XI. Jahrh. sein, wie er aus jener Zeit nur irgend zu wünschen ist, und kann die durch keine ursprünglichen Documente bezeugte, wenn auch sonst unverwerfliche Gründung durch die Plectrudis dagegen gar nicht in Betracht kommen. Eher möchte ich noch annehmen, dass der Bau im Jahre 1049 noch gar nicht beendet war, dass man vielmehr die günstige Gelegenheit der Anwesenheit eines Pabstes und so vieler Kirchenfürsten benutzte, um wenigstens den vollendeten Theil einer solchen Ehre theilhaft werden zu lassen; wie wir denn auch sonst die Päbste auf ihren Reisen, in Italien und ausserhalb, Ort für Ort und fast Tag für Tag Kirchen einweihen sehen, ohne dass man doch wohl daraus schliessen könnte, jene Kirchen seien alle grade in dieser bestimmten Zeit fertig geworden.

Nachdem wir so die Erbauungszeit der Kirche festgestellt haben, kommen wir noch einmal auf die Hauptanlage derselben, die eines Langschiffes mit drei Absiden an den drei Kreuzarmen, zurück, als welche den spätern Kirchen von S. Aposteln und S. Martin und Andreas zum Muster diente

Bestimmen wir ihr Alter allerdings um 350 Jahre jünger, als die bisher herrschende Ansicht war, so glauben wir dennoch, dass sie hiewiederum jenen anderen Kirchen vorangehen und ihnen zum Muster dienen konnte, da deren Erbauung, in derjenigen Gestalt wie wir sie noch jetzt sehen, erst in das XII. Jahrhundert fällt, während bedeutende Zusätze und Veränderungen an ihnen sogar erst dem XIII. Jahrh. angehören. Aber das glauben wir eben so sicher annehmen zu können, dass die jetzige Capitolskirche nicht das erste Muster dieses eigenthümlichen Grundplanes liefert, dass dieser selbst in ein weit höheres Alter hinaufreicht als das der Stiftung der Kirche durch Plectrudis. Schon oben habe ich die Ansicht aufgestellt, dass die von der gewöhnlich herrschenden Basilikenform abweichenden Kirchenanlagen in den ehemals von Römern besetzten Gegenden eine sehr alte und zwar wesentlich antike Gründung voraussetzen. Ich zweifle daher auch nicht, dass unter den ältesten christlichen Kirchen Cölns aus noch römischer Zeit neben der schon so eigenthümlichen Anlage von S. Gereon auch eine oder mehrere andere vorhanden waren, welche in der wesentlichen Anordnung das Vorbild derjenigen Gebäudeklasse bildeten, welche wir gegenwärtig betrachten. Mochten nun die der jetzigen Capitolskirche vorangehenden schon dieselbe Grundform zeigen oder nicht, so würden auch sie ein solches älteres Vorbild nachgeahmt haben, das in den Eigenthümlichkeiten seiner Anlage, den drei Absiden mit ihren Umgängen und reichen Gewölbformen offenbar an spätrömische Bauwerke erinnert. Die Baptisterien, die gesammten byzantinischen Kirchen und im Occidente namentlich S. Vitale zu Ravenna und S. Lorenzo in Mailand [1]) nebst ihren Ableitungen deuten auf einen solchen speciell römisch-christlichen Ursprung hin. S. Lo-

1) Siehe darüber des Verf. Ravenna S. 34 u. Bl. VIII.

renzo ist deshalb hier besonders zu beachten, weil auch hier Absiden mit Umgängen nach allen Seiten vortreten. Doch fehlt daselbst das Langschiff, welches allerdings in ähnlicher Verbindung mit drei Absiden in der berühmten von Constantin erbauten Kirche zu Bethlehem erscheint, und in sofern als Vorbild näher läge. Wir ziehen jedoch vor, eine örtliche Tradition anstatt einer Nachahmung sehr ferner Gebäude anzunehmen, da sich hieraus die vielfache Anwendung in einem Orte und dessen Nachbarschaft nicht leicht erklären liesse. Wenn aber von *Boisserée* in seinem Werke über den Cölner Dom auch dem ältern vom Erzbischof Hildebold seit 814 gebauten Dome eine ähnliche Ausbildung der Kreuzarme gegeben wird, so wird diese Anordnung zwar nicht gerade bestritten, aber auch ebensowenig festgestellt werden können, da die alte Beschreibung bei Gelenius S. 231 hierüber eben nichts enthält. Da diese Eigenthümlichkeit nicht erwähnt wird, so dürfte sie wohl eher als nicht vorhanden anzunehmen sein. Jedenfalls wäre der dort angenommene grossartige Gewölbebau der Kirche für das IX. Jahrhundert ein Anachronismus. Ueberhaupt scheint dieser ältere Dom keinesweges ein Bau gewesen zu sein, der ganz und gar aus einer Zeit herrührte, indem die hölzernen Thürme neben dem westlichen Marienchore (massive Thürme mit bloss hölzernen Spitzen, wie sie Boisserée l. c. S. 101 annimmt, würden in Cöln sich von keinem einzigen Thurme auszeichnen und desshalb nicht besonders erwähnt worden sein), schwerlich den Zerstörungen durch die Normannen entgangen wären. Von den beiden Choranlagen wird uns aber ausdrücklich berichtet (Levoldi a Northof Archiepisc. Colon. Catalogus bei Meibom. Rer. Germ. II. S. 6.), dass sie erst der Erzbischof Benno in der zweiten Hälfte des X. Jahrh. errichtete.

Kein anderer Erzbischof von Cöln ist in der langen Reihenfolge seit Maternus durch seine geistlichen Stiftungen

so berühmt geworden, wie der heil. Anno, dessen Regierungszeit von 1056—1075 fällt. Unter den in Cöln selbst gelegenen Kirchen hatte er die des neugegründeten Collegiatstiftes S. M. ad gradus vorzugsweise reichlich bedacht und von Grunde neu gebaut. 1065 war sie bereits gebaut; 1080 ward sie vom Feuer zerstört, das auch die benachbarte Domkirche bereits ergriffen hatte; doch finden wir schon 1085 die Einweihung der erneuerten Kirche durch seinen Nachfolger Sigewinus. Später muss sie jedoch einen nicht näher datierten gothischen Umbau, wenigstens in den Haupttheilen, erlitten haben, da sie eine solche Bauweise auf der merkwürdigen alten Ansicht der Stadt Cöln des Anton von Worms v. J. 1531 zeigt. Der Westchor, von welchem auf der Ansicht des Cölner Domes bei Boisserée ein Theil sichtbar ist, zeigt dagegen eine tüchtige romanische Bauweise etwa aus dem XII. Jahrhundert. So bestand die Kirche bis zum Jahre 1817, wo sie, ungeachtet ihres Alterthums, als die Ansicht des Domes störend, abgebrochen wurde.

Die Kirche des im J. 1067 gegründeten Collegiatstiftes S. Georg ist dagegen in ihren wesentlichen Theilen noch gegenwärtig vorhanden. Sie bildet eine einfache, von Säulen gestützte Basilika. Die Kapitäle der Säulen zeigen die Würfelform in der beschriebenen Gestaltung, und namentlich entspricht der Abakus völlig dem der ältesten Säulen in der Krypta zu Bonn. Dem Chore schliesst sich gegen Osten die Altarnische an, welche im Innern mit fünf Rundbogenblenden zwischen Pilastern umgeben ist. Auch die Altarnische des nördlichen Seitenschiffs ist in der jetzigen Sakristei noch erhalten. Unter dem Chore befindet sich eine Krypta. Nur der östliche Theil derselben ist gegenwärtig sichtbar (der westliche ist leider vermauert und dient als Todtenkeller) und zeigt wieder verjüngte Säulen mit derselben Art Würfelkapitäle wie die obengenannten. Ein kubischer Aufsatz über den Kapitälen, durch ein Rundstab-

gesims gekrönt, bildet einen zweckmässigen Uebergang zum Gewölbe, welches aus rundbogigen Kreuzgewölben zwischen flachen Gurten besteht; die attischen Basen blieben noch ohne Eckblätter. In der Wand der Altarnische in der Krypta sind drei kleinere halbkreisförmige Nischen angebracht. Noch erkennt man an einem Theile der Aussenwand des Chores, dass dieselbe, ähnlich wie die der ältern Theile des Münsters zu Bonn und auch die Chornischen von S. M. in Capitolio, mit Pilastern geschmückt waren, welche von einer Abschrägung des Kirchensockels ohne eigentliche Basis aufsteigen; nur ein Rundstab umgürtet den Pilaster über der Sockelschräge.

In späterer Zeit, aber noch vor Einführung des gothischen Bausystems, dem Stil nach zu urtheilen etwa 100 Jahre nach Erbauung der Kirche, erlitt das Innere eine wesentliche Veränderung. Die bis dahin nur mit Holzdecken versehenen Schiffe wurden mit Kreuzgewölben von etwas flach elliptischer Form überspannt. Da die bisherigen Säulenstützen hiezu nicht kräftig genug erschienen, so wurde in der Mitte zwischen der zweiten und dritten Säule ein neuer Pfeiler angeordnet, der an der Wand aufsteigend den Gurtbogen und Kreuzgewölben zum Auflager dient; die Zwischenräume gegen die nächsten alten Säulen wurden aber durch kleinere Rundbögen ausgefüllt und in den Wandflächen unter den Gewölben regelmässige Doppelrundfenster angeordnet, wie solche stets beim systematischen Gewölbebau vorkommen, während die ältere Basilika mit flacher Decke nur einzeln vertheilte Fester bedingt. Noch erkennt man über diesen Gewölben die ältere Anordnung, und selbst der gemalte Mäanderfries ist daselbst noch wohl erhalten [1]). Die Kämpfer des spätern Baues zeigen eine den ältern nachgeahmte Form mit vorherrschendem römischem Karniesse.

1) Vergl. v. *Lassaulx* a. a. O. S. 495.

Ist nun schon dieser Gewölbeeinbau, mit zum Theil noch sehr strengen alterthümlichen Formen, dem ursprünglichen aunonischen Baue unzweifelhaft nicht gleichzeitig, so kann es der westlich anstossende massive Thurmbau, die sogenannte Taufkapelle, noch viel weniger sein[1]). Dieser grossartige Kuppelbau mit seinen vielfachen Bogen- und Nischenanordnungen in zwei Geschossen, im obern durch eine kunstvolle verdeckte Gallerie geschmückt, sodann der Reichthum und die ausgebildete Eleganz der Profile und der mit sehr durchbrochnem Blattwerk verzierten und vergoldeten Kapitäle über schwarzen Marmorsäulen (welche Säulenart im XII. und XIII. Jahrh. am Niederrhein fast durchgehend herrscht), können unmöglich ein Werk des XI. Jahrh. sein, in welchem uns zu Cöln nur die Würfelform des Säulenkapitäls in ihrer alterthümlichsten Gestalt begegnet. Dass es aber wirklich ein später Anbau sei, erkennt man sehr leicht am Aeussern der Nordseite, wo der spätere Ansatz dieses Bautheiles an das ältere Schiff nicht zu verkennen ist. Ueberhaupt zeigt das Aeussere dieses Thurmbaues eine Form und Technik, welche von allen bisher genannten nicht nur, sondern sogar von der Mehrzahl der spätern völlig abweicht. Hatten wir bisher eine ganz einfache Basis des Gebäudes, ohne alle Profilierung, so tritt uns hier ein überreich gegliederter Sockel von wechselnden Platten und Plättchen, Ganz- und Halbrundstäbchen, Schmiegen und Hohlkehlen entgegen, wie er so reich kaum anderwärts vorkommen möchte. Vom Tufstein, welcher bisher fast allein herrschte und nur an einzelnen ausgezeichneteren Stellen erst von Ziegeln, später von farbigen und zuletzt von anderen festern Steinen begleitet wurde, ist

1) S. die Abbildungen ders. b. Boisserée a. a. O. Bl. 21 und 22; sehr erfreulich wäre es gewesen, wenn der Herr Verf. auch die kunsthistorisch so wichtige Kirche seiner Sammlung einverleibt hätte. Leider fehlt es noch immer an Abbildungen derselben.

hier nicht mehr die Rede, indem der ganze Bau aus Drachenfelser Trachit, der gegliederte Sockel aus Menniger Steine, die Basis darunter aber aus drei Schichten schwarzen Basaltes, alles in schön behauenen Quadern, errichtet ist. Endlich haben die Lissenen hier fast schon die Form von Strebpfeilern angenommen, indem sie nicht mehr durch Rundbogenfriese verbunden werden, sich dagegen aber in allen Gesimsen und im Sockel verkröpfen. Dieses Alles sind Eigenthümlichkeiten, welche diesen Bau schon dem Gothischen nähern. Ich zweifle daher nicht, dass derselbe, obschon der Spitzbogen an ihm nirgend erscheint, erst der Spätzeit des romanischen Stils angehört, wie denn das als jüngstes documentierte Gebäude, die 1236 begonnene und 1247 geweihte S. Cunibertskirche, gleichfalls vorherrschend noch den Rundbogen zeigt. In Cöln wurde mir von einem sonst zuverlässigen Manne das Jahr 1248 als das der Erbauung des Thurmes von S. Georg genannt; da mir jedoch die Quelle nicht genannt wurde, aus welcher jene Angabe genommen ist, so möchte ich sie nicht vertreten, bin jedoch nach allen Analogien überzeugt, dass dieser Bau erst in den Anfang des XIII. Jahrh. fallen dürfte.

Aber, wird man sagen, Jedermann sieht es diesem Thurme doch an, dass es derselbe ist, der den Verdacht der Bürgerschaft gegen den Erzbischof Anno erregte und dessen Vertreibung zur Folge hatte. Wir erwidern darauf: worauf gründet sich diese ganze Geschichte? Die älteste Nachricht finden wir bei Gelenius, also einem späten Autor, dessen Nachrichten nur dann von Werth sind, wenn er aus ältern Urkunden geschöpft hat, die ihm noch zur Hand waren, uns aber jetzt fehlen. Die betreffende Stelle S. 323 deutet aber durchaus nicht auf eine solche urkundliche Quelle hin, sondern nur auf eine Volkstradition, die den Grund erklären wollte, weshalb auf diesem Bauwerke, das von festungsartigem Aussehen und unvollendet geblie-

ben war, sich zu seiner Zeit noch immer ein Krahn befinde, gleichwie auf dem gleichfalls unvollendeten Domthurme. Da nun Erzbischof Anno als Erbauer der Kirche berühmt war, seine Vertreibung durch einen Aufruhr der Bürger gleichfalls feststand, so konnte sich jene Tradition um so leichter an dieses Bauwerk anknüpfen, als der Erzbischof noch an demselben Tage, kurz vor dem Ausbruche der Empörung, laut des ausführlichen Berichtes bei Lambertus von Aschaffenburg, in dieser Kirche gepredigt und zur Busse ermahnt hatte, wenn die Stadt nicht ihrem Untergange übergeben werden sollte; was die Wuth der Empörer denn um so mehr entflammte und zum schnellen Aufruhr hinriss. Aber das Ziel dieses Aufruhrs war keineswegs der Thurm von S. Georg, dessen der sorgsame und ausführliche Lambertus mit keiner Sylbe gedenkt, was er unzweifelhaft gethan haben würde, wenn ihm von jener spätern Legende irgend eine Nachricht zugekommen sein würde, sondern der erzbischöfliche Pallast und die anstossende Domkirche. Bei der Rückkehr zur Stadt nach wenigen Tagen empfängt er die reuige Bürgerschaft wieder in der S. Georgskirche, wo er das Hochamt hielt, aber wieder wird des Thurmes mit keiner Sylbe gedacht. Später nennt er den Märtyrer S. Georg noch einmal als Fürbitter für die Stadt, um sie dem angedrohten Untergange zu entziehen. Möglich ist es, dass diese häufige Verwebung dieses Heiligen und seiner Kirche mit dem Aufruhre zur Entstehung jener Sage beitrug. Da aber zu jener Zeit noch der Erzbischof, nicht aber die Bürgerschaft, im Besitze der Stadt und ihrer Befestigung war, so ist offenbar ein späteres Verhältniss auf jene ältere Zeit übertragen worden. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass zur Zeit der Kämpfe Conrads von Hochstaden und seiner Nachfolger mit der Bürgerschaft um die Herrschaft in der Stadt Ereignisse stattgefunden haben mögen, welche den von Anno erzähl-

ten verwandt sein mochten. In die damaligen Verhältnisse würden sie offenbar passender sein und die oben angeführte Jahrszahl 1248 bestätigen helfen; denn wir glauben annehmen zu dürfen, dass die jetzigen äussern Stadtmauern von Cöln auch erst jenen Händeln um die Mitte des XIII. Jahrh. ihre Entstehung verdanken, wo also der Thurm von S. Georg noch immer als ein Castell vor der Porta alta angesehen werden konnte. Der Krahn auf dem von Conrad von Hochstaden erbauten Thurme von S. Georg und auf dem Thurme des Doms, dessen Erneuerung sich gleichfalls an diesen Namen anreiht, konnte dann beide um so eher in eine Art von Verbindung bringen. Doch verlassen wir diese Bahn der Vermuthungen, um ein desto sichereres Werk des heiligen Anno als Schluss unserer Reihenfolge in nähere Betrachtung zu ziehen.

S. Gereon war die Kirche, von welcher wir ausgingen; zu ihr kehren wir nunmehr zurück. Der Chor dieser Kirche, welcher in länglicher Form dem Polygon gegen Osten angebaut und durch zwei schöne Thürme zu den Seiten der Chornische geschmückt ist, wird laut einer unverdächtigen Nachricht als ein Werk des heil. Anno angesprochen. Der gleichzeitige Biograph desselben spricht sich nämlich folgendermassen aus lib. II. cap. 17. (Bei Gelen. l. c. S. 260): Rotundi schematis basilicam ab orientali parte, rupto muro veteri, novum continuavit aedificium, quod dispositis in longum parietibus per ascensus aspectu decentissimos in chorum spectabilem, turresque geminas operose superius consurgens, cryptam in inferioribus magnae capacitatis explicaret, addendo praeterea hunc vel illum ex coloribus sive metallis ornatum etc. Diese Beschreibung stimmt so genau mit dem jetzt noch vorhandenen Chore überein, dass selbst die magnae capacitatis crypta nicht fehlt und der durch herrliche Treppen zugängliche Chor zwischen den Langwänden.

Dennoch lehrt eine genauere Untersuchung des Bauwerkes, dass dasselbe aus zwei verschiedenen Theilen besteht, die nothwendig auch zu verschiedenen Zeiten gebaut worden sind. Die Grenze beider Bautheile ist ungefähr in der Mitte des ganzen Chors, etwas westlich von den beiden Thürmen, so dass letztere mit der Absis schon dem spätern Baue angehören, der eigentliche Langchor zwischen den Thürmen und dem Polygone aber dem ältern.

Schon die Krypta (S. die Zeichn. b. Boisserée a. a. O. Bl. 62. 63) von aussergewöhnlicher Länge zeigt in ihrer ganzen Form diesen wesentlichen Unterschied, indem die östliche Hälfte mit ihren 4 Paar freistehenden Säulen, von schlankeren Verhältnissen, höher hinaufsteigt als die westliche mit ihren fünf Paar stämmigen Säulen. Deshalb wurde auch darüber im Chore, ausser der hohen Treppe, welche die Anlage der Krypta überhaupt erforderte, um vom Polygone aus hinaufzusteigen, und deren der alte Autor ausdrücklich erwähnt, noch eine zweite weniger hohe nöthig, um den Unterschied der geringeren Erhebung des westlichen Chortheiles gegen den höheren östlichen auszugleichen. Zwar herrscht der Rundbogen in beiden Bautheilen gleichmässig, und die Kreuzgewölbe der Krypta zeigen nirgend Grate. Die der östlichen Hälfte aber sind zwischen Gurtbögen gespannt, während in der westlichen ältern auch diese gänzlich fehlen. Die Säulen in beiden sind mit Würfelkapitälen geschmückt, aber auch hier ist zwischen beiden der wesentlichste Unterschied der Formenbildung zu erkennen. Das ältere Kapitäl zeigt auch hier wieder eine strengere, ernstere und doch zugleich elegantere Form als das schon mehr handwerksmässig gebildete spätere, wo die einzelnen Halbkreisfelder mit Rundstäben umsäumt sind. Den Abakus charakterisiert bei jenem wieder vorzugsweise der weitausladende römische Karniess, hier eine Zusammenstellung mehrerer unbedeutender Gliederungen. Die

attische Basis der jüngeren Säulen ward mit Eckblättern geschmückt, während die der ältern noch keine Spur davon zeigt. Die Wandpfeiler des ältern Theiles wiederholen auch hier das Profil des Abakus, während im jüngeren östlichen Theile, auch im Halbkreise der Absis, Halbsäulen, ganz in der Weise der freistehenden, deren Stelle vertreten. Das Verhältniss beider Theile zu einander erinnert in jeder Hinsicht auffallend an das schon beschriebene des ältern westlichen und jüngern östlichen Theiles der Krypta zu Bonn, sowohl in der ganzen Struktur beider Bautheile als auch in dem gegenseitigen Verhältnisse der Formenbildungen zu einander.

Aber auch am Aeussern werden wir auffallend auf einen Vergleich mit Bonn hingewiesen [1]). Die ursprüngliche Anordnung erscheint hier folgendermassen: auch hier ist wieder ein hoher glatter Sockel, in welchem die Fenster der Krypta liegen, ohne andre Krönung als die schräge Schmiege, nach oben abgeschlossen. Ueber demselben erheben sich zwei Arkadenreihen übereinander, beide von ziemlich gleicher Höhe und gleichmässig übereinandergestellt. Die nur schmalen und wenig vortretenden Pfeiler derselben sind mit der Sockelfläche bündig, und auch sonst tritt nirgend eine Gliederung vor, indem die Kämpfer bloss seitwärts durch eine Art Hohlkehle höchst einfach profiliert sind. In der obern Reihe erkennt man noch sechs dergleichen Arkaden mehr oder weniger wohl erhalten, in der untern aber nur vier, indem die beiden westlichen hier niemals vorhanden waren. Bei der westlichsten Arkade, so unten wie oben, liegt der Kämpfer etwas höher wie bei den übrigen, ohne dass der Bogen höher hinaufsteigt; vielmehr scheint derselbe schmaler gewesen zu sein, weshalb man, um die Halbkreisform desselben festzuhalten, zu jenem Aus-

1) S. die Ansicht der am besten erhaltenen Nordseite auf der beifolgenden Tafel VIII.

kunftsmittel greifen musste; doch ist die östliche Hälfte des Bogens gegenwärtig nicht sichtbar, da hier grade der ältere Bau aufhört. Auch nach oben hin reicht der alte Bau nicht bis zur gegenwärtigen Gesimshöhe hinauf, vielmehr endete derselbe nicht weit über der zweiten Arkadenreihe, wo gegen Osten hin noch ein geringer Rest des älteren Gesimses sichtbar ist. Bis dahin nämlich erkennt man an dem Tufsteinmauerwerk (ein anderes Material ward hier nicht angewendet) dieselbe Art der Technik, welche wir schon bei Bonn und S. M. in Capitolio erwähnten, nämlich einen ungleichmässigen Wechsel grösserer und kleinerer Schichten mit fast wellenförmigen Fugen, doch im Einzelnen mit sorgfältigster Technik. Die spätern Theile aber, und so auch der genannte oberste Theil der Mauer über den Arkaden, sind in gewöhnlichen gleichmässigen Schichten mässig grossen Tufsteins mit zwar geübterer aber weit weniger sorgfältiger Technik ausgeführt. Deshalb aber muss nun dieser ganze obere Theil mit seinem Gesimse und den Resten rundbogiger Fenster, je zwei und zwei neben einander gruppiert, nothwendig jünger sein als der ganze Haupttheil der Mauer; jene Fenster sind aber später schon wieder durch grössere Spitzbogenfenster ersetzt worden, welche wahrscheinlich bei Gelegenheit der Reparaturen nach dem grossen Sturme des J. 1434 errichtet wurden (Gelen. l. c. S. 246. Boisserée hat deshalb in den Abbildungen a. a. O. Bl. 61 auch diese spätern Fenster weggelassen; doch deutet er weder in der Abbildung noch im Texte das eben geschilderte verschiedene Alter der von ihm hergestellten Rundbogenfenster gegen die älteren Arkaden darunter an). Diese spätere Hinzufügung jener Rundbogenfenster wird aber noch deutlicher dadurch, dass sie nach unten hin bis in die Arkadenstellung hinein verlängert sind, so dass die Bögen derselben zum Theil durch dieselben zerstört wurden; noch mehr aber durch den Umstand

dass wenigstens eins der Fenster des ältern Bautheiles erhalten blieb. Dasselbe befindet sich im Innern einer der obern Arkaden, der dritten von Westen, ist nur von kleinen Dimensionen und ohne alle weitere Detaillierung, bis auf eine doppelt concentrische Tufsteineinfassung des Rundbogens, welche zusammen nicht so gross sind wie die Bogenumschliessung der Arkade umher. Wahrscheinlich umschloss in der obern Reihe eine Arkade um die andere ein solches Fenster, doch sind die betreffenden Stellen gegenwärtig so zerstört, dass davon nichts mehr vorhanden ist. Dies erhaltene und gegenwärtig vermauerte Fenster wird nun aber noch durch einen besondern Umstand merkwürdig. Vor demselben befindet sich ein gothischer Strebepfeiler vorgestellt; wahrscheinlich wurde er mit den gothischen Fenstern erst nach der Zerstörung des Jahres 1434 zur Stärkung des erschütterten Gebäudes hinzugefügt. Im Innern aber entspricht demselben der Wandpfeiler, welcher das Kreuzgewölbe des Chors stützt und die beiden quadratischen Abtheilungen desselben von einander trennt. Offenbar ist diese Anlage aber älter als jene spätere Hinzufügung des Strebepfeilers; vielmehr sollte dieser nur den Fehler verbessern, den man früher bei erster Einfügung der Gewölbe in das ältere nur für eine flache Decke berechnete Gebäude begangen hatte. Hiefür zeugt nun noch besonders die Anordnung der jetzigen Fenster nicht weniger als die der gedoppelten Rundbogenfenster, an deren Stelle sie traten, und deren spätere Hinzufügung wir schon am Aeussern erkannten: sie nehmen jedesmal grade die Mitte der rundbogigen Kreuzgewölbe ein, deren Wandträger gerade vor dem ehemaligen Fenster des ältern Baues angeordnet wurde, diese ältere Anlage also nothwendig gleichzeitig vernichtete. Ueberhaupt erscheinen gruppierte Rundbogenfenster, wie hier, erst seit Einführung der Kreuzgewölbe über den Mittelschiffen, da sie sich dem Bogenschilde besser einfügen als

die gewöhnlichen einfachen Rundbogenfenster der älteren Basiliken, welche an der ganzen Wand gleichmässiger vertheilt werden können. Bei S. Georg sahen wir gleichfalls schon diese Fensteranordnung in Verbindung mit den romanischen Kreuzgewölben der Kirche als spätere Veränderung der älteren Basilikenanordnung.

Da nun auch am Aeussern der ganze östliche Theil des Chores mit den beiden Thürmen und der Chornische eine wesentlich andere Technik und der Formenbildung als jene älteren Theile des Langchores zeigt, und nicht nur den späteren oberen Hinzufügungen desselben in jeder Weise sich anschliesst, sondern sogar mit denselben im Mauerwerk verbunden ist, so erkennen wir daraus die unzweifelhafte Thatsache, dass, wie die östliche Krypta, so auch der ganze östliche Gebäudetheil darüber, so wie die Erhöhung des Langchores nebst der Gewölbeanlage darin eine spätere Umänderung des ursprünglichen Chores ist. Von dem älteren Baue aber existieren nur noch die westliche Hälfte der Krypta, und darüber die beiden Langmauern mit ihren Blendarkaden, mit Ausnahme des oberen Mauertheiles; auch die grosse Treppenanlage zum Chore hinauf, mit Ausnahme späterer Abänderungen, gehört zur ursprünglichen Anlage.

Nachdem wir so die Bautheile nach ihrer Construction von einander gesondert haben (das Polygon in seiner gegenwärtigen Gestalt gehört, wie bereits oben erwähnt wurde, einem noch spätern Zeitalter an), betrachten wir die Entstehungszeit eines jeden derselben näher.

Wenn die grosse Uebereinstimmung des gegenwärtigen Gebäudes mit der alten Beschreibung des annonischen Baues dahin leitete, das ganze Bauwerk demselben zuzuschreiben, dieses aber in Folge der vorstehenden Untersuchung nicht möglich ist, so bleibt nur die Frage zu unterscheiden, ob Anno den westlichen oder östlichen Theil errichtete. Die beiden Thürme des Chores scheinen allerdings für den letz-

tern Fall zu sprechen, da ihrer von dem alten Autor so entschieden Erwähnung geschieht; aber die Annahme, dass die gegenwärtigen Thürme nur an die Stelle zweier älteren getreten seien, welche etwa eine ähnliche Stellung wie die gegenwärtigen hatten, ist keinesweges zu gewagt, da sich Aehnliches häufig ereignet hat. Eben so bestimmt, wie jene beiden Thürme, erkennen wir nun aber in der Beschreibung des Anonymus den ganzen westlichen Theil mit der weiten Krypta, der hohen Treppe, welche in den Chor zwischen den Langwänden hinaufführt, wieder. Vor Allem wichtig ist aber die ausdrückliche Nachricht, dass Anno, um diesen Bau auszuführen, die östliche Wand des Rundbaues durchbrochen habe; zum Beweise, dass hier nicht etwa schon ein älterer Anbau vorhanden war. Wir sind also zu der bestimmten Annahme berechtigt, dass der westliche Theil der Krypta allein diesem berühmten Bischofe zuzuschreiben sei, und dass dieser gegen Osten einen später zerstörten Abschluss mit zwei Thürmen und einer Abside dazwischen hatte. Unmöglich ist es nicht, dass die östlichste Arkade, deren Kämpfer, wie oben erwähnt wurde, in jedem Stockwerke etwas höher als jene der übrigen Bogenstellungen liegen, schon den Unterbau jener Thürme bildete und deshalb auch etwas abweichend ausgebildet wurde. Hiemit würde der Umstand zusammenstimmen, dass das östlichste der fünf Säulenpaare der älteren Krypta gegen die übrigen um eine Stufe erhöht steht [1]), welche Erhöhung sodann für die ganze spätere östliche Krypta beibehalten wurde; ferner sind die Schäfte dieses Säulenpaares durch schräge Kannelierungen reich decoriert, indem diese sechsmal der Höhe nach, von der Linken zur Rechten und umgekehrt laufend, mit einander abwechseln [2]).

---

1) Bei Boisserée Bl. 63 ist dieses nicht ganz richtig gezeichnet.

2) Die Inschrift: + AL. S̄. KATHERINE an dem Kapitäle der südlichsten Säule ist erst später, wahrscheinlich bei Stiftung eines Altares, hinzugefügt worden.

Die Auszeichnung dieses Säulenpaares erklärt sich sehr leicht durch die Annahme, dass dasselbe unmittelbar vor dem ehemaligen Hauptaltare der Krypta stand; die Erhöhung dieses Platzes war eben so häufig wie der reichere Schmuck der dem Altare zunächst stehenden Säulen. Dies wäre denn auch der Altar, den der Erzbischof Anno 1068 XI. Kal. Nov. geweiht hat, nachdem er schon im Jahre zuvor 1067 XVI. Kal. Nov. die Nicolaikapelle, welche dem westlichen Theile der Krypta gegen Süden verbunden ist, geweiht hatte — ein neuer Beweis, dass von ihm der westliche Theil derselben erbaut wurde. Endlich im J. 1069 IV. Kal. Sept. weihte er den Hauptalter der Kirche im Chore ein, sodass hiernach der gesammte Bau etwa 3 Jahre gedauert haben würde. (Gel. l. c. S. 268). Der Hauptbeweis für die Erbauung dieses Gebäudetheiles im XI. Jahrh. ist aber die innere Verwandtschaft der Architektur desselben mit den oben geschilderten Gebäuden, namentlich aber mit dem Münster zu Bonn und der gleichfalls vom heil. Anno erbauten S. Georgskirche.

Nachdem wir die Erbauungszeit dieses ältern Theiles festgestellt haben, gehen wir zu der des jüngeren Chorschlusses über. Die ganze Architektur zeigt einen entschieden vorgeschritteneren Charakter als der von Anno erbaute Theil. Wir erkennen daran den ausgebildeten romanischen Stil mit seinen grösseren und kleineren Bogenstellungen über Säulen, welche theils freie Gallerien bilden, theils an die Wand gelehnt stehen; Lissenen und Rundbogenfenster mit reicher Säuleneinfassung u. s. w., wie dergleichen vorzugsweise um die Mitte des XII. Jahrh. üblich war. Schon am östlichen Theile des Münsters zu Bonn mit seinen beiden Thürmen sehen wir ein ähnliches und gut datiertes Werk jener Zeit; auch stimmt damit die handwerksmässige Fertigkeit in der Technik aller Construktionen so wie in der Behandlung der Details überein, welche von der schüchternen Sorgsamkeit, die wir an den Werken des

XI. Jahrh. erblickten, weit entfernt ist. Wir würden hiernach diesen Bautheil allein aus inneren Gründen der Mitte des XII. Jahrh zuschreiben, doch kommt uns zu dieser Bestimmung noch eine von Gelenius (l. c. S. 268) aufbewahrte Nachricht zu Hülfe, welche die verschiedene Erbauungszeit beider Theile klar nebeneinanderstellt, obschon sie bis jetzt von keinem neueren Kunstschriftsteller für diesen Zweck benutzt worden ist. Indem er von den Einweihungen der Kirche spricht, sagt er: Dedicata est ecclesia a B. Annone secundo Arch. Col. auxiliante Hizelino Scarensi Ep. A. D. MLXIX. Indict. VII. IV. Cal. Sept. in die decollationis S. Ioannis, atque postea ob motionem altaris eodem festo S. Ioannis reconsecrata ab Arnoldo secundo. Hieraus ersehen wir, dass der vom Erzbischof Anno i. J. 1069 geweihte Hochaltar der Kirche, wegen Verlegung desselben, von seinem spätern Nachfolger Erzbischof Arnold II. (1151-1156) aufs neue geweiht wurde. Vergleichen wir hiermit die andere Nachricht, dass der heil. Norbert i. J. 1121 den bis dahin verborgenen Körper des heil. Gereon aufgefunden habe (ebends. S. 269 u. Surius zum 6. Juni), so folgt hieraus, dass um diese Zeit wahrscheinlich die Erweiterung des Chores begonnen hat (wie denn solche Auffindung von Heiligen zugleich die Aufgrabung des Grundes zu den Fundamenten bedingte und je nach dem Rufe der aufgefundenen Reliquien erwünschte Gelegenheit zu Geldspenden für den Bau darbot, so dass deshalb fast immer mit einer solchen Auffindung eine Bauthätigkeit verbunden zu sein pflegt), und dass dieser Bau jedenfalls in den Jahren 1151-1156 vollendet war, mit Ausnahme vielleicht des Obertheils der Thürme, welche sehr wohl auch noch nach der Einweihung fortgebaut werden konnten. Noch später, seit 1212, wurde sodann der alte Rundbau abgebrochen, um demnächst in die noch bestehende Polygonform umgewandelt zu werden.

F. v. Quast.

III. Litteratur.

Verhandeling over het Westland, ter Opheldering der Loo-en, Woerden en Hoven benevens de Natuurdienst der Friesen en Batavieren, opgedragen aan de Faculteit der bespiegelende Wijsbegeerte en fraaije Letteren te Groningen, door D. Buddingh. Leyden, 1844. 8. XXIV. u. 446. Mit einer Karte des Westlands.

Seit *Mone* (Niederländische Volkslitteratur) und *Hoffmann von Fallersleben* (Horae belgicae) den ungeahnten Reichthum der mittelalterigen Litteratur der Niederlande aufgedeckt und auf die Schätze hingewiesen haben, die hier für unsere Alterthümer ungenutzt verborgen liegen, begann sich in beiden Königreichen der Eifer zu regen, diese reichen Fundgruben völlig aufzuschliessen und selber auszubeuten. Bis dahin hatte Belgien, von französischer Litteratur überschwemmt, das Vaterländische überhaupt geringgeschätzt; Holland, für seine Sprache und s. g. classische, d. h. nach französischen Vorbildern gemodelte Kunstlitteratur mehr als billig eingenommen, sich doch ausschliesslich der antiken Philologie hingegeben, ohne auch darin neuerdings grosse Fortschritte zu machen, seine ältere und volksmässige Poesie aber, seine heimischen Ueberlieferungen und Alterthümer, deren Studium auch bei uns noch kein Jahrhundert alt ist, fast gänzlich vernachlässigt. Noch jetzt zeigt sich das Bestreben, das hierin Versäumte nachzuholen, in Belgien lebendiger als in den Niederlanden. Der Grund grösserer Regsamkeit liegt aber dort bekanntlich in dem Uebergewicht der französischen Sprache, Litteratur und Sitte,

von welchem sich die sog. flämische Bewegung nicht gänzlich erdrücken lassen will, das sie aber abzuschütteln vergeblich bemüht bleibt. In Holland, wo dieser äussere Antrieb wegfällt, ist die Rückkehr zu dem heimischen Boden, wenn auch erst begonnen, eine um so erfreulichere Erscheinung, die wir, wie sie für sich selbst Aufmunterung verdient, schon in unserm eigenen Interesse willkommen heissen müssen. Auch dürfen wir das bisher auf diesem neuen Gebiete geleistete nicht so gering anschlagen als diess neulich bei Mittheilung einer friesischen Zaubersage im Janus geschah, wo die holländischen Gelehrten den Vorwurf hinnehmen mussten, dass sie sich in ihrem classischen Stolze zu vornehm deuchten, eine solche Perle vom Boden aufzuheben.

Der Verfasser des gegenwärtigen verdienstlichen Werkes, dem sich Ref. in den Martinsliedern (Bonn bei *Marcus* 1846) mehrfach verpflichtet bekennt, geht in dieser Richtung nebst *Halbertsma*, *de Haan Hettema*, *de Vries* u. A. seinen Landsleuten rühmlich voran und hat sich ihr, wie mehrere seiner frühern Werke: Verhandeling over de Noord. Godenleer 1836, Eddaleer 1837, Ontdekking van Amerika in de X. eeuw, 1838, Oude en latere Drinkplegtigheden by de Scandinaviers, Germanen en Nederlanders 1842 darthun, bereits seit geraumer Zeit zugewendet.

Der nächste Gegenstand dieser seiner neuesten Schrift ist zwar nur das Westland, d. i. der südwestliche Theil der Provinz Südholland, von welchem eine genaue Specialkarte beigegeben ist, sie greift aber über diese enggesteckten räumlichen Grenzen vielfach so weit hinaus, dass sie nicht einmal die Grenzen des Königreichs inne hält. Auch seinem Inhalte nach leistet das Buch mehr als es verspricht. Die Betrachtung der Loo-en, Woerden und Hoven des Westlands, welche der Titel ankündigt, führt nämlich den Verfasser viel tiefer in die Sache, als man vermuthen

würde. Denn indem er sich bemüht, jene drei einfachen Wortbegriffe zu erläutern, und dieser Erläuterung den Text seines Werkes widmet, der nur die ersten vierzig Seiten einnimmt, sieht er sich veranlasst, den ganzen übrigen Raum zu Anmerkungen zu verwenden, die seine Ansichten beweisen und näher ausführen sollen. Diese Anmerkungen aber beziehen sich fast auf alle Lehren der deutschen Mythologie, so dass sich diese hier ziemlich vollständig abgehandelt findet. Sie führen ihre eigenen Ueberschriften und sind als Capitel des Buchs zu betrachten, dessen bessern Theil sie bilden, da der Text seines beschränkten Bezugs auf das Westland und der Dürftigkeit seines Inhalts wegen so wenig bedeutend erscheint, dass wir ihn neben den Anmerkungen, die ganz wohl für sich bestehen könnten, kaum vermissen würden. Wenn auch bei diesen mancher Irrthum mitunter läuft und die Wissenschaft sich nicht alle hier vorgetragenen Ansichten und Vermuthungen aneignen kann, so wird sie doch für das reichhaltige, noch unbenutzte Material dankbar sein müssen, das der Fleiss und die Gelehrsamkeit des Verfassers aus seiner uns noch wenig erschlossenen Heimat beibringt. Und nicht zur Mythologie allein, obgleich es auf diese zunächst abgesehen ist, auch für das Volkslied, das Sprichwort, für Sitten und Gebräuche, Volksfeste und Spiele und alle andern Gegenstände deutscher Alterthumsforschung finden sich hier schätzbare Beiträge gesammelt.

Mit der ältern und neuern Litteratur seiner Heimat ist der Verfasser vertraut, er macht uns mit allem bekannt, was die Gelehrten seines Landes über die hier einschlagenden Fächer geschrieben haben; auch die vornehmsten Leistungen der Deutschen sind ihm selten unbenutzt geblieben, und indem er seine Landsleute auf diese Forschungen aufmerksam macht, erweist er ihnen wie uns einen gleich grossen Dienst. Zwar scheint er nicht durch deutsche Gelehrsamkeit zuerst

angeregt, sondern aus dem Studium der nordischen Mythologie in die deutsche gekommen zu sein; was dänische und schwedische Gelehrte zur Erläuterung jener geleistet haben, hat er zum Gegenstand genauern Studiums gemacht, wie man schon nach den angeführten Titeln dreier seiner Werke anzunehmen geneigt sein wird. Weniger scheinen ihm die Bemühungen der Deutschen um nordische Litteratur und Sage bekannt: er nennt *Ettmüller*, *Stuhr*, *Levis* und *Wachter*, aber nicht *Uhland* (Mythus des Thor). Auf dem Gebiete der deutschen Alterthumsforschung sind ihm viele Namen geläufig; dass ihm *Mone* und *Hoffmann* in erster Linie stehen würden, liess sich voraussetzen, so wie dass eine so glanzvolle Erscheinung wie *Jacob Grimms* ihn angezogen haben werde. In der That hat er dessen Mythologie in beiden Ausgaben benutzt, er nennt auch die R. A. mehrmals; doch scheint ihm die Grammatik so wie *Graffs* althochdeutscher Sprachschatz und *Schmellers* baierisches Wörterbuch fremdgeblieben, was wir um so mehr bedauern, als ihm ein eigenes vergleichendes Sprachstudium nicht zu Gebote steht. Hieraus erklärt es sich auch, dass er auf eine gelegentliche Aeusserung *Mones* oder *Ettmüllers* eben so sicher fortbauen zu dürfen meint als auf einen Ausspruch *Jacob Grimms*, dem er zu widersprechen nicht selten Veranlassung nimmt und ohne überzeugende Gründe. Bei seiner Kenntniss der nordischen Mythologie fällt es auf, dass ihm die deutsche Heldensage so wie der Bêówulf und das angelsächsische Lied vom Wanderer entgangen zu sein scheinen, auf welche wir ihn, so wie auf *K. Müllenhoffs* 1844 noch nicht erschienene Nordalbingia hinweisen zu müssen glauben, da er daraus vielfältige Bereicherung seiner Kenntnisse schöpfen wird. Auf einige andere deutsche Werke, die in das Gebiet seiner Forschungen einschlagen, werden wir ihn später aufmerksam zu machen Gelegenheit finden.

Dass der Titel des Buchs von dem Naturdienst der Friesen und Batavier spricht, darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, da wir bei seiner Neigung, Alles auf Wasser- Feuer- und Sonnendienst u. s. w. zurückzuführen, schwerlich hoffen dürften uns über diesen sonst vieldeutigen, mithin nicht unbedingt zu verwerfenden Ausdruck mit ihm zu verständigen. Wir begnügen uns auf *Gr.* Myth. II. Ausg. S. 89—91. 548. 613. zu verweisen, wo unsere gemeinschaftlichen Voreltern vor dem Vorwurf bewahrt werden, sich einem groben, götterlosen Naturcultus ergeben zu haben. Götterlosigkeit der deutschen und nordischen Mythologie behauptet zwar auch der Verfasser nicht, er scheint es aber bei jener Neigung zuweilen zu vergessen, und freilich mag diess dem rohern Volke auch nicht selten begegnet sein, dass die Verehrung der Elemente, der Thiere und Pflanzen von der Anschauung belebter Natur ausgehend doch zuletzt den göttlichen Wesen galt, die sich hinter diesen angenommenen Formen und Zeichen verborgen hielten.

Wir kommen zu der Erklärung, die der Text des Buchs von den Loo-en, Woerden und Hoven giebt. Bei dem ersten Worte verwirft er *Heldrings* Erklärung, Loo sei der heilige Busch (lucus), worin der Batavier seinen Göttern diente; er verwirft auch, wie wir glauben mit Recht, die ältere, wonach es, wie wirklich das gleich zu besprechende lê(hlèo) lêwes, eine Erhebung des Erdreichs bezeichnen soll. Er selbst stellt es mit Lacus und Lauge zusammen und giebt Wasser als die Bedeutung an. In Waterloo soll demnach das erste Wort der Zusammensetzung nur eine Erklärung des zweiten enthalten und Venloo müsste er für Sumpfwasser nehmen. Die vielen in Belgien, den Niederlanden (und Westfalen) vorkommenden mit Loo zusammengesetzten Ortsnamen, die er in einer eigenen Anmerkung zusammenstellt, sind ihm daher eine Bestätigung des altdeutschen Wassercultus. Auch in den auf -lee endenden Ortsnamen

wie Oosterlee, Westerlee sieht er nur eine Abschwächung dieses -loo, desgleichen in vielen andern, ja S. 79. soll selbst das -lei in unseren deutschen Lurlei Wasser bedeuten, so dass also auch der Stein, der dem flüssigen Element gerade entgegengesetzte harte Fels, der nicht einmal immer aus dem Wasser entstanden zu sein braucht, wie die vulcanische Erpeler Lei beweist, von dieser etymologischen Sündflut verschlungen wird. Doch steht allerdings das isländische lå (fem.) bei Biörn (Lex. isl.) dem Verfasser zur Seite, aus dem aber unser loo schwerlich herzuleiten ist. Das mit jenem lå verwandte in deutschen Dialecten vorkommende fem. lôhe bedeutet auch höchstens eine sumpfige Stelle im Boden; in Venloo wäre diess aber, da Venn (fango, fange) schon Sumpf ist, ein Pleonasmus wie es Waterloo sein würde, wenn die aufgestellte Erklärung richtig wäre. In den meisten angeführten Ortsnamen ist aber an jenes weibliche lôhe wohl nicht zu denken, sondern an das männliche und neutrale lô für lôch (lucus), dem wir in Hohenlôhe, Heiligenlôh (*Perz* II, 362.) begegnen, welches *Grimm* Myth. II. A. 65. für Holz nimmt und das in Dornlôh (*Schmeller* II, 460.) wiederkehrt, wo es unmöglich Wasser bedeuten kann. Einen Uebergang in den Begriff von Aue oder Wiese, deren Verwandtschaft mit dem Wasser nicht bestritten werden kann, giebt *Grimm* R. A. p. 794. allerdings zu, aber die vielen mit lô zusammengesetzten Waldnamen, deren er aus *Kindlinger* gedenkt, machen es unstatthaft, loo geradezu für Wasser auszugeben. Zum Schluss stehe hier noch eine Stelle aus Folcuinus gesta abbatum Lobiensium (2. Hälfte des 10. Jahrh.), welche unsere Erklärung urkundlich belegt: „Locus ille eorum lingua Lobach dicitur, et „lo" quidem vocant obumbrationem nemorum, „bach" autem rivum, quae duo, si componantur, faciunt: obumbraculi rivum."

Auch mit der Erklärung der Woerden können wir uns nicht einverstanden erklären. Der Verfasser giebt sie für Todtenäcker aus, indem er den Namen der Norne der Vergangenheit, die altn. Urdr, alth. Wurt hiess, darin wiederfindet und demgemäss alle auf Weurt, Woert, Waart, Waarden, Wert endenden Ortsnamen auf heidnische Begräbnissplätze deutet. Zu einer so sonderbaren Ansicht mag ihn die Thatsache verleitet haben, dass auf hohen, dem Wasser unzugänglichen Haidenflächen, die dem Niederländer Woerd, dem Westfalen Word (area) heissen, wie er auch Wordzeichen für Wahrzeichen gebraucht, in alter Zeit Todtenäcker nicht selten angelegt wurden.

Gegen des Verfassers Erklärung der Hoven kann kein sprachliches Bedenken obwalten, und wenn er sie für das Innerste, das Allerheiligste heiliger Haine erklärt, wo sich die Gottheit im Dunkel rauschender Blätter den Blicken der Sterblichen entzog, wo späterhin Altäre und Tempel errichtet wurden, wo auch Priester und Könige wohnten, so dürfte er sich dafür auf das althochd. frîthof, ja auf das nordische hof (fanum, delubrum) und die hofgodar (Opferpriester des Nordens), auf die hofgydia (Priesterin) berufen. Eine andere Frage ist es freilich, ob die Hoven des Westlandes in so frühe Zeit zurückreichen, dass sie Opferstätten gewesen sein könnten, und diess scheint uns der Verfasser nicht erwiesen zu haben.

Auch von den auf lar ausgehenden Ortsnamen, deren auch in Deutschland z. B. Fritzlar, ja in unserer nächsten Nähe (Geislar, Liblar) vorkommen, legt der Verfasser ein Verzeichniss an, denn er möchte sie gleichfalls auf alte Tempel und Opferplätze beziehen. Da aber lar immer nur Haus heisst, so kann er keinen Beweis für seine Meinung aufbringen als den §. 4. des »indiculus superstitionum de casulis id est fanis«, welcher aber, da man noch heutzutage von Gotteshäusern und Bethäusern spricht, nichts wei-

ter beweist als dass man unter fanum ein kleineres gottesdienstlichem Gebrauch gewidmetes Gebäude verstand. Ein andermal, in dem Abschnitt vom Thierdienst, sammelt er alle mit Ross (hross) zusammengesetzte Ortsnamen, wobei ihm nur das Unglück begegnet, dass er hross mit horst (hurst = Strauch, Hecke) verwechselt und alle damit zusammengesetzte Namen wie Arendhorst, Welpenhorst, Storckhorst, Havixhorst, Bockhorst nicht etwa auf den Thierdienst überhaupt, was schon eher anginge, sondern gerade auf den Pferdedienst bezieht. Bei diesem Studium der Ortsnamen, mit dem sich der Verfasser so vielfach beschäftigt hat, müssen wir bedauern, dass er *Leos* Rectitudines nur aus einem Citat zu kennen scheint.

Die noch immer spukende Ableitung der Grafen von den Grauen (Gråwen) findet sich auch hier S. 178. wiederholt und durch ein seltsames Missverständniss beruft sich der Verfasser dafür auf *Grimm*, der sie R. A. S. 752. überzeugend dargethan habe, wo er sie vielmehr verworfen und durch eine andere, doch auch bedenkliche, ersetzt hat. Hier möchten wir den Verfasser auf *Herm. Müllers* Lex salica §. 39. verweisen, dessen Herleitung wir der *Grimm*schen vorziehen. Die Bekanntschaft mit diesem Buche, das die Gegenstände seiner Studien so vielfach berührt, wäre ihm überhaupt zu gönnen gewesen.

Doch die etymologischen Missgriffe des Verfassers thun seinem Werke wenig Eintrag, da die Masse der beigebrachten Notizen, wenn sie auch hier und da anders zu verwenden wären, ihm einen dauernden Werth sichert. Auch den Scharfsinn des Verfassers haben wir nicht selten selbst da zu bewundern Gelegenheit, wo uns an der Richtigkeit seiner Combination noch ein Zweifel übrig bleibt. Von dieser Art ist es, wenn er in der Anmerkung 59 über die aus Tacitus bekannten Brüder Alcis, welche er für Baldur und Hödur hält, den Nachweis versucht, dass sich in den

Schützenfesten noch eine Erinnerung an ihren Cultus erhalten hätte und hierfür unter andern die Sonnenscheibe zu Ballo als Beweis anführt. Bekanntlich schossen die Asen nach (dem Sonnengott) Baldur, um seine Unverletzlichkeit zu versuchen, wobei er auf Lokis Veranstaltung von Hödur mit dem Misteltein getödtet wird, da die Mistel allein von allen Bäumen nicht in Eid und Pflicht genommen war. Mit dem Schützenfest ist an manchen Orten ein Fischfang verbunden, wie jener zu Heusden, der S. 288. beschrieben wird. Die Deutung desselben auf den Fischfang der Asen um den in einen Lachs verwandelten Loki zu fangen, und für Baldurs Tod an ihm Rache zu nehmen, ist freilich noch gewagter als die Deutung der Sonnenscheibe auf den Sonnengott; aber sollte sie auch fehlschlagen, so werden uns die geschilderten Gebräuche entschädigen. Ein andermal (S. 147.) freilich spielt ihm die Neigung zu symbolischen Deutungen einen neckischen Streich: indem er nämlich aus *Schotanus* (Beschr. van Friesland S. 208.) von der geweihten eisernen Kuh berichtet, die in der Pastorat zu Bridwerth bewahrt wurde, um bei Begräbnissen vor oder hinter der Leiche auf den Kirchhof geschleppt zu werden, wenn die Hinterlassenen dem Priester eine lebende Kuh (oder deren Werth, vermuthen wir, in baarem Gelde) verehrt hatten, damit er für die Seele des Abgestorbenen bete, sieht er in der eisernen Kuh ein Sinnbild des eisernen oder eiskalten Todes, weil er nicht weiss was im deutschen Privatrecht unter eisernem Vieh verstanden wird, worüber ihn das *Gr.* R. A. S. 593. erläuterte Sprichwort »eisern Vieh stirbt nicht« hätte belehren können. Mit dem eisernen Füllen zu Kesteren hatte es ohne Zweifel auch keine andere Bewandtniss. Die falsche Deutung schmälert den Werth der beigebrachten Nachricht nicht, in welcher wir allerdings ein Ueberbleibsel eines alten Opfergebrauches erblicken dürfen, wenn wir annehmen, dass die Kuh sowohl als das Füllen in der heid-

nischen Zeit bestimmt war, bei dem Leichenbegängniss geopfert zu werden. Bei einer ähnlichen Gelegenheit S. 322. gedenkt der Verfasser aus *Janssens* Schrift, über die Hunnenschanzen am Udelermeer zweier altfriesischen Wörter, heenekleed für Todtenkleid und Heunburgin für Leichenweib, von welchen letzteres, denn ersteres ist nicht neu, vielleicht zur Erklärung der bekannten Benennung des Todes: Freund Hein führt, welche *Grimm* S. 811. nicht zu deuten weiss.

Zum Schluss machen wir auf den altdeutschen Kalender aufmerksam, welchen die 66. Anmerkung: Von den Festen und Festzeiten enthält, welche wir überhaupt, wäre des Neuen und Belangreichen nicht überall so viel, dass wir billig anstehen müssten, Einzelnes hervorzuheben, für den besten Abschnitt des Buchs erklären würden.

K. Simrock.

IV. Chronik des Vereins.

Der in der letzten Generalversammlung des Vereins gefasste Beschluss, auch die Denkmäler des Mittelalters in den Bereich seiner Forschungen zu ziehen, hat sowohl in der an *Winckelmanns* Geburtstage am 9. December v. J. gehaltenen sehr zahlreichen Festfeier als in dem vorliegenden Hefte den Anfang seiner Ausführung gefunden und wird fortwährend im Auge behalten werden. Möge der erweiterte Verein in immer höherem Masse die Theilnahme des Rheinlandes gewinnen, mögen seine Bemühungen, schon jetzt nicht unwichtig, täglich ergiebigere und gedeihlichere Früchte bringen; möge ein erquickender Hauch der Heimath die fröhliche Kunde von seinem Wachsthum und seiner Blüthe zu dem Unterzeichneten an die fernen Gestade der Ostsee tragen.

Bonn, den 19. Mai 1847.

Im Namen des Vorstandes
Prof. Dr. Urlichs.

Geschenke und Erwerbungen.

Anm. Die mit einem Sternchen bezeichneten Bücher sind Geschenke der Verfasser, die andern der betreffenden Vereine.

105. *J. Steiningers*, Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Trier. 1845. (Angekauft).

106. Compte-Rendu des séances de la Commission royale d'histoire, ou recueil de ses bulletins. Tome. IX. Bruxelles. 1845. Tome X. 1. (Idatii episcopi Aquiflaviensis Chronicon).

107. Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben v. d. historischen Verein von und für Baiern. VII. 1. 2. 3. München. VI. 2. 1844. 1845-46. VIII. 1. 1847. — Jahresbericht des Oberbaierischen Vereins 1845—46.

108. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI. Hefte 4°. 1837 — 46. Beilage: Inscriptiones Helveticae coll. ab *J. C. Orellio*. 1844.

109. De vrije Fries. Mengelingen, uitgegeven door het Provinciaal Friesch Genootschap, ter beoefening der Friesche Geschied-, Oudheid- en Taalkunde. I. II. III. 1844. te Leeuwarden. IV. 1. 2. 3. Stuk. 1845 und 46.

110. Mehre Nummern der trierer Zeitschrift Pilanthrop.

*111. Hanno II. von *Mooyer* in Minden. (Einzelabdruck).

112. *Schmidt's* Zeitschrift für Geschichte V, 1. 1846. (3 Ex.).

*113. *A. Jahn*, Abhandlung über Unteritalisch - Keltische Gefässe. Bern. 1846. 4°.

114. Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. I. Band. (n. F.) 1845.

*115. *P. Cuypers* Berigt omtrent eenige Oude Grafheuvelen onden Baable-Nassau in Noord-Braband. m. 3. Pl. Arnhem. (niet in der Handel).

*116. Dr. *C. I. C. Reuvens*, Dr. *C. Leemans*, Dr. *L. J. F. Janssen*, Romeinsche, germaansche of gallische Oudheden in Nederland, Belgie en een gedeelte der aangrenzende Landen. Leyden. 1845.

*117. Dr. *L. J. F. Janssen*, Oudheidkundige Mededeelingen. IV. m. VIII. Pl. Leyden. Luchtmans. 1846.

*118. *Jr. Mr. M. de Haan Hettema*, Opgraving en Bewaring van Oudheden. (Einzelabdruck). 1846.

119. Berigt omtrent eene Muurschildering in de Sint Martens-Kerk te Bolsward.

120. Neues Archiv der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Band II. 1 u. 2.

121. Abhandlungen der historischen Klasse der baier. Academie der Wissenschaften. IV. Bd. 1. u. 2. Abtheil. 1844—45. — Bulletin der Münchner Academie. 1844. Nr. 51-57. 1845. Nr. 1-52. 1846. Nr. 1-5.

122. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. 2. 3. IX. 1. u. 2.

123. Fünf Bände der Münchner gelehrten Anzeigen. 4°. (Geschenk von Dr. *Lersch*.)

124. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. IV. B. 3 Hefte. — Archiv des Vereins V. B. 1. H. 1 Suppl. Bd. (Geschichte der Stadt Grünberg). II. Suppl. (der hessischen Chronik 9. u. 10. Heft 1845. 11. und letztes Heft 1847).

125. Chronik des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen. 1845. — Urkunden zur hessischen Landesgeschichte. Darmstadt. 1846. — Period. Blätter. Nr. 1. u. 2. 1846. 3. u. 4. 1847.

*126. Traditiones Witzenburgenses. Ed. *Zeuss*. Spirae. 1842.

*127. *Buddingh*, Verhandelung over het Westland. Leyden. 1844.

*128. a. Dr. *Steiner*, Geschichte des Patrimonialgerichts Londorf und der Freiherrn von Nordeck zu Rabenau. Darmstadt 1846. — b. Desselben, Geschichte d. Bachgaus im alten Maingau. 3 Theile. 1827.— c. Desselben, altbaierisches Gerichtswesen. 1824. — d. Desselben, Geschichte und Topographie des Maingebiets und Spessarts. 1834. — e. Geschichte und Alterthümer des Rodgau's von dems. 1833. — f. Beschreibung der Schlacht bei Dettingen, 27. Juni 1743. Darmstadt. 1834. — g. Desselben, Georg I. Landgraf von Hessen-Darmstadt 1828. — h. Desselben, Caroline Landgräfin von Hessen-Darmstadt. 1841. i. Desselben. Ludwig I., Grossherzog von Hessen und bei Rhein, nach seinem Leben und Wirken. 1842.

*129. a. Die Donauquellen und das Abnobagebirge der Alten. Von *C. B. A. Fickler*, Direktor des Gymn. zu Donaueschingen. 1840. — b. Anniversarienbuch des Klosters Mariahof bei Neidingen, v. *Fickler*.

130. Jahresbericht des Vereins von Oberfranken zu Bayreuth für 1845—46. — Archiv für Geschichte und Alterthümer von Oberfranken. III. 2. Heft.

131. 8. u. 9. Bericht des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken. 1845 u. 46.

132. Historisch-geographischer Atlass der Schweiz von *J. K. Vögelin*. 1. Lieferung. Zürich. 1846 (Angeschafft).

*133. Dr. *Janssen*, Nederlaandsch-romeinsche Dactyliothek. Met VI Platen. Leyden. 1844. 1. Suppl. Met 2 Platen. 1846.

*134. *F. Piper*, über einige Denkmäler der Königl. Museen zu Berlin. Mit 1. Tafel. Berlin. 1846.

135. a. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. — b. Die Kirche zu Ottmarsheim im Elsass von *J. Burckhardt*, mit 1. lithogr. Tafel. 1844. — c. Die Barfüsser-Klosterkirche in Basel von *Adolph Sarasin*, mit 11 lithogr. Tafeln. Basel. 1845. 4°.

*136. Walter von Klingen, Stifter des Klingenthals und Minnesänger, von Prof. Dr. *W. Wackernagel*, mit 2 lithogr. Tafeln. 1845. 4°.

137. Adrianus Pars, Catti aborigines Batavorum. Dat is: de Katten de Vooronders der Batavieren. Leyden. 1697. 8°. (Geschenk von Dr. *Janssen*).

138. Arkstée, Nymegen de oude Hoofdstad der Batavieren. Gravenhage. 1788. 8°. (Geschenk von Dr. *Janssen*).

*139. *Rappeneggers* römische Inschriften in Baden, Schluss. Mannheim. 1846.

*140. Sendschreiben an die erste Versammlung deutscher Geschichts- und Sprachforscher zu Frankfurt a/M., von Freiherrn *Hans von und zu Aufsess*. Nürnberg. 1846.

*141. Geschiedkundig onderzoek van den Koophandel der Friezen, door Mr. *Jacob Dirks*. Utrecht. 1846.

*142. Bydragen tot de Munt-en Penningkunde van Friezland, door Mr. *J. Dirks*. 1845 u. 46. 2 Hefte. (Einzelabdrücke).

143. Publications de la societé pour la recherche et la conservation des monumens historiques dans le Grand-duché de Luxembourg. I. 1845-46. Luxembourg. 1846.

*144. *M. Bormann*, Nachlese zum ersten Theile der Beiträge zur Ardennengeschichte. (Nebst 2 Karten). Prüm. 1846.

145. Abhandlungen der Kaiserl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. V. Folge. Band IV.

*146. Rapport fait par *M. Roulez*, sur deux Mémoires. (extrait du tome XIII. des Bulletins de l'academie royale de Belgique. 8°).

*147. Lycurgue furieux par *J. Roulez*. Paris. 1846. 8°.

*148. Notice sur un bas-relief funéraire du musée d'Arezzo, [illegible]

présentant une scène du toilette, par *Roulez*. (extrait du tome XIX. des mem. de l'ac. roy. de Belg.). 4°.

149. Verzeichniss der Bildhauerwerke und Gemälde, welche sich in den Königl. hannöverschen Schlössern und Gebäuden befinden. Hannover. 1844. 8°. (Gesch. von Dr. Grotefend).

150. Zweiter Bericht des historischen Vereins der Pfalz. 1847.

151. 9. 10. und 11. Jahresbericht der Sinsheimer Gesellschaft. 1843. 44. und 46.

152. Della importanza dell' archeologia per rispetto allo studio della civilta umana. Ragionamento di *Frederico Bursotti*. Napoli, 1846. (Gesch. von Prof. *Welcker*).

153. Zeitschrift des Mainzer Vereins zur Erforschung der rhein. Geschichte und Alterthümer. I. B. 2. H. 1846.

154. Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Von Dr. *Heinr. Schreiber*. 5. Jahrg. mit Abbild. Freiburg im Breisgau. 1846. (Angeschafft).

*155. De Moedergodinnen. Eene oudheidkundig-mytholog. Verhandeling. Door Mr. *H. De Wal*. Te Leyden. 1846.

*156. Dr. *Janssen*, Forts. der Grieksche, Rom. en Etrur. Monumenten van het Mus. van Oudheden te Leyden.

*157. Notice sur un buste antique en bronze. Par *J. Roulez*. Gand. 1836. (Einzelabdruck).

*158. Notice sur des antiquités a Hooghstraeten, par M. *A. G. B. Schayes*. (Einzelabdruck).

*159. Dr. *Joseph von Hefner*, a. das römische Baiern, in antiquar. Hinsicht. 2. Aufl. München. 1842. — b. *Dess.*, die röm. Denkmäler Oberbaierns und des Königl. Antiquariums. 2. Abthl. München. 1846. c. *Dess.*, römisch-baierische inschriftl. und plastische Denkmäler. 4°. d. *Dess.*, die kleinen inschriftl. antiken Denkmäler der königl. vereinigten Sammlungen und des Königl. Antiquariums. München. 1846. e. *Dess.*, Catalog der vereinigten Sammlungen. München. 1845.

*160. *Karl Preusker*, die Stadtbibliothek in Grossenhain. 4. Aufl. 1847.

*161. *Dirks*, de Friezen voor Aken in 1248. Workum. 1847.

*162. *Dirks*, de togten der Friezen, onder Karel den Grooten, tegen de Wilten en Avaren. Workum. 1847.

Druckfehler in dem Aufsatze des Unterzeichneten, aufgenommen im IX. Hefte des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. S. 17-41.

Seite	lin.	v.	steht	z. l.
Seite 17	lin. 15	v. oben	steht Servoskerken	z. l. Serooskerken.
„ „	„ „	„ „	„ Nahnys	„ „ Nahuys
„ 19	„ 9	„ unten	„ Gondoever	„ „ Goudoever.
„ „	„ 8	„ „	„ seiffen	„ „ Seiffen.
„ „	„ 5	„ „	„ Burnik	„ „ Bunnik.
„ 20	„ 12	„ oben	„ Durnstede	„ „ Duurstede.
„ „	„ 11	„ unten	„ Oudtheden	„ „ Oudheden.
„ „	„ 4	„ „	„ Genhied —	„ „ Geschied —
„ 21	„ 17	„ oben	„ penbrock'sche	„ „ penbroek'sche.
„ „	„ 12	„ unten	„ Servoskerken	„ „ Serooskerken.
„ 22	„ 11	„ oben	„ Papenbrock'sche	„ „ Papenbroek'sche.
„ 26	„ 11	„ unten	„ XXXII. Hell-	„ „ XXXII.
„ 28	„ 1	„ „	„ BOTDVSF.	„ „ BOVDVSF.
„ 29	„ 18	„ oben	„ AQVITAN	„ „ AQVITANI.
„ „	„ „	„ unten	„ CRESTI.	„ „ CREST[I].
„ „	„ 5	„ „	„ OF RON.	„ „ OFRON.
„ „	„ „	„ „	„ OFRONT.	„ „ OFRNT.
„ „	„ 2	„ „	„ HAVCCA VIF(?)	„ „ HAVCCAVI F(?)
„ 30	„ 2	„ oben	„ O: I. S. F.	„ „ O. I. S. F.
„ „	„ „	„ „	„ Sassois	„ „ Nassois.
„ „	„ „	„ „	„ Sive	„ „ sive.
„ „	„ 15	„ „	„ RVFiNI.	„ „ RVFNI.
„ „	„ 1	„ unten	„ Cursive	„ „ Cursiven.
„ 32	„ 5	„ „	„ Bydingen vur	„ „ Bydragen voor.
„ 35	„ 15	„ „	„ Wirbel	„ „ Wirtel.
„ 36	„ 13	„ „	„ Werlerfoort	„ „ Westerfoort.
„ „	„ 2	„ „	unten Kalbeck	„ „ Kalbeek.
„ 37	„ 10	„ „	„ ALA. ≷ ≷ ≷	„ „ ALA ≷ ≷ ≷ HIC. ≷ ≷ ≷
„ „	„ 8	„ „	„ NAHE[R]EDES	z. l. [SET] ≷ ≷ NAHE[R]EDES
„ 38	„ 1	„ oben	„ ≷ ≷ ICONIVGI	z. l. ≷ ≷ ET CONIVGI.

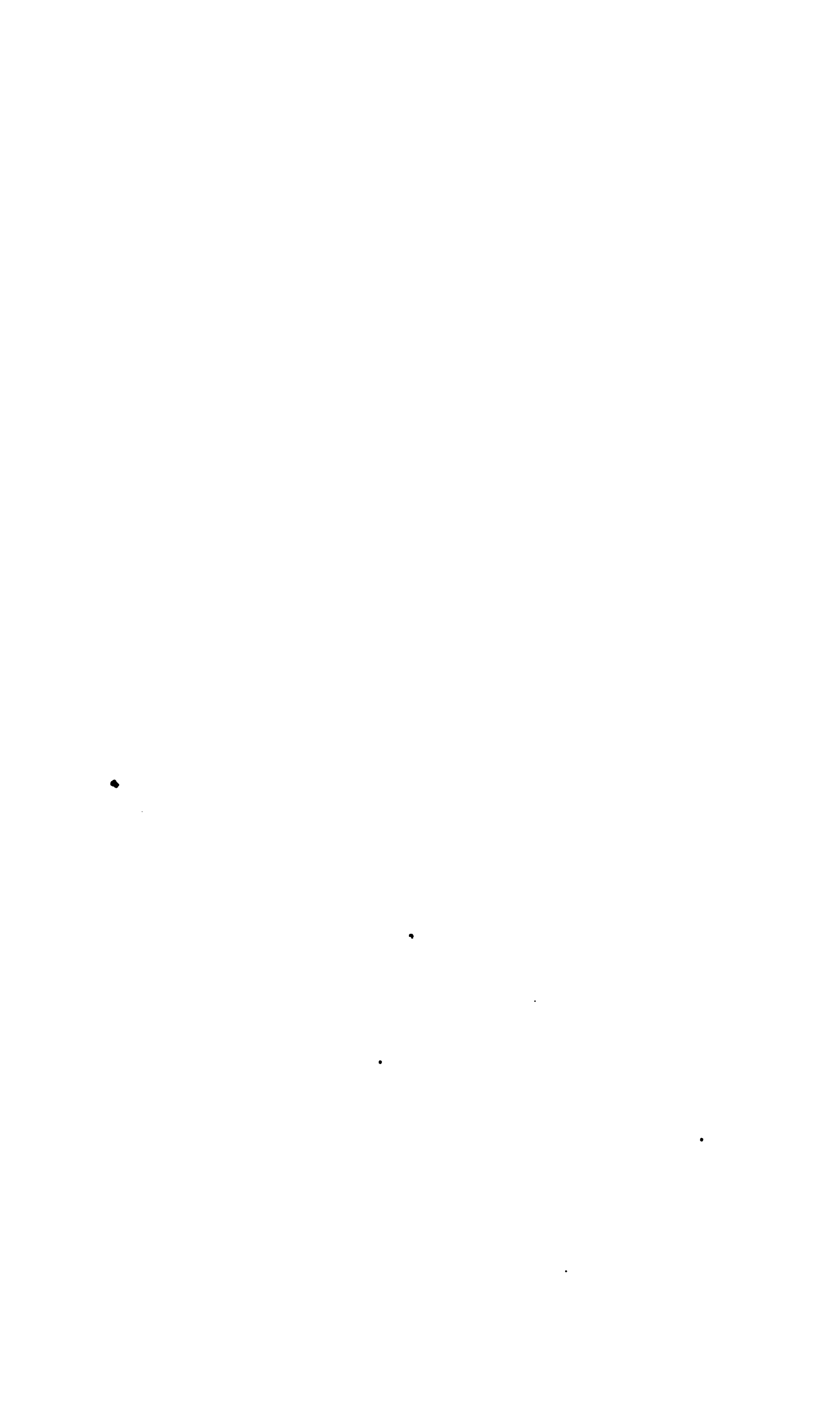
Dr. L. J. F. Janssen.

Zu IX. S. 160. Das älteste Beispiel des Namens Ammaeus bietet der Freund des Dionysius von Halicarnass.

Im X. Hefte ist auf Taf. VI. VII. durch ein Versehen der Lithographie die Bezeichnung der Zahlen ausgefallen. U.

Das Verzeichniss der Mitglieder folgt im nächsten Hefte.



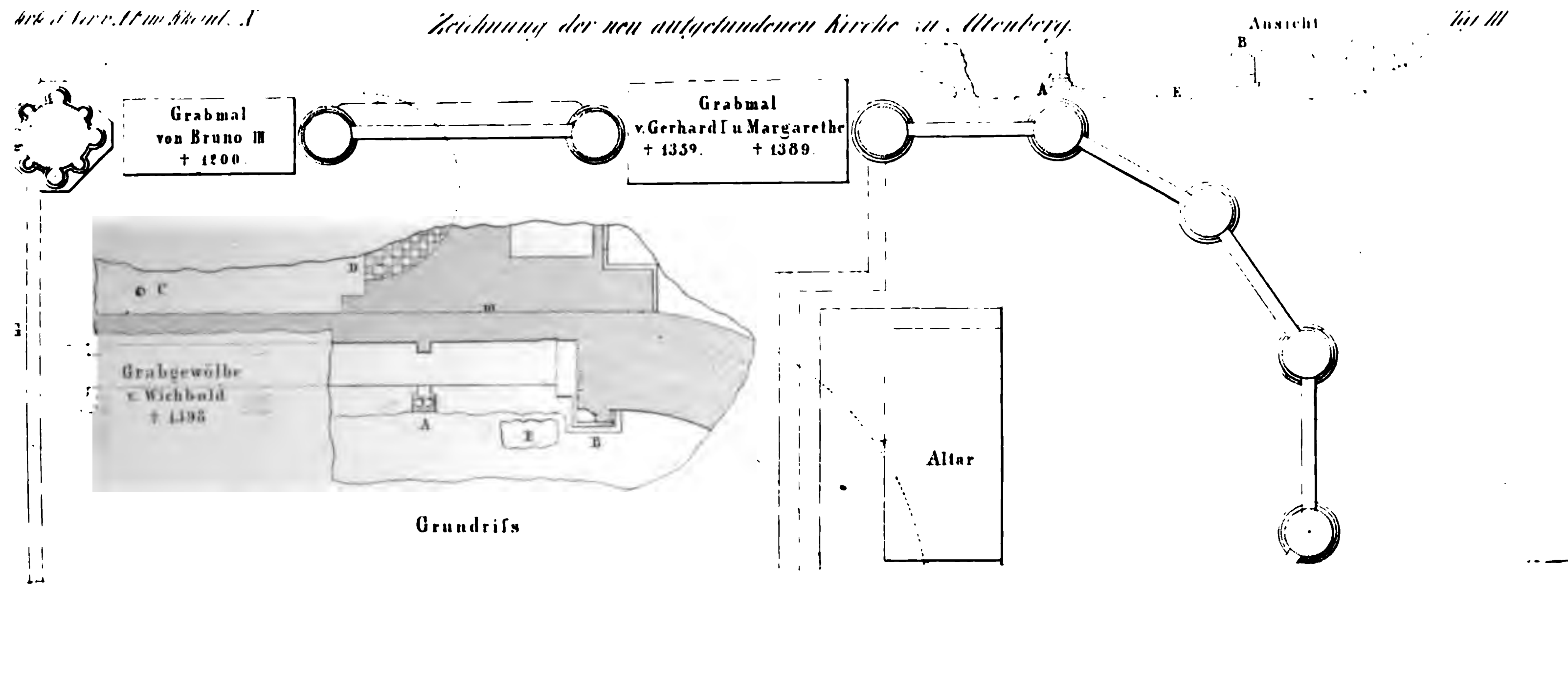




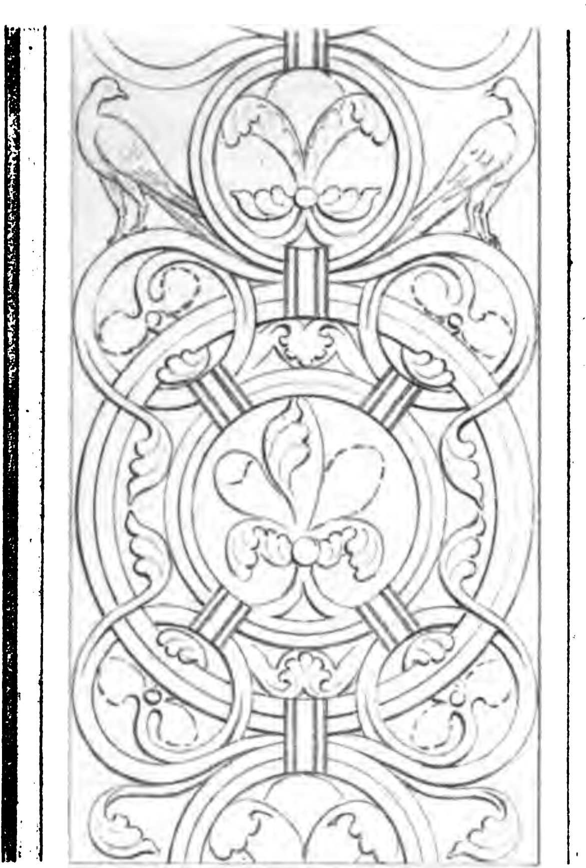
Grabdenkmal aus Bonn.

Lith. Inst. v. Henry & Cohen




Zeichnung der neu aufgefundenen Kirche zu Altenberg.
Ansicht
B
A
E
Grabmal
von Bruno III
+ 1200
Grabmal
v. Gerhard I u. Margarethe
+ 1359.
+ 1389.
D
C
Grabgewölbe
v. Wichbold
+ 1398
A
E
B
Grundrifs
Altar
Wandmalereien in Schwarzrheindorf





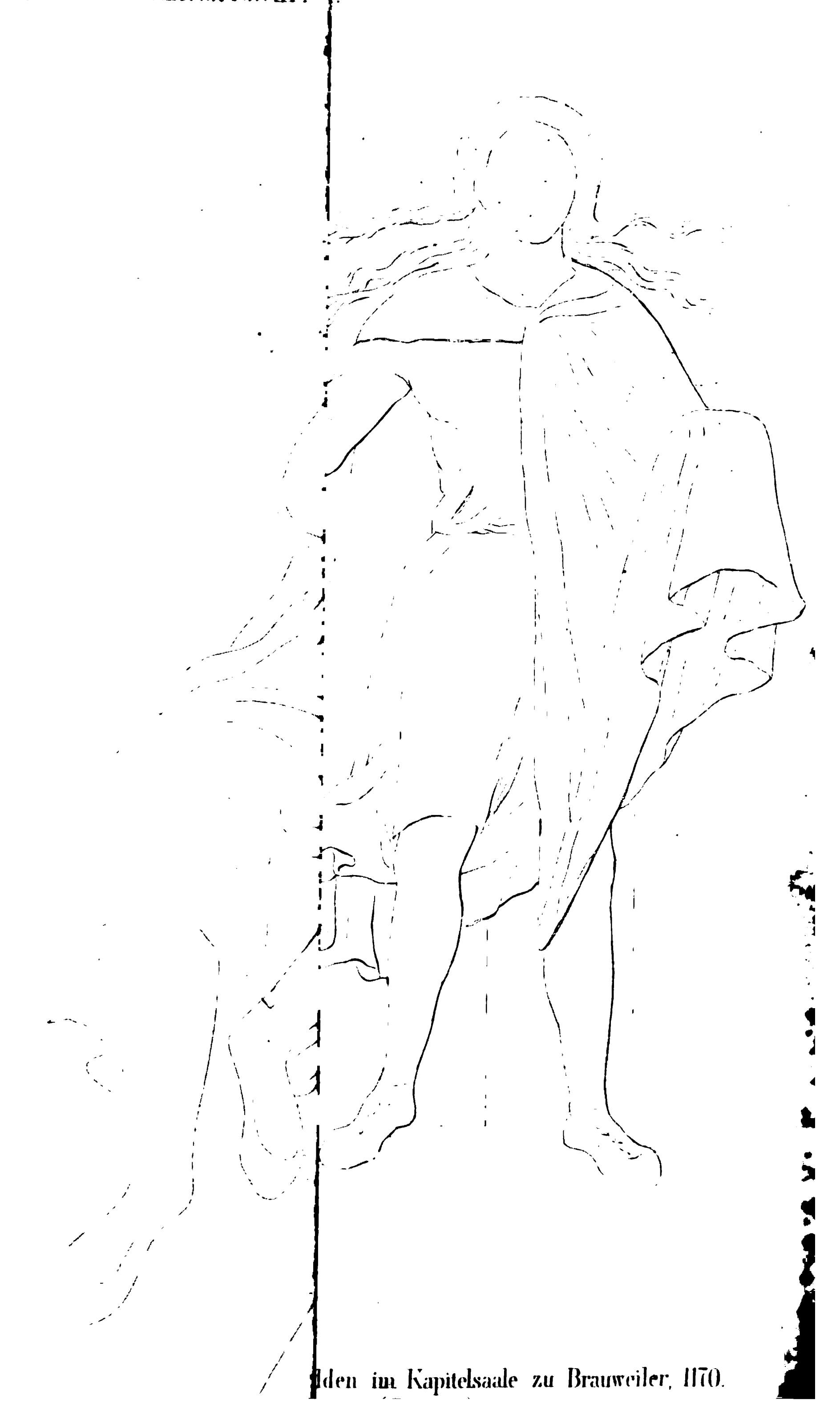
Wandmalereien in Schwarzrheindorf.

Lith. Anst. v. Henry & Cohen in Bonn.





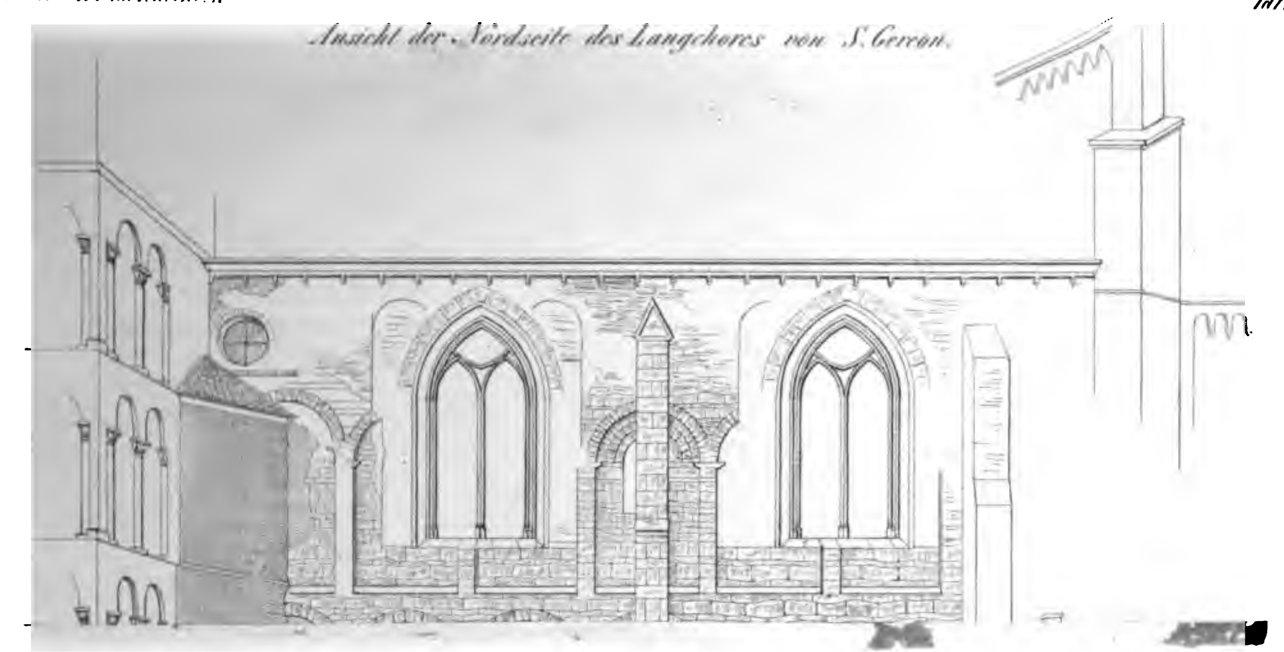
Wandmalereien in Schwarzrheindorf



lden im Kapitelsaale zu Brauweiler, 1170.



Ansicht der Nordseite des Langchores von S. Gereon.



JAHRBÜCHER

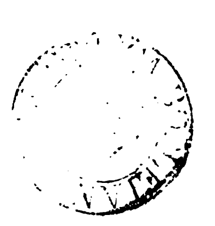
des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

RHEINLANDE.

XI.



Mit sechs lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Kosten des Vereins.

Bonn, bei A. Marcus.

1847.

I. Chorographie und Geschichte.

1. Antiquarische Alpenwanderung.

Nicht allein die Grösse und Lieblichkeit der Natur zeichnet die Alpen aus vor den Gebirgen Europas: auch die Geschichte, das Alterthum treten hier lehrend dem Wanderer entgegen. Zwar verliert die Urzeit Helvetiens sich in dichte Nebel, die auch *Johannes Müller* nicht zu erhellen vermochte. Gallische Stämme hatten weit und breit alles Land im Norden und im Süden der Alpen inne, unter verschiedenen Namen, als Rom gegen Ende des siebenten Jahrhunderts dorthin seine Blicke wandte. Julius Caesar schlug die Helvetier, welche 50 Jahre vorher ein römisches Heer vernichtet hatten, und schloss dann mit ihnen Vertrag und Bundesgenossenschaft. Sie bewachten für Italien gegen die Germanen [1]) den Zugang der Alpen. Allein schon Caesar gründet 709. A. U. C. am lemanischen See die Colonia Iulia equestris [2]) zu Noviodunum (Nyon), und sein Legat Servius Galba unterwirft die Veragrer und Seduner im Thale des Rhodanus, im untern Wallis, welche die Alpenpässe nach Italien unsicher machten [3]). Damit hebt, im Jahre Roms 698, 56 vor Christo, die Römerherrschaft in

1) Caes. B. G. I. 28.

2) *Orelli*, Inscr. Helv. N. 110. *Ukert*, Geogr. der Gr. und R. II. 2, S. 492.

3) Caes. B. G. III. 1—6.

den helvetischen Alpen an. Unter Octavian gründet L. Munatius Plancus 712, 42 vor Chr., Colonia [1]) Augusta Rauracorum (Augst bei Basel); Tiberius und Drusus unterjochen 739 die Räter, Vindeliker und Noriker. Am Genfer See, aber auch im Innern der heutigen Schweiz, lagen blühende Städte: Vindonissa. Aventicum [2]) u. a. m. Geneva, im Lande der Allobroger, wird mehrfach erwähnt. Nun dringen im zweiten Jahrhunderte nach Christo die Germanen vor. Siegend und besiegt verheeren Allemannen die Alpenländer. Ammianus Marcellinus (XV. 11) sah Aventicum in Trümmern. Nicht besser mag es den andern Städten der Römer ergangen sein. Aber zahlreiche Denksteine und Inschriften sind erhalten als Zeuge frühern Lebens in diesen Thälern und Gebirgen.

Manches dieser Art, das theils der Zufall, theils sorgfältige Ausgrabungen zu Culm im Aargau (1760), zu Avenches (Aventicum) (1783), zu Herzogenbuchsen (1810) endlich zu Ipsach und auf dem Studenberg bei Bürglen an der Zihl (wohl das alte Petinesca) (1830) ans Licht brachte, bewahrt das Museum zu Bern, von welchem vor Kurzem ein genaues Verzeichniss mit 4 lithographirten Tafeln (Bern, 1846. 100 S. 8°.) erschienen ist, dem man es nachrühmen darf, dass es sowohl der Fundorte, als des künstlerischen und antiquarischen Werthes der Gegenstände gedenkt. Freilich sind die Vasen, Schalen und Becher jener Sammlung meist neulich erst in Italien erworben und nicht sehr bedeutend. Doch Vieles stammt auch aus der Schweiz selbst. So die 1660 zu Muri gefundene Bronze einer Panin mit Paniscus, leider durch Vergoldung und wohl auch andre Ergänzungen, welche der erste Besitzer *Rudolf von Diessbach*, da-

---

1) Inschrift von Gaeta, bei *Orelli*, Inscr. sel. N. 590.

2) Aventicum gentis caput. Tacit. Hist. I. 68. Vindonissa. Hist. IV. 61. 70.

mit vornehmen liess, sehr entstellt. Ebenso die Dea Artio, eine sitzende weibliche Figur, in der Rechten eine Patera, auf dem Schoosse Früchte tragend, mit der Inschrift: DEAE·ARTIONI || LICINIA · SABINILLA. Aehnlich die Dea Naria, eine stehende weibliche Figur, mit der Inschrift: DEAE || NARIAE || REG · ARVRE || CVR · FEROC · L. Die Inschriften hat *Orelli* aufgenommen, Inscr. Helv. N. 235. 236. Abbildungen der beiden Göttinnen, so wie einer Minerva und Juno (aus Muri) gibt das Verzeichniss auf Tafel III. Anderes hätte in demselben entschieden als Copie bezeichnet werden sollen. So ist das Bronze-Relief N. 13. (S. 55), ein libirender Priester, mit dem Opferstier, das, nach einer beigesetzten Inschrift, der Stadtrath von Lausanne 1629 nach Bern geschenkt, gewiss nichts weiter, als eine Copie des in Vidy (bei Lausanne) gefundenen schönen Originals, das aus der *Levadischen* Sammlung in das Museum zu Lausanne gekommen zu sein scheint, wo man es noch sieht. Auch der Mercur (N. 25. S. 58) im Flügelhut ist blos Copie des bekannten modernen in Florenz von Giambologna, was der Beschreibende kaum leise anzudeuten wagt.

Von Münzen, Waffen, Lampen, Fibulae, Schlüsseln, gibt es, wie überall, wo Römer gehauset, auch in der Schweiz eine Unzahl. An Mosaiken fehlt es wenigstens nicht ganz. Sie stammen theils aus Aventicum, theils aus Culm, Muri u. s. w. Besonders ausgezeichnet ist keines. Es scheint, dass die bessern früh abhanden gekommen. Von solchen findet man zu Bern schätzbare Zeichnungen, deren auch das erwähnte Verzeichniss gedenkt. Kann etwas den Verlust solcher Gegenstände minder fühlbar machen, so sind es genaue Abbildungen derselben.

Von Bern wendet man sich am liebsten den Gegenden zwischen Jura und Lemanus zu, wo auf der Gränzscheide der Allobroger, Sequaner und Helvetier, in der herrlichsten

Umgebung von Hügeln, Bergen und Seen römisches Leben und feinere Bildung frühzeitig eine Stätte fanden. Schon im Jahre Roms 633 (121 v. Chr.) hatte Q. Fabius Maximus Allobrogicus in blutigem Treffen die Allobroger besiegt, und seitdem waren sie unterwürfige Bundesgenossen. Sie empören sich später, durch Lentulus, Catilinas Mitverschwornen aufgeregt, werden jedoch von dem Praetor C. Pomptinus 663 U. C (61 v. Chr.) für immer bezwungen [1]). Ihre letzte Stadt Geneva lag, nach Caesar B. G. I. 6. an dem Rhodanus (also südlich), so dass eine Brücke hinüber führte auf das Gebiet der Helvetier. Diese Brücke liess Caesar damals abbrechen, um den Auszug der Helvetier zu verhindern. Sie rückten jedoch durch die Engpässe und Schluchten des Jura vor ins Gebiet der Sequaner und Aeduer, bis Caesar sie blutig heimsandte. Dass Genf die Namen Aurelia und Colonia Allobrogum oder Augusta Allobrogum bei den Alten nicht führe, hat schon *Valesius* [2]) bemerkt. Es wird bei den Alten überhaupt nicht oft erwähnt. Vicani Genavenses finden sich in zwei Inschriften bei *Orelli* Inscr. Helv. 56. 57. Genevenses provinciales. ebendas. N. 58. Convicani. in N. 62, die 1722 zu Genf entdeckt wurde. Dies lässt auf einen vicus Geneva oder Genava schliessen, wie es bei Caesar B. G. I. 6. ein oppidum ist. Sehr bedeutend war es wohl in keinem Fall. Die Tab. Peuting. nennt es Gennava, ohne weitere Bezeichnung, das Itin. Cenava (p. 447).*) Der nächste Ort ist Colonia equestris**), d. i. Novidunum oder

1) Liv. Epit. CIII. Dio C. XXXVII. 46.

2) *Ukert*, Geogr. der Gr. und R. II. 2. S. 434. Aus diesem Grunde bezieht man auch die Inschrift: VALERIANO PATRONO COLON. bei *Orelli* Inscr. sel. 256 und. Helv. 59. besser auf die Colonia equestris, d. h. Nyon, als auf Genf. Dass Genf in den Kriegen der Kaiser zweimal zerstört, von dem Burgunder Gondebald hergestellt worden, hat *Joh. Müller*, Schweizergesch. B. I. L. 8, 89. dem *Spon* und A. wohl etwas zu bereitwillig nachgesprochen.

*) Der Geograph. Ravenn. IV, 26. nennt es Genua.

**) Bloss Equestris beim Geograph. Ravenn. IV, 26. L. L.

Noiodunum, das heutige Nyon. Inschriften fehlen nicht, bei *Orelli* Inscr. lat. sel. T. I. p. 112. und Inscr. Helv. N. 110. 111. 112. 113. 114. 115. Ueberhaupt war das Nordufer des Genfer-Sees gewiss schon im Alterthum sehr angebaut. *Orelli* (Inscr. sel. T. I. p. 108) gibt Inschriften eines Meilensteines des Trajan, zu Versoy gefunden, so wie eines von Septimius Severus, von Meyser, Grabschriften von Coppet, Landecy, Seligny, Prangins, Aubonne, St. Prex bei Rolle, und andere Zeugnisse für uraltes Leben und Verkehr in diesen gesegneten Fluren. Von Lugdunum führte die Römerstrasse über Geneva und Colonia equestris nach Lousonna, Viviscus und Penneluci. Leicht erkennt man in diesen Namen der Peutingerschen Tafel, die in dem Itinerarium p. 351. f. sich wiederfinden, Lausanne, Vevay, und Penneluci kann nichts anders sein, als Villeneuve am Ostende des Sees. Hier sind viel und oft Alterthümer gefunden worden. *Orelli* Inscr. sel. T. I. p. 115 sq. und Inscr. Helv. N. 137—143 gibt die Inschriften. Ein Meilenstein des Licinius Augustus, also aus dem Jahr 307 nach Chr. zu Ollon, bei Villeneuve gefunden, steht N. 143. Diese Strasse war eine der wichtigsten. Sie lief ganz natürlich durch das Thal des Rhodanus, wie noch heutzutage, dann rechts durch Seitenthäler, über den Kamm der Hochalpen. Schon zu Caesars Zeiten war dieser Weg in Gebrauch, und wer weiss, ob nicht schon Jahrhunderte vorher, so lange Gallier südlich von den Alpen sich niedergelassen hatten. In dem Thale des Rhodanus, an die Allobroger angrenzend, wohnten damals Nantuaten, Veragrer, Seduner, bis hinauf zu den Gipfeln der Alpen; sie erschwerten den Handelsleuten den Weg (beraubten sie) und erhoben starke Zölle. Um diesen Weg zu öffnen, dessen Wichtigkeit für ihn klar ist, sandte Caesar seinen Legaten Servius Galba mit der zwölften Legion und einer Abtheilung Reiter, welcher mehrfache Siege erfocht, viele Bur-

gen nahm, darauf zwei Cohorten im Gebiete der Nantuaten (bei St. Maurice) liess, selbst aber zu Octodurus, einem Flecken (vicus) der Veragrer überwinterte. Die Lage von Octodurus in einem engen Thale, zwischen überaus hohen Bergen, durch einen Fluss (die Dranse) in zwei Hälften getheilt [1]) lässt ganz deutlich Martigny erkennen. Eine Burg des Mittelalters, La Batia, liegt rechts auf einem Felskegel, beim Eingange des Dranse-Thales, durch welches noch jetzt die Strasse nach Italien, zum grossen St. Bernhard, hinaufsteigt. Hier mag in uralter Zeit eine Burg der Veragrer gestanden haben. Noch ziehen Saumthiere hin und wieder über das Gebirge, aber auf der letzten Höhe desselben, wo einst Räuber und Zölle gefürchtet waren, da öffnet seit mehr als achthundert Jahren St. Bernhards mildes Gasthaus dem verirrten oder ermüdeten Wanderer das ersehnte Thor.

Der Name des Walliser Landes, jenes nach Sprache und Sitten noch heute von der übrigen Schweiz so sehr verschiedenen Gebietes, welchem schon *J. J. Rousseau* (im ersten Theile der neuen Heloise) einen Schimmer des Naturlebens der goldnen Zeit, ich möchte sagen, mehr angedichtet, als nachgerühmt hat, ist ohne Zweifel von Vallis herzuleiten. Le Valais nennt es der Einwohner in seiner romanischen Mundart, die in ganz Unterwallis, bis über Siders hinaus, die herrschende ist, und namentlich in den Thälern, die südlich in das Rhonethal münden, gehört wird. Nur im Osten und Norden, etwa von Brieg hinauf bis Münster und Obergesteln, unter der Furca und Grimsel, hat das deutsche Element gesiegt. Sprache, Sitten, Gesichtszüge sind denjenigen des Berner Oberlandes ähnlich. Als im dritten und vierten Jahrhunderte die nördliche und östliche Seite des Landes der Helvetier von den Allemannen eingenommen ward, stiegen einzelne Niederlassungen wohl

1) Caes. B. G. III. 1.

über das Berner Gebirge, seitwärts der Jungfrau, des Vietscher-Gletschers, durch das Oberhaslithal über die Grimsel und vom Reussthale her über die Furca am Rhonegletscher hinab in das wiesenreiche Thal, und erbauten sich ihre hölzernen Häuser und Viehhürden[1]), wie sie noch heute zu beiden Seiten des stürmischen Rhoneflusses sich erheben. Ihre Armuth reizte keine Eroberer; vereinzelte Angriffe der Zähringer u. s. w. schlugen sie mannhaft zurück. Im obern Rhonethal, so wie im Berner Oberlande finden sich wenige, oder keine Spuren der Römerherrschaft. Beinahe scheint es, dieselbe sei über den Bereich der noch jetzt französisch redenden Schweiz, d. h. Genf, Waadtland, Unterwallis, Freiburg, das Land zu beiden Seiten des Jura bis nach Salodurum (Solothurn) und Vindonissa (Windisch) am Zusammenfluss der Aar und Limmat) auch zur Zeit ihrer Blüthe nicht sehr weit hinausgegangen. Zieht man von dem Bodensee, wo Brigantia (Bregenz) liegt, eine Linie nach Augusta Vindelicorum und Castra Regina an der Donau, so trifft diese mit dem von Rom beherrschten, und bis zum Umsturze gegen die andringenden Germanen unausgesetzt vertheidigten Grenzgebiete ziemlich genau zusammen. Doch — wir kehren in die noch jetzt romanisch redenden Länder am Lemanus zurück.

Unter den Städten am See erfreut sich Lausanne vor allen der herrlichsten Lage. Von hohem Rücken herab glänzt das Frauen-Münster, ein festes, edel gedachtes Bauwerk des eilften Jahrhunderts, freilich mit spätern Zuthaten an den Portalen, dem Hauptthurm u. s. w. Die Aussicht von der Terrasse auf den See, das Land umher, die Alpen von Piemont, sucht ihres Gleichen. Aber darum darf

1) Livius XXI. 38. spricht bereits von gentes semigermanae in den poeninischen Alpen. Sind das die Viberi (andere Jouberi) des Plin. H. N. III. 20, welche offenbar an die Seduni (bei Sitten) östlich sich anschlossen?

man doch nicht mit patriotischen, aber allzugläubigen Antiquaren, welchen der treffliche *Ebel* [1]) nicht hätte folgen sollen, den Namen der Stadt Lausanne, von Laus Annae, den Reliquien der h. Anna, die zwischen dem 5. und 6. Jahrhundert hierhergebracht und eifrig verehrt worden seien, ableiten. Der Name Lausanna, oder wahrscheinlicher Lousanna*), ist uralt, und wohl eben so aus dem Gallischen abzuleiten, wie die Namen Geneva, Viviscus, Octodurus, Tarnadae und andre in diesen Gegenden. Eine Inschrift, welche nicht unwahrscheinlich unter M. Aurelius und L. Verus gesetzt wird, erwähnt einen P. Clodius Primus CVRATOR VIKANOR· LOVSONNENSIVM. (*Orelli*, Inscr. sel. 324. u. Inscr. Helv. 128). Zu dieser Zeit also war Lausanne ein Flecken, vicus, wie Geneva (s. o.), Eburodunum (Inscr. Helv. 150), (das heutige Yverdon), Octodurus u. a. Allein das alte Lausanne lag nicht auf der Stelle des heutigen, das heisst auf der Höhe eine Viertelstunde vom See entfernt [2]), sondern etwa eine halbe Stunde mehr südwestlich, gegen das Ufer hin. Da liegt in Weinbergen und Obstgärten jetzt das kleine Dorf Vidy. Hier ist, nebst andern Inschriften (bei *Orelli* Inscr. sel. 325. 326. Inscr. Helv. 129—131) und Alterthümern verschiedener Art, welche zum grössern Theile jetzt das vaterländische Museum zu Lausanne (im Gebäude des Collegiums, nahe dem Münster) aufbewahrt, auch jener Stein gefunden. Unter diesen Alterthümern haben wir des Opferpriesters, von welchem zu Bern die Copie sich befindet, schon oben gedacht. Manches Andere, kleine Bronzen, Geräthe u. dgl. ist noch zu sehen, wie in allen öffentlichen Sammlungen, theils aus Vidy,

1) *Ebels* Anleitung die Schweiz zu bereisen, 2. Aufl. (1805) Th. III. 55.

2) Protasius aus Venetien gründete im 6. Jahrhundert das neue Lausanne. *Joh. Müller*, Schweizergesch. B. I. C. 8, 84.

*) Beim Geograph. Ravenn. IV, 26 steht Lausonna. *L. L.*

theils aus Avenches (Aventicum). Nach dem alten Lousanna scheint zu einer gewissen Zeit, wie heutzutage nach der Stadt Genf, der See genannt worden zu sein[1]). Denn die Tab. Peuting. S. II. b. hat ganz deutlich den Namen lacus Losanne[nsis] (abgekürzt) und darüber: lacum Losonne XIII, d. i. ad lacum Losanne, und im Itinerarium p. 348. steht Lacu Lausonio M. P. XX. Rührt die Tabula wirklich, wie *Mannert* wahrscheinlich gemacht, aus der Zeit des Alexander Severus her, so haben wir darin ein verhältnissmässig sehr altes Zeugniss für die Blüthe des schönen, noch heute von Gästen aller Nationen vielbesuchten Lausanne, wo *Gibbon* den Verfall Roms beschrieb und *Byron* seine erschütternden Seelengemälde dichtete.

Nach Osten hin ist am See der nächste Ort, dessen die Alten gedenken, Viviscus oder Vibiscus*), sowohl in dem Itinerarium p. 352, als der Tab. Peut. mit der Bezeichnung der Entfernung M. P. VIIII, als Station (Mansio) erwähnt. Von hier führte die grosse Strasse aus Italien über Bromagus (auf der Tab. Peut. S. II. steht Viromagus, man meint, es sei Promasens an der Broye) und Minnodunum (Moudon oder Milden) nach Aventicum, welches Tacitus Hist. I. 68. die Hauptstadt des Landes (gentis caput) nennt. Von hier kam man über Petinesca (zwischen Aarberg und Biel, Büren oder Bürglen) und Salodurum (Solothurn) nach Augusta Rauracorum (Augst), in dessen Nähe im 4. und 5. Jahrhunderte zuerst

1) Dagegen steht der alte Name lacus Lemannus oder Lemanus schon durch Caes. B. G. I. 2. 8. III. 1. fest; Strab. IV. 6. p. 186. ἡ *Λεμάνη λίμνη*, wofür selbst neuere Ausgaben noch den Fehler ἡ *Πελαμίνα λ.* haben. Lemanus oder sicherer Lemannus (Oudend. ad Caes. B. G. I. 2.), scheint See, Wasser (*λιμήν, λίμνη*) in der keltischen Sprache zu bedeuten. *Λιμέννα* bei Strab. IV. 6. p. 336. *Tchn.* mag eine Nebenform von Lemannus sein, wenn nicht auch hier *Λεμάνη* zu lesen ist.

*) Beim Geograph. Ravenn. IV, 26. heisst es Bibiscon. *L. L.*

Basilia (Amm. Marc. XXX. 3) erwähnt wird. In dem Namen Viviscus hat man immer das heutige Vivis (so nennt es der Deutsche) oder Vevay erkannt. Jedoch lag die alte Stadt etwas mehr westlich, nach St. Saphorin hin, wo Alterthümer und Inschriften gefunden worden sind. Unter letztern eine von Claudius, bei *Orelli*, Inscr. sel. 331. Helv. 137., bei dem Schlosse Glerolles ausgegraben. Bei Vevay ward 1777 ein dem Gotte Silvanus geweihter Stein gefunden. *Orelli* Inscr. sel. 333. Helv. 133. Er ist jetzt zu Lausanne.

Die Römerstrasse lief dann östlich am See herum, bei dem durch *Rousseaus* Neue Heloise berühmt gewordenen Clarens, Montreux und Schloss Chillon, das *Byron's* Gedicht verherrlicht, vorüber nach Pennelucos (Itin. p. 351) oder Pennolucos (Tab. Peut.)*). Ob der Name ursprünglich Pennoluci oder Penniluci [1]) lautete, ist schwer zu sagen. Dass der Ort in der Nähe des heutigen Villeneuve lag, bezeugen viele dort gefundene Alterthümer. Man sehe die Nachweisungen bei *Ukert*, Geogr. der Gr. und R. II. 2. S. 491. Eine hier gefundene Inschrift zu Ehren des Constantius, Maximianus und Galerius (also wohl aus dem Jahre 305 n. Chr.) hat am Schluss die Buchstaben: F. C. A. M. XXVI., so wie am Schluss einer bei St. Saphorin gefundenen (*Orelli* Inscr. Helv. 137) steht: F. C. A. XXXVII. *Orelli* (Inscr. Helv. 139. p. 45) erklärt dies jetzt: Forum Claudii Augustum, während er früher (Inscr. sel. T. I. p. 115. mit *Levade* übereinstimmend) F. C. V. d. i.: Forum Claudii Vallensium, lesen wollte. Dies ist der spätere römische Name für Octodurus (Martinach)**), der sich mehr-

1) Der Form Pennilucus bedient sich z. B. *Orelli* Inscr. sel. T. I. p. 115. Dagegen Inscr. Helv. p. 45 sagt derselbe: Penniluci, id est Villeneuve. Im Itinerarium p. 351. steht sogar Penneloces, was auf eine nicht lateinische Etymologie des Namens deutet.

*) Beim Geograph. Ravenn. IV, 26. Pennolocus.

**) Das Leidener Fragm. Jahrb. H. IX. S. 91. sagt: ciuitas ualensium i. e. Octodurus. *L. L.*

mals (z. B. *Orelli* Inscr. sel. 224. 225. 312)*) findet. Nun ist wahrscheinlich Forum Claudii später mit dem Namen Augustum beehrt worden, und beide Inschriften geben die Entfernung desselben (von Pennilucus 26 und von Lousanna 37 Millien) [1]) an. Vergebens jedoch sieht man nach Inschriften mit den Namen Pennilucus oder nur Pennus sich um. Jede Vermuthung über deren Ursprung, vom Namen eines Gottes Pennus, oder einer altkeltischen Benennung der Felsgipfel [2]) (Penna oder Pinna) schwebt in der Luft. Nicht minder bleibt zweifelhaft, ob das erste Treffen zwischen Römern und Helvetiern im Jahre der Stadt 646=107 v. Chr., in welchem die Tiguriner unter Divico den Consul L. Cassius Longinus schlugen und tödteten, und das Heer durch das Joch gehen liessen (Liv. Epit. 65. Caes. B. G. I. 7), gerade in dieser Gegend, und zwar zwischen Villeneuve, Roche und Port Valais, wie vermuthet wird [3]), stattgefunden. Der Ausdruck: in finibus Allobrogum bei Livius Ep. 65. weiset vielmehr auf die Gegend zwischen Genf und Annecy, wohin L. Cassius, der wahrscheinlich (*Joh. Müller*, Schweizergesch. I. 3, 4) über den Berg Cenis gegangen war, den aus ihrem Vaterlande gezogenen Tigurinern entgegenrückte.

Das Thal des Rhodanus beginnt bei Villeneuve. Wie früh es bevölkert, wie wichtig sein Besitz den Römern war, haben wir oben gesehen. Ueber den Namen des Thales (Vallis) bleibt kein Zweifel. Denn die Inschrift von St.

---

1) Offenbar irrig versteht *Ukert*, Geogr. II. 2. S. 492. N. 17 die Entfernung der 37 Millien von Colonia equestris, Nyon, was doppelt so viel sein würde.

2) Jupiter selbst sei von den Felsgipfeln Penu, Pin genannt, hat man gemeint. *Lips.* zu Liv. XXI. 38. *Cluver*, Germ. ant. I. 26. Vgl. *Ebels* Anleitung, Th. IV. S. 232.

3) *Ebels* Anleitung, IV. 208.

*) Vrgl. Geograph. Ravenn. IV, 26. *L. L.*

Maurice aus dem Jahr der Stadt 774, d. i. 21 nach Chr. zu Ehren des Drusus, Sohnes des Tiberius, erwähnt am Schluss: ... S. IIII. VALLIS POENINAE, was *Orelli* (Inscr. sel. 211. Helv. 4) ohne Frage richtig erklärt: civitates (oder gentes) quatuor [1]) Vallis Poeninae d. h. Nantuates, Veragri, Seduni, Viberi. Plin. H. N. III. 20. (24. *Hard.*). Also Vallis Poenina hiess das Rhonethal schon damals, und so erscheint der Name wieder in einer vermuthlich in die Zeit der Antonine gehörenden Inschrift zu Verona, bei *Maffei* Verona illustr. T. VIII. p. 335., was jetzt Niemand mehr auf das Thal der Etsch am Monte Baldo, oder gar des Inn (mit *Tschudi*, bei *Joh. Müller*, Schweizergesch. I. 6. Anm. 80.) beziehen wird. Aber nicht bloss das Walliser Thal hatte den Namen des Poeninischen, auch die Alpen umher heissen so. Dies beweiset eine Inschrift von Falerii, zu Ehren eines T. Cornasidius Sabinus, der PROC · ALPIVM ATRACTIANAR · ET POENINAR. genannt wird. Bei *Orelli* Inscr. sel. 3888. Hier machen freilich die Alpes Atractianae Schwierigkeit. Man möchte vermuthen: GRAIAR · RAETICAR. Jedenfalls aber stehen die Poeninae Alpes fest. Bei Strabo heisst es *Ποίνινον ὄρος*, oder vielmehr kurzweg *τὸ Ποίνινον*, l. IV. 6. p. 331. 336. *Tauchn.* Plinius sagt Hist. Nat. III. 21: Dein Salassorum Augusta Praetoria, iuxta geminas Alpium fores, Graias atque Poeninas. His Poenos, Graiis Herculem transisse memorant. Die letztere Bemerkung beweiset, dass der Name Poeninae Alpes, so wie Graiae, schon damals allerlei ungeschichtliche Deuteleien hervorgerufen hatte. Denn es ist gewiss, dass Hannibal nicht durch Wallis und über den grossen St. Bernhard nach Italien zog. Er kam von der Seite, wo die Druentia (Durance) fliesst,

1) Irrig lieset *Joh. Müller*, Schweizergesch. I. 5. N. 16. Seviri vallis Poeninae. Er folgte hier *Bochat*, Mém. sur la Suisse, T. I. p. 296., der auch *Ukert*, Geogr. II. 2, 491. getäuscht.

also zu den Cottischen Alpen, Liv. XXI. 32, 6. Von der Höhe derselben, also vom Berge Cenis (*Ukert,* Geogr. der Gr. u. R. II. 2. S. 599.), wies er seinen Kriegern Italien und die campi circumpadani (Liv. XXI. 35, 8.), was vom grossen St. Bernhard nicht möglich gewesen wäre. Auch gelangte Hannibal zuerst zu den Taurinern (Polyb. apud Strab. IV. 6. p. 337. *Tauchn.* Liv. XXI. 38, 5.) und nicht zu den Salassern, die den Fuss der Poeninischen Alpen bewohnen. Livius, bei aller Unklarheit oder Poesie seiner Beschreibung jenes berühmten Zuges, lässt darüber keinen Zweifel. Mit Recht wundert er sich (XXI. 38, 6.) über die gewöhnliche Annahme, Hannibal sei über den Poeninus gegangen, und dieser habe daher seinen Namen: Id quum inter omnes constet, eo magis miror ambigi, quanam Alpes transierit: et vulgo credere, Poenino, atque inde nomen ei iugo Alpium inditum, transgressum. So nämlich ist die Stelle zu lesen, wie zum Theil schon *J. F. Gronov* einsah. Sehr mit Unrecht ist seit *Duker* und *Drakenborch* die Schreibart Penninus, welche gar nichts für sich hat, als eben jene erträumte Etymologie von Penna oder Pinna, Gipfel, bei Livius eingeführt worden. Auch an obiger Stelle lesen die bessern Handschriften (*Flor. Voss. Lovel. 1. 2.*) Poenino. Dass die Zugänge zum Poeninus den Hannibal durch gentes semigermanae (Liv. XXI. 38, 9.) geführt haben würden, welche dieselben versperrten (obsepta itinera), führt Livius ferner als Grund gegen diesen Weg an. Dies lässt uns wenigstens einen Blick in die frühe Mischung gallischer und deutscher Stämme thun, wie sie am Fusse der Alpen seit Jahrhunderten bestand. Ganz entscheidend jedoch ist, was bei Livius (XXI. 38, 9.) folgt: neque, Hercule, montibus his (si quem forte id movet) ab transitu Poenorum ullo Veragri, incolae iugi eius, norunt nomen inditum, sed ab eo, quem in summo sacratum vertice Poeninum montani appellant. Auch hier haben die gewöhnlichen Ausgaben

unrichtig Penninum gegen die bessern codd., z. B. *Flor.*, der Poeninum bietet. Auch Liv. V. 35, 2. ist mit codd. Poenino zu lesen. Ebenso bei Tacit. Hist. I. 61. 87. IV. 68. mit *Puteanus* und *Rhenanus**). Denn dass der Gott, welcher auf dem Gipfel des grossen St. Bernhard seinen Tempel hatte, nicht Penninus, wie *Drakenborch* zu dieser Stelle meint, sondern wirklich Poeninus hiess, ist aus einer ganzen Anzahl wohlerhaltener Inschriften vollständig erwiesen. Doch davon später. Für jetzt genügt der Beweis, dass der Theil der Alpenkette, welcher auf der linken Seite des Rhodanus vom Lemaner See bis zu dessen Quelle, am Adula oder St. Gotthard, sich hinzieht, bei den Alten der Poeninische, und das untere Thal des Rhodanus (das heutige Unter-Wallis) Vallis Poenina hiess. Ganz neu ist der Name Valesia. Es scheint, dass er erst nach der burgundischen Zeit, im 8. oder 9. Jahrhundert, aufgekommen. Vielfach und wechselvoll war das Geschick des kleinen Landes von Anfang, bis auf unsere Tage. Während des Mittelalters stete Kämpfe des zahlreichen Adels, dessen Burgen noch hier und da von den Gipfeln winken, des mächtigen Bischofs von Sitten, der benachbarten Grafen von Savoyen, zuletzt im 15. Jahrhunderte Bündniss mit den Eidgenossen; dann in der neuern und neuesten Zeit wenig Ruhe. Aber fest und unbeweglich stehen die schneebedeckten Firsten der Alpen, Wasserfälle rauschen von ihnen herab, wie vor Jahrtausenden, und noch immer bietet das Walliser Thal die schroffsten Gegensätze nordischer Gebirgsnatur und südlicher Fülle und Fruchtbarkeit. Hier reift die köstliche Traube (bei Yvorne wächset — es gehört noch zum Waadtlande — der beste Wein) fast überall am Fusse der steilsten Felsenhörner, von der Rhonemündung bis hinauf in die Umgebungen von Sitten und Leuk, und Garten- und Feldbau erinnern an Italien. Auch die Gesichtszüge, Sitten, Religion, Lebens-

*) Auch das Leidener Fragm. Jahrb. IX. S. 91. hat appoeninarum. *L. L.*

weise, ja die romanische Sprache selbst (in Unterwallis) deuten auf den Süden. Namentlich thut dies die Pflanzenwelt, am sichtbarsten in der Nähe von Bex, jenem berühmten Salzwerk, wo von 1758 bis 1764 *Albrecht von Haller* lebte. Dass Bex, wie alles Gebiet auf dem rechten Rhone-Ufer, bis zum Dent de Morcles, jetzt zum Waadtlande gehört, darf uns nicht irren. Von dem See an zeigt sich auf beiden Ufern des Flusses dieselbe Natur und ähnliche Lebensweise, selbst bis auf Krankheiten, wie die im ganzen Süden der Alpen leider so häufigen Kröpfe. Doch — wir haben nicht die Gegenwart dieses Landes zu beschreiben, sondern seine Vergangenheit zu errathen aus den erhaltenen Spuren.

Das Itinerarium p. 351. und die Tab. Peut. nennen einstimmig Tarnaia als nächste Mansio von Penniluci an; das Itinerarium schreibt: Tarnadas M. P. XII. Dies führt auf den Nominativ Tarnadae, welcher wahrscheinlich das Richtige ist*). Denn in der Nähe dieses Ortes, bei dem Agaunum genannten Punkt, entstand schon 515 von dem Burgunder Sigmund reich ausgestattet, ein berühmtes Kloster zu Ehren des Märtirers Mauritius, der in der Diocletianischen Christenverfolgung 302 mit der Thebaischen Legion hier niedergehauen ward (*Ebel*'s Anleitung, Thl. III. S. 168.). Merkwürdig genug begegnet uns im tiefen Schoosse der Alpenthäler dieselbe Legende, welche auch am Niederrhein, zu Bonn (St. Cassius und Florentius), Cöln (St. Gereon) und Xanten (St. Victor) die Gründung der ältesten christlichen Kirchen begleitet. Nun wissen wir, dass die Regel des Klosters zu St. Moritz in Wallis Tarnatensis [1]) hiess, der Ort Acaunus oder Agaunum. Folglich gehört Tarnadae oder Tarnatae mit Agaunum zusammen und die finstre Schlucht zwischen den Felsengipfeln des Dent de

1) S. die Stellen bei *Ukert*, Geogr. II. 2. S. 491. N. 8.

*) Beim Geograph. Ravenn. IV, 26. steht Tarouas. *L. L.*

Morcles und Dent du Midi, welche noch heute das Thor des Walliser Landes bildet, war schon im Alterthum bewohnt und gewiss auch befestigt. Eine Brücke über den Rhodan wird damals auch nicht gefehlt haben, so wie die jetzt bestehende (ein Werk des 15. Jahrhunderts) sich durch kühne Sprengung des einzigen Bogens auszeichnet. Inschriften von St. Maurice gibt es etwa noch 15, welche *Orelli* im Eingange der Inscr. Helv. p. 3—7. mittheilt. Die erste ist aus dem eilften Consulat des Augustus, 731. U. C. und sagt, es hätten dieselbe gesetzt: NANTVATES PATRONO. Also war Tarnadae Sitz der Nantuaten und im besondern Schutze des Augustus, was auch die zweite Inschrift sagt. Von der vierten, welche vier Ortschaften des Poeninischen Thales dem Drusus, Sohne des Tiberius 774 U. C. errichteten, ist oben die Rede gewesen. Die andern feiern das Andenken von Privatpersonen. Solcher Steine sieht man an der Mauer des Kirchhofes und des Thurmes der uralten Klosterkirche von St. Maurice mehrere eingemauert. *Orelli* hat dieselben in die Inscr. Helv. aufgenommen, jedoch nicht immer ganz genau, indem er auf die Abschriften des Canonicus *Boccard* von St. Maurice, wie es scheint, zu sehr sich verliess. In dem Lectionsverzeichnisse der Akademie zu Münster für den Sommer 1847 habe ich (p. 6.) einige Versehen dieser Art berichtigt, nach Abschriften, die ich am 16. September 1846 zu St. Maurice selbst mir machte.

Doch wir folgen der Strasse über den Poeninus, welche wohl bis hieher von der Napoleonischen Simplon-Strasse, deren wir uns erfreuen, nicht sehr abwich. So erreichen wir Octodurus, einen vicus der Veragrer, dessen Lage im engen Thale, mit geringer Fläche, welche von allen Seiten hohe Gipfel umgeben, Caesar (B. G. III. 1—6.) meisterhaft schildert und auch den Fluss erwähnt, der es in zwei Hälften theilt; das ist die Dranse (Caesar nennt sie

nicht), ein Name für Bergströme, der in den Alpen mehrmals (z. B. südlich vom Genfer See bei Forclaz) wiederkehrt, also ursprünglich wohl Appellativ. Dass Octodurus Martigny, deutsch Martinach sei, ist nie bezweifelt worden. Eine hier gefundene, freilich verstümmelte Inschrift (bei *Orelli* Inscr. Helv. 18.) feiert den Enkel des Augustus, C. Caesar, princeps iuventutis. Spätere Inschriften, unter Maximian und Constantin gesetzt, nennen den Ort Forum Claudii Vallensium, eine Benennung, deren Grund uns nicht völlig klar ist. So auch ein Meilenstein (Inscr. Helv. 22.), 7 Stunden entfernt, zu St. Pierre Mont-Jou, auf der Strasse zum grossen St. Bernhard gefunden, welcher zwischen 337 und 340 gesetzt wird. Die Bezeichnung Forum Claudii Augustum haben wir oben auf Steinen von Villeneuve und St. Saphorin gefunden, welche in den Anfang des vierten Jahrhunderts gehören. Die Tab. Peut. sagt: Octoduro XXV., womit das Itinerarium p. 351. völlig übereinstimmt, zum Beweise, dass damals über dem Ehrentitel der alte Name noch nicht vergessen war.

Die Römerstrasse wendet sich nun rechts durch das Thal der Dranse zur Höhe des Poeninus, dem grossen St. Bernhard hin. Es ist der Weg, den im J. 69 nach Chr. Caecina, des Vitellius Feldherr, mit seinen Legionen und den gallischen und germanischen Hülfstruppen, wählte, um den festen Städten Mediolanum, Novaria, Eporedia und Vercellae, welche sich im cisalpinischen Gallien bereits für den Vitellius erklärt hatten, gegen Otho rascher zu Hülfe zu eilen. Tacit. Hist. I. 70: Poenino subsignanum militem itinere et grave legionum agmen hibernis adhuc Alpibus traduxit. Es mag im Winter ein beschwerlicher Weg gewesen sein. Auch waren die Bewohner Helvetiens im Allgemeinen gar nicht für den Vitellius gestimmt, daher der Zug schon deshalb nicht ohne Gefahr. (Tacit. H. I. 67). Wer gedenkt dabei nicht an des neuern Caesars mühsa-

men Uebergang des grossen St. Bernhard im Mai 1800, kurze Zeit vor der Schlacht von Marengo! Caesar bemerkt (B. G. III. 1), dass die Kaufleute nur mit grosser Gefahr und für schwere Zölle an die Bewohner, dieses Weges zogen, um nach Italien, oder Gallien zu gelangen, — also auf einem uralten Handelswege, ohne Zweifel für Saumthiere, wie noch jetzt. Strabo (IV. 6. p. 335 *Tchn.*) sagt noch deutlicher: *τῶν δ' ὑπερθέσεων τῶν ἐκ τῆς Ἰταλίας εἰς τὴν ἔξω Κελτικὴν καὶ τὴν προςάρκτιον, ἡ διὰ Σαλασσῶν ἐστὶν ἄγουσα ἐπὶ Λούγδουνον· διττὴ δ' ἐστίν ἡ μὲν ἁμαξεύεσθαι δυναμένη, διὰ μήκους πλείονος, ἡ διὰ Κεντρώνων, ἡ δὲ ὀρθία καὶ στενὴ σύντομος δὲ, ἡ διὰ τοῦ Ποινίνου.* Dass die Centronen südwestlich vom Poeninus wohnten, und Tarantasia (Moutiers in Savoyen) eine ihrer Städte war, ist bekannt. Also ist der Weg über die Graiischen Alpen (der kleine St. Bernhard[1]) gemeint, noch jetzt der bequemste der westlichen Alpenpässe, den auch Caesar wählte, da er aus Italien nach Gallien eilte. (Caes. B. G. I. 10. *Ukert*, Geogr. II. 2. S. 318). Kurz, aber jäh und steil ist der Weg über den Poeninus, den grossen St. Bernhard, noch jetzt. Seine höchste Spitze, der Velan, erhebt sich 10,327 übers Meer, der Dronaz (westlich) hat 9005 F. Zwischen beiden steigt die Strasse nach Italien bis zu 7630 F., wo in einer ungeheuren Schlucht voller Felstrümmer, an einem kleinen, auch im Sommer nicht selten beeiseten See, das Hospiz liegt, ein Kloster, welches, nach der Ueberlieferung, im Jahr 962 der heil. Bernhard von Menthon zum Schutz und zur Verpflegung der Reisenden gründete. Wie treu und aufopfernd die Klosterbrüder ihre schweren Pflichten üben, ist weltbekannt. In der wildesten Umgebung, wo die Natur alle Freund-

1) Genannt von demselben Bernhard von Menthon, der hier, so wie auf dem grossen für Wanderer ein Hospiz gründete. *Kephalides* Reise, II. 886.

lichkeit abgelegt, auf den Trümmern urweltlicher Zerstörung im Gebiete der Stürme und Wolken, ja des starren, ewigen Winters fühlt sich doppelt der Werth menschenfreundlicher Milde und Gastlichkeit. Aber schon das frühe Alterthum hat diesen Gipfel der Religion geweiht. Ganz in der Nähe des jetzigen Klosters, auf einer kleinen Ebene, noch jetzt Plan de Jupiter genannt, stand ein Tempel des Jupiter Poeninus, also auch menschliche Wohnungen und gastliche Räume für verirrte Reisende. Hierüber kann kein Zweifel sein. Die Tab. Peut. sagt: in summo Pennino (so) XIII. Das Itin. fehlerhaft: summo Appennino (so) M. P. XXV. Auf die Schreibfehler in den Namen und Zahlen kommt es jetzt weniger an, als auf den Beweis, dass oben auf dem Berge eine Station, oder mansio, war. Die Verwechselung des Poeninus mit Apenninus hat sich auch Serv. ad Virg. Aen. X. 13 zu Schulden kommen lassen, der jedoch richtig sagt: quamvis legatur a Pennino (so) deo, qui ibi colitur, Alpes ipsas vocari. Hier trifft er denn mit Livius überraschend zusammen, dessen Ausspruch (XXI. 38) oben erörtert ist. Der Gott Poeninus beschützte die Wanderer, welche durch sein Gebiet zogen. Er war die Volksgottheit dieser Berge, also kein römischer, sondern ein altgallischer Begriff. Ihm weihte man pro itu et reditu (*Orelli*, Inscr. Helv. 24. 39), für Reise und Rückkehr, auch für die Rettung der Freunde und Angehörigen (*Orelli*, Inscr. Helv. 37) in seinem Tempel Votivtafeln. Eine Anzahl derselben, beschriebene Erzplättchen von der Grösse einer Hand, haben sich nach und nach (um 1790) an der Stelle, unter den Trümmern des Tempels, nebst kleinen Idolen, Geräthen, Münzen u. s. w. gefunden. Sehr vieles von dem Gefundenen ist zerstreut worden. Doch bewahrt das Hospiz in einem dazu bestimmten Zimmer noch eine ansehnliche Sammlung solcher Alterthümer, die in jedem Betracht Aufmerksamkeit verdient. Am 20. September 1846

nahm ich dieselbe in Augenschein, und überzeugte mich bald, dass diese Tafeln, Münzen [1]), Idole (auch ägyptische) einen tiefen Blick in uraltes Leben und Verkehr auf dieser rauhen Stelle der Alpen gewähren. Einige der bedeutendsten Votivtafeln schrieb ich ab, was nach späterer Vergleichung mit den Abdrücken derselben bei *Orelli* u. s. w allerdings Ungenauigkeiten der letztern offenbarte. In dem obengedachten Münsterschen Lections-Verzeichnisse (Sommer 1847) habe ich Mehreres berichtigt. Anderes bleibt nachzutragen. *Boccard*, dem *Orelli* unbedingt vertraut, las oft falsch. So lautet Inscr. Helv. 27 allerdings: I· O· M· POENINO || T. MACRINIVS DE || MOSTRATVS || V· S· L· M·, wie sie *Orelli* selbst früher (Inscr. sel. N. 231) gab, und nicht Demo*n*stratus, wie er jetzt nach *Boccard* geschrieben. Es ist der gar nicht seltene Name eines Freigelassenen Δημόστρατος, so wie Inscr. Helv. 35 einen M. Papirius Eunus nennt. Inscr. Helv. 26. lautet gar nicht so, wie *Orelli* hat, sondern: IOVI POENINO || Q SILVIVS PEREN || NIS TABELL COLON || SEQVANOR. || V· S· L· M· Durch *Boccards* fehlerhafte Abschrift wurde *Orelli* zu der wunderlichen Namensform Siluvius und der noch seltsamern Ergänzung Stabellarius, das er für gleichbedeutend mit Stabularius (Stallknecht, Stallwirth) hält, verleitet. Silvius aber erscheint in der Inschrift bloss als Bote [2]), vielleicht als steter Briefbesteller (Courier) der Colonie der Sequaner. Eine Colonia Sequanorum kommt, so viel be-

1) Römische, bis auf Theodosius, und etwa ein Dutzend ganz unbekannten, vielleicht punischen Gepräges. Niemand wird aber daher jetzt noch auf Hannibals Zug schliessen wollen, sondern höchstens auf das frühe Bestehen des Tempels, dem die wandernden Kaufleute ihre Gaben darbrachten. Zwischen Poeni und Poeninus ist sicher kein geschichtlicher Zusammenhang.

2) Dass es mehrere Gattungen von Tabularii gab, die immer eine amtliche Würde besassen, zeigen viele Inschriften.

kannt, sonst nicht vor. Allein es ist kaum zu bezweifeln, dass ihre Hauptstadt Vesontio (Besançon) zu verstehen, welche sonst gewöhnlich civitas Sequanorum heisst. S. *Jo. Jac. Chiffletii* Vesontio, Lugd. 1618. 4. p. 29. sq. Wäre man nicht geneigt, an Vesontio zu denken, so bleibt uns freilich noch die Colonia pia Flavia Aventicum Helvetiorum foederata, wie Aventicum auf einem unter Trajan errichteten Steine (*Orelli,* Inscr. Helv. 173. coll. 172) genannt wird. Die Sequaner wohnen vom Juragebirge bis zum Fluss Arar. Mit einiger Freiheit liesse sich das benachbarte Aventicum auch hinzurechnen [1]). Für jetzt ist die Frage nicht zu entscheiden. Die Inschrift Helv. 38, welche *Boccard* nicht mehr auffinden konnte, befindet sich jetzt im Berner Museum, auf einem zerbrochenen Erztäfelchen und lautet da ganz anders, als bei *Orelli:*

PAVLVS · VE·
RESTITV · · ·
TRIB · MI·
POEN - ·
V · . .

Hier ist nichts von: *Veteranus Imperatoris Titi Vespasiani Augusti,* wie *Orelli* allzukühn ergänzt, indem er *Haller,* Helvetien unter den Römern Th. II. S. 516 folgt. Eher möchte man vermuthen: *Paulus Venantius* (oder *Veltius, Veturius, Vennonius* etc.) *Restitutus Tribunus Militum Poenino votum solvit.* Vgl. die genaue Abbildung des Bruchstückes im Verzeichnisse des Berner Museums. 1846 S. 72. Das sonderbare Epigramm, welches ein *E. Julius Rufus* dem Poeninus widmet, damit er seine Gesinnung, „grösser als der Beutel“ (*maiorem saculo nostrum animum accipias*) annehme (Inscr. Helv. 42), ist in *Meyers* lat. Anthologie (I. 563) bereits aufgenommen. Der Name des Gottes lautet auf sämmtlichen Inschriften Poeninus oder Jupiter o.

1) Ptolem. II. 9. thut es.

m. Poeninus, nur einmal (Helv. 28) Phoenino und (Helv. 33) Pvoenino, offenbar durch Schreibfehler. Wenn Inscr. Helv. 43: LVCIVS LVCILIVS || DEO PENINO || OPTIMO || MAXIMO || DONVM DEDIT lauten soll, so entstehen, bei der überwiegenden Mehrzahl der andern Inschriften, von welchen sechszehn mehr oder weniger deutlich die Form Poenino haben, gegen diese einzige gerechte Bedenken. *Boccard* fand sie nicht mehr [1]). Sollte sie einmal irgend wieder zum Vorschein kommen, so wird man entweder IOVI POENINO || O· M· V· S· oder etwas Aehnliches finden.

Steigen wir von dem Gipfel des Poeninus (summus Poeninus) südlich herab, so zeigt sich auch da fürs Erste bloss ein Saumpfad, wie er hier wohl von Anbeginn war. Wenigstens möchte schwer zu erweisen sein, was Reisebücher der Neuern behaupten, zu Vitellius Zeiten sei eine Fahrstrasse für Wagen über den grossen St. Bernhard gegangen. Wo Legionen und Cohorten ihren Weg mit Mühe finden, braucht noch kein Fuhrwerk zu folgen. Selbst in neuerer und neuester Zeit ist die Fahrstrasse nur theilweise gebaut: von Martigny bis etwas über Liddes hinaus und ein ganz kleines Stück bei St. Pierre Mont-Jou (der Name bedeutet ohne Zweifel: in monte Jovis). Von hier bis zum Hospiz, etwa drei Stunden Weges, und von da südlich bis zu dem Dorfe St. Remy, das schon savoyisch ist, (es liegt noch 3590 Fuss hoch) nichts als Saumpfade, zum Theil von sehr schlechter, holperichter Beschaffenheit. Von St. Remy fuhr ich über St. Oyen und Gignod, in kleinem Bergwagen auf ziemlich gebahnten Strassen hinab nach Aosta, das im Thale der Dora Baltea zwischen stolzen Bergen herrlich liegt.

Ueber das Meer erhebt sich Aosta noch 1818 Fuss,

1) „Diese Inschrift ist seit langer Zeit nur durch Abschreiben erhalten, mag daher verfälscht sein.“ *Kephalides*, Reise, II. 336.

und doch war ich die sieben Stunden vom grossen St. Bernhard her stets herabgestiegen. Man glaubt der Stadt, welche jetzt nur etwa 6000 Einwohner zählt, obgleich Hauptort einer Provinz, ihre frühere Grösse und Bedeutung noch anzusehen. Bald gewahrt das Auge Mauern, Thürme, Bogen, welche den unverkennbaren Stempel römischer Grossartigkeit tragen. Und so ist auch die Sprache des Volkes schon anders, als jenseits der Alpen im Walliser- und Waadtlande, ein italienischer Dialekt, kein französischer, wie die Reisebücher versichern. Man befindet sich auf classischem Boden, in dem Hauptorte der viel genannten Salasser, eines der kriegslustigsten gallischen Völker im Süden der Alpen. Zuerst gedenkt derselben Polybius in einem Fragmente des 34. Buches, (bei Strab. IV. 6. p. 337. *Tchn.*), wo er sagt, es gebe vier Wege über die Alpen: *διὰ Λιγύων μὲν τὴν ἔγγιστα τῷ Τυῤῥηνικῷ πελάγει· εἶτα τὴν διὰ Ταυρίνων, ἣν Ἀννίβας διῆλθεν· εἶτα τὴν διὰ Σαλασσῶν· τετάρτην δὲ τὴν διὰ Ῥαιτῶν, ἁπάσας κρημνώδεις.* Es ist bekannt, dass die Römer mehrere Alpenstrassen benutzten. Varro bei Servius (ad Virg. Aen. X. 13) nennt fünf, Tacitus erwähnt vier als die gebräuchlichsten, über die Cottischen und Poeninischen, die Graiischen, und See-Alpen. Sie sind, vom grossen St. Bernhard angefangen, alle im Südwesten der Alpen, weil die Römer vorzugsweise nach Gallien und dem westlichen Helvetien zogen. Die Strasse durch die Räter war rauh und durch Schneestürze und Räuber gefährlich, wurde, wie Strabo andeutet (IV. 6), erst unter Augustus gebahnt. Es muss die Strasse über den Splügen sein. Sie führte von Brigantia (Bregenz) nach Mediolanum. Das Itinerarium p. 347. gibt sie zwiefach an: A Brigantia per lacum (Larium scilicet) Mediolanum usque M. P. CXXXVIII. sic: Curia (Chur) M. P. L. Tinnetione (Tinzen, nach *Simler*) M. P. XX. Muro (Castellmur im Bregell) Summo lacu (La riva

am Comer-See) M. P. XX. Como M. P. XV. Mediolano M. P. XVIII. Alio itinere a Brigantia Comum M. P. CXCV. sic: Curia M. P. L. Tarvesede (Splügen, nach *Simler*), Clavenna M. P. XV. Ad lacum Comacenum M. P. X. Per lacum Comum usque M. P. LX. Hier muss in der Längenbestimmung des Comer-Sees, der schon diesen neuern Namen (statt Larius) führt, ein Fehler sein, da beide Angaben nicht übereinstimmen. Man hat überall M. P. XXXV. schreiben wollen. In der Tab. Peut. Segm. III. findet sich dieselbe Strasse von Brigantia nach Mediolanum über Tarvesede (Tarvèssedo steht hier) und Clavenna, nur dass zwischen Brigantia und Curia noch die Stationen Clunia und Magia sind. Beweises genug, dass die Strasse über den Splügen, also auch die Via mala im Thale des Rheines, den Römern keinesweges unbekannt war, was sich zum Ueberfluss auch aus den Schriftstellern, z. B. Claudian de bello Get. 321 sqq. erweisen lässt. Auch die Strassen durch das Thal der Etsch [1]) (über Meran und Landeck, später über den Brenner), so wie die Pässe der Julischen und Carnischen Alpen von Aquileja und Tergeste aus, waren schon früh bekannt, und wurden besonders seit den Kriegen gegen die Quaden und Marcomannen für die Römer sehr wichtig. Der neuern Zeit dagegen gehören die Strassen über den Simplon, St. Gotthard, Stelvio u. a. Doch wir verlassen die andern Alpenpässe, um in der Hauptstadt der Salasser noch einige Augenblicke zu verweilen.

Die Salasser hatten vor Alters Goldbergwerke, und hielten die Engpässe besetzt, durch welche man von Italien über das Gebirge zog. Besonders, sagt Strabo (IV. 6 p. 331. *Tchn.*) wuschen sie das Gold [2]) aus dem Flusse

1) Tab. Peut. Segm. III. C. Itin. p. 348.

2) Der Avanson, welcher aus dem Ayas- oder Challant-Thal bei Verre etc. in die Dora fliesst, führt Gold. Sonst sind jetzt die Kupferminen, drei Stunden von Aosta, noch bekannt. *Ebels* Anleitung, II. S. 63.

Durias (Dora Baltea), wodurch sie an vielen Stellen dessen Bett unterhöhlten und trocken legten. Dadurch gewannen sie Gold, reizten jedoch die Anwohner, deren Felder verdorrten, zu Krieg und Streit. Die Römer legten sich hinein, aber der Krieg endigte nicht so bald. Die Salasser wichen zurück ins Gebirge, und trieben von dort aus Räuberei. So brandschatzten sie den Decimus Brutus, da er von Mutina floh, und wagten sich sogar an Caesars (d. i. Augustus)[1]) Gepäcke, indem sie Felsblöcke hinabrollen liessen. Endlich bezwang sie völlig Augustus, und der Feldherr A. Terentius Varro verkaufte sie alle, 36,000 Seelen, unter ihnen 8000 streitbare Männer. Dann wurden 3000 Römer gesandt, welche an der Stelle, wo Varro sein Lager aufgeschlagen hatte, die Stadt Augusta gründeten. So Strabo, der hinzufügt: *καὶ νῦν εἰρήνην ἄγει πᾶσα ἡ πλησιόχωρος, μέχρι τῶν ἀκρῶν ὑπερβολῶν τοῦ ὄρους.* Das war römische Art Frieden zu stiften. So geschah den Salassern, im 9. Consulate des Augustus, d. i. 729. U. C. 25 v. Chr. Vgl. Dio C. LIII. 25. Liv. Epit. 135. Die Stadt nennt Dio Augusta Praetorianorum, weil Augustus die besten Grundstücke einer Anzahl Praetorianer (*δορυφόρων τισί*) anwies. Später war der gewöhnliche Name Augusta Praetoria, wie sich aus Plinius, Ptolemäus u. s. w. beweisen lässt. Ob an ihrer Stelle eine alte Stadt der Salasser gestanden, die schon 400 Jahre vor Rom dagewesen, wie man behaupten will, ist nicht zu sagen. Aber es ist merkwürdig, dass über eine so bedeutende Stadt in den alten Schriftstellern so wenig sich findet. Ausser der Gründung wissen wir fast nichts von Augusta Praetoria, bis nach dem Ende des weströmischen Reiches die Longobarden sich ihrer, wie der Nachbarstädte Eporedia (Ivrea), Augusta Taurinorum und andrer bemächtigen. Dafür sind uns zu Aosta

1) Dio Cass. LIII. 25. Augustus wollte eben nach Spanien gegen die Cantabrer ziehen.

Denkmäler der Baukunst erhalten. Unter diesen fallen zunächst die Stadtmauern durch ihren weiten Umkreis, und die festen Thürme auf. Sie erinnern, freilich im Kleinen, an die sogenannte Porta nigra zu Trier, die Jeder, dem römische Stadtbefestigungen nicht fremd sind, für echt römisch halten wird. Eben solche Thore, mit halb vorspringenden Thürmen, hat bekanntlich auch Nimes und Rom. Besonders sehenswerth ist aber zu Aosta das südliche (piemontesische) Thor, fest, stark, mit drei Ausgängen[1]) und doppeltem Bogenzug, wie es zur Vertheidigung sich vorzüglich eignet. Der Stil ist sehr einfach, fast ohne allen Schmuck. Ganz nahe demselben sieht man einen herrlichen Brückenbogen, aus den grossartigsten Quadern, mehr als zur Hälfte im Boden versteckt. Man hat nun Keller u. s. w. darunter und daran gebaut, da der hier mit der Dora sich vereinende Buttier jetzt fünfzig Schritte weiter, unter einer neuern Brücke vorüberfliesst. Ganz in der Nähe der letztern steht ein prachtvoller Triumphbogen aus gewaltigen Werkstücken, mit zehn korinthischen Säulen von Marmor, eben so fest als leicht und zierlich; er hat nur einen Durchgang, dem Titusbogen ähnlich, und gehört ohne Frage zu den schönsten, so wie zu den ältesten Denkmalen dieser Art. *Kephalides* (Reise, II. 333) spricht darüber, meines Erachtens, anerkennender und richtiger als *Kugler* (Kunstgeschichte, S. 298). An dem Bogen von Aosta ist kein Wort, kein Buchstabe zu lesen. Entweder die Zeit hat die Inschriften ausgelöscht, oder die Erbauer hielten für besser, das Denkmal selbst reden zu lassen. In neuerer Zeit ist der Name des Siegesbogens und des Triumphes

1) Was *Neigebaur*, Handbuch für Reisende in Italien, Th. II. S. 26 damit sagen will, «dass die Porta praetoria zum Theil im Boden versteckt sei», ist nicht zu errathen. Verbaut ist sie allerdings, wie die meisten alten Thore in Nimes und anderswo, aber nicht verschüttet.

des Augustus über die Salasser im Jahr 728 darauf geschrieben und zugleich zur Achtung des ehrwürdigen Denkmals aufgefordert worden. Ob nun der Bogen unter Augustus oder bald hernach errichtet sei, vermag Niemand zu sagen. Dass er der guten alten Zeit angehöre, bezeugt der Stil, die Stellung der Säulen, kurz das Ganze. Er thut so wohl, macht die Seele so frei und leicht, — der Blick auf ein Werk echter Kunst. Das empfand ich wieder vor dem Sieges-Bogen von Augusta Praetoria. Dunkel und nicht leicht zu enträthseln ist dagegen ein sehr massenhafter Baurest, den man hier das Amphitheater nennt. *Neigebaur, E. Förster* und andre Reisebücher begnügen sich ohne Weiteres mit diesem Namen. Wer aber je ein römisches Amphitheater erblickte, muss gestehen, wie es auch *Kephalides* (Reise, II. 334) thut, dass diese Trümmer, die Wölbungen, nahe dabei die ganz gerade, hohe Mauer, oben mit drei grossen, unten mit sechs kleinen Fenstern, nicht von einem Amphitheater herrühren können. Vielleicht würde bei näherer Untersuchung, die noch anzustellen ist, sich zeigen, dass es Thermen waren. Oder es sind Reste einer grossartigen Basilika, wie sie der praetorischen Augusta gewiss nicht fehlte. Damit mag wohl ein Theater verbunden gewesen sein. Jedenfalls verdient Aosta die nähere Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, wie sie manchen dieser norditalischen Städte, z. B. dem schönen Brescia mit so reichlichem Erfolg erst in neuerer Zeit zu Theil geworden ist.

Durch das wildschöne Thal der Dora, oft durch die engsten Schluchten, führt die Strasse nach Turin. Man durchfährt bei dem Castell Bard, das wieder hergestellt, und mit Besatzung versehen ist, einen kaum 6—7 Schritte breiten Felsenpass, den man bald den Römern, bald dem Hannibal zuschreibt, der jedoch möglicher Weise viel älter ist, als man glaubt. Die Salasser mögen ihn vor grauen

Jahren bereits für den Handel eröffnet haben. Gegen Ivrea hin erweitert sich etwas die Thalenge, aber noch immer umgibt uns die erhabene Alpen-Natur. Nur nach Süden, nach Turin, dehnen sich jetzt fruchtbare Ebenen, von Hügelreihen durchschnitten. Hier beginnt das Gebiet der Tauriner. Ivrea liegt auf zwei Hügeln und an deren Abhang, von der Dora fast umschlossen. Höchst malerisch mit ihren rothen Zinnen und den festen Eckthürmen stellt die alte Burg der longobardischen Markgrafen sich dar. Sie ist jetzt nicht, wie *Neigebaur* II. 212. sagt, in Trümmern, sondern vielmehr zum Gefängniss eingerichtet. Vor derselben liegen mächtige Säulenstücke umher. Sie müssen zu einem grossen Gebäude der Römerzeit gehört haben, man glaubt, zu einem Tempel der Sonne. Von E p o r e d i a, als starker Festung und römischer Colonie ist bei den Alten mehrfach die Rede. Hier verweilte Decimus Brutus, nachdem er von Mutina zur Verfolgung des Antonius (Cic. Epp. fam. XI. 9) sich in die Nähe der Alpen aufstellte, im Mai des Jahres 711 U. C. Zwei Briefe desselben an Cicero (Epp. fam. XI. 20 und 23) sind mit der Unterschrift Eporedia versehen. Strabo (IV. 6. p. 332. *T.*) sagt, Augustus habe die gefangenen Salasser nach Eporedia bringen lassen, welches eine römische Colonie gewesen: *εἰς Ἐποραιδίαν, Ῥωμαίων ἀποικίαν, ἣν συνῴκισαν μὲν φρουρὰν εἶναι βουλόμενοι τοῖς Σαλασσοῖς, ὀλίγον δ' ἀντέχειν ἐδύναντο οἱ αὐτόθι, ἕως ἠφανίσθη τὸ ἔθνος.* Dass diese Colonie an der Stelle eines altgallischen Ortes gegründet sei, zeigt schon der Name, welcher nicht römisch lautet. Die Zeit der Gründung gibt Velleius Pat. I. 15. genau an, wiewohl die Lesart Schwierigkeit macht: Post tres et viginti annos in B a c i e n n i s Eporedia Mario sexies Valerioque Flacco Coss. (sc. deducta colonia est) d. i. 654 U. C. oder 100 v. Chr. Statt Baciennis findet sich auch Bagiennis, wie im Cod. Amerbach, den *Orelli* wiedergibt, p. 17. Man hat daraus

Vagiennis gemacht, nach Plin. H. N. III. 20, ein Stamm der Ligurer, zu welchen, nach ihm, auch die Tauriner gehörten. Also war, wie auch Strabo sagt, Eporedia Gränzfestung gegen die Salasser, deren Erbauung die Sibyllinischen Bücher befohlen hatten. Letzteres erzählt Plin. H. N. III. 21, und setzt hinzu: Eporedias Galli bonos equorum domitores vocant. Da gibt sich denn die gallische Entstehung des Namens von Epo=equus, (auch im Namen der Göttinn Epona zu erkennen) deutlich kund. Ptolem. III. 1. sagt: Ἐπορεδία ἐν Σαλασσοῖς, weil es an deren Gränze lag. Dass Eporedia, sammt Mediolanum, Novaria und Vercellae, zu den festesten Orten jenseits des Padus (firmissima Transpadanae regionis municipia) gehörte, sagt Tacitus (Hist. I. 70), wo er berichtet, wie die Ala Sullana im J. 69 sich gleich für den Vitellius erklärt, und ihm diese vier Städte gleichsam zum Geschenke dargebracht habe, weil sie in Afrika unter ihm als Proconsul gestanden. Dass die Strasse von Mediolanum über die Graischen Alpen Eporedia berührte, zeigt das Itin. p. 350. und Tab. Peut. S. III. Ueber die Poeninischen Alpen waren die Stationen: Mediolanum, Novaria, Vercellae, Eporedia, Vitricium (d. i. Verres), Augusta Praetoria, Summus Poeninus, Octodurus, Tarnadae, Pennelocus u. s w. Itin. p. 350. Auch Inschriften erwähnen Eporedia. So wird ein *P. Metellus L. F. Dec. Taur. et Quaestor item Decurio Eporediae et IIvir* in einer Turiner Inschrift bei *Gruter* XVII. 10 und *Orelli* Inscr. sel. 3989. genannt. Eine andere, leider verstümmelte, ist auf der Treppe des Universitätsgebäudes zu Turin eingemauert. Meine Abschrift, im September 1846 gemacht, lautet:

T· SEXTIVS T· F· VOL· SECVN ...
EPOREDIAE ET OMNIBVS HONO ...
PONDERARIVM CVM OMN ...

Die Schrift ist gross und schön, wie es scheint, aus

dem ersten Jahrhundert nach Christo. Die Erwähnung eines Ponderarium, d. h. Ortes zur Aufbewahrung von Maass und Gewicht (cf. *Forcell.* s. v.), welches man bis jetzt nur aus zwei Inschriften (*Orelli,* N. 144 und 4344, *Grut.* MXX. 10) kannte, gibt der Inschrift einige Bedeutung. Es ist nicht zu bezweifeln, dass zu Ivrea noch Steine mit dem Namen Eporedia sich finden müssen. Mein Aufenthalt war dort nur kurz. Doch sah ich in dem Kreuzgange neben dem Dom, unweit der longobardischen Herrenburg (il castellaccio) einen schlecht erhaltenen Sarkophag mit Bildwerken und Inschrift, deren Ergänzung und Erklärung ich in dem mehrgedachten Münsterschen Lections-Verzeichniss zu Ostern 1847 p. 7—9 versucht habe, nachdem eine ganz unbrauchbare von irgend einem halbgelehrten Nachbesserer oder Steinmetzen auf der Stirnseite des Denkmals angebracht worden war. Mit sorgfältiger Beachtung des vorhandenen Aechten lese ich: D· M. || C· ATERIO.. VALERI || Q· AED· TERT || IVDICI DE IIII DECVR || FILI ET NEPOTES || HERED· EIVS FECERVNT || L· D· D· D. Das ist: *Dis Manibus. C. Aterio... Valeriano Quirina (tribu) Aedili tertium, iudici de quatuor decuriis, fili et nepotes heredes eius fecerunt loco dato decurionum decreto.* Ueber das Einzelne vergleiche man das in dem Programme Gesagte. Der Name des Aterius ist zum Theil Conjectur; der Stein hat bloss ATE... Möglicher Weise könnte jener Aedilis auch *Ateius* oder *Atedius* geheissen haben. Obgleich der Name des Municipium Eporedia auf dem Steine nicht vorkommt, so ist doch wohl kein Zweifel, dass die Aedilität, der Iudex, die Decuriae und Decuriones dorthin gehören, und der oben erwähnte P. Metellus Decurio Eporediae (*Orelli,* Inscr. sel. 3989) bestätigt diese Annahme. Die Bildwerke des Sarkophages sind nicht ausgezeichnet: Köpfe von zwei Männern und zwei Frauen oben über der Schrift, an den Seiten Adler, auf der rech-

ten Seite unter demselben ein Mann in der Toga, sitzend, vor ihm ein anderer stehend, der einen Stab trägt. Ich möchte darin nicht sowohl einen Jupiter mit Mercur, als einen Richter mit dem Apparitor erkennen, so wie der Adler freilich wohl Sonne, Unsterblichkeit (*E. Gerhard*, Beschr. der Stadt Rom, I. S. 328), aber auch römische Macht und Grösse bedeutet. Von Belang ist die Sache nicht, der Sarkophag vielleicht aus dem dritten Jahrhundert. Allein der Blick auf die städtischen Würden eines transpadanischen Municipiums, das nicht zu den unbedeutendsten gehörte, lehrt uns immer, auch im letzten Widerschein noch den Abglanz der ewigen Roma erkennen.

Münster, im April 1847.

F. Deycks.

---

2. Découvertes d'antiquités en Belgique.

Les renseignements que j'offre aux lecteurs de ces Annales sur des antiquités venues au jour dans différentes parties de la Belgique, sont destinés à servir de complément et de suite à ceux qui ont été publiés précédemment [1]. Les découvertes dont j'ai à parler n'ont aucune importance sous le rapport des monuments, mais elles ne laissent pas de présenter de l'intérêt au point de vue de l'histoire locale.

I. Entre Gand et Tournai et à peu près sur la limite des provinces de la Flandre orientale et du Hainaut se trouve la petite ville de Renaix (en flamand *Ronse*). Il existe sur le territoire de cette ville ainsi que dans les communes limithrophes de St. Sauveur, Ellezelles, Escornaix, Maerke et Etichove des tombelles ou tumuli. Ils ont tous la même forme et, à quelque chose près les mêmes dimensions; mais tous ont subi quelques modifications par suite des travaux exécutés à leur surface. Les uns sont élevés sur un amas de cendres, de charbons, et d'os calcinés qui occupent le centre. D' autres recouvrent une ou plusieurs loges en pierres brutes contenant des cendres, des charbons et des ossements calcinés. Dans d'autres enfin on rencontre une urne cinéraire de forme et de fabrication grossiere; cette urne qui renferme des os des charbons et des cendres est renversée sur son ouverture et répose quelque fois sur une pierre légérement creusée pour la recevoir. La même contrée offre plusieurs champs à

---

1) Jahrb. d. Vereins V. VI. S. 219, 227.

la surface des quels gisent à part des débris de tuiles à rebords et de poteries. Les fouilles et les travaux de culture et de défrichement ont mis au jour, dans l'espace de quelques années seulement, une grande quantité d'objets antiques. Tels que: 1. Poteries de formes et couleurs diverses provenant tant des tumuli et autres sépultures que des endroits où ont existé d'anciennes habitations. Parmi les urnes on en remarque une en terre rouge vernissée, d'une très-bonne conservation; elle représente un combat de deux gladiateurs. L'un des combattants a la tête nue et les mains armées d'un trident; l'autre est muni d'un casque, d'une èpée et d'un bouclier. Cette scène se repète plusieurs fois sur la circonférence du vase. Deux noms de potiers ont pu être déchiffrés jusqu'ici sur des fragments de vases; ce sont ceux de Sacrilius et de Merca. 2. Haches ou coins (Keile), ainsi que couteaux en Silex et autres pierres dures, au nombre de 60 à 70. 3. Haches en cuivre (vulgairement appelées en allemagne Streitmeissel), et en fer; pointes de lance et poignards en fer. 4. Perles de verre de couleur, de terre cuite, et d'ambre; fibules et agrafes émaillées et non émaillées d'une infinité de formes; bracelets et épingles en bronze; épingles en ivoire ou os; anneaux en fer, dans l'un des quels est enchassée une pâle en verre représentant un coureur (Wettläufer). Une pierre gravée, qui orne le chaton d'une autre, montre un homme vêtu de la toge assis derrière une couple de boeufs. 5. Medailles gauloises en or reproduisant toutes le même type. Un grand nombre de médailles romaines en tous metaux et modules. 6. Une figurine en bronze représentant Jupiter armé de la foudre. 7. Bouteilles fioles et urnes en verre. 9. Meules gisantes et tournantes et fragments de meule.

La plupart de ces objets font partie de la collection de *M. Ed. Joly,* avocat à Renaix. Cet amateur éclairé a entrepris lui-même un grand nombre de fouilles et a été

constamment à la recherche des découvertes qui se sont faites; il a commencé a en rendre un compte très minutieux dans plusieurs articles insérés dans le Messager des sciences historiques de la Belgique. Gand. 1845 et 1846.

II. Au mois de Mars 1844, en creusant la terre pour découvrir une carrière dans la banlieue de la ville de Soignies (province de Hainaut), on a rencontré à une profondeur de 30 à 60 centimètres des urnes remplies d'une terre rouge mêlée de charbons et de fragments d'os calcinés. Quelques unes renfermaient des pièces de monnaie, des épingles, des fibules en cuivre émaillées et non émaillées. Ces urnes se trouvaient presque toujours placées par groupes de deux ou de quatre, distancés les uns des autres de quelques mètres. Du reste des urnes de la même espèce, ordinairement une plus grande et une plus petite, viennent de temps en temps au jour lorsqu'on remue la terre dans cet endroit. Il est donc permis de le regarder comme un ancien cimetière.

Quelques années auparavant on découvrit dans un endroit du bois de Naast qui avoisine la commune de Gottignies (arrondissement de Soignies), sur une petite hauteur, un caveau composé de pierres grises ayant un mètre environ de longueur sur 50 centimètres de largeur; il était récouvert également par une pierre grise. Les objets qu'il renfermait consistent en une urne d'environ 25 centimètres de diamètre, deux assiettes de terre rouge vernissée, deux bouteilles en verre jaunâtre avec manches et figures, dit-on, un petit pot en terre et deux pièces de monnaie de cuivre. A 150 mètres environ de ce caveau, fut trouvée une autre urne qui contenait environ 600 médailles en bronze de grand module, à l'effigie de divers empereurs Romains.

III. En Juillet 1844, en creusant les fondements d'une maison derrière l'église Notre-Dame à Tongres (Adua-

tuca Tongrorum) l'on rencontra d'anciennes substructions que l'on suppose remonter à l'époque de la domination romaine. L'on y trouva dans la maçonnerie d'une citerne, une pierre funéraire; elle porte l'inscription suivante gravée dans un cartouche que soutiennent deux génies ailés:

D M. 153.
NEPOS SILVINI FIL
SIBI ET VELMADAE.
GANGVSSONIS FIL.
VXORI OBITAE [1]) V. F.

IV. Les antiquaires du siècle dernier avaient déja signalé l'existence de vestiges d'un camp romain à l'endroit dit Borght Stad près du village d'Assche situé a lieues de Bruxelles sur la route de cette ville à Gand. Un jeune antiquaire *M. Galesloot* en a donné dernièrement une description accompagnée d'un plan dans une Notice qu'il a adressée à l'Académie royale de Belgique et qui paraitra dans les Mémoires des Savants étrangers publiés par cette société. *Des Roches* dans son Histoire ancienne des Pays-Bas t. I. p. 233. Anvers 1787., place dans cette

1) L'emploi d'obitus pour mortuus n'est pas commun même sur les monuments lapidaires. Il est donc digne de remarquer qu'il se soit rencontré dans trois inscriptions trouvées à Cologne (v. *Lersch* Centralmus. Rheinl. Inschr. I, 32. 41. 44.) et que nous en retrouvions un autre exemple sur une inscription de Tongres, ville voisine de la première. [Ich füge hinzu aus *Hefners* röm. Denkm. Oberbayerns II. Abth. München 1846. Nr. III: LOL. POCCA | V. F. SIBI. ET | VIATORI | COIVGI | OBIT. ANN. L | ET. ANNONI. FIL. | OBIT. ANN. XXX | POSTERIS O SVIS. Vrgl. Fig. 37. Ebendas. Nr. XX. Fig. 16. Nr. XXXIV. Fig. 17. Nr. XLIV. Fig. 28. Nr. XLVI. Fig. 22: SEPT. MARINO. F. A. XIII | OBITO., aus den Nachträgen dazu Nr. II: CVPITO. SECVNDI | OBITO u. s. w., aus der I. Abth. jenes Aufsatzes Nr. XXXVII. Fig. 32: FVSCIA. PRO | CVLI. FILIA. SECVNDA. OBIT | ANN. XXX. H. S. E. u. s. w. L. L.]

localité le camp où Q. Cicéron a soutenu un siège si mé-morable contre les Nerviens et leurs alliés, et c'est aussi l'emplacement pour le quel je me suis décidé dans mon Examen de diverses questions de géographie ancienne de la Belgique (Tom. XI. des mém. de l'Académie). Dans le voisinage du camp, l'on remarque des vestiges d'une chaussée et de constructions qui sem-blent l'oeuvre des Romains.

De cet endroit part un chemin vicinal qui se dirige vers le village d'Elewyt situé à une lieue et demie de Vilvorde. Sur le territoire de cette commune est une lo-calité dite Stad Zweyemberg comprenant environ cinq hectares de terre, dont la superficie est jonchée de frag-ments de tuiles à grands rebords, de pierres blanches, de tessons de poteries de diverses espèces, de ferrailles for-tement oxidées, d'ossements humains. On y a trouvée de temps immémorial et on y trouve encore fréquemment des médailles romaines. Presque tous ces champs ont été dé-barrassés en partie des pierres qu'ils contenaient, mais l'un d'eux est encore tellement rempli de décombres qu'il a perdu beaucoup de sa valeur. Il y a quelques années un cultivateur en exècutant des travaux pour l'amélioration d'une de ces pièces de terre. Y rencontra une cave et deux puits. Parmi les objets qui vinrent au jour à cette occasion, il cite des poteries en terre rouge ornée de des-sins des clefs, un cheval sculpté en pierre blanche avec le socle qui le supportait (?), une plaque en bronze por-tant une inscription et d'autres objets en bronze dont il a perdu le souvenir. Nous devons ces renseignements à M. *Mulesloot* qui s'est rendu dernièrement sur les lieux et y a receuilli, entre autres objets, la partie inférieure d'une assiette de terre rouge vernissée sur la quelle se lit du nom du potier MERCA [1]; le chaton d'une bague rep é-

1) C'est le même nom que nous avons vu plus haut sur une poterie

sentant Mercure assis tenant dans la main droite le caducée et dans la gauche une bourse, un anneau en cuivre, deux fibules du même métal, un morceau de bronze se terminant en tête de lion, enfin un grand bronze d'Adrien, une médaille en argent de Septime Sévère et une pièce de Tétricus.

V. Dans le courant du mois de Juin 1846, en faisant les déblais d'une nouvelle route à Lede, bourg situé à une lieu d'Alost on découvrit au centre d'un monticule dans une étendue de 40 mètres environ de longueur sur 10 de largeur, un nombre considérable d'antiquités qui sont de nature à faire croire que c'est l'emplacement d'un cimetière Franc. La plupart de ces objets ont été déposés au musée de Bruxelles. Les principaux sont: 1. onze urnes de terre noire, grise, jaune et rouge, ornées à la partie supérieure de leur renflement de plusieurs rougs d'empreintes, une assiette de terre rouge vernissée au centre de la quelle se lit le nom du potier SACRAPO. 2. deux fibules en bronze dont l'une émaillée; deux petites plaques en bronce dont la surface supérieure est couverte de rinceaux ciselés. Elles ont servi d'ornement à des objets aux quels elles étaient attachées au moyen de quatre petits clous qui existent encore; une plaque ronde en or, ornée de plusieurs rangs de petites perles. Elle a été vendue pour onze florins à un orfèvre d'Alost qui s'est empressé de la mettre au creuset. 3. Une hache ou coin ou silex, haute de 6 centimètres et large de 5. 4. La lame ou partie de la lame d'un glaive à deux tranchants longue de 64 centimètres et large de 6 centimètres 5 millimètres; six coutelas dont le plus grand a 29 centimètres de longueur sur quatre centimètres de largeur; huit fers de lances de formes differentes, dont le plus grand a 39 centimètres 3

---

de Renaix; il s'est aussi rencontré sur des poteries trouvées en France. [Vrgl. Jahrb. IX. S. 30.]

millimètres de hauteur huit centimètres de largeur; cinq fers de javelots dont le plus grand a 21 centimètres de longeur sur 3 centimètres de largeur; cinq têtes et deux pointes de flèches; les douilles ou extrémités inférieures de trois piques, dont l'une renferme encore un morceau du manche en bois de chêne, qui y est fixé par un clou à deux têtes; un poignard dont la poignée et la lame réparées aujourdhui n'ont formé primitivement qu'une seule pièce; les débris d'un manche en corne qui parait avoir appartenu à un poignard; enfin sept háches d'armes ou franscisques dont six entièrement conformes à celle qui fut trouvée dans le tombeau du roi Childeric à Tournai. La plus grand a 23 centimètres de longueur sur 9 centimètres de largeur au tranchant et environ 3 centimètres d'épaisseur. Toutes ces armes sont en fer [1]).

VI. Il y a un an environ, des ouvriers en creusant un fossé d'accotement d'un chemin sous la commune d'Hoogstraeten (Province d'Anvers) déterrèrent 20 de ces instruments de bronze en forme de coin, aux quels les antiquairs des diverses contrées où on les rencontre si fréquemment donnent des noms différents. Dans le voisinage de cet endroit existent une vingtaine de Tumuli.

VII. L'année dernière, un dépot de monnaies fut découvert à Hingene village de la province d'Anvers, situé au confluent du Ruppel et de l'Escaut Il comprenait environ 250 pièces, dont 45 en argent m'ont été envoyées pour être examinées. J'y ai reconnu 18 médailles consulaires, 1 de Jules César, 7 de Marc-Antoine, 4 d'Auguste, 4 de monétaires de cet empereur et 1 de Tibère. J'en ai donné la description dans le Bulletin de l'Académie de Belgique T. XIII. Part. I. p. 756. svv.

1) J'ai emprunté ces détails à la Notice que *M. Schayes* a publiée sur cette fouille dans le Bulletin de l'Académie de Belgique T. XIII. Part. II. p. 192 svv.

VIII. La commune de Sombreffe (province de Namur) est traversée par la chaussée romaine de Bavai à Tongres. J'apprends que dans un champ l'on rencontre, à une petite profondeur, des restes de murs, des pavements, des petits canaux souterrains, des tuiles à rebords, des carreaux de forme ronde, des tuyaux carrés en terre cuite et d'autres en plomb. On y a trouvé une médaille prétendument de Jules César. Ces détails me portent à croire que ce sont les vestiges d'une habitation romaine avec hypocauste. La tradition vulgaire y place une abbaye de Templiers.

IX. A une petite lieue du village d'Olloy (province de Namur, arrondissement de Philippeville) au confluent de deux rivières nommées eau blanche et eau noire et après leur jonction Viroint, on voit à la cime d'une colline, sur un plateau de forme de fer à cheval et abordable d'un côté seulement, des restes de murs de circonvaltation: cet endroit s'appelle vulgairement le camp des Romains. On y a trouvé des médailles en bronze et en argent. Avant qu'on puisse se prononcer sur l'époque de ces constructions, il faut qu'elles aient été examinée par des juges compétens.

X. Une plaine située à l'extrémité de la commune de Vodelée du côté de celle d'Agimont est jonchée de fragments de tuiles et de brique. Dans un endroit attenant à cette plaine, on a découvert, il y a quelques années un tombeau formé de tuiles et renfermant quatre urnes cinéraires de terre grisâtre, rangées sur une même ligne, les deux plus grandes aux extrémités et les deux plus petites au centre; elles étaient remplies de cendres au milieu desquelles se trouvaient un fragment de fibule, quelques médailles de bronze et une en argent à l'effigie de Néron.

Non loin de la même plaine, mais sur le territoire de Gochenée, des ouvriers en remuant la terre ont rencontré

à deux pouces environ de profondeur une douzain de médailles en argent dont une de Nèron, plusieurs de Faustine et une de Gordien.

Sous la commune d'Anthée voisine des prècédentes et située comme elles dans l'arrondissement de Philippeville, il existe une plaine élevée et environnée de vallons, à la surface de la quelle on voit aussi de nombreux morceaux de briques et de tuiles à rebords. Mr. *Renson*, juge de paix à Florennes, de qui proviennent les renseignements donnés sous le présent No., ramassa un jour un de ces fragments portant des caractères illisibles pour lui et qu'il prit pour des lettres grecques. Malheureusement la pièce a été égarée.

Il existait autrefois sur le territoire de Villers-Saint-Siméon (province de Liège) au bord de la voie romaine qui se dirige vers Tongres trois tumuli. Deux ont entièrement disparu depuis longtemps; le troisième a été fouillé en 1842. On y a trouvé trois urnes remplies de cendres, une petite lampe en terre cuite, une pièce de monnaie et prétendûment des morceaux d'armes. La médaille dont j'ai examiné une empreinte, est un grand bronze à l'effigie de Marc-Aurèle; on voit d'un côté la tête laurée de l'empereur avec l'inscription M. ANTONINVS AVG. GERM. SARMATICVS. Le revers offre une figure debout vêtue de la stola, tenant de la main droite la corne d'abondance et de la gauche un objet indécis. Outre les lettres S. C. on ne lit plus de l'inscription de ce côté que T(*r. pot.*)... COS. III.

XII. Dans l'année 1843, on a découvert à Lischer près d'Arlon (province de Luxembourg) à un endroit dit Weissenberg un cimétière d'où ont été extraites plus de cent urnes de terre remplies de cendres. Elles étaient placées à une très-petite profondeur, dans un terrain sablonneux, au pied d'une montagne. On a receuilli dix sept

pièces de monnaies, parme les quelles un moyen-bronze à l'effigie de Néron, des chainettes en argent, une cuiller de même métal, des urnes (?) en verre de diverses couleurs, non loin de la se voient trois anciennes ruines dont-il ne reste plus que les fondements. Le sol est jonché de pierres, de briques et de grandes tuiles.

XIII. *Wiltheim* (Luciliburgensia Romana lib. VI c. XV. p. 269) fait déja mention de la tour dite vulgairement de Brunchault dont les ruines existent encore aujourdhui au bord de la chaussée romaine de Reims à Trèves, entre Epoïssus et Orolaunam. La partie de la route où se trouve cette ruine est comprise dans le territoire d'Izel. On rencontre sur une autre partie de la même commune des terrains couverts à la superficie de morceaux de grandes tuiles plates ou à rebords, et renfermant des substructions très-étendues; des routes et des pans de murs jusqu'à dix pieds de profondeur y ont été démolis par l'entrepreneur d'un chemin à empierrer. On y a trouvée deux grands vases en terre cuite, ainsi que deux médailles l'une de Marc-Aurèle, l'autre de Maxence. Dans un champ voisin, les ouvriers, occupés à en extraire les décombres mirent au jour des sculptures faites d'une pierre très-friable et qu'ils brisèrent; une des figures avait la forme humaine à la partie supérieure et celle d'animal à la partie inférieure. Ils doivent avoir trouvé aussi des ossements humains et à côté d'un squelette une épée presqu'entièrement consumés par la rouille. On remarquait autrefois à la superfice du sol une grande quantité de petits cubes d'un centimètre et demie d'épaisseur et de diverses couleurs (principalement bleus, noires, rouges et blancs); c'étaient sans doute les débris d'un pavement en mosaïque.

XIV. A Hotton, commune de l'arrondissement de Marche (province de Luxembourg) il existe encore une cave d'où l'on a extraits des tuiles de diverses grandeurs;

on en conserve plusieurs de forme ronde. On a remarqué des traces de feu. D'après ces indications, je suis porté à croire que cette cave est l'hypocauste d'une habitation. Selon la tradition locale, il aurait existé un château dans cet endroit.

A Warre (aussi arrondissement de Marche) la pioche d'ouvriers occupés à creuser un chemin mit au jour 70 médailles romaines en billon. Sur des montagnes rocheuses situées dans la même commune, on a déterré, à diverses reprises, des urnes remplies de cendres.

XV. On connait par *Wiltheim* (p. 286) la singulière inscription CVRIA ARDVENNAE prétendument déterrée à Amberloup (près de St. Hubert) et qui se conserve dans le portail de l'église de ce village. J'apprends que dans les fondations du maître-autel de la même église, se trouve un autel quadrilatéral, sur chacune des faces du quel est représentée une divinité.

A Villers-sur-Sémois dépendance de la commune d'Étalle (Stabulum) on remarque aussi dans le massif de pierre, sur le quel repose le maître-autel de l'Église, un autel quadrilatéral, dont les trois faces libres montrent les figures de Diane, d'Hercule et de Vénus (?) sculptées en bas-relief.

Gand, Mars 1847.

J. Roulez.

II. Monumente.

1. Münzen der alten Trierer.

Die Gallischen Münzen, noch vor wenigen Jahrzehnten des Studiums nicht werth erachtet, und allgemein mit dem Namen »barbarische« gebrandmarkt, haben in neuester Zeit endlich Anerkennung und Bearbeiter gefunden. Die Franzosen haben sich der Erforschung dieses Theils ihrer vaterländischen Alterthümer mit hohem Eifer gewidmet, und die glänzendsten Resultate haben ihre Bemühungen gekrönt. Ja, der Augenblick dürfte nicht mehr allzufern sein, wo die Gallische Münzkunde, Dank dem unermüdlichen Streben eines *de la Saussaye*, *de Saulcy*, *de Lagoy*, *Lelewel* u. A., als ein wohlgeordnetes Ganze, gleichberechtigt neben die Griechische und Römische treten wird. Die alten Germanen hatten keine Münze: wo sie deren im Handel bedurften, bedienten sie sich der Römischen; doch war Tauschhandel die Regel[1]. Wir können daher nicht in ähnlicher Weise mit unsern Nachbarn wetteifern: nur wir Rheinländer bewohnen ein Land, das, ehemals zu Gallien gehörig, uns die Verpflichtung auferlegt, durch Studium der in seinem Schosse aufbewahrten

---

1) Tacit. Germ. 5. Argentum et aurum propitii an irati dii negaverint, dubito. — Proximi ob usum commerciorum aurum et argentum in pretio habent, formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt et eligunt: interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur.

Münzschätze, das grosse Werk, welches die französischen Numismatiker schon so weit gefördert, vervollständigen zu helfen. Diese Verpflichtung, glaube ich, liegt jedem Rheinischen Münzfreunde ob, seine Kräfte mögen stark oder schwach sein. Von dem Standpunkte aus bitte ich, diese Zeilen zu beurtheilen.

Unter den Völkern des Belgischen Galliens zeichneten sich durch Tapferkeit und Macht vor Andern die Trierer aus. Dieser Umstand, verglichen mit der Thatsache, dass schon vor der Römischen Invasion die meisten Gallischen Stämme ihre eigene Münze hatten, nöthigt zu der Annahme, dass auch die Trierer hierin nicht zurückgestanden, dass auch sie eine Münze gehabt haben müssen. Doch die ältesten Gallischen Münzen sind ohne Inschriften, vielleicht einem druidischen Gesetz zufolge [1]; erst zur Zeit Caesars oder kurz vorher erscheinen Namen von Völkern, Städten und Fürsten auf denselben. Jene sind daher nur durch Vergleichung mit den spätern zu bestimmen, wozu es für die Trierschen noch an Anhaltspunkten fehlt: denn bis jetzt kennt man nur eine einzige kleine Erzmünze des Trierer Fürsten I n d u t i o m a r , und selbst von der Richtigkeit dieser Attribution sind noch sehr viele Numismatiker nicht überzeugt. Ich halte es für angemessen, der Beschreibung dieses vielbesprochenen Stückes einige der verschiedenen darüber gehegten Meinungen folgen zu lassen.

Sine ep. Weiblicher Kopf von der rechten Seite mit Stirnband und im Nacken aufgebundenem Haar.

R. GERMANVS INDVTILLIL. Stier von der linken Seite mit gesenkten Hörnern und erhobenem linken Vorderfuss. — Erz — Grösse: 3½ (nach *Mionnets* Münzmesser). Fig. 1.

---

1) Caes. bell. Gall. VI, 14.

Es ist zu bemerken, dass bis auf die neueste Zeit Alle, die von dieser Münze sprechen, INDVTI. III. oder INDVTI. IIII. gelesen haben. Schon Goltz kannte diese Münze, und hielt sie für so interessant, dass er noch drei ähnliche in Gold und Silber dazu erfand, welche in seinem Werke über Caesar abgebildet sind [1]. *Tristan* las Germania Indutia und bezog dies auf eine von Plinius [2]) Industria genannte Colonie [3]). *Beger* erkannte sie zuerst dem Indutiomar zu [4]). *Haverkamp* [5]) stellt zwei Meinungen nebeneinander, auf die er jedoch selbst kein grosses Gewicht legt: entweder sollen Germanus und Indutius Duumviren irgend einer unbestimmten Colonie oder aber IIII viri monetales sein. *Harduin* [6]), mit seiner bekannten Geschicklichkeit, die Inschriften in Anfangsbuchstaben aufzulösen, las: German(ic)us (!) I(mperator) N(eglecto) D(uplicis) V(ictoriae) T(riumpho) I(mperator) IIII. *Rasche* [7]) und *Eckhel* [8]) sind für Indutiomar; endlich ebenso *Lelewel* [9]), welcher, so viel ich weiss, zuerst richtig Indutillil las. Die Gegner der letztern Meinung führen als Gründe wider dieselbe an: 1. »Die Vollkommenheit des Gepräges lasse auf Römischen Ursprung schliessen.« Neuere Forschungen haben viele Gallische Münzen, die von gleicher Kunst zeugen, ans Licht gefördert. cf. z. B. Revue num. franç. passim. 2. »Die Bezeichnung Germanus passe nicht auf

---

1) Caes. p. 13. XII. caess. num. II.
2) Hist. nat. III, 5. 16.
3) Nro. IV. pag. 27.
4) Observ. et conj. p. 47. sq.
5) Thes. Morell. I. p. 470.
6) Op. sel. p. 718.
7) Lex. un. rei num. II. p. 1401.
8) Doctr. num. vet. p. 78.
9) Type Gaulois.

Indutiomar.« Strabo [1]) und Tacitus [2]) berichten, dass die Trierer deutscher Abkunft seien und sich deren rühmten. Also rühmten sich gewiss deren besonders die Geschlechter ihrer principes, und dass dies auch Indutiomar that, indem er sich auf seinen Münzen einen Deutschen nannte, ist demnach nicht auffallend. 4. »Caesar schreibe nicht Indutiomarus, sondern Induciomarus.« Wenn dies auch wäre, so könnte doch nie ein Römer Autorität sein für die Rechtschreibung eines »barbarischen« Namens; es ist bekannt, wie sie die deutschen Namen verunstalteten, um sie zu latinisiren — Arminius für Hermann, Theodericus für Dietrich u. s. w. — Ausserdem aber enthalten auch Handschriften des Caesar jene erstere Schreibart, und ist dieselbe auch schon von neuern Ausgaben, wie der *Tauchnitz*'schen, aufgenommen worden. 4. »Der Ochse des Revers sei das Symbol einer Römischen Colonie.« Auch viele anerkannt Gallische Münzen führen den Ochsen [3]), und ich halte es für nicht unwahrscheinlich, dass er ein Sinnbild der erwähnten Germanischen Abkunft sei. Wie der Hauptbewohner der Gallischen Moräste, der Eber, das gemeinsame Symbol der Gallischen Nation war [4]), so mag von den Deutschen Einwanderern in Gallien, und deren gab es nicht wenige, der Auerochse ihrer heimathlichen Wälder als Abzeichen beibehalten oder angenommen worden sein. Ein Blick auf *Lelewels* numismatische Karte von Gallien wird diese Ansicht bestätigen, indem der Stier als Münztypus, mit Ausnahme eines einzigen bei den Veliocassen, sich nur an der Ostgränze vorfindet. Ein Hauptgrund für die

---

1) IV. 3. *Τρηουίροις δὲ συνεχεῖς Νερούιοι, καὶ τοῦτο Γερμανικὸν ἔθνος.*

2) Germ. 28. Treviri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt.

3) *Lelew.* l. c. und rev. num. fr. passim.

4) Rev. num fr. 1840. p. 245 s

Attribution unserer Münze ist die Form des Namens Indutillil. Dass die Endsilbe ill gallisch sei, erhellt aus dem Namen des Vaters des berühmten Arverners Vercingetorix Celtillus, wie ihn Caesar [1]) nennt, vielleicht richtiger Celtillil. Es ist sicher, dass die Namensendung der meisten Gallischen Fürsten auf rix, verwandt mit dem Lateinischen rex und dem Deutschen »rich«, eine Bezeichnung ihrer Würde ist [*]). Eine ähnliche Bedeutung mögen auch die Endsilben mar illil haben: Beleg dafür ist, dass auch der Eburone Ambiorix auf den ihm zugeschriebenen Münzen Ambillil heisst [2]). Es wäre sehr wünschenswerth, dass ein der gegenwärtig noch in Schottland, Wales und Irland gesprochenen Celtischen Dialekte Kundiger nachwiese, ob etwa diese Vermuthungen sich etymologisch rechtfertigen liessen. Endlich tritt noch hinzu der wichtige Moment, dass diese Münze ziemlich häufig in dem ehemaligen Trierer Gebiet gefunden wird, so dass wohl kaum mehr gegründete Zweifel an der Richtigkeit unserer Attribution gehegt werden können. *De Longperier* [3]) hat kürzlich eine Varietät bekannt gemacht, welche den Stier von der rechten Seite, und die Inschrift verkehrt, von der Rechten zur Linken zu lesen, aufweist. Ich bin so glücklich, diesen beiden Münzen von Indutiomar eine dritte hinzufügen zu können, die von hohem geschichtlichem Interesse zu sein scheint: sie zeigt nämlich auf der Vorderseite, statt des weiblichen Kopfes, einen männlichen, welcher unverkennbar die Züge Caesars hat.

sine ep. Bekränzter Kopf des Julius Caesar von der r. S.

R. Ebenso, wie Nr. 1. — Erz. — Grösse: 4. — Fig. 2.

1) Bell. Gall. VII, 4.

*) Vgl. Jahrb. IX. S. 58 f. *L. L.*

2) *Lelew.* l. c.

3) Catal. du cabin. de M. d. Magnoncour. Taf. 2.

Auch diese Münze ist 1838 im Trierer Lande, zu Castell bei Saarburg, gefunden. Wie kommt nun Indutiomar dazu, das Bildniss seines Feindes auf seine Münzen zu setzen? Die Trierer waren nicht schon bei Caesars Ankunft in Gallien Feinde der Römer; vielmehr waren sie schon zehn Jahre früher ihre Bundesgenossen: denn im Jahre Roms 685 klagten die Gallier ihren gewesenen Propraetor Fonteius zu Rom der Gelderpressung an, gegen welche Beschuldigung ihn Cicero vertheidigte [1]. Als Hauptkläger wird in der Vertheidigungsrede Indutiomar genannt [2]. Dieser musste also nothwendig ein Interesse bei der Sache gehabt, die Trierer mussten unter den fraglichen Erpressungen mitgelitten haben, folglich Bundesgenossen der Römer, nicht deren offene Feinde gewesen sein. Auch nach Caesars Ankunft standen sie noch mit diesem im Bündniss; denn als er dem Ariovist gegenüberstand, zeigten sie ihm durch Gesandte an, dass hundert Gaugenossenschaften der Sueven, unter Anführung der Brüder Nasua und Cimber, im Begriffe seien, den Rhein zu überschreiten [3]. Ja, noch als die übrigen Belgier sich gegen die Römer verbanden, blieben die Trierer treu, und erst als die Schlacht Caesars gegen die Nervier zu Gunsten der letztern auszugehen schien, verliess ihn die Trier'sche Hülfsreiterei [4]. Drei Jahre später kam Caesar, zum zweiten Mal auf dem Marsche nach Brittannien, in das Land der Trierer. Hier stritt damals Indutiomar

1) Cic. pro Font.

2) Cic. l. c. 8. und des Ascon. Ped. argum. zu d. Rede.

3) Caes. B. G. I, 37. Treviri (referebant), pagos centum Suevorum ad ripas Rheni consedisse, qui Rhenum transire conarentur; iis praeesse Nasuam et Cimberium fratres.

4) ib. II, 24. Equites Treviri — qui auxilii causa ab civitate missi ad Caesarem venerant — desperatis nostris rebus, domum contenderunt.

mit seinem Schwiegersohn Cingetorix um die Herrschaft. Letzterer begab sich persönlich zu Caesar, um dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen; auch Indutiomar schickte, während er insgeheim sich zum Kampfe rüstete, Gesandte an ihn, die sein Nichterscheinen mit seiner Sorge, sein Volk in Treue gegen die Römer zu erhalten, entschuldigten [1]. Hier war ihm zugleich die passendste Gelegenheit gegeben, durch Aufprägen von Caesars Bildniss auf die Trierer Landesmünze den Schein der Anhänglichkeit an Rom zu wahren. Als dennoch Caesar den Cingetorix unterstützte, warf endlich Indutiomar die Maske ab, liess seinen Nebenbuhler für einen Staatsfeind erklären, und begann einen Kampf, der bald mit seiner Niederlage und Tod endigte, worauf der Römerfreund Cingetorix förmlich als Herrscher eingesetzt wurde [2]. Seine Regierung scheint aber nur von kurzer Dauer gewesen zu sein; denn ein Jahr später, bei einem Aufstande der Trierer, geschieht seiner keine Erwähnung mehr [3]. Ob man ihm Münzen zutheilen könne, werden wir weiter unten sehen.

Auch nach der Römischen Eroberung fuhren die Gallier fort, zum Theil noch unter eigenen Fürsten, Münzen zu prägen, wenigstens bis zur definitiven Organisation der Provinz durch Augustus [4] — im Jahre Roms 727 — wahrscheinlich aber noch länger [5]. Concurrirend übten,

---

1) ib. V, 3. In ea civitate (Trevirorum) duo de principatu inter se contendebant, Indutiomarus et Cingetorix — alter — ad Caesarem venit. — At Indutiomarus equitatum peditatumque cogere — legatos ad Caesarem mittit: sese idcirco — ad eum venire noluisse, quo facilius civitatem in officio contineret.

2) ib. V, 56. Cingetorigem — quem supra demonstravimus, Caesaris secutum fidem, ab eo non discessisse, hostem iudicat, bonaque eius publicat.

3) ib. VIII, 25.

4) Liv. epit. l. CXXXIV. Dio. C. LIII.

5) *Lelew.* l. c.

wie in andern Provinzen [1]), so auch in Gallien die Römischen Statthalter ein Münzrecht aus [2]). In diese Kategorie gehören unter Andern folgende Münzen, alle, ausser der ersten, und zum Theil in beträchtlicher Anzahl, im Trierer Lande gefunden:

1. CAESAR. Elephant von der rechten Seite, mit dem rechten Vorderfusse eine Schlange zertretend.

R. Sine ep. Die Instrumente des Pontifex Maximus: Apex, Securis, Aspergilum und Simpulum. — Erz — gegossen, von roher Fabrik. — Grösse: $3\frac{1}{2}$.

2. Dieselbe, ohne alle Inschrift.

3. A. HIRTI. Derselbe Typus.

R. Wie Nr. 1. (Fig. 3.)

4. Dieselbe mit A. HIRTIVS.

5. Dieselbe, aber die Inschrift verkehrt, von der Rechten zur Linken zu lesen.

6. CARIN. ebenso verkehrt; derselbe Typus.

R. Wie Nr. 1. (Fig. 4.)

Von diesen Münzen ist zuerst die 3. bekannt gemacht worden von *Hetzrodt* [3]), der jedoch irrthümlich den Elephanten für einen Eber hielt, auch die priesterlichen Instrumente nicht ganz richtig angiebt. Die 1. bis 5. finden sich bei *Lelewel*, die letzte ist unedirt. Alle sind offenbare Nachbildungen der bekannten Denare von Caesar, und wird ihnen wohl Niemand den Gallischen Ursprung bestreiten. *Lelewel* ist der Ansicht, dass Nr. 1 und 2 von unbekannten Galliern, Nr. 3—5 aber von einem Gallischen Fürsten, der dem berühmten Freunde und Fortsetzer der Werke Caesars, dem später als Consul, zugleich mit seinem Col-

---

1) *Eckhel.* D. n. v. V. p. 68.

2) Strabo IV, 3. *Τὸ νόμισμα χαράττουσιν ἐνταῦθα* (Lugduni), *τότε ἀργυροῦν καὶ τὸ χρυσοῦν, οἱ τῶν Ῥωμαίων ἡγεμόνες.*

3) Nachrichten über die alten Trierer. S. 77.

legen Pansa, bei Mutina gefallenen Aulus Hirtius zu Ehren, dessen Namen angenommen hätte. Zur Begründung dieser Meinung führt er andere Gallier an, die auf ihren Münzen auf ähnliche Weise Römische Namen angenommen haben, als Julius Duratius, Quintus Doccius u. s. w. Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten; denn die letztgenannten Gallier haben nicht versäumt, ihren Gallischen Eigennamen dem Römischen Gentil- oder Vornamen zuzufügen, um sich von den Römischen Inhabern der letztern zu unterscheiden. Auf vorliegenden Münzen steht aber nur der Vor- und Geschlechtsnamen des Hirtius (einen Zunamen führte er nicht), und der würde es sich wohl verbeten haben, wenn sich diese, ohne weiteres Unterscheidungszeichen, ein Gallier hätte anmassen wollen. *Lelewel* beruft sich ferner auf die Sitte der Römischen Freigelassenen, den Namen ihrer Patrone zu führen; aber sie führten nie deren ganzen Namen. M. Tullius Cicero würde gewiss, bei all seiner Zuneigung zu seinem gelehrten Freigelassenen, diesem nie gestattet haben, sich, statt M. Tullius Tiro, M. Tullius Cicero zu nennen. Ich halte es für viel natürlicher und einfacher, dass unsere Nr. 1 während Cäsars Proconsulat, von ihm oder ihm zu Ehren, und eben deshalb nach dem Muster seiner Denare, die durch seine Legionen in grosser Anzahl nach Gallien gekommen sein mussten, geschlagen worden sei. Ebenso führen Nr. 3—5 den Namen des nachmaligen Consuls A. Hirtius selbst, und sind während seiner Statthalterschaft in Gallien geschlagen, ob auf seinen Befehl oder ihm zu Ehren, macht keinen Unterschied. Er bekleidete dies Amt im Jahre von Caesars Tod [1], 709, und zwar, da er erst das Jahr darauf Consul wurde, als Propraetor. Mit ihm zugleich befand sich dort sein nachheriger Gefährte

1) Cicero ad Att. XIV, 9.

im Consulat und im Tode, C. Vibius Pansa [1]), der diesen Posten zu Anfang 708 antrat [2]). Endlich war zur selben Zeit L. Munatius Plancus als Propraetor in Gallien [3]), und wurde für seine dortige Kriegführung im Jahre 710 mit einem Triumphe belohnt [4]). Demnach finden wir zu gleicher Zeit drei Propraetoren in dieser Provinz, die sonst von einem Proconsul verwaltet zu werden pflegte. Jene hatten sich also wohl in die Provinz getheilt, ohne Zweifel mit zu Grunde Legung der bereits von Caesar vorgefundenen Eintheilung Galliens in Aquitania, Gallia Celtica und Belgica. Plancus stand, wie aus seinem Briefwechsel mit Cicero hervorgeht, im Süden [5]), sein Antheil war also wohl Aquitanien. Hirtius war dem Rheine am nächsten, also in Belgien; denn an seinen Legaten Aurelius schickten Deutsche Völkerschaften, auf die Nachricht von Caesars Tod, Gesandte mit Ergebenheitsversicherungen [6]). Für Pansa bliebe demnach Gallia Celtica. Unsere letzte Münze trägt die Aufschrift CARIN. Ihre völlige Uebereinstimmung mit den vorhergehenden begründet die Vermuthung, dass auch sie den Namen eines Römischen Statthalters von Gallien verewige. Da finden wir denn wirklich in den Fastis, dass ein Gaius Albius Carinas im Jahre 710 consul suffectus war, und dass derselbe im Jahre 724 als Proconsul über das Gallische Volk der Moriner und über die Sueven triumphirt habe. Dies bestätigt auch Dio Cassius [7]). Die Moriner waren ein Belgisches Volk an

1) id ad Div. XVI, 27.

2) ib. XV, 17.

3) ib. l. X. passim.

4) Fasti capit. ad h. a.

5) Cic. ad Div. l. X. passim.

6) id ad Att. l. c.

7) *Γάϊος Καρίνας τούς τε Μορίνους καὶ ἄλλους τινὰς συνεπαναστάντας αὐτοῖς ἐχειρώσατο, καὶ τοὺς Σουήβους τόντε Ῥῆνον ἐπὶ πολλῷ διαβάντας ἀπεώσατο· καὶ διὰ ταῦτα ἤγαγε μὲν καὶ ἐκεῖνος τὰ νικητήρια.*

der gegen Brittannien gelegenen Küste [1]; die Sueven wohnten jenseits des Rheins, da wo dieser die Grenze des Trierer Gebietes bildete [2]. Der Schauplatz von Carinas Thätigkeit war also auch Belgien. Erwägt man nun, dass frühzeitig Trier für die Hauptstadt von Belgien galt, dass die auf unsern Münzen genannten Statthalter in Belgien befehligten, dass endlich diese Münzen vorzugsweise bei Trier gefunden werden, so liegt der Gedanke sehr nahe, dass sie auch in Trier geschlagen worden seien, und wir können dies als wahr betrachten, so lange nicht ein passenderer Ursprung nachgewiesen wird. Ich halte ferner die Annahme, dass die sub Nr. 1 und 2 aufgeführten Münzen von Cingetorix herrühren, für eine nicht zu gewagte Hypothese. Niemand hatte so, wie er, Ursache, Caesar, dem Urheber seiner Macht, auf jede Weise seine Dankbarkeit zu bekunden. Daher nahm er Caesars Denare zum Vorbild seiner Münzen, seines Wohlthäters Namen aber mag er nicht auf alle gesetzt haben, um nicht allzu abhängig zu erscheinen. Zwei Jahre nach Cingetorix Einsetzung empörten sich die Trierer wiederholt, und da führte Labienus ihre principes gefangen weg [3]. Seitdem scheinen sie keine eigenen Fürsten mehr gehabt zu haben. Die dort residirenden Statthalter aber behielten das einmal eingeführte und bekannt gewordene Gepräge bei.

Ich bin fest überzeugt, dass sich auf diesen Münzen nach und nach die Namen noch mehrer Römischer Statthalter vorfinden werden.

Cöln. **A. Senckler.**

---

1) Caes. B. G. IV, 20.
2) Caes. B. G. VI, 9.
3) ib. VIII, 45.

2. Narbirte römische Münzen.

(Taf. I. u. II.)

Vor Kurzem ist der Katalog [1]) der überaus reichen Sammlung römischer Münzen erschienen, welche von dem jetzt in Cöln a. Rh. wohnhaften Major der Artillerie, Hrn *Senckler*, bereits im Jahre 1818 bei einem Besuch der damals neuerdings aufgegrabenen Monumente zu Trier begonnen, während dieser Zeit durch einen unermüdlichen Sammlereifer bis auf 7000 Stück angewachsen ist. Sämmtliche sind wohl erhalten und unter ihnen einige bisher Unedirte. Die meisten Münzen dieser Sammlung lieferte der Boden von Luxemburg, Trier, Mainz, Bingen, Kreuznach, Coblenz, Bonn und Cöln. Mehrere kleinere Sammlungen, welche der *Senckler*schen einverleibt wurden, waren an einem oder dem andern jener Orte entstanden. Gerade seit 1818, wo Hr. *Senckler* zu sammeln begann, ist fast an allen jenen Orten, die sich auf der Stelle der wichtigsten Städte römischer Zeit erhoben, zu den unter den Segnungen eines langjährigen Friedens sich erhebenden Bauten der Boden mehr denn je durchwühlt worden. Die reiche Ausbeute hat hie und da zu besondren Nachgrabungen Anlass gegeben. Zwei der bedeutendsten Münzfunde, welche in den letzten zehn Jahren in unsrer Gegend gemacht wurden, lieferten ihm eine nicht geringe Anzahl, so der von mehr denn 200 Goldmünzen

---

1) Catalogue de la collection de médailles romaines de Mr. *Senckler*, major d'artillerie à Cologne. Col. 1847.

aus der Zeit des Augustus bis Hadrian im Jahre 1838 zu Gusdorf ohnweit Neuss gemacht wurde und der höchst merkwürdige von 24000 Kupfermünzen mittlerer und kleiner Grösse aus der Zeit des Diocletian bis Konstantin (und zwar nicht über das Jahr 313 n. Chr. hinaus), welche im Jahr 1842 in drei grossen Urnen zu Dahlheim bei Luxemburg ans Licht kamen. So kann uns also der mit anerkennenswerther Gründlichkeit und Genauigkeit abgefasste Katalog dieser Sammlung, der reichsten und bedeutendsten in der Rheinprovinz, einen ziemlich sichern Maasstab an die Hand geben, festzustellen, welche Münzen besonders in unsrer Gegend am meisten verbreitet waren. Es kann dann, soweit die verhältnissmässig grössere Verbreitung der Münzen eines Kaisers in einer Gegend als ein monumentaler Kommentar für die weitere Geschichte derselben zu betrachten ist, der Katalog jener bedeutenden lokalen Sammlung als wichtiger Beitrag zur Geschichte unsrer Provinz unter römischer Kaiserherrschaft gelten. Indem der Verfasser sich vorbehält, seine Wichtigkeit von dieser Seite später spezieller darzulegen, mögen vorläufig nur einige der grössten Seltenheiten, nämlich eine Auswahl unedirter Stücke hier Besprechung finden.

Taf. I. Nr. 5. Nerva.

IMP. NERVA CAES. AVG. GERM. P. M. TR. P. II. Belorbeerter Kopf v. d. r. S.

R. IMP II COS III DESIGN IIII P. P. Zwei zusammengelegte Hände halten ein Feldzeichen, dessen unteres Ende auf einem Schiffsschnabel steht. Gold.

Diese Münze stammt aus dem Gusdorfer Funde. Die Vorstellung der Rückseite findet sich häufig auf den Münzen des Nerva, jedoch immer mit der Umschrift concordia exercituum, für die sinnbildliche Bezeichnung der Eintracht der Land- und Seemacht. Sie ist geschlagen im Jahre Roms 850, als der Kaiser Nerva mit T. Virginius Ru-

fus zum drittenmal Consul war, im Jahr vor seinem Tode.

Nr. 6. Plotina.

. . . OTINI AVG. IMP. TRAV Büste v. d. r. S.

R. Sine ep. Eine stehende Frau hält in der Rechten Aehren, auf der erhobenen Linken ein Körbchen mit Früchten. Grosses Medaillon von Silber.

Diese unbezweifelt antike Münze mag in die Klasse der silbernen Medaillons gehören, welche *Mionnet* von Nerva, Trajan, Hadrian u. a. als in Asien geschlagen aufführt.

Nr. 7. Lucius Verus.

C. VERVS AVG ARMEN. III Belorbeerter Kopf v. d. r. S.

R. VENVS. Venus stehend hält in der ausgestreckten Rechten den goldenen Apfel. Silber.

Wie die römischen Kaiser nach einem Siege von dem Heere mit dem Ehrennamen Imperator begrüsst wurden und dies nach jedem ferneren Siege sich wiederholte, so dass z. B. Theodosius auf einer Goldmünze den Ehrennamen imp. XXXXII, zum Zeichen eines 42maligen Sieges, trägt, so fand, wie die vorliegende Münze zeigt, eine ähnliche Wiederholung und Zählung der von dem Namen des besiegten Volkes entlehnten Ehrennamen statt. L. Verus wird auf derselben nach einem dritten glücklichen Feldzug in Armenien: Armeniacus tertium genannt. Die Rückseite mit der Umschrift VENVS erhöht noch den Werth dieser Münze, da wir aus Julius Capitolinus wissen, dass Verus gerade diese Gottheit hoch verehrte.

Nr. 8. Gordian III.

IMP. GORDIANVS PIVS FEL. AVG Belorbeerte Büste v. d. r. S.

R. AETERNITATI AVG. Der stehende Sonnengott mit erhobener Rechten, hält in der Linken eine Kugel. Gold Quinar.

Nr. 9.

IMP GORDIANVS PIVS LAL VAO (sic) Büste mit der Zackenkrone v. d. r. S.

R. LAHTITIA (sic) AVG. N Eine stehende Frau hält in der Rechten eine Opferschale, in der Linken ein Ruder. Medaillon von feinem Silber.

Letztere ist aus Trier und halb barbarischer Fabrik, doch sind nur einzelne Buchstaben unrichtig: LAL VAO für FEL. AVG. und LAHTITIA für LAETITIA, ähnlich wie auf dem von *Mionnet* [1]) angegebenen goldenen Medaillon desselben Kaisers FELT für FELIX und MLETHREM PROPVGNATOREN für MARTEM PROPVGNATOREM steht.

Taf. II. Nr. 10. Victorin der Jüngere.

IMP. C. PI. VICTORINVS AVG Jugendliche und völlig unbärtige Büste mit der Zackenkrone v. d. r. S.

R. FIDES EXERCI. Frau stehend hält in jeder Hand ein Feldzeichen. Kleinerz.

Diese Münze wurde in den zwanziger Jahren in dem römischen Castrum zu Niederbiber bei Neuwied in Gegenwart des verst. Prof. *Klein* aus Coblenz bei den Ausgrabungen gefunden, von diesem acquirirt und ging aus dessen Nachlass in die *Senckler*sche Sammlung über.

Eckhel hat alle von früheren Münzforschern Victorin dem Jüngern zugetheilten Münzen dem Aeltern wieder zuerkannt. Bei der vorliegenden Münze ist dies aber des sehr jugendlichen Portraits wegen nicht zulässig, da Victorin der Aeltere bei seinem Regierungsantritt bereits als erfahrener Feldherr galt (Treb. Pollio in Vict.). Doch der hier dem Victorin jun. beigelegte Titel Augustus ist mit dem Bericht des Trebellius Pollio in Widerspruch, da dieser den Jüngling von seiner Grossmusser Victoria nur zum

---

1) De la rareté et du prix des médailles romaines. Paris 1827, tom. I. p. 394.

Caesar erhoben sein lässt und zwar »sub eadem hora, qua Victorinus interemtus — ac statim a militibus ira occisus.« Man sollte demnach keine Münze von ihm erwarten: doch wenn das »eadem hora« auch genau zu nehmen wäre, so kann man doch annehmen, dass Victoria und Victorin, da sie ihren Enkel resp. Sohn mit jener Würde zu bekleiden beabsichtigten, vorher Münzen auf seinen Namen schlagen liessen, um sie gleich bei der Feierlichkeit an die Soldaten zu vertheilen, wozu auch die Rückseite passt. Vielleicht wurden sie nur durch den Ausbruch der Verschwörung des Attitianus, die beiden Victorinen das Leben kostete, verhindert, dem neuen Caesar auch sofort die Würde eines Augustus zu verleihen. Dass sich nicht mehrere Münzen dieser Art vorfinden, kann nicht gegen jene Annahme sprochen. Wo sind die Münzen der Victoria geblieben, von denen Trebellius Pollio ausdrücklich sagt: »cusi sunt eius nummi aerei, aurei et argentei, quorum hodieque forma apud Treviros.«

Nr. 11. Tetricus junior.

IMP. TETRICVS F. AVG. Büste mit der Zackenkrone v. d. r. S.

R. O. C. IV Frau stehend hält eine Guirlande. Kleinerz.

Vielleicht dass diese Münze dazu dienen kann, den Streit zu schlichten, ob der jüngere Tetricus nur, wie Treb. Pollio, Victor u. a. berichten, Caesar war, oder ob auch Augustus, wie aus einigen Münzen hervorzugehen scheint. Auf der vorliegenden Münze wird Tetricus zunächst Imperator genannt. Diesen Titel, welchen die Augusti in der späteren Kaiserzeit führten, auch wenn sie nie eine Schlacht gewonnen hatten, mussten die Caesaren auf dem Schlachtfelde verdienen und er wurde ihnen dann von dem Augustus bestätigt. So Tetricus. Fl. Vopiscus in Aurel.: Tetricus — adiuncto sibi filio quem imperatorem in

Gallia nuncupaverat. — Ferner heisst er hier f. aug. Da sich um diese Zeit das Beiwort felix nur in Verbindung mit pius findet — p. f. aug. — so ist zu lesen: filius augusti. Dies war ebenfalls ein gebräuchlicher Ehrenname, der später wenigstens sicher im Range zwischen Caesar und August in der Mitte stand; so verlieh Galerius Maximian dem Maximin und Constantin, die bereits Caesaren waren, den Titel filii augustorum.

Was die Rückseite betrifft, so ist das O. C. TV analog dem OB. C. S. — OB CIVES SERVATOS — auf den Münzen der ersten Kaiserzeit: OB CIVES TVTOS zu lesen; in Beziehung auf einen von Tetricus jun. erkämpften Sieg, durch welchen er einen Einfall der Germanen zurückwies. Die Regierung des Tetricus sen. war in dieser Hinsicht glücklich. Treb. Pollio in Tetr. multa feliciter egit. — Victor in Aurel: Germanis Gallia demotis. — Der Imperatortitel seines Sohnes beweist, dass dieser ihm wacker zur Seite stand. Hiemit stimmt die Darstellung: eine Frau mit einer Guirlande, gleichsam bereit, den siegreichen Sohn des Kaisers zu bekränzen.

Nr. 12. Regalian.

IMP. C. P. C REGALIANVS . . . Büste mit der Zackenkrone v. d. r. S.

R. PROVIDENTIA AVGG. Frau stehend hält ein Kind auf den Armen, ein anderes steht neben ihr. Billon.

Von den Münzen des Regalian, der sich unter Gallienus in Illyrien kurze Zeit zum Kaiser aufwarf, kennt *Mionnet* nur zwei Exemplare, von denen eines in der königlichen Sammlung zu Paris, das andere in der kaiserlichen Sammlung zu Wien sich findet, in welcher auch eine Münze älteren Ursprungs, die von Regalian überprägt, jedoch nicht völlig deutlich ist.

Nr. 13. Diocletian und Maximian Herculeus.

IMP. DIOCLETIANVS AVG ET MAXIMIANVS Die neben-

einanderstehenden, belorbeerten Büsten beider Kaiser v. d. r. S.

R. GENIO POPVLI ROMANI Nackter Genius stehend hält in der Rechten eine Opferschale, im linken Arm ein Füllhorn. Im Abschnitt TR Im Felde B - * Mittelerz.

Bei *Mionnet* sind nur solche Kupfermünzen mittlerer Grösse von diesen beiden Kaisern bekannt, welche auf jeder Seite einen Kopf tragen. Diese Münze, welche zu Trier geschlagen worden, ist zu Dormagen aufgefunden.

Nr. 14. Maximian Herculeus.

IMP. MAXIMIANVS AVG. Belorbeerte und gepanzerte Büste v. d. r. S.

R. P. M. TR. P. VIII COS IIII P. P. Ein Löwe mit umstrahltem Kopf, einen Blitz im Rachen tragend. Im Abschnitt R* Kleinerz [1]).

In dieser Zeit findet man äusserst selten auf Münzen die Consulate der Kaiser angegeben, noch seltener die tribunicische Gewalt. Da diese Zahlenangaben fast einzig die chronologische Bestimmung der Münzen möglich machen, so ist es erfreulich, wenn sie ausnahmsweise vorkommen. Vorliegende Münze ist, wie wir ersehen, im achten Regierungsjahre Maximians, im Jahre Roms 1046, als er zugleich mit Diocletian zum viertenmale Consul war, geschlagen. Durch den strahlenden Löwen, wie er sonst nur noch auf den Münzen des Caracalla sich findet, soll das Sternbild »der Löwe« bezeichnet werden, ohne Zweifel eine Andeutung, dass Caracalla und Maximian unter diesem Sternbild geboren seien, wie aus gleichem Grunde Augustus den Steinbock auf seine Münzen setzte (Suet. Aug. 94). Die Verehrung, welche Caracalla und Maximian dem Hercules erwiesen, stammte also wohl daher,

---

1) Diese zwar bei *Eckhel* erwähnte, aber noch nie abgebildete Münze möge als ganz besondere Seltenheit hier Besprechung finden.

dass das Sternbild, unter welchem sie geboren, für den vom Hercules erlegten und darauf von Jupiter unter die Sterne versetzten nemëischen Löwen galt.

Nr. 15. Allectus.

IMP C. ALLECTVS P. F. AVG Büste mit Panzer und Zackenkrone v. d. r. S.

R. ROMAE AETERNAE Roma stehend in einem Tempel. Im Abschnitt ML im Felde S - A Kleinerz.

Diese Münze zeigt, dass Rom als Göttin, wie an andern Orten, so auch in Brittannien einen Tempel hatte, vermuthlich in Londinium, wo dieselbe geschlagen ist, da ML durch moneta Londinensis zu erklären sein dürfte.

Nr. 16. Crispus.

FL IVL. CRISPVS NOB. CAES. Belorbeerte Büste von d. r. S.

R. VBIQVE VICTORES Der Caesar steht mit Globus und Lanze; zu seinen Füssen sitzen zwei Gefangene, von denen einer eine phrygische Mütze trägt. Gold. Quinar.

Als Quinar ist diese Münze noch nicht beschrieben, wohl in der gewöhnlichen Grösse, so von *Banduri* und nach ihm von *Mionnet*. Sie ist zu Trier gefunden, an der Stelle, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Münzstätte stand, und da sie so wohl erhalten, als ob sie eben erst aus der Präge gekommen, so mag sie wohl nie in Cours gewesen sein.

Nr. 17. Nepotian.

IP. C. M. IVL. NEPOTIN. . . (sic) Belorbeerte Büste v. d. r. S.

R. VIRTVS Zwei Soldaten stehend, zwischen ihnen ein Feldzeichen, im Abschnitt R. M. Kleinerz barbarischer Fabrik.

Da die Vorderseite nicht anders zu lesen ist, so muss die Münze dem Nepotian zugeschrieben werden, obgleich dieser auf seinen seltenen Mittelerzen die Vornamen Fla-

vius Popilius führte. Hr. *Senckler* jun. vermuthet, ein Münzmeister, der diesen Namen nicht genau kannte, habe aus der Verwandtschaft Nepotians mit Constantin geschlossen jener möge gleich den Söhnen des Letzteren den Vornamen Julius führen. Die Münze ist zu Rom, dem Schauplatz von Nepotians kurzer Herrschaft, geschlagen und zu Trier gefunden.

Nr. 18. Magnentius.

D. N. MAGNENTIVS P. F. AVG Büste v. d. r. S.

R. VIRTVS AVG NOSTRI Der Kaiser stehend mit Globus und Lanze, zu seinen Füssen kniet ein Gefangener. Im Abschnitt T R Medaillon in Silber.

Nr. 19. Eugenius.

D. N. EVGENIVS P. F. AVG Büste mit Diadem v. d. r. S.

R. VICTORIA AVGG. Victoria gehend. Im Abschnitt T R. Kleinerz.

Nr. 18 u 19 sind zu Trier geprägt und dort gefunden.

Nicht bloss wegen der grossen Seltenheit der Münzen, die hier besprochen und deren die Sammlung noch gar manche enthält, sondern überhaupt wegen ihres so werthvollen lokalen Charakters schliesst der Verfasser mit dem Wunsche, dass dieselbe bleibend für unsre Gegend gewonnen werden möchte, da der Besitzer sie jetzt im Ganzen zu verkaufen beabsichtigt. Wie sehr wäre es zu bedauern, wenn sie gar, im Falle ein Verkauf im Ganzen nicht gelänge, durch eine Versteigerung zu Paris in alle Welt zersplittert würde!

Bonn.

W. Krafft.

3. Das Monument zu Igel.

Die sinnreiche Abhandlung von *Kugler* über das vielbesprochene Monument zu Igel hat mich zu einigen Bemerkungen veranlasst, welche in diesen Jahrbüchern vielleicht eine geeignete Stelle finden. Sollte ich dadurch die rhythmische Gliederung der einzelnen Vorstellungen, welche *Kugler* nachzuweisen gesucht hat, in Etwas stören, so will ich für meine Person frei heraus gestehen, dass sie mir in mehreren Punkten zu gesucht erscheint, jedenfalls aber muss eine Ansicht der Art die strengste Prüfung im Einzelnen aushalten.

Kugler folgt der Ansicht *Sohorns*, dass die Hauptvorstellungen mit Ausnahme der Vorderseite alle dem Mythenkreise des Herakles entlehnt sind. Er erkennt demnach in dem Relief der Ostseite die Geburt des Herakles. »Eine weibliche Gestalt, halb entblösst am Boden liegend und auf den linken Arm gestützt, ist als Alcmene zu betrachten; ihr entgegengewandt in heftiger, fast drohender Gebärde, eine andere Gestalt, deren kurzgegürtete Tunica, so wie das über dem Kopf fliegende Gewand vorzüglich der Diana (hier Diana Ilithyia) gemäss ist; als Geburtshelferin trägt sie ein Kindchen von sehr kleiner Dimension, somit unbedenklich ein neugebornes, in der Hand, aber unfreundlich in der Art, dass sie dasselbe am rechten Schenkel gefasst hält und dass Kopf und Aermchen niederhängen. Ein für solche Erklärung nicht ganz passender Baum zwischen den beiden Hauptfiguren, der auf ein landschaftliches Local deuten würde, darf als eine nicht son-

derlich gewichtige Licenz von Seiten des spätrömischen Künstlers betrachtet werden.«

Der Baum ist aber keineswegs die einzige Schwierigkeit, welche dieser Erklärung entgegensteht. Schwerlich möchte sich eine andere Wöchnerin auf Kunstwerken nachweisen lassen, welche wie diese halbnackt auf der Erde liegt, ganz anders zeigen sich Alkmene (Mus. Pio Cl. IV, 37), Semele (arch. Ztg. 1846. Taf. 38) u. a. Auch die Ilithyia giebt mehrfachen Anstoss; nach den Vorstellungen der Alten beschleunigt oder verzögert sie die Geburt, macht sie leicht oder schwer, aber dass sie ihren Zorn an dem neugebornen Kinde auslässt, kommt wohl nicht vor, und dass die Art, wie sie dasselbe hält, eine technische Bezeichnung einer schweren Geburt sein solle, ist nicht glaublich. Es ist ferner das zu erkennen, dass diese Figur auf die liegende zuschreitet und ihr das Kind darbietet. Auch dieses passt nicht für Ilithyia, denn dass diese das Kind gebracht habe, wie man es bei uns vom Storch sagt, ist, so viel mir bekannt, keine antike Vorstellung.

Dass ein Theil der übrigen Reliefs sich auf Herakles bezieht, ist kein hinreichender Grund, alle auf ihn zu deuten, da es bekannt ist, dass auf Monumenten dieser Art, namentlich der späteren Zeit, zwei verschiedene Mythen benutzt würden, um als typischer Ausdruck der Ideen des Urhebers zu dienen. Macht man sich aber von dem Gedanken an Herakles ganz los, so ist es auch nicht schwer, die richtige Deutung dieses Reliefs zu finden. Offenbar ist Thetis dargestellt, welche im Begriff ist, den neugebornen Achilleus in das Wasser der Styx zu tauchen. Vollkommen entsprechend ist die Darstellung desselben Gegenstandes auf dem bekannten Capitolinischen Relief (*Fabretti* col. Trai. p. 356. Mus. Capit. IV, 17. *Millin* gal. myth. 153, 552. *Guigniaut* rel. de l'ant. 225, 764.), namentlich hat Thetis den Knaben ganz auf dieselbe Weise gefasst,

wie es ja auch mit der Sage übereinstimmt. Etwas verschieden ist die Auffassung eines Pompejanischen Wandgemäldes (*Gell.* Pompei. II, 73. *R. Rochette* M. I. 48); in allen diesen Monumenten aber zeigt sich der Baum neben der Styx.

Wem nun sehr daran gelegen ist, auch diese Vorstellung in einen symbolischen Zusammenhang mit den übrigen zu bringen, dem könnte auch vielleicht geholfen werden. Ueber derselben befindet sich ein Relief, das eine Art von chemischen Laboratorium vorstellt, wahrscheinlich eine Färberei, mit Beziehung auf den Geschäftsbetrieb der Secundiner, wie ja auch der Bäcker M. Vergilius Eurysaces in Rom an seinem Grabmonument seine Bäckerei ausführlich verewigt hat. Wie nun, wenn man das Eintauchen des Achilleus in den Styx, wodurch er fest gemacht wurde, als einen mythischen Typus der βαφή angesehen hätte? Dafür einstehen möchte ich freilich nicht.

Schorns Vermuthung, dass die ganz verstümmelte Darstellung unter der besprochenen Herakles als Schlangenwürger dargestellt habe, entbehrt jetzt freilich alles Halts. Dagegen hat er auf der Westseite gewiss mit vollem Recht Herakles mit der Hydra und am Hesperidenbaum erkannt. Das Erstere glaube ich noch dadurch bestätigen zu können, dass von dem Krebs, der sich auch auf anderen Kunstwerken zeigt (M. I. d. I. III, 46), noch deutliche Spuren sichtbar sind.

In zwei Giebelfeldern ist Hylas von den Nymphen geraubt und Mars, welcher sich der schlafenden Rhea Silvia nähert, dargestellt. Ich kann mich nicht überzeugen, dass diese in einem anderen Sinne angebracht wären, denn als euphemistische Andeutungen des Todes unter dem Bilde einer besonderen Huld der Götter, wie sie auf Sarcophagen so häufig zusammengestellt werden (vrgl. archäol. Beitr. p. 51). Auch glaube ich, dass die Köpfe

von Sol und Luna, welche in den anderen Giebelfeldern angebracht sind, hier in demselben Sinne wie sonst bei ähnlichen Vorstellungen angebracht sind, um den ewigen Kreislauf von Leben und Tod unter dem Bilde von Tag und Nacht anzudeuten, und den an einem anderen Ort von mir behandelten Beispielen (arch. Beitr. p. 91) hinzuzufügen sind.

Leipzig. **Otto Jahn.**

---

4. Dionysos oder Acheloos? Acheloos auf Monumenten nationaler Etruskischer Kunstübung.

An Herrn Professor *Urlichs* in Bonn.

In Heft VIII, S. 127 fl. dieser Jahrbücher, welches mir, in Folge eines längeren Aufenthalts in Italien, erst spät zu Gesicht gekommen ist, haben Sie die in Heft II, S. 63 fl. von Ihnen aufgestellte Behauptung gegen meine Einwürfe in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, Jahrgg. 1843, Nr. 64, S. 506 fl., zu vertheidigen gesucht. Da ich Ihre Gegengründe durchaus nicht gelten lassen kann, erlauben Sie mir wohl, im Interesse der Sache dieselben mit Ihnen etwas genauer ins Auge zu fassen.

Ich hatte in Bezug auf eine jetzt im K. Museum zu Berlin befindliche Gemme, »auf welcher Herakles mit dem stiermenschlichen Haupte des Acheloos in der Hand erscheint, in Berücksichtigung welcher also anzunehmen ist, dass der Alcide dem überwundenen Flussgotte nicht nur das Horn abgebrochen, sondern das ganze Haupt abgehauen habe«, die Ansicht geäussert, dass »so schon an und für sich das abgehauene Haupt des Acheloos als ein bildliches Memento mori passend sei für ein Grab.« Sie werfen ein, dass dasselbe, um als bildliches Memento mori gelten zu können, in der Hand des Herakles erscheinen müsse. Warum denn das, da ja eben nach jener Gemmendarstellung die Bekanntschaft mit einer Sage von der Enthauptung des Acheloos durch Herakles vorausgesetzt wird? In Betreff des von Ihnen mit dem bärtigen Kopf mit Stierhörnern in Gräbern passend zusammengestellten Medusen-

hauptes dürfte es ja auch auf Eins herauskommen, ob es allein oder als von dem Perseus gehalten dargestellt ist.

Mein Hauptgrund dafür, dass die in Frage stehenden Köpfe, insofern sie in Gräbern gefunden würden (vgl. auch Bullet. d. Inst. 1842, p. 40, wo dieselben übrigens auf den »Bacchus-Hebon« bezogen werden), sehr wohl den Acheloos angehen könnten, war die längstgehegte Ueberzeugung, dass Acheloos ebensowohl als Dionysos sich auf Unterwelt und Tod beziehe. Diese Ansicht konnte und wollte ich in der Recension natürlich nicht ausführlich begründen; ich warf einige Indizien hin, von denen ich annahm, dass sie auch ohne weitere Ausführung geeignet sein könnten, meiner durchaus nicht allein auf sie basirten Ansicht einen Schein zu geben. Mythologische Untersuchungen wollen, um die erforderliche Evidenz zu erreichen, im Zusammenhang dargelegt werden; Einzelnheiten kann man häufig so und anders fassen, je nachdem die Gesammtansicht sich so oder anders gestalltet hat. So kann ich — um von Ihrem ersten Einwurfe zu schweigen, in dem Sie nur Behauptung gegen Behauptung stellen — rücksichtlich des zweiten, durch welchen Sie mich belehren, »die Heiligkeit des Flusses (Acheloos) rühre daher, dass er unter den belebenden Wässern als das grösste galt«, Ihnen zugeben, dass Sie in einer Beziehung Recht haben können; jene Heiligkeit kann aber sehr wohl noch andere Gründe und Bezüge haben. Aber was Sie gegen mich in Betreff der Sirenen Neues vorbringen, das, verehrter Freund, scheint mir, aufrichtig gesagt, auch nicht in einem Punkte richtig zu sein oder auch nur einen Schein der Richtigkeit zu haben. Nach Ihrer Lehre sind die Sirenen »Nymphen des Weissagungsvermögen spendenden Wassers.« Ich wünschte, Sie hätten dargethan, woraus das folge. Dass man die Sirenen den Meerwesen zuzählen konnte, gebe ich zu, insofern sie nämlich

als auf Inseln und Felsen in dem Meere oder an dessen Gestaden hausend gedacht wurden. Dies mag ein Grund sein, warum man ihnen den Phorkys zum Vater gab. Dass die Sirenen aber als Sängerinnen zum Tode galten, wie ich sie bezeichnet habe, ist schon aus der ältesten Quelle bekannt; dass sie in dem engsten Bezug auf Tod standen, aus vielen anderen Daten, rücksichtlich deren es genügt, auf *Gerhards* Text zu den »Auserl. Griech. Vasenb.«, Th. I. S. 99, zu verweisen. Und dass dies ein anderer Grund war, warum man sie von dem Phorkys abstammen liess, dafür zeugt der Umstand, dass dieser sonst nur als Vater von Ungeheuern, nächtlichen und chtonischen Wesen galt. — Wer die Stelle des Euripides, Helen. Vs. 168 *Matth.*, genau ansieht, wo die Sirenen χθονὸς (das Wort ist wohl zu beachten!) κόραι genannt werden, wird nicht anstehen zu glauben, dass diese Genealogie ihnen als finsteren und verderblichen Wesen zukomme. — Inwiefern »die lichtglänzende Sterope« Ihnen als Mutter für Ihre »Nymphen des Weissagungsvermögen spendenden fliessenden Wassers« zu passen scheinen mochte, glaube ich errathen zu können; doch bedenken Sie, dass die Sterope Porthaon's Tochter heisst, Apollod. I, 7, 10. — Als der wahrscheinlichste zunächstliegende Grund, warum man den Wassergott Acheloos zum Vater der Sirenen machte, dürfte, nach der jetzigen Einsicht in die Sache, wohl der von *Gerhard* a. a. O. Th. II. S. 109, angedeutete gelten, dass Acheloos auch den Meergöttern zugezählt worden sei, wenn dies vollkommen sicher steht. Aber auch so wird man in Betracht des über den Phorkys Gesagten wohl thun, daneben einen Bezug des Acheloos auf Unterwelt und Tod in Anschlag zu bringen. Bleibt doch sonst die Frage unbeantwortet, warum man die Sirenen grade von diesem Meergotte abstammen liess. Auch wenn jener Grund der Genealogie nicht zulässig erscheinen sollte —

und ich selbst glaube, wenn es mir vergönnt sein wird, mich ausführlicher über die Sirenen und den Acheloos auszusprechen, ihm einen anderen, nicht minder wahrscheinlichen zur Seite stellen zu können —, kann doch die entschieden chtonische Beziehung der Töchter des Acheloos schon an sich dazu dienen, Aehnliches in Betreff des Vaters glaubwürdig zu machen. — So viel über Ihre Einwürfe! Ich will hier nur noch hinzufügen, dass der Grieche auch des Namens wegen leicht geneigt sein mochte, den Acheloos in Bezug auf Tod und Unterwelt zu setzen, indem ihm in jenem das Wort ἄχος anklang, und dass diese Richtung des Gedankens entschieden in den Sagen oder, wenn Sie wollen, Mährchen, bei Pseudo-Plut. de Flum. 22, Serv. z. Virg. Georg. I, 9 und z. Aen. VIII, 300, zu Tage tritt. Sonst bemerke ich, dass in der Zeit zwischen der Abfassung meiner Recension und Ihrer Antikritik *Gerhard* a. a. O. Th. II. S. 106 fll. ausführlich über den Acheloos gesprochen hat. Nach seiner, der meinigen von Ihnen bestrittenen sehr nahe stehenden Ansicht ist Acheloos »dem Dodonischen Zeus-Dionysos verwandt« und »nach aller Wahrscheinlichkeit als aetolischer Ausdruck einer blutdürstigen tellurisch-neptunischen Gottheit anzusehen«, S. 112 ff.

Sie fügen am Schlusse hinzu, »in Etrurien sei bis jetzt Acheloos in nationaler Kunstproduktion noch nicht nachgewiesen worden.« Das beweist, wie sie selbst zugeben werden, gegen mich gar Nichts, und macht überall nur sehr wenig aus. Aber es giebt mehrfache Beispiele für den Umstand, dessen Nachweis Sie vermissen. Sollte nicht das auch Ihnen bekannte (vgl. Annali d. Inst. 1839, p. 267), in der Gal. di Firenze, Ser. IV, t. 25, abgebildete Gruppenfragment der Galeria degli Uffizi (welches übrigens von Bronze und nicht von Marmor ist) aus Etrurien stammen? Und wenn nicht, so ist doch die Darstellung des Acheloos sicher auf dem schon im Jahre 1844 von *Micali*

in den Monum. ined. t. 21, 2 abbildlich mitgetheilten, aber im Texte p. 126 fll. nicht richtig behandelten, ohne Zweifel national Etruskischer Kunstproduktion angehörenden, goldnen Todtenkranze, den ich noch im vergangenen Jahre in einer Privatwohnung in Perugia selbst besichtigen konnte; und ganz dieselbe Darstellung findet sich an einem ganz ähnlichen, sicherlich derselben Kunstübung angehörenden und zu demselben Zwecke bestimmten goldenen Kranze in der Galeria degli Uffizj zu Florenz. Merken Sie hiebei gelegentlich auch darauf, wie in beiden Beispielen die Vorstellung des von dem Herakles überwundenen Acheloos zum Schmucke eines Todten gehört! Ein gewiss nicht ganz zu verwerfender Beleg für die Meinung, dass der in Frage stehende Kopf in Gräbern, auch in Griechischen, wohl auf den Acheloos bezogen werden könne. — Zur Begründung Ihres zuletzt angeführten Ausspruches führen Sie auf S. 172 nachträglich den bekannten Leuchter zu Cortona an, »wo doch unläugbar Bacchusköpfe gebildet sind.« Ich meines Theils habe dieses Monument schon lange als ein solches betrachtet, rücksichtlich dessen es, wie auch sonst öfters, schwer auszumachen sei, ob die Köpfe des Dionysos, oder des Acheloos. In einer mir eben zugekommenen akademischen Abhandlung *Panofka*'s (Ueber den bärtigen, oft hermenähnlich gestützten Kopf der Nymphenreliefs S. 24. Anm. 21) wird ohne Weiteres von einem Achelooskopfe gesprochen. Die in dieser Schrift zusammengestellten einschlägigen Reliefsvorstellungen, denen die von *Ross* in den »Reisen auf den Griechischen Inseln« Th. II, S. 20 erwähnte, aber nicht richtig gefasste, hinzugefügt werden kann, machen diese Deutung noch wahrscheinlicher, als sie sonst schon war, aber doch nicht vollkommen sicher. Es verdient bemerkt zu werden, dass der Leuchter sicherlich in einem Grabe seinen Platz hatte. — Andere Etruskische Kunstdarstellungen übergehe

ich, da sie ohne alle sichere Anhaltspunkte für die Deutung sind. — Wollte ich aber, so könnte ich das Blatt umkehren und Ihnen in Betreff der Beziehung der in Veji gefundenen Form auf den Dionysos entgegen halten, dass in Etrurien bis jetzt der Stierdionysos in nationaler Kunstproduktion noch nicht nachgewiesen worden. Denn *L. Stephani's* Ansicht über eine von *Gori* herausgegebene, zu Cortona gefundene Bronze (»der Kampf zwischen Theseus und Minotaurus« S. 59 fll.) steht, wie es scheint, auf etwas schwachen Füssen. Aber dieser Umstand hindert durchaus nicht, bei vorkommenden Fällen auch an den Dionysos zu denken, zumal demselben in Etrurien selbst ein Gottesdienst gewidmet war, vgl. *Müllers* Etrusker, Abth. II, S, 76 fll.

Göttingen, den 5. April 1847.

Friedrich Wieseler.

5. Figurine représentant un Génie.

La figurine en bronze, dont je donne ici (voy. Taf. I. fig. A) un dessin de la grandeur de l'original, a été déterrée sur l'emplacement de l'établissement romain de *Brunault* [1]) situé sur la grande voie de Bavay à Tongres. Elle représente un personnage, vètu d'une toge, qui couvre la partie inférieure de son corps et laisse à nu la partie supérieure; une couronne orne sa tête; il porte dans la main gauche une corne d'abondance, et dans la droite une patère. A ces signes on reconnait un de ces génies, sous la protection des quels la foi religieuse des Romains plaçait non seulement les individus, mais encore les êtres collectifs [2]), et qui se multiplièrent principalement au déclin du paganisme romain, époque présumée de la confection de la figurine en question. Du nombre de ces génies est celui du peuple romain si commun sur les médailles impériales depuis Dioclétien jusqu'à Constantin le grand [3]); toutefois il se distingue de notre figurine par le modius dont il est coiffée [4]). On pourrait croire que la

---

1) Voy. ce Receuil V. VI. p. 219 fgg.

2) Servius ad Georg. I, 302. Genium autem dicebant antiqui naturalem deum uniuscuiusque loci vel rei aut hominis. Prudent. cont. Symm. II, 369. cunctis nam populis .... inditur aut fatum aut genius. *Cf. Hartung*, Die Religion der Römer I, S. 33 fg.

3) Voy. *Eckhel*, Doctr. Num. vet. T. VIII, p. 8. *Arneth*, Synopsis Num. Roman. qui in Mus. Caes. Vindob. asservantur. Index inscr. sub. v. *genius populi romani*.

4) Voy. Médaille de bronze de Constantin I reproduite d'après *Ban-*

statue en or, qui lui fut érigée à Rome sur le forum[1]) probablement par Aurelien[2]) était déja conforme à la représentation de ces médailles; car plus anciennement il était figuré différement comme l'attestent des deniers de la famille Cornelia[3]), des médailles d'Auguste[4]) et de quelques uns de ses successeurs[5]). C'est sans doute le même génie du peuple romain, qui, suivant le récit d'Ammien Marcellin[6]), apparut en songe à l'empereur Julien dans son expédition en Perse. Il avait dans cette circonstance la tête voilée en signe de douleur et comme présage de la mort prochaine du prince; mais on ne doit pas conclure de là[7]), que c'était une manière ordinaire de représenter cette sorte de personnification.

Les médailles impériales offrent également à partir de la seconde moitié du troisième siècle jusqu'au commencement du quatrième[8]) le Génie de l'armée, muni de la

---

duri II, 2 par *Millin*, Galerie mytholog. CLXXXII, 668 et par *Creuzer*, Symbolik III. Bd. 3. Heft. Taf. VI. Nr. 30. 3. Ausg.

1) Die Regionen der Stadt Rom p. 13: »*Regio octava.* Forum Romanum magnum continet — Genium Populi Romani aureum,« avec la note de *Preller* p. 137.

2) Catal. imp. cité par *Preller* l. c.: (Aurelianus) Genium Populi Romani aureum in Rostra posuit.

3) Voy. *Eckhel*, D. N. V. T. V. p. 181. *Stieglitz*, Distribut. Num. familiar. Rom. ad typos accommodata p. 90 sq.

4) *Eckhel*, T. VI. p. 97. sq.

5) Voy. une monnaie d'argent d'Antonin Pie: Numismata Cimelii Vindobon. Pars I. p. LVI. Tab. XI. Fig. 10.

6) XV, 2 p. 875. *Wagner*: (imperator) vidit squalidius, ut confessus est proximis, speciem illam *Genii publici* . . . . velata cum capite cornucopia per aulaea tristius discedentem.

7) *Müller*, Handb. der Arch. §. 405, 6, S. 621. 2. Ausg.

8) Médailles de Trajan Dèce, de Herennius Etruscus, de Claude le gothique, d'Aurélien, de Carinus, de Maximien, de Maximin Daza et de Licinius Senior Voy. *Arneth*, Synops. Index inscr. voc Genius exercitus.

patère et de la corne d'abondance et quelquefois aussi avec le **modius** sur la tête [1]. D'un autre côté, plusieurs inscriptions mentionnent des génies de légion [2], de cohorte [3], de centurie [4], de **Turma** [5]; trois de ces monuments ayant une date certaine appartiennent aussi au troisième siècle. Nous retrouvons encore le même costume et les mêmes attributs qu'à notre figurine, à trois statues votives, dont deux en pierre et une en bronze, sorties des fouilles de Niederbiber près de Neuwied et accompagnées d'inscriptions. L'une d'elles [6] représente le **Genius cohortis II Brittonum** [7]. La seconde appelée **Genius Vexillariorum et signiferorum** nous montre le génie le front ceint d'une bandelette [8], sa consécration date du consulat de l'empereur Gordien et d'Aviola, c'est-à-dire de l'an 239 ap. J. C. . La troisième ou celle en bronze, consacrée quelque temps après en 246, est remarquable par la couronne murale dont sa tête est surmontée [9]; l'inscription nous apprend que c'est le génie du collège des **signiferi Victorienses**. Cette couronne fait donc allusion aux fortifications de Niederbiber (Victoria) où le collège avait son siège. La partie inférieure d'une quatrième statue [10] déterrée dans la même localitée et sem-

---

1) *Arneth* l. c. p. 158. *Mionnet,* De la rareté des méd. rom. II. p. 2—7. 184. 195 sq.

2) *Orellii* Inscr lat. 1704. 1706.

3) *Gud.* 67. 2. *Kellermann* Vigil. Rom. p. 31. Nr. 20.

4) *Gruter.* 45, 2. *Orelli,* 941. *Marini* Iscrizioni Albane p. 15. Nr. 16.

5) *Orellius,* 3476.

6) *Dorow,* Römische Alterth. in und um Neuwied tab. IX.

7) L'original porte **Hornbrittonum**; j'ai suivi l'explication proposée par M. *Lersch,* Centralmus. rheinl. Inschrift. III, 101. p. 74.

8) *Dorow* l. c. Tab. VIII et XI, 2.

9) Ibid. Tab. VI et XI, 1.

10) Ibid. Tab. XII, 3.

blable, parait-il, aux précédentes pour les attributs principaux [1]) porte le nom de genius Tabulariorum librariorum [2]). Enfin l'on rencontre sur un flacon en verre, trouvée dans un tombeau entre Düren et Girbelsrath et publié récemment dans ce receuil [3]), un génie avec la corne d'abondance versant de sa patère une liqueur sur un autel allumé. M. *Urlichs* prend cette représentation pour une marque de fabrique. On pourrait croire aussi que la bouteille a été fabriquée à l'usage des membres d'un collège dont le génie s'y trouve figuré.

En présence de cette série de génies tutélaires de personnes collectives si diverses, apparaissant sous la même forme et avec les mêmes attributs, il serait téméraire de vouloir déterminer d'une manière plus spéciale celui qui fait l'objet du présent article. Cependant en prenant en considération le lieu de sa provenance, on serait amené à supposer, que, comme les quatre génies de Neuwied, il se rapporte plus ou moins à l'armée. La corne d'abondance que nous voyons dans ses mains est un embléme de prosperité et de bien-être. Quant à la patére, s'il pouvait exister du doute sur son allusion aux sacrifices, il suffirait, pour le dissiper, de jeter les yeux sur les mêmes monuments de Neuwied et sur plusieurs des médailles mentionnées plus; on y voit effectivement le génie tenant sa patère audessus d'un autel. Je regarde également comme insignes de sacrificateur la couronne posée sur la tête de notre figurine aussi bien que la bandelette qui ceint le front du genius Vexillariorum et signiferorum.

J. Roulez.

---

1) En effet il subsiste encore une grande partie de l'autel sur le quel il faisait une offrande avec sa patère.

2) Voy. *Lersch*, Centralmuseum etc. III. 102. S. 75. fg.

3) IX. Taf. II, 8. avec l'explication de M. *Urlichs* S. 154.

6. Zur römischen Legionsgeschichte.

Jahrbb. VII, S. 43 f.

Die beiden Inschriften (No. 8 u. 9.), welche Hr. *Janssen* für unedirt hält, sind schon von *H. Cannegieter* publicirt. Die erstere diss. de Brittenburgo S. 102 und de mutata Roman. nominum sub princip. rat. S. 169, die letztere in der zuletzt genannten Schrift S. 170. Die erstere giebt *Cannegieter* ebenso, nur liest er Z. 5. ETQVE (für atque) *Omnes*. Der andere Stein aber scheint zu *Cannegieters* Zeiten noch nicht so verwittert gewesen zu sein, als er es jetzt ist, und deshalb ist die ältere Abschrift zur Erklärung seiner Inschrift wesentlich erforderlich. Sie lautet:

HERCV SA
VEXILLAR
LIMFLVIVICT
LXGPEACOI. .
C\ZQSOACVT
· SVCVM IVLI
COSSVTI 7 L VI
VIC PC.

Die Inschrift würde also vielleicht zu lesen sein: HERCV*li* SA*xano* VEXILAR*ii* L*egionis* I. M*inerviae* [*piae*] F*idelis* L*egionis* VI. VICT*ricis* L*egionis* X. G*eminae* P*iae* [*fidelis*] ET AL*arum* CO*hortium*QVE (?) Q*ui* [*sunt*] S*ub* Q. ACVT*io* SV*b* CV*ra* M. IVLI*i* COSSVTI*i* 7 L*egionis* VI. VICT*ricis* P*oni* C*uraverunt*.

Da die Zeit der Abfassung dieser Inschrift jedenfalls zwischen die Errichtung der I. Minervia unter Domitian und die Versetzung der VI Victrix nach Britannien unter

Hadrian fällt, so könnte man sich versucht fühlen, den Acutius für den Consul suffectus des Jahres 100 n. Chr. Acutius Nerva zu halten (s. ausser den Fasten noch Plin. Epist. II, 12. u. die Interpreten). In einer Neapolitanischen Inschrift, die *Muratori* an zwei Stellen seines Thesaurus 1288, 3 und 1589, 3) mit kleiner Verschiedenheit giebt, wird ein L. ACVTIVS LEG. LIB. CLEMENTIA [ob CLEMENTI*nus?*] genannt, den *Muratori* für einen libertus legati oder libertus legionis hält. Das Letztere möchte wohl sofort zu verwerfen sein; aber auch das Erstere entbehrt, meines Erachtens, der Analogie, obwohl durch das Obige die Existenz eines Legaten Namens Acutius wenigstens wahrscheinlich gemacht wird. *Gudius* giebt p. 145, n. 8 eine mit der nach *Ligorius* schmeckenden Bezeichnung, »In via Latina« überschriebene Inschrift, nach der ein Q. Acutius Q. F. Quir. Trejus Praefectus Fabrum Leg. X Geminae, also einer der oben genannten drei Legionen, gewesen sein soll; allein schon der Titel eines Praefectus Fabrum einer bestimmten Legion lässt diese Inschrift für falsch erkennen, wenn man auch gar nicht auf sonstige darin aufstossende Verdachtsgründe Rücksicht nehmen wollte (vgl. *Hagenbuch* bei *Orelli* inscr. coll. II, p. 96 f.). — In Bezug auf die Erwähnung der Alae und Cohortes neben den Vexillariern der Legionen verweise ich noch auf eine von *Osann* in der Zeitschrift für die Alterthumswiss. 1837. No. 47. mitgetheilte Inschrift, die gleichfalls dem Hercules Saxanus errichtet ist.

Jahrbb. VII, S. 61.

Unter den Ziegelinschriften, welche Hr. *Janssen* daselbst aufführt, finden sich drei, über deren Erklärung hier einige Worte Platz finden mögen. L. X. G. MA. ist durch *Legio X Gemina Macedonica* erklärt worden, was jedenfalls falsch ist, da es unter den römischen Legionen nur zwei Macedonicae gab, die IV. und V. Die einzigen mir

bekannten Beinamen der X Gemina aus der Zeit ihres Aufenthaltes am Niederrhein sind die Ehrennamen Pia Fidelis, denn die Beinamen Antoniniana und Gordiana führten sie erst später. Wenn somit die Buchstaben MA richtig erkannt sind, so müssen sie doch anders erklärt werden.

Der Stempel SVB DIDIO IVLIANO COS., den Hr. *Janssen sub Didio et Iuliano consulibus* liest, geht sicher nur auf den nachherigen Kaiser Didius Julianus, der nach bekleidetem Consulate »Germaniam inferiorem rexit« (Spart. vit. Iuliani 1.).

Der vorletzte Stempel endlich L. D. G. scheint *Legio Decima Gemina* gelesen werden zu müssen. Auf ähnliche Weise findet sich auf den unter Herennius Etruscus zu Damascus geprägten Münzen auf einem Vexillum ein S = *sexta Ferrata*, auf dem andern ein T = *tertia Gallica* (*Eckhel* Doctr. num. vet. III, 333. *Mionnet* Descr. des med. ant. suppl. VIII, p. 203, n. 45.), und auf einem Bonner Ziegel L. P. M. = *Legio prima Minervia* (Jahrbb. II, S. 86.), nicht *Legio pia Minervia*, wie Hr. Dr. *Lersch* gegen die so penible epigraphische Wortfolge lesen will.

Jahrbb. VIII, S. 164.

In der Mainzer Inschrift n. 127. will mir der Straco signifer durchaus nicht genügen. Die Inschrift dürfte vielmehr gelesen werden: IN H*onorem* D*omus* D*ivinae* LARIBVS STRA*tores* CO*n*S*ulis* LEG*ionis* XXII P*rimigeniae* P*iae* F*idelis* (nicht F*elicis*) VETER*a*N*i* M*issi* H*onesta* M*issione* M. ENNIVS ADIV*t*OR C. APVL. SATVRNINVS etc. *) — Ueber die Stratores Consulis s. Ulpian in

*) Die obige Inschrift, die ich spät Abends im Mainzer Museum copirte, ist nun auch von Hrn. *K. Klein* im 2. Hefte der Mainzer Vereinsschriften S. 205 herausgegeben worden; es erscheint als kritische Pflicht, seine Abschrift und Lesung hier wiederzugeben:

den Digesten I, 16, 1: Nemo proconsulum stratores suos habere potest: sed vice eorum milites ministerio in provinciis funguntur. Hier sind es Veteranen der Leg. XXII. Primigenia, und nur das könnte auffallend scheinen, dass *Veterani* hinter dem Genitiv *Legionis* etc. steht, was indessen hier durch den Zusatz *missi honesta missione* herbeigeführt sein mag.

Jahrbb. IX, S. 21 u. 38.

Die Ziegelinschrift 2, a. LEG. XXIII.]P]RI*migenia* möchte wohl in LEG. XXII. PRI*migenia* zu verwandeln sein, wie gerade umgekehrt die Ziegelinschrift S. 38, n. 99. LEG. XX. PR. in LEG. XXI. R*apax* zu verwandeln sein wird. Wie an der einen Stelle das P als Einheitszeichen der Zahl hinzugefügt ist, so ist an der anderen das Einheitszeichen als P dem Namen hinzugefügt worden.

Jahrbb. VII, S. 134 ff.

Herr Prof. *Urlichs* hat bei Erläuterung einer neu entdeckten Bonner Inschrift verschiedenen irrigen Behauptungen widersprochen, welche ein Aufsatz des H. Dr. *Pfitzner* in Neustrelitz, der in den ersten Nummern der Zeitschrift für Alterthumswiss. von 1846 abgedruckt ist, enthält. Es ist wirklich nicht der Mühe werth, alle die auffallenden

---

»IN. H. D. D. | LARIBVS. STRA | COS. LEGXXII | P. P. F. VETERN | M. H. M. . ENENIVS | ADIS. . . . RC. AP | VISA. . RNINVS | BLIO. . . . . . V | N. . . V. . . P | *In honorem domus divinae. Laribus strator consulis, legionis vicesimae secundae primigeniae piae fidelis veteranus, missus honesta missione, Senenius. . . . . Saturninus. . . . .*« Mit Recht nimmt schon Hr. *Klein* daran Anstoss, dass die Eigenschaft des Widmenden vor dessen Namen steht und weiss nur *Lehne* 208. anzuführen: MILES. LEG. XVI. 7. VIATORIS. SEX. LARTIDIVS. SEX. F. VEL. PISTORIS. ANNO. XXVI. STIP. IV. H. S. E. Vielleicht gibt es noch andere Beispiele der Art. Jedenfalls ist eine neue Collation der obigen Inschrift nothwendig. *L. L.*

und zum Theil längst antiquirten Irrthümer, die in jenem Aufsatze aufgetischt werden, im Einzelnen zu verfolgen; indess erlaube ich mir doch zu dem von H. Prof. *Urlichs* Gesagten Einiges hinzuzufügen, was gerade für die Interessen unseres Vereins nicht unwichtig zu sein scheint.

Hr. Dr. *Pf.* behauptet in dem angeführten Aufsatze, nicht die 17. 18. und 19. Legion seien in der Varusschlacht vernichtet, sondern die 1. 15. und 19.; alle drei aber seien nachher wieder errichtet. Hr. Prof. *Urlichs* hat sich damit begnügt, eine richtige Darstellung der Sache dieser Behauptung entgegenzusetzen, ohne sich auf die Widerlegung der Gründe des Hrn. *Pf.* einzulassen. Diese mag hier ihre Stelle finden. — Um die spätere Existenz der 19. Legion zu beweisen, behauptet Hr. Dr. *Pf.* (S. 5), bei Tacitus Annal. I, 31 u. s. f. sei die wahre Lesart des Codex un*de*vicesimani; »*Lipsius* selber fand allenthalben in dem Codex die Lesart undevicesimani.« Hätte Hr. Dr. *Pf.* eine Ausgabe des Tacitus genauer angesehen, so würde er wissen, dass *Lipsius* nie den Codex Medicaeus benutzt, sondern die ersten Bücher der Annalen nach der Ausgabe des *Beroaldus* gegeben hat. Nicht nur die freilich erst später erschienene *Baiter*sche Collation in der *Orelli*schen Ausgabe des Tacitus, sondern schon *Pichena* gibt die Lesart un*de*vicesimani als eine Correctur des *Beroaldus*, un*et*vicesimani dagegen als constante Lesart des Codex, nicht als eine blosse Correctur des *Lipsius*; und dass diese Lesart richtig sei, zeigt überflüssig eine bisher wenig beachtete Inschrift bei *Muratori* 750, 9, die einem TRIB. MILIT. LEG. I. TRIB. VEXILLAR. [LEGG. Q] VATVOR I. V. XX. XXI. gesetzt worden ist, also gerade der 4 Legionen, von denen Tacitus Ann. I, 31 die Rede ist. — Damit ferner die 5. Legion als erst nach der Varusschlacht errichtet erscheinen möchte, dehnt Hr. *Pf.* den Ausdruck

vernacula multitudo bei Tacitus Ann. I, 34.[1]) auch auf die Legio V aus. Allein Tacitus hat in dieser Stelle gewiss nicht ohne Grund die unetvicesimani vorangestellt, während er doch die prima und die vicesima legio gleich darauf in der natürlichen Zahlenfolge hinstellt; nur wenn die Legio V nicht mit Varus vernichtet, also auch nicht nach der Varuschlacht aus vernacula multitudo recrutirt worden ist, erklärt sich das Voranstellen der Zahl unetvicesimani vor quintani. — Existirte aber die 19. Legion nach der Varusschlacht nicht mehr, und war die 5. Legion nicht durch vernacula multitudo recrutirt, so geht auch für die Vernichtung der 1. Legion in der Varusschlacht, die Hr. Dr. *Pf.* eben nur aus der Errichtung dieser Legion nach der Varusschlacht (vgl. meinen Artikel Legio in *Pauly's* Real-Encyclop. IV, S. 870.) folgert, aller Grund verloren. Und wer den starken Eindruck, den diese Niederlage auf Augustus machte, erwägt, und den Aberglauben der Römer überhaupt und des Augustus insbesondere (Suet. Aug. 92.) kennt, wird wohl nicht glauben, dass man sich in diesem Falle gerade eine *δυσφημίαν* nominis hätte zu Schulden kommen lassen, wie sie eine Wiedererrichtung der drei vernichteten Legionen doch jedenfalls gewesen wäre.

Nur in einem Punkte unter allen den von meinen Resultaten abweichenden Behauptungen hat es Hr. Dr. *Pf.* richtig getroffen, und diesen nur erlaube ich mir, hier mit wenigen Worten zu besprechen, wenn er auch nicht gerade auf die oben berührte Inschrift Bezug hat. Ich hatte (Zeit-

1) Es heisst daselbst: inferioris [Germaniae] exercitus miles in rabiem prolapsus est, orto ab unetvicesimanis quintanisque initio, et tractis prima quoque et vicesima legionibus — — audito fine Augusti vernacula multitudo, nuper acto in Urbe delectu, lasciviae sueta, laborum intolerans etc.

schrift für Alterth. 1840. S. 658 f. und in dem Artikel L e g i o in *Pauly's* Real-Encycl.) angenommen, die IV Scythica habe unter Augustus in Syrien gelegen, und hatte die III Gallica vor Moesien verlegt. Beide Legionen nennt Tacitus zuerst in den Feldzügen des Corbulo, beide gehören damals zu den syrischen Legionen, die nach Tacitus Ann. XIII, 35. durch eine Germanische Legion verstärkt waren. Es kam darauf an zu entscheiden, welche von den fünf von Tacitus als damalige Besatzung Syriens genannten Legionen die Germanische sei. Als frühere Legionen Syriens waren bekannt die VI Ferrata (Tac. Ann. II, 79.) und X Fretensis (Tac. Ann. II, 57.); dass die XII Fulminata gleichfalls schon längere Zeit in Syrien gewesen sei, schien ziemlich sicher (Hr. Dr. *Pf.* hatte selbst in seiner Commentatio quot quibusque numeris insignes legiones — in Oriente tetenderint (1844) p. 7. es sehr wahrscheinlich gemacht, dass sie im Jahre Roms 771 durch Germanicus aus Aegypten herübergeführt sei); es blieben also nur noch die III Gallica und IV Scythica übrig. Da nun die Erstere gegen das Ende der Regierung des Nero (Tac. Hist. II, 74.) nach Moesien gesandt ist, glaubte ich eher diese für die fremde Legion halten zu müssen, als eine der anderen. Aber eines Theils wird von Tacitus durchaus nicht angegeben, dass die III Gallica f r ü h e r schon in Mösien gelegen habe, vielmehr scheint aus Tacitus Hist. III, 25. eine längere Anwesenheit dieser Legion i n S y r i e n gefolgert werden zu können; andern Theils sprechen zwei Inschriften bei *Muratori* 223, 4. und 881, 4. geradezu dafür, dass die IV Scythica unter Tiberius in Mösien gelegen habe, von wo sie unter Claudius auf kurze Zeit nach Germanien übergegangen sein mag. War die III Gallica eine der alten syrischen Legionen, so erklärt sich auch, weshalb Corbulo bei der Theilung der syrischen Truppen [1]) die III

1) Die Hauptstelle ist hier Annal. XV, 6: c o p i i s i t a d i v i s i s, u t

Gallica, VI Ferrata und X Fretensis sammt dem prior Syriae miles behielt, während er die erst später nach Syrien gesandten Legionen, die IV Scythica, die V Alauda und die XII Fulminata an Paetus abgab; und wir erhalten hierdurch noch einen Grund mehr für die Behauptung des Dr. *Pf.*, dass die XII Fulminata nicht zu den ursprünglichen Truppen Syriens gehört habe.

Uebrigens warne ich ausdrücklich vor jeder Benutzung dieses Resultates in der Streitfrage über die Aechtheit des Trierschen Rocks. Wie nämlich Hr. *von Sybel* aus der angenommenen Anwesenheit der IV Scythica in Syrien zur Zeit der Kreuzigung Christi einen Grund für die Aechtheit des Moskauischen heiligen Rockes finden zu können vorgab, so könnte nun jemand aus dem Eintreten der III Gallica in die Stelle des IV Scythica ein Gleiches für den Trierischen Rock ernstlich in Anspruch nehmen; allein eine fortdauernde Recrutirung der in Syrien stationirten III Gallica aus Gallien möchte wohl nicht angenommen werden dürfen, um so mehr, da die Theilung des Reiches unter Antonius und Octavianus die dem Antonius anhängende Legion einer dem Octavian gehörenden Provinz schon völlig entfremdet hatte.

Hannover. **C. L. Grotefend.**

---

quarta et duodecima legiones, addita quinta, quae recens e Moesis excita erat (die daher auch hier nicht in Betracht kommt), — Paeto obedirent; tertia et sexta et decima legiones priorque Syriae miles apud Corbulonem manerent.

7. Die Deckengemälde in dem Kapitelsaale der Abtei zu Brauweiler bei Köln.

Seitdem die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher sich mehr und mehr den Wandmalereien in den älteren kirchlichen Bauwerken zugewendet hat, bringt fast jeder Tag eine neue Entdeckung auf diesem Kunstgebiete. Leider sind es meist nur die Schatten der ehrwürdigen Gestalten aus der christlichen Vorzeit, welche wieder hervor ans Licht treten, und zwar nicht selten, um sofort unter der Tünche oder gar unter dem Kratzeisen abermals zu verschwinden. Den Kindern der Gegenwart will es nicht recht heimlich werden gegenüber diesen Erscheinungen aus einer andern Welt, mit den starren, aszetischen Gesichtern und dem überirdischen Ernste in Ausdruck und Haltung; dann aber greift eine solche Entdeckung in der Regel auch störend in den betreffenden Restaurationsplan ein, indem sie namentlich der so beliebten Symmetrie und Eintönigkeit in den Weg tritt. Je weniger Veranlassung demgemäss die »Praktiker« haben, auf Entdeckungen der in Rede stehenden Art auszugehen, und die etwa zufälligen vor das Publikum zu bringen, um so dringender ist die Pflicht der Kunst- und Alterthumsfreunde, eine jede Spur zu verfolgen, und zu retten, was nur immer zu retten ist; das schlechterdings unrettbare aber wenigstens durch Zeichnung und Beschreibung so viel möglich zu erhalten, es gleichsam als Saamen für eine fruchtbarere, günstigere Jahreszeit aufzubewahren. In Frankreich geht man in dieser Beziehung unstreitig mit dem nachahmungswerthesten

Beispiele voran; die Privaten, die Kunstvereine und die Regierung wetteifern förmlich miteinander, die zerstreuten Ueberreste von alten Wandmalereien zu erforschen und ein neues Licht auf eine Kunstgattung zu werfen, welche vor wenigen Jahrhunderten noch in voller Blüthe stand und unseren Gotteshäusern die sublimste Sprache lieh. Vor Allem ist hier ein Prachtwerk zu erwähnen, dem kaum ein ähnliches wird zur Seite gestellt werden können, die auf Staatskosten veranstaltete Aufnahme und Beschreibung der Fresken von Saint-Savin bei Poitiers [1]), dessen Text von *Merimée*, einem der ausgezeichnetsten Kunstkenner Frankreichs, besorgt wird. Die Abbildungen der fraglichen Gemälde, deren Entstehung *Merimée* in die zweite Hälfte des eilften und die erste des zwölften Jahrhunderts setzt, sind sämmtlich colorirt und dabei in einem Formate (gr. Folio), welches die sorgfältigste Ausführung der Details gestattet. Ausser diesem Musterwerke ist noch eine grosse Zahl ähnlicher Arbeiten auf Veranlassung und Kosten der Regierung und unter der Leitung des, einen Zweig des Unterrichtsministeriums bildenden, comité des arts et monuments in der Ausführung begriffen, oder bereits vollendet (so z. B. die Wandmalereien in den Cathedralen von Auxerre und Autun, den Abteikirchen zu Vezelay und Poitiers u. s. w.) und es ist sogar dem Maler *Alexandre Dénuelle* der allgemeine Auftrag geworden, die sämmtlichen Wandgemälde, welche sich noch in mittelalterlichen Bauwerken jeder Art finden möchten, zu ermitteln und aufzunehmen.

---

1) Peintures de Saint-Savin (département de la Vienne). Texte par *M. P. Mérimée*, inspecteur général des monumens historiques, dessins de Mr. *Gérard Séguir*, lithographiés en couleurs par *E. Engelmann*. Paris imprim. royale. Das Werk erscheint in Heften zu 10 Tafeln ein jedes und sind deren bis jetzt 8 erschienen. Der Preis des Heftes beträgt 20 Francs.

Was solchergestalt in Frankreich eine mit den grossartigsten Mitteln ausgerüstete Regierung für den fraglichen, viel zu lange vernachlässigten, ja gänzlich ignorirten Kunstzweig thut, das hat in Italien fast in gleichem Maasse ein einzelner Mann gethan, dem keine anderen Hülfsmittel zu Gebote standen, als die er in sich selbst, in seiner Liebe zur Sache, seiner eisernen Willensstärke und in seinem seltenen Talente schöpfte. Dieser Mann aber ist ein Deutscher, *Anton Ramboux* aus Trier. *Ramboux*'s Compositionen zur göttlichen Comödie des Dante, welche sich im *Städel*'schen Institute zu Frankfurt befinden, würden schon allein genügen, um darzuthun, dass er nicht blos ein Zeichner vom ersten Range ist, sondern dass es ihm auch keineswegs an Produktionskraft gebricht, so dass er vielleicht mit wenig Meistern den Wettlauf hätte zu scheuen brauchen. Als *Ramboux* zum erstenmale den Boden Italiens betrat, war es denn auch wohl seine Absicht, den Weg zu gehen, den so Viele vor ihm gegangen sind, nämlich den Raphael, den Michel Angelo und was Alles sich um dieselben gruppirt, zu bewundern, zu studiren und demnächst, so gut es eben gehen möchte, in ihre Fusstapfen einzutreten. Bald aber machte er die Entdeckung — an welche freilich selbst zur Stunde nur noch Wenige glauben wollen — dass die grosse italienische Kunst keineswegs das ausschliessliche Eigenthum des 16. oder auch des 15. Jahrhunderts ist, dass noch viel weiter zurück, tief in dem, was man gemeinhin das »finsterste« Mittelalter zu nennen beliebt, gar viele hellglänzende Sterne leuchten und zwar grossentheils in reinerem himmlischerem Lichte, als die Sonnen des »goldenen« Zeitalters. Nicht lange, und der Entschluss stand bei unserem Künstler fest, auf das eigene Schaffen ganz und gar zu verzichten und seine ganze Kraft in den Dienst jener verachteten Meister zu stellen, deren Werke er überdies zum Theil vom unmittel-

barsten Untergange bedroht sah. Und so hat er denn anspruchslos und still, wie diese Meister, volle fünfzehn Jahre damit zugebracht, ihre Werke sorgfältigst zu kopiren, oder vielmehr, um den richtigeren Ausdruck zu gebrauchen, zu reproduziren, indem er den schon halb dahingeschwundenen neues Leben einzuhauchen wusste. Keinen Winkel Italiens hat er so zu sagen unerforscht gelassen, um seinen lieben alten Meistern auf die Spur zu kommen; mehr als eine ihrer Schöpfungen hat er unter der Kalkdecke wieder hervorgerufen, mehr als eine der Nachwelt erhalten, von welcher schon jetzt keine Spur mehr an Ort und Stelle vorhanden ist. Wer Gelegenheit hatte, die Sammlung seiner Abbildungen von Wandmalereien zu sehen, welche sich in Düsseldorf befindet, und zu denen noch die Schätze zu rechnen sind, die seine eigenen Mappen beschliessen, wird es kaum für möglich halten, dass so viel Kunstgeschick und Combinationsgabe mit so viel Resignation und Ausdauer sich verbunden finden konnten. Ja, es darf behauptet werden, dass die Arbeiten *Ramboux*'s ein unentbehrliches Materïal zu jeder Kunstgeschichte bilden, welche nur irgend auf Vollständigkeit Anspruch machen will. Man verzeihe es mir, dass ich, statt sofort auf den in der Ueberschrift bezeichneten Gegenstand einzugehen, bei der Charakteristik eines Mannes verweilt habe, den vielleicht die Mehrzahl der Leser dieser Blätter nicht einmal dem Namen nach kennt, und der mir es jedenfalls am wenigsten Dank wissen wird, dass ich, dem inneren Drange nachgebend, ihn so vor die Oeffentlichkeit gezogen habe. Wer darauf ausgeht, Dank und allgemeine Anerkennung zu erndten, wird sich gewiss nimmer so weit von der Heerstrasse verlieren, wie solches *Ramboux* gethan hat. Es wird sich übrigens weiter unten ergeben, wie das Vorstehend einleitungsweise Gesagte in ganz naher Beziehung zu den Wandmalereien von

Brauweiler steht, zu welchen nunmehr übergegangen werden soll.

Die Benediktinerabtei Brauweiler wurde um die Mitte des eilften Jahrhunderts gegründet; sie erlitt jedoch in der Folgezeit so viele Veränderungen in baulicher Hinsicht, dass nur eine nicht hierhingehörige, genaue kritische Untersuchung die wenigen noch von der ersten Gründung herrührenden Reste wird ergeben können. Der hier zunächst in Frage stehende Kapitelsaal, welcher nördlich von der Kirche liegt, scheint der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts anzugehören. Er hat seinen Eingang (vgl. den beigefügten Plan Lit. A.) auf der Westseite vom Kreuzgange her und ist im Osten durch drei Fenster (B. B. B.) erleuchtet. Die ihn überdeckende Wölbung zerfällt in sechs Hauptabtheilungen, von denen eine jede ein Kreuzgewölbe mit vier Kappen bildet, wie solches der eben angeführte Plan ergibt, so dass die Decke im Ganzen vierundzwanzig dreieckigte Kappenfelder enthält, deren Länge 14 bis 15, die Höhe aber 7 bis 8 Fuss beträgt. Die sechs Kreuzgewölbe werden durch ziemlich breite Gurtbögen getrennt, welche in ihren zwei Durchkreuzungspunkten auf freistehende Pfeiler (C. C.) gestützt erscheinen. Jene vierundzwanzig Kappenfelder nun sind sämmtlich mit bildlichen Darstellungen versehen, welche sofort auf den ersten Blick ein sehr hohes Alter bekunden und im Ganzen genommen noch ungewöhnlich gut erhalten sind. Diese Erhaltung haben sie wohl zunächst dem Umstande zu danken, dass sie bis vor etwa zwanzig Jahren noch gänzlich übertüncht gewesen sind und so die Blicke der Neuerer und Verderber nicht auf sich zogen, welche in jenen, sich vorzugsweise aufgeklärt dünkenden, Zeiten gegen alle Werke dieser Gattung einen systematischen Vertilgungskrieg führten. Nachdem Brauweiler in ein Arbeitshaus, das in Rede stehende Lokal aber in einen Betsaal für die evangelischen

Häuslinge verwandelt worden war, traten diese Bilder allmählig aus der Hülle, unter welcher sie überwintert hatten, hervor und es richtete sich seither mehrfach die Aufmerksamkeit von Kunstkennern auf dieselben hin, ohne dass indessen auffallenderweise irgend Jemand im Ernste deren Deutung und nähere Würdigung unternommen hätte. So beschränkte sich u. A. *Kugler* darauf, in den Nachträgen zu seinem Handbuche der Kunstgeschichte (S. 867) sie nur obenhin, unter Beifügung einer ganz allgemeinen Bemerkung, der spätern Zeit des romanischen Styls zu vindiziren. In der so eben erschienenen ersten Lieferung der zweiten Auflage seines Handbuchs der Geschichte der Malerei (S. 154 u. 155) ist der Bilderzyklus von Brauweiler zwar mit etwas mehr Ausführlichkeit, jedoch mit eben so wenig Gründlichkeit besprochen, obgleich derselbe doch ausdrücklich als »das wichtigste Denkmal romanischer Malerei am Rheine« anerkannt wird [1]) und überdies der Schlüssel zur Erklärung des Ganzen in den Bildern selbst

---

1) Ich lasse die oben berührte Stelle bei *Kugler* hier wörtlich folgen, indem ich die Rechtfertigung des über dieselbe gefällten Urtheils dem Verfolge der Abhandlung vorbehalte: „Das wichtigste Denkmal romanischer Malerei am Rheine sind jedoch die Gemälde in dem Kapitelsaale des ehemaligen Klosters Brauweiler und zwar an den sechs Kreuzgewölben. Ein Kreuzgewölbe enthält das Brustbild Christi und mehrere Heilige; in den übrigen sieht man alttestamentliche und legendarische Scenen, die sich auf die Mysterien der christlichen Religion zu beziehen scheinen, erstere als Vordeutungen des neuen Testamentes, letztere als dessen Bewährungen. Die vier Felder eines Kreuzgewölbes stehen unter sich im Zusammenhang; so siest man z. B. eine Kreuzigung Christi, von drei andern Martyrien begleitet; sodann in einem andern Gewölbe mehrere Kampfscenen, unter denen man den Simson mit dem Eselskinnbacken in der Mitte von Erschlagenen erkennt, ein drittes Gewölbe enthält lauter Einsiedlerlegenden u. s. w.“

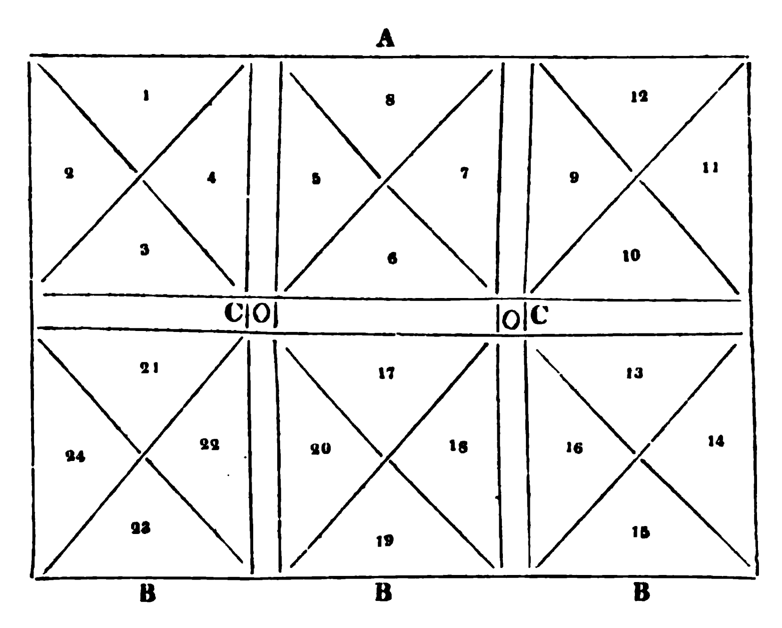
ziemlich nahe gelegt ist. Auch Hr. Dr. *Weyden* gedachte in seiner trefflichen Abhandlung über die Wandgemälde des Kölner Domchores der Deckengemälde zu Brauweiler (S. Domblatt 1845. No. 12.); allein er geht eben so wenig irgend näher auf dieselbe ein, sondern bemerkt nur im Vorbeigehen, dass sie »in bunter Anordnung einzelne Scenen aus dem Leben verschiedener Martyrer und aus der Bibel« darstellten.

Nachdem vor etwa vier Jahren *Ramboux* die Stelle eines Conservators des städtischen Museums in Cöln erhalten hatte, war es, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, sein erstes und sorgfältigstes Bemühen, die Kunstalterthümer des Museums nicht blos, sondern auch der Stadt und ihrer Umgebungen zu erforschen und davon so viel als möglich den nachkommenden Geschlechtern zu erhalten. Eine nicht geringe Zahl der bedeutendsten Kunstschätze haben ihm in der That bereits ihre Rettung zu danken. Namentlich fasste er auch die in Rede stehenden Deckengemälde ins Auge und liess dieselben vor allen Dingen unter seiner Leitung auf das sorfältigste durchpausen. Die Reduktionen der also gewonnenen Umrisse liegen dem Unterzeichneten vor und wagt er es, mit Hülfe derselben, so wie der Notizen, welche er früherhin, während eines längeren Aufenthaltes in Cöln, sich gemacht hat, eine Erklärung zu versuchen, deren Vervollständigung er gerne Kundigeren überlässt, und kann er nicht umhin, gleich hier den Wunsch auszusprechen, dass die Meisterhand *Schnaase's*, welche sich ganz neuerlich noch an der Beschreibung der Wandgemälde in der nunmehr zerstörten (!) Kapelle von Ramersdorf bethätigt hat, sich auch diesem, jedenfalls noch weit dankbareren und ergiebigeren Stoffe zuwenden möge.

Was zuvörderst das Material und die Technik anbelangt, so ist vor Allem zu bemerken, dass unsere

Bilder nicht al fresco, sondern mit einer der Wasserfarbe sehr nahe kommenden Temperafarbe ausgeführt sind, wodurch es denn auch gekommen ist, dass viele Parthien gänzlich abgestorben und an andern Stellen das Pigment sich als Pulver abzulösen im Begriffe steht. Bei der Wahl der einzelnen Farben hat eine grosse Sorgfalt und selbst eine Art von Luxus obgewaltet: so ist z. B. statt der gewöhnlich üblichen Smalte das weit kostbarere Ultamarin für das sehr häufig vorkommende Blau angewandt u. dgl. m. In der Ausführung waltet die Zeichnung bedeutend über die eigentliche Malerei vor. Die sehr entschiedenen und dabei doch feingefühlten, dunkel gehaltenen Contouren verrathen eine und dieselbe geübte, sichere Hand; zum Coloriren sind nur die einfachsten Farben genommen und erinnert dasselbe einigermaassen an die Behandlung gewisser antiker Vasenbilder: die Färbung ist nämlich eintönig ohne Angabe von Licht und Schatten. Die meist faltenreichen und natürlich motivirten Drappirungen zeigen viel Mannigfaltigkeit und sprechen für ein tüchtiges Studium der Natur; die verschiedenen Gruppen, obgleich oft auf eine sehr unbehülfliche Weise in die dreieckigten Felder eingezwängt, bekunden im Einzelnen doch stets eine gewisse Freiheit und Originalität in Anordnung und Bewegung. Ueberhaupt gibt sich durch das Ganze eine entschiedene, in keinerlei stereotyper Manier befangene Individualität zu erkennen, welche den Sinn für Harmonie und Maass unmittelbar an der Antike gebildet zu haben scheint, wie denn auch die Ausfüllung der einzelnen Compartimente, überhaupt das Prinzip der Anordnung, an die eigenthümliche Basrelief-Gruppirung, wie sie in den plastischen Werken der Griechen und namentlich in der Ausschmückung der Giebelfelder durchherrscht, lebhaft erinnert. Nirgendwo gewahrt man jenen Hang zum Phantastischen, Seltsamen, Ungeheuern, wie er in den Werken des spätern Mittelalters

nicht selten hervortritt. Es ist grosser historischer Styl, was wir hier vor uns haben. — Die sämmtlichen Kappenfelder sind mit blassgrünen breiten Streifen oder Bändern eingefasst und die meisten überdies durch eben solche Streifen in zwei gleiche Hälfte getheilt; jedoch werden diese letzteren Streifen nicht selten durch die Malerei verdeckt.



Wenden wir uns nunmehr zu dem Inhalte der in Rede stehenden Darstellungen, so zeigt eine etwas nähere Betrachtung sofort, dass die Annahme, es seien hier »vereinzelte Szenen in buntem Durcheinander« dargestellt, auf Irrthum beruht. Es bilden vielmehr alle diese Deckengemälde ein vollkommen harmonisches Ganzes, durch welches ein Faden hindurchläuft, und zwar ist es der Brief des heiligen Paulus an die Hebräer, insbesondere das eilfte Kapitel dieses Briefes,

der allen diesen Bildern zum Grunde liegt und ihnen die Einheit des Gedankens gewährt. Die Wahl dieses Stoffes für diesen Ort darf wohl gleich von vorne herein als eine überaus passende bezeichnet werden, wie solches auch nicht anders von den auf dem Gebiete der Religion wie aller Kunst und Wissenschaft voranleuchtenden Benediktinern zu erwarten war. Jener Brief hat bekanntlich die Verherrlichung des unwandelbaren Reiches Jesu Christi gegenüber dem wandelbaren Gesetze Mosis zum Gegenstande, so wie die Nothwendigkeit der Busse und des Gebetes, vor Allem aber des unerschütterlichsten Glaubens, welcher zugleich durch die Gnade des göttlichen Heilands ein Band um die Gerechten des alten und des neuen Testamentes schlingt.

Gleich beim Hereintreten in den Kapitelsaal gibt sich ein kolossales Brustbild des Erlösers, welches aus dem blauen Grunde hervorleuchtet, als die Hauptfigur des ganzen Zyklus sofort zu erkennen. Dasselbe nimmt das Kappenfeld unmittelbar oberhalb des Mittelfensters, gerade der Eingangsthüre gegenüber, ein (No. 19 des Plans) und zwar nimmt es dieses Feld allein und ungetheilt ein, während die sämmtlichen übrigen Felder mehrere Figuren in kleinerem Maassstabe einschliessen. Im Geiste des Hebräerbriefes ist Christus als Herrscher im Reiche Gottes hier und dort, als »Anfänger und Vollender des Glaubens« dargestellt, das Haupt von einem gekreuzten Nimbus umstrahlt, mit langem Haare, unbärtig, mit ausgestreckten Armen, in der Linken das verschlossene Evangelienbuch haltend, mit der Rechten segnend und zwar, was wohl zu merken ist, nach griechischem Ritus, indem der Daumen auf dem etwas heruntergebogenen drittletzten Finger ruht, der Zeige- und Mittelfinger aber geradeaus gerichtet sind. (vrgl. Taf. III.) Die Gestalt erinnert sehr an die grossen Christusdarstellungen des Cimabue. Die Tracht besteht

in einem Unterkleide (Tunika) und einem Mantel, welcher über die beiden Armen hingebreitet liegt, so dass nur die Hände und etwa die Hälfte des mit der Tunika überdeckten Unterkleides aus demselben hervortreten. An Christus, »welcher der Leib ist«, schliessen sich nach den verschiedenen Richtungen hin die Heiligen, »seine Glieder« (Ephes. V. 30. Col. I, 18.). Die beiden Kappenfelder zur Seite (No. 20 u. 18) sind durch die oben erwähnten Perpendikularstreifen in zwei Hälften getheilt und befindet sich in jedem der vier also gewonnenen Dreiecke eine gleichfalls mit Tunika und Mantel bekleidete ganze Figur so angebracht, dass die Füsse in den spitzen Winkel fallen, die Köpfe aber den gedachten Streifen berühren. Diese vier, zunächst an das Christusbild sich anreihenden Figuren haben sämmtlich Heiligenscheine um die Häupter. Eine von den beiden Figuren eines jeden Kappenfeldes hält ein grosses Spruchband, welches quer über die Brust geht, vor sich. Die Schrift der auf denselben befindlichen Legenden ist, wie überhaupt alle Schrift auf diesen Wandgemälden, die reine römische Kapitalschrift, und enthält viele Abreviaturen. Auf einem der hier in Rede stehenden Spruchbänder (Feld 20), welches der Träger desselben in der Rechten hält, während die Linke auf Christus hinweist, lassen sich noch die Buchstaben S—I PER FIDĒV—R—A (Sancti per fidem vicerunt regna) erkennen, auf dem anderen Spruchbande aber, dessen Träger das Haupt nach Christus hinwendet, die Worte: Hi omnes testimonio fidei probati sunt (Hebr. XI, 32.). Die zweite Figur auf dem Felde 20 hat beide Hände mässig erhoben; die Behandlung ihres Anzugs, an welchem unterhalb der Brust rauhes Pelzwerk sichtbar wird, so wie des Kopfes, insbesondere des struppigen Haares, legen die Vermuthung nahe, dass hier Johannes, der Vorläufer Christi, der l e t z t e P r o p h e t und zugleich der erste Bekenner, dargestellt ist.

Auch die drei übrigen Figuren werden Propheten sein, welche, ganz entsprechend dem Hebräerbriefe (I, 1.), sich hier um den Gegenstand ihrer Verheissungen, den Zielpunkt ihrer glühenden Sehnsucht, gruppiren.

Unter dem Fusse der beiden Kappenfelder (18 u. 20) befand sich eine fortlaufende Schrift, von welcher indess nur einzelne Buchstaben noch erübrigen, in die ein Zusammenhang nicht zu bringen ist.

In dem Felde No. 17, welches gleichfalls in zwei Hälften abgetheilt ist, sieht man in einer jeden die Gestalt eines Kriegers in antikem Waffenrocke mit Schild und Speer und Nimben um die Häupter: wahrscheinlich Gideon (Hebr. XI, 32.) und Judas der Machabäer, der letzte Martyrer des alten Bundes (vgl. Maccab. I, 2. 66. und weiter unten die Erklärung des Feldes No. 12). Ich gebe übrigens gerne zu, dass in Betreff dieser Einzelfiguren der Conjektur noch ein ziemlicher Spielraum offen bleibt, da sie nicht hinreichend charakterisirt erscheinen, um sie mit voller Zuverlässigkeit deuten zu können.

Wenn in dem so eben betrachteten Kreuzgewölbe der allgemeine Gedanke des Hebräerbriefes, die Verklärung und Vollendung des alten Bundes im neuen durch Christus, zur Darstellung gekommen ist, so wird uns in den übrigen der speziellere Inhalt dieses Briefes, insbesondere aber des von dem Wesen, der Nothwendigkeit und der Macht des Glaubens handelnden eilften Kapitels desselben vor das Auge geführt.

Das Feld No. 16 des, vom Eingange aus gesehen, zur Rechten des Christusbildes befindlichen Gewölbes ist durch unregelmässige wellenförmige Linien in drei Compartimente von ungleicher Grösse abgetheilt, wovon zwei die spitzen Winkel ausfüllen, das dritte aber ungefähr die Mitte des Dreiecks einnimmt. Auf die Höhenpunkte dieser

Abtheilungen sind Bäume hingemalt, und soll hiermit ohne Zweifel angedeutet sein, dass wir bewaldete Berge vor uns sehen. Bekanntlich stellte die alte Kunst derartiges Beiwerk meist durch conventionelle Zeichen, gleichsam hieroglyphisch, ohne irgend ein Streben nach Naturwahrheit dar; es werden den Figurengruppen graphische Erklärungen zum Zwecke des näheren Verständnisses beigegeben. Inmitten dieser drei Waldberge nun sind Felder in elyptischer Form eingezeichnet, von welchen zwei je ein Brustbild mit Heiligenschein und kuttenartiger Bekleidung einschliessen. Beide Figuren sind bärtig und halten die bis zur Höhe der Brust erhobenen Hände vor sich hin. Das eine dieser Brustbilder nimmt ungefähr die Mitte, das andere den spitzen Winkel des Dreiecks zur Rechten ein. Unter ersterem erkennt man noch deutlich folgende Inschrift: SPAVL^{s} $\overset{F}{\text{R}}$HE (S. Paulus Erhemita).

In dem Winkel zur Linken sieht man in einer grösseren elyptischen Umfassung eine Gesellschaft von sieben Heiligen in starrer Haltung, meist die Köpfe auf die rechte Hand stützend, zusammengedrängt. Von der unterhalb dieser Gruppe befindlich gewesenen Schrift sind nur noch folgende Buchstaben erhalten: EP—IENT. Den Schlüssel zu diesen, beim ersten Anblicke sehr befremdlichen Darstellungen haben wir in dem 38. Verse des eilften Kapitels des Hebräerbriefes zu suchen: »Quibus dignus non erat mundus: in solitudinibus errantes, in montibus et speluncis et in cavernis terrae.« Das Brustbild in der Mitte stellt, wie schon die Unterschrift besagt, den h. Paulus, den ersten Eremiten und Begründer des Mönchslebens, dar; das zweite rechts von ihm ohne allen Zweifel seinen Freund und langjährigen Genossen in der Wüste, den h. Antonius [1]); das dritte Bild endlich die

---

1) Vrgl. Hieronymus de vitis patrum lib. I.

hh. Siebenschläfer, welche, um den Christenverfolgungen des Kaisers Decius zu entgehen, in einer Höhle bei Ephesus sich verborgen hatten und daselbst bis zu den Zeiten des jüngern Theodosius schliefen, wo sie dann mit dem triumphirenden Christenthum wieder aufgewacht und dem Leben zurückgegeben worden sein sollen [1]). Das oben mitgetheilte Schriftfragment ergänzt sich von selbst zu: »SEP*tem Dorm*IENT*es.*« Die in die bewaldeten Berge eingeschriebenen elypsenförmigen Räume stellen sonach Berghöhlen dar und das ganze Kappenfeld führt uns die namhaftesten Einsiedler und Höhlenbewohner vor, die in gläubiger Hingebung und Selbstverläugnung der Welt den Rücken kehrten (»quibus dignus non erat mundus«), um durch Gebet und Kasteiungen das Leibliche in das Geistige aufgehen zu machen, gleichsam die Wurzeln des materiellen Daseins von der Erde abzulösen und in den Himmel einzusenken.

In der innigsten Beziehung zu dem eben beschriebenen Bilde steht die Darstellung auf dem daranstossenden Felde No. 14. Wir sehen hier im Ganzen sechs Figuren, zwei weibliche und vier männliche, welche, wie mir scheint, in drei Gruppen zerfallen. Links im Winkel befindet sich ein sitzender Heiliger mit sehr langem Barte in enganliegendem Gewande, welches die Arme und Beine entblösst lässt. Seine Füsse stehen auf Steinen, seine rechte Hand mit etwas gehobenem Zeigefinger zeigt die Geberde eines Lehrenden; hinter ihm ist eine Höhle angedeutet, welcher er den Rücken zukehrt. Alles dies so wie der ganze Ausdruck der Figur lässt auf den heil. Hieronymus

1) S. Gregorius Turonensis de gloria martyrum lib. I. c. 95. und Laur. Surius de probatis Sanctorum vitis S. 313. Die Erzählung ist einem griechischen Hagiographen, Simon Metaphrastes, entnommen. Auch die Bollandista (acta Sanctorum) handeln ausführlich von diesen Heiligen unter dem 27. Juli.

schliessen, der, selbst Höhlenbewohner (in der Nähe von Betlehem), Kirchenlehrer, ein Muster der Abtödtung und Beschaulichkeit, uns zugleich die wunderbar anziehende Schilderung jener heiligen Einsiedler während des dritten und vierten Jahrhunderts hinterlassen hat, wie dieselben »durch die strengste Disziplin des nationell wilden, unbändigen Naturelles Meister wurden und als Muster dessen da standen, was die Begeisterung der neuen Lehre Wundersames vermöge: den Heiden ein Gegenstand der Achtung und des Erstaunens; den Christen der Verehrung und Nacheiferung; der Welt ein Vorbild im Kleinen dessen, was ihr im Grossen, innerhalb der Bedingungen ihres Daseins, durch Selbstbeherrschung erreichbar wäre« [1]. — Hieronymus dient hier zugleich als Mittelglied zwischen den Höhlenbewohnern und Anachoreten des 16. Feldes und den heiligen Einsiedlerinnen, welche sich ausser ihm noch auf dem vor uns liegenden 14. Blatte befinden. Gleich oberhalb des sitzenden Heiligen, durch die Felsenhöhle von ihm getrennt, sieht man eine ganz unbekleidete weibliche Figur von der Seite mit einem Heiligenscheine, im Fortgehen zurückschauend und mit der Linken ein Gewand erfassend, welches ein mit abgewendetem Haupte dasitzender Heiliger ihr zu reichen scheint. Offenbar ist es die heilige Einsiedlerin Maria mit dem Beinamen die Egypterin (Maria aegyptiaca), welcher der Priester Zosimas ein Kleid hinreicht, um sich zu bedecken. Die Beschreibung, welche der h. Hieronymus in seinem »Leben der Väter« (lib. I. c. 7.) von dieser Szene und von der genannten Einsiedlerin gibt, passt genau auf die gegenwärtige Darstellung [2]. An den Priester Zosimas reiht

---

1) S. die meisterhafte Charakteristik dieser christlichen Heldenzeit *Görres:* Mystik Bd. I. S. 181 u. fgg.

2) Irrthümlich, wie es scheint, ist in den drei neuesten Handbüchern

sich nach der Rechten hin eine Gruppe von drei Personen, einer weiblichen mit Heiligenschein und zwei männlichen ohne einen solchen, welche zu der sitzenden Heiligen hingekehrt sind. Die Letztere hält in der Rechten ein Spruchband, worauf nur noch die Buchstaben —NI V zu lesen sind; einer der beiden Männer hält gleichfalls ein Spruchband mit der Aufschrift —ASSISII — —. Diese spärlichen Schriftreste genügen, um uns Aufschluss über die Personen zu geben, auf welche sie sich beziehen, zumal wenn man den ganzen Gedankengang des Künstlers und die zunächst sich anschliessenden Darstellungen ins Auge fasst. Jene Heilige ist nämlich keine andere als Melania die ältere (*Mela*NI*a* V*irgo* auf dem Spruchbande), eine besonders in der griechischen Kirche sehr hochgehaltene Heilige und Stifterin eines der ersten Nonnenklöster in Jerusalem. Bevor sie sich an letzteren Ort begab, stattete sie in dem berühmten Kloster Nitria in Egypten einen Besuch ab und lernte hier unter Andern, wie uns berichtet wird [1]), einen gewissen Assisius, dessen Namen wir auf dem zweiten Spruchbande lesen, kennen. So also bilden die beiden zuletzt erläuterten Felder (14 u. 16) ein eng

über Ikonographie die h. Maria von Egypten als von sehr langem Haare umhüllt bezeichnet (*s.* Ikonographie der Heiligen. Berlin 1834; Christliche Kunstsymbolik. Frkf. 1839 und die Attribute der Heiligen. Hannover 1843 u. d. W. Maria). Der h. Hieronymus, doch wohl die gewichtigste Autorität, sagt in Betreff dieses Punktes: «et capillos capitis habens ut lana albos, modicos et ipsos, non amplius quam usque ad cervicem descendentes» (de vitis patrum I, 7 in fine) und ganz so findet sie sich auch auf unserem Bilde dargestellt. — Auch die legenda aurea (auch wohl Historia lombardica genannt) von Jacob von Voragine, welche noch in Betreff der in Rede stehenden Heiligen zu vergleichen ist, thut keine Meldung von langen Haaren derselben.

1) S. Heraclidis paradisus. Anhang zu den vitae patrum. S. 96 f.

verbundenes, sinnreich componirtes Ganzes, dessen Fundament in dem bereits angeführten Verse des Hebräerbriefes ruht.

Auch das Feld No. 15 steht noch in Beziehung zu der obengedachten Bibelstelle, während es zugleich in einen andern Kreis von Vorstellungen hinüberführt. Dasselbe enthält zwei Gruppen, welche durch ein, gerade in der Mitte des Dreiecks aufsteigendes Bauwerk von einander geschieden sind. Dieser Bau müsste schon durch seinen architektonischen Charakter an die s. g. Porta Nigra in Trier erinnern, wenn auch nicht, wie solches wirklich der Fall ist, durch eine Aufschrift bestimmt darauf hingedeutet wäre. Es befindet sich nämlich das Wort »Treviris« auf dem thurmartigen Vorsprunge der vorgekehrten Nebenfaçade in der Art geschrieben, dass die einzelnen Buchstaben untereinander gesetzt sind. Die Gruppe rechts von diesem Baue ist es nun, welche sich ihrer Idee nach an die Felder 14 und 16 anschliesst. Ein Heiliger im Mönchsgewande ist einem aus dem Nebenwinkel des Dreiecks zur Rechten hervorgallopirenden Centauren gegenübergestellt, welcher die rechte Hand hoch emporhebt, während er die Linke auf die mit dem Pferdekörper zusammentreffende Hüfte stützt. Die Stellung der beiden Figuren so wie ihre Bewegungen (der Heilige stützt sich mit der Rechten auf einen kurzen Krückenstock und streckt die Linke abweisend gegen den Thiermenschen hin) berechtigen zu der Annahme, dass der Heilige den Verlockungen zur Sinnlichkeit und Weltlust, welche das christliche Alterthum bekanntlich unter dem Bilde des Centauren symbolisirt hat [1]), sich zu entziehen, überhaupt der Welt Lebewohl

---

1) Auf einem Thürsturze an der Kirche zu Pachten im Kreise Saarlouis sieht man ein sehr altes Basrelief, welches den Kampf eines Mannes gegen einen Centauren, der auf der einen Seite einen Pfeil gegen ihn abschiesst, und einen Drachen, welcher einen

zu sagen im Begriffe steht. Falls die Vermuthung, dass das Bauwerk zur Seite des Heiligen die, frühe schon in eine christliche Kirche umgewandelte, Porta Nigra darstellt, begründet ist, scheint es mir kaum noch einem Bedenken zu unterliegen, dass hier der h. Simeon, ursprünglich Mönch auf dem Berge Sinai, dargestellt ist, welchen Erzbischof Poppo im Beginne des 11. Jahrhunderts aus dem gelobten Lande mitbrachte und welcher sich in der später nach ihm benannten Porta nigra (porta martis), damals bereits zur Ehre des Erzengels Michael eingeweiht) lebendig in einem engen Raum einmauern liess, »um seiner grossen Innigkeit und Liebe willen, die er zu Gott hatte« [2]), im J. 1035, nachdem er eine lange Zeit in dieser künstlich geschaffenen Höhle zugebracht, dort starb und im J. 1400 canonisirt wurde. Wir hätten sonach hier einen Höhlenbewohner der (damals) neuesten Zeit vor uns, welcher zugleich dem Orient und dem Occident angehört und so zu sagen die Mitte hält zwischen den Einsiedlern der Wüste und den einsamen Bewohnern der Klosterzellen. Die Darstellung im entgegengesetzten Winkel des Dreiecks scheint mir auf den h. Bischof Martinus bezogen werden zu müssen. Die betreffende Gruppe besteht aus drei Personen. Aus einem grossen Becken ragen mit dem Oberleibe ein Bischof im Costüm, mit einem Nimbus um die Mitra, und zugleich eine kleinere Figur ohne Nimbus her-

menschlichen Körper im Rachen hält, darstellt. Der Angegriffene hält dem Centauren das Evangelium, dem Drachen aber das Kreuz entgegen. — Auch dem h. Paulus dem Einsiedler vertrat ein Centaure den Weg, als er sich in die Wüste begeben wollte. cf. vitae patrum a. a. O. und legenda aurea XV. Vrgl. *F. Piper* Mythol. und Symbolik der christl. Kunst. I, 1. S. 393. ff.

2) Vrgl. *Johannes Enen* kurzer Inbegriff der Geschichte von Trier, zuerst gedruckt im J. 1514. neu herausgegeben 1845 bei Munz in Regensburg. S. 152.

vor. Der Bischof reicht die Rechte einem vor ihm sitzenden, mit einer Art von Mantel bekleideten Manne (gleichfalls ohne Nimbus), welcher mit dem Rücken gegen den von uns als Porta nigra erkannten Bau gelehnt ist, während die Linke des Bischofs in feierlicher Haltung nach dem Kopfe dieses Mannes hingestreckt erscheint. — Vergleichen wir mit dieser Darstellung, was der so oben zitirte *Enen* (S. 178) vom h. Martinus meldet, dass derselbe nämlich »einen edelen Heiden Tetradius in Trier getauft«, so wie durch die Macht seines Glaubens »einen Todten daselbst erwecket« habe, und erwägt man ferner, dass der genannte Heilige in der engsten Beziehung zur Stadt Trier steht, und ihm dort stets eine ganz besondere Verehrung gezollt worden ist [1]), so wird wohl die Annahme gerechtfertigt erscheinen, dass hier jene Taufe sowohl, als die Todtenerweckung abgebildet sind, indem das brunnenartige Gefäss, aus welchem der h. Bischof nebst einer zweiten untergeordneten Figur hervorragen, ohne allen Zweifel eine Taufwanne vorstellt. In den ersten christlichen Jahrhunderten wurde aber bekanntlich das Sakrament der Taufe durch Untertauchen vollzogt. Ein Spruchband, welches quer durch die Gruppe von dem Täuflinge aus bis zur Brust der sitzenden Gestalt sich hinzieht, könnte uns den besten Aufschluss geben, die Legende desselben hat jedoch so

1) So befindet sich der h. Martinus unter den sechs, im ehemaligen Kapitelsaale des Simeonsstiftes (Porta nigra) in Relief dargestellten Hauptheiligen Triers mit der Aufschrift: «Trevirium miraculis illustrat beneficiis cumulat.» Ann. 374 & 384. Die auf die sämmtlichen 6 Heiligen bezügliche Inschrift lautet: «Hi testimonium fidei nostrae perhibent.» Zwar sind diese Sculpturen neuere Arbeit; ich bezweifle indess nach allen Umständen nicht, dass die Idee und die Anordnung des Ganzen aus einer sehr frühen Periode stammen und die geschmacklosen Restauratoren des vorigen Jahrhunderts nur ihre Formen dazu geliehen haben.

sehr gelitten, dass es mir nicht gelingen wollte, sie zu entziffern. Vielleicht deutete sie indessen auch nur auf die Beziehung zwischen der Taufe (der Befreiung des geistigen Menschen aus den Banden des Todes) und der Wiederbelebung eines physisch Verstorbenen.

In der Mitte des Feldes Nr. 13 erhebt sich in mehreren stufenförmigen Absätzen ein Felsen, auf dessen Höhe sich ein Baum befindet. Links von diesem Felsen liegt ein entseelter, in ein langes Gewand gekleideter Körper am Boden; die Hände sind noch wie zum Gebete zusammengelegt; das vom Rumpfe getrennte, bärtige Haupt liegt da mit einem Heiligenscheine umgeben. Zur Seite steht der Henker, im Begriffe, das entblösste Schwert an seinem mit der Linken zusammengefassten Gewande vom Blute zu reinigen. Gegenüber dem Henker, links vom Felsen, steht ein Heiliger mit Untergewand und Mantel bekleidet, dessen Gebärde seine Theilnahme für den Enthaupteten zu erkennen gibt. Von Schrift findet sich keine Spur auf dem Bilde. Ich bin der Ansicht, dass wir hier das Martyrium der Heiligen Marcellin und Petrus vor uns haben, welche zu den hervorragendsten und ältesten Märtyrern gehören und als solche auch im Canon unter dem 2. Juni vorkommen. Dieselben wurden in einer waldigten Einöde, dem s. g. schwarzen Walde, welcher ihnen zur Ehren später den Namen des weissen Waldes erhielt [1]), von einem Henker Namens Dorotheus hingerichtet, der sich in Folge dieser Hinrichtung feierlich bekehrte (»publicam egit poenitentiam«). Die Leiber der beiden Heiligen brachte man unter Gregor IV. nach Gallien, und sie genossen namentlich in den Rheinlanden einer beson-

1) — — in sylva nigra, hodie in honorem eorum sylva candida — cf. Vitae sive res gestae Sanctorum auctore *Zach. Lipeloo.* Colon. Agripp. 1603. p. 867 u. 868.

dern Verehrung, so dass nicht wenig Kirchen (u. a. die Pfarrkirche zu Vallendar) ihnen gewidmet sind. Es bedarf nach dieser Darlegung wohl nicht erst einer näheren Rechtfertigung der von mir aufgestellten Hypothese. Den Text des Hebräerbriefes aber, welcher hier zur bildlichen Darstellung gekommen ist, finden wir im V. 37 des eilften Kapitels: »Alii vero — — in occisione gladii mortui sunt.«

Das dritte Gewölbe zeigt auf dem Felde No. 10 eine Szene aus dem Leben des Hiob. Derselbe sitzt in der Mitte da mit nacktem Oberleibe und im Uebrigen nur kümmerlich bedeckter Blösse. Sein bärtiges Haupt ist mit einem Nimbus umgeben; die linke Hand stützt sich auf einen Krückenstock, während die Rechte ein Spruchband mit einer unleserlich gewordenen Legende hält. Vor ihm steht eine schlanke weibliche Figur in faltenreichem, sehr weitärmeligem Gewande. Ihr rechter Arm ist in lebendiger Geberde bewegt; der ausgestreckte Zeigefinger ist auf den Dulder hingerichtet; die Linke hält ein Spruchband, worauf noch zu lesen ist: BENEDI — O — MORERE. Es ist dies die Frau des Hiob, von welcher es im Buche Hiob (cap. 2. v. 9.) heisst, dass sie ihm, als er mit Geschwüren bedeckt im tiefsten Elende sich befunden, höhnend zugerufen: »Adhuc tu permanes in simplicitate tua, benedic Deo et morere! — In dem Winkel zur Rechten befinden sich in trefflich charakterisirter Gruppe die drei Freunde des Hiob, Eliphaz, Baldad und Sophar, in sitzender, durchaus passiver Haltung: »et sederunt cum eo in terra septem diebus et septem noctibus, et nemo loquebatur ei verbum: videbant enim dolorem esse vehementem.« V. 13 a. a. O. Der Zusammenhang dieser Szene mit der Grundidee des Ganzen ergibt sich aus dem 37. Verse des mehrgedachten Capitels des Hebräerbriefes: »Alii vero — — tentati sunt.«

Das anstossende Feld No. 9 zeigt uns den Apostelfürsten Petrus im Kerker, bewacht von vier Kriegern, welche zu je zwei in den Winkeln am Fusse des Dreiecks sich theils in sitzender, theils in liegender Stellung befinden. Der Kerker ist durch ein einfaches Bauwerk mit einem Giebelfelde, über welchem sich eine Art Kuppelthurm erhebt, versinnlicht. Die Vorderseite des Baues ist in Gestalt der Hälfte eines vierblättrigen Kleeblattes geöffnet, welches der sitzenden Figur des Apostels, dessen Kopf den traditionellen Typus zu erkennen gibt, als Rahmen dient. Durch eine Drappirung, die in symmetrischer Anordnung von dem erwähnten Kuppelthurme zu beiden Seiten herabfällt und wie ein zurückgeschlagener Zeltvorhang mit den Enden auf der Bedachung des Baues ruht, wird in die strenge, gleichmässige Anordnung des Bildes ein gewisses Leben gebracht. Nicht ohne Absicht sind gerade vier Wächter beigegeben: es ist dies die Wurzelzahl der »quater quaterniones«, von denen die betreffende Stelle der Apostelgeschichte spricht [1]). Die auf dieses Bild bezügliche Stelle des Hebräerbriefes (c. IX. v. 36) aber lautet: »Alii vero ludibria et verbera experti, insuper et vincula et carceres.«

Das Feld No. 11 enthält das Martyrium eines Heiligen, welcher von zwei Henkersknechten von oben nach unten zersägt wird. Der untere Theil des Bildes ist beinahe gänzlich zerstört; dahingegen sind die Köpfe ziemlich gut erhalten. Der Heilige ist mit den Händen und Füssen kreuzweise an zwei Pfosten festgebunden und schon haben die Henker den Kopf bis unterhalb des Halses mitten durchgespalten, so dass die zwei Kopfhälften etwas von einan-

---

1) »Quem cum apprehendisset, misit in carcerem tradens quatuor quaternionibus militum custodiendum, volens post pascha producere cum populo.« Act. apost. XII, 4.

der getrennt erscheinen und zwei mit einem Heiligenscheine umschlossene Gesichtsprofile silhouettenartig darbieten. Hinter dem Märtyrer ragt ein Baum hervor, dessen blätterreiche Krone den oberen stumpfen Winkel des Dreiecks ausfüllt. Es ist die Passion des Propheten Jesaias, welcher am Fusse einer Eiche in Jerusalem auf Befehl des Königs Manasse zersägt wurde [1]). Die hierhin gehörige Stelle des Hebräerbriefes findet sich im Vers 37 (c. XI.): »Alii vero — secti sunt.«

Das letzte Feld (No. 12) des in Rede stehenden Gewölbes zeigt die Steinigung des h. Stephanus, wovon die Apostelgeschichte (Kap. 7.) einen so ergreifenden Bericht erstattet. Der Protomartyrer kniet in ein langes Gewand gekleidet in der Mitte des Bildes. Sein aufwärts gekehrtes Antlitz schaut die Vision, welche hier in dem oberen Winkel sich dargestellt findet [2]). Man sieht nämlich hier, in einer kreisrunden Aureole stehend, Christus in byzantinischer Herrschertracht, die Rechte zum Segnen ausstreckend (und zwar hier in lateinischer Weise), in der gleichfalls ausgestreckten Linke das Evangelium haltend [3]). Eine Gruppe von drei Männern befindet sich zur Linken des Heiligen; dieselben halten schwere Steine hoch über sich, im Begriffe, den begeisterten Jünger Christi damit zu zerschmettern. Im entgegengesetzten Winkel des

---

1) »Iesaias mortuus est autem Hierosolymis sub rege Manasse, sectus in duas partes conditusque sub quercu est prope fontem Rogel.« cf. Dorothei episc. tyri synopsis vo. Esaias.

2) »Cum autem esset plenus spiritu sancto, intendens in coelum, vidit gloriam Dei et Iesum stantem a dexteris Dei. Et ait: Ecce video coelos apertos et filium hominis stantem a dexteris Dei.« V. 55 a. a. O.

3) Ein höchst interessantes Basrelief über dem Neuthore in Trier zeigt genau dieselbe Darstellung Christi, zwischen den hh. Petrus und Eucharius stehend.

Dreiecks steht eine einzelne männliche Figur, unter deren Füssen ein Kleidungsstück, wie es scheint, ein Mantel, sich befindet, und dessen rechte Hand mit aufgehobenem Zeigefinger eine demonstrirende Geberde gegen den h. Stephanus hin macht. Es ist der junge Saulus, damals noch der eifrigste Verfolger des neuen Glaubens, dessen glorreichster Apostel er in der Folgezeit werden sollte [1]. Die eben beschriebene Szene aber entspricht wieder dem zuvor angeführten Verse 37 des Hebräerbriefes: »Alii vero — — lapidati sunt.«

Das nunmehr folgende Kreuzgewölbe, welches sich gerade über dem Eingange in den Saal befindet, enthält auf seinen vier Feldern eben so viele Martyrien. Auf No. 7 ist die Geisselung eines Märtyrers in jugendlichem Alter dargestellt (»Alii vero — — verbera experti sunt.« V. 36. a. a. O.), welcher nackt mit den Armen an einen Pfahl gebunden ist, der quer durch zwei aufrecht stehende Posten läuft, welche ihn stützen, so dass das Gerüste ungefähr die Gestalt eines grossen griechischen Pi (Π) annimmt. Ein Henker steht rechts, ein zweiter links; Letzterer holt mit einer langen Ruthe zum Schlage aus, Ersterer hat den Heiligen, welcher schwebend und mit aufwärts gekehrtem Gesichte an der gedachten Querstange hängt, eben auf den Leib getroffen. Die Beschreibung, welche die acta primorum martyrum von der Passion des zunächst der griechischen Kirche angehörenden Heiligen Dorotheus machen [2], entspricht auf das genaueste unserer

1) »Et ejicientes eum extra civitatem lapidabant et testes deposuerunt vestimenta sua secus pedes adolescentis, qui vocabatur Saulus.« V. 57 a. a. O.

2) — — »Verum prae omnibus qui unquam sive apud Graecos, sive apud Barbaros admiratione digni et ob fortitudinem celebres exstiterunt, gloriosos atque illustres Dei Martyres ea tempestas tulit (die Zeit des Diokletian) Dorotheum scilicet et reliquos cu-

Darstellung und rechtfertigt zugleich die Aufnahme dieses Martyriums in den Zyklus, so dass nicht wohl ein Zweifel über die Deutung wird erhoben werden können.

Das Feld No. 8 führt uns das Martyrium des h. Hippolytus, Bischofs von Oporto, vor und zwar genau so, wie dasselbe in der bekannten Hymne des Prudentius [1]) sich geschildert findet. Zwei in wildem Lauf begriffene Rosse, auf welchen ein Mann in kurzem, fliegendem, oberhalb der Hüften aufgeschürztem Gewande mit einer Geissel zu schlagen im Begriffe steht, schleifen den entkleideten Heiligen, um dessen Schienbeine Stricke geschlungen sind, von welchen ein jeder mit einem Ringe an das Halsstück eines Pferdes angeheftet ist. Die Pferde sind eben daran, über einen Steinhaufen zu setzen [2]), welcher vor ihnen aufgeschichtet liegt. Der Martyrer erhebt die linke Hand, gleich als wolle er die Erhabenheit seiner Seele über Marter und Tod ausdrücken [3]). Die Darstellung macht im Allgemeinen ganz den Eindruck einer Antike und ich trage kein Bedenken anzunehmen, dass mehr als ein Motiv unmittelbar aus vorchristlichen Kunstwerken, welche ähnliche Szenen (z. B. die Schleifung des Hektor, des jungen Hippolyt) darstellten, entnommen worden ist [4]). (Vrgl. Taf. III.)

bicularios pueros — — — iussusque (Dorotheus) Diis sacrificare, cum id pertinaciter recusaret n u d a t o c o r p o r e s u b l i m i s t o l l i p r a e c i p i t u r e t v e r b e r i b u s c o n c i d i, quoad tandem vel invitus iussis obtemperaret etc.« cf. *Ruinart* acta princ. mart. Amstel. ed. 2da. p. 807. Als der Heilige die Geisselung standhaft ertragen hatte, ward er enthauptet.

1) Bei *Ruinart* acta pr. m. S. 170 u. fgg.

2) »per Saxa ruunt.« Prud.

3) Zweifelsohne schwebte dem Künstler der Ausruf des Heiligen bei Prudentius vor: »Hi rapiunt artus, tu rape Christe animam!«

4) Vrgl. u. A. A *Le Prévost* mém. sur la collection de vases antiques trouvés à Berthouville. Caen 1832. Pl. VII.

Auf dem Felde No. 6 sehen wir einen bärtigen alten Mann in langem faltenreichen Unterkleide und Mantel, das Haupt von einem Heiligenscheine umgeben, vor einem grandiosen Baue mit hohen rundbogigen und zum Theil gekuppelten Fenstern stehen. In der Linken hält er eine nicht sehr in die Augen fallende Rolle; die Rechte berührt die Schultern eines vor ihm stehenden Knaben, welcher sich mit lebhafter Geberde nach dem Heiligen umschaut, während eine Frauengestalt in langem Gewande mit sehr weiten herabfallenden Ermeln mit ausgestreckten Armen den Knaben, welchen ihre rechte Hand am Arme gefasst hält, in Empfang nimmt. Wie mir scheint, ist hier die Vertreibung Ismaels und seiner Mutter Hagar durch den im Hebräerbriefe mehrfach erwähnten (z. B. XI, 8. 17.) Abraham dargestellt. Die betreffende Stelle des alten Testamentes (Genesis XXI, 9—12.) zeigt, wie Abraham gegen die Stimme seines Herzens in gläubiger Ergebenheit sich dem göttlichen Befehle unterwarf, indem er die Genannten aus seinem Hause hinwegwies. Das neue Testament (vrgl. epist. S. Pauli ad Galatas c. IV. v. 22 sqq.) legt diesen Begebnissen übrigens auch noch eine höhere, allegorische Beziehung (»quae sunt per allegoriam dicta« v. 24 l. c.) unter: die Gegensätzlichkeit des alten mit dem neuen Bunde und ihre Lostrennung von einander so wie die Erhebung und den Sieg des letzteren. Alles deutet darauf hin, dass der Künstler diese Symbolik im Auge hatte; das grossartige Bauwerk im Rücken Abrahams zeigt nicht die Proportionen und Formen eines Wohnhauses: es sollte zweifelsohne Jerusalem (»illa autem quae sursum est Jerusalem, libera est, quae est mater noster« v. 26 l. c.), die Kirche andeuten; die Rolle aber, welche Abraham in der Linken hält, während die Rechte den Ismael fortweist, den neuen Bund. Diese höhere Beziehung erklärt es denn auch, warum man gerade diese

Szene aus dem Leben des heiligen Erzvaters, obgleich sie nicht speziell im Hebräerbriefe erwähnt ist, auswählte, und nicht die dort angeführte (XI. v. 17.) Opferung des Isaak.

Das Feld No. 5 stellt eine Kreuzigung dar, welche von Hrn. *Kugler* für die Kreuzigung Christi angesehen wurde. Betrachtet man das Bild nur ganz obenhin, so erinnert es allerdings an den Kreuzestod des Erlösers, namentlich auch durch die Gestalt, die Haltung und das Haupt des am Kreuze Hängenden, wovon übrigens die Gesichtszüge nicht mehr zu erkennen sind, wohl aber das ziemlich lang auf die Schulter herabfallende Haupthaar und der kurze Bart. Tritt man jedoch nur etwas näher hinzu, so ergibt sich sofort, dass wir nicht die Schlussszene aus der Passion Christi, sondern das Martyrium eines Heiligen vor uns haben. Der Martyrer ist nämlich mit den Händen und Füssen an das Kreuz gebunden, sein Nimbus ist nicht gekreuzt; er hat kein Wundmal auf der Brust und endlich zeigt auch die ganze Umgebung und das Beiwerk (es fehlt z. B. die Schrifttafel über dem Haupte u. s. w.) nicht das Mindeste, was auf den Tod Christi Bezug haben könnte. Zu beiden Seiten des Feldes gewahrt man eine grössere Anzahl (11 zu jeder Seite) dicht aufeinander gedrängter Zuschauer, von welchen nicht ein einziger einen Heiligenschein hat, oder sonst hervorragt, und die theilweise mit lebhaften Geberden auf den Heiligen hinzeigen. Ich halte das Martyrium unbedenklich für das des h. Symeon, Bischofs von Jerusalem, aus dem Stamme Davids und mit Jesus Christus verwandt. Derselbe wurde, nachdem man vorerst durch die grausamsten Marter ihn vom Glauben abwendig zu machen gesucht hatte, an das Kreuz geheftet, wo er im Beisein vielen Volkes den Geist aufgab. Die allgemeine, allem Anschein nach absichtliche Achnlichkeit mit dem Chri-

stus-Typus soll wohl auf die zuvor erwähnte Verwandtschaft hindeuten [1]).

Das nächste Kreuzgewölbe links vom Eingange zeigt auf dem Felde No. 1 Simson und die erschlagenen Filister zu seinen Füssen. Ersterer, eine wahre Heroengestalt mit fliegendem Haare, den Eselskinnbacken in der rechten Hand schwingend, mit kurzem Unterkleide, ganz eng anliegenden Beinkleidern und Ermeln und von einem Mantel umwallt, unter welchem der etwas gehobene linke Arm verborgen ist, nimmt die ganze Höhe des Feldes ein [2]). In Haltung, Zeichnung und Gewandung spricht sich ein Stylgefühl aus, welches wieder unwillkürlich an die plastischen Meisterwerke der Hellenenzeit erinnert: von Manier, Steifheit und Dogmatismus keine Spur; es ist der verklärte Herakles, der Prototyp des Felsens, auf welchem die Kirche Gottes unerschüttert von den Zeiten ruht! Auf jeder Seite liegt ein pyramidalisch gruppirter Haufen von Erschlagenen und Verwundeten in wildem Durcheinander. Es sind Krieger in Ringelpanzern mit Schilden, kurzen Schwertern und bienenkorbförmig gestalteten Helmen, von welchen nur zwei mit schmalen, bis in die Gegend des Mundes herabreichenden s. g. Nasenstücken versehen sind.

1) »Porro hunc Symeonem non absurde quis dixerit et spectatorem et auditorem Domini fuisse: cum et diuturnitas vitae ipsius, et Evangeliorum fides id astruere videatur, in quibus Maria quaedam commemoratur, Cleopae filia, cuius Symeonem filium fuisse supra docuimus — — donec Symeon supradictus Cleopae filius, eius qui patruus erat Domini accusatus similiter ab haereticis et ob eandem causam in ius vocatus est coram Attico Consulari et per multos dies acerbissimis tormentis excruciatus fidem Christi constantissime professus est; adeo ut Consularis ipse et omnes qui aderant magnopere mirarentur, qua ratione vir centum et viginti annos natus, tot tormenta perferre potuisset; tandem vero sententia iudicis cruci suffixus est.« Ex Hegesippo apud Euseb. lib. III. hist. eccl. c. 32.

2) Vrgl. Jahrb. d. V. v. A.-F. Heft X. Taf. VII.

Man zählt in jedem dieser Haufen zehn solcher Geharnischter; aus dem Knäuel zur Rechten ragt eine, gleichfalls niedergeworfene, aber noch am Leben befindliche Frauensperson (Delila?) etwas hervor. Es gehört dies Bild jedenfalls zu den besten des ganzen Zyklus. Der ihm unmittelbar zum Grunde liegende Text des Hebräerbriefes findet sich im V. 32 u. 34 des eilften Kapitels: »Et quid adhuc dicam? deficit enim me tempus enarrantem de Gideon, Barac, Samson — — qui fortes facti sunt in bello.«

Wir gehen zur Betrachtung des Feldes No. 2 über. Auf einem Bette liegt, bis über die Brust unter einer Decke verhüllt, den mit einem anliegenden Gewande bekleideten Oberleib aufrichtend, eine männliche Figur und streckt die gefalteten Hände einem vor ihr dastehenden Heiligen entgegen, welcher mit der aufgehobenen Rechte die Geberde eines eindringlich Redenden macht und in der Linken ein Spruchband hält, worauf folgendes noch leserlich ist und zwar wie nachstehend in zwei Zeilen:

ECCEADIT IAM S — MADIES
TVIS QVINDE I ANNOS.

Den Träger dieses Spruchbandes umhüllt ein langes faltiges Gewand mit ziemlich weiten Ermeln. Er hat einen Heiligenschein um das Haupt, welches bärtig und mit starkem, oben gescheiteltem Haare versehen ist. Die auf dem Bette liegende Figur hat eine, nur im Umrisse noch erkennbare, niedrige Kopfbedeckung, vielleicht auch einen Kopfschmuck. Sowohl die vorstehend mitgetheilte Legende, als auch die Darstellung selbst lassen meines Erachtens keinen Zweifel übrig, dass die liegende Gestalt der König Ezechias ist, welchem der Prophet Jesaias verkündet hatte, dass seine Krankheit bald mit dem Tode enden werde, demnächst aber auf dessen inbrünstiges Gebet von Gott die Weisung erhielt, ihm noch ein fünfzehnjähriges Leben zuzusichern. — — »factus est sermo Domini

ad eum (Iesaiam) dicens: Revertere et dic Ezechiae duci populi mei: hoc dicit dominus deus David patris tui: audivi orationem tuam et ecce sanavi te — — et addam diebus tuis quindecim annos« (B. der Kön. IV. c. 20. V. 1—7.). Man sieht, die beiden Prophezeiungen, die des Todes sowohl, als die der Wiedergenesung, sind auf dem Spruchbande synkopistisch zusammen gedrängt. Die durch gegenwärtige Szene veranschaulichte Stelle des Hebräerbriefes ist der V. 34 des cap. XI: »Convaluerunt de infirmitate« sc. per fidem.

Das Feld No. 3 ist durch einen Baum in zwei gleiche Hälften abgetheilt. Den unteren Theil des Stammes umfasst ein zur Erde niedersinkender Heiliger, vor welchem ein Henker steht, der augenscheinlich sich eben bereitete, den Heiligen zu enthaupten. Das von ihm bereits geschwungene Richtschwert erscheint indess gänzlich umgebogen, so dass die Spitze sich fast auf gleicher Linie mit dem Hefte befindet und die Enthauptung offenbar nicht damit vollzogen werden kann. Der Henker, dessen rechter Arm zu dem tödtlichen Streiche ausholt, hat den linken auf die Hüfte gestützt; er ist mit einem enganliegenden Wamms bekleidet, an welchem ein bis in die Gegend der Knie herabreichendes, über die beiden Hüften aufgeschürztes, Gewand herabhängt. Hinter dem niedergesunkenen Heiligen befindet sich eine Gruppe von drei Personen, welche den Vorgang beobachten und von denen die vorderste mit der aufgehobenen rechten Hand auf den Heiligen hindeutet, die hinterste aber einen Stab in einer Hand hält, von welchem jedoch blos der untere Theil sichtbar ist. Unterhalb des Feldes lief eine Legende hin, von der nur noch die Worte „tam nova", unmittelbar unter dem Heiligen, losbar sind. Die hier exemplifizirte Stelle des Hebräerbriefes findet sich im 34. Vers des 11. Kapitels: „effugerunt aciem gladii." Der Heilige, dessen

Martyrium das Bild vorstellt, ist der h. Aemilianus, welcher, in Klein-Armenien geboren, in Italien den Martyrertod erleiden sollte, und zu diesem Ende bereits an einem Oelbaum festgebunden war und eben den Todesstreich erwartete, als das Schwert in der Hand des Henkers wie Wachs sich umbog und seine Hinrichtung unterblieb. Sechs Liktoren, welche bei dem Vorfalle zugegen waren, bekehrten sich in Folge dieses Wunders [1]. Die drei Figuren im Rücken des Heiligen repräsentiren diese Liktoren, wie dies auch schon durch den erwähnten Stab in der Hand des Einen angedeutet wird. Später erlitt der h. Aemilianus dennoch den Martertod und zwar durch Enthauptung.

Während die bisheran betrachteten Bilder stets eine Einzelfigur, oder doch eine bestimmte historische Thatsache zum Vorwurf hatten, sehen wir auf dem Felde No. 4 eine Darstellung allgemeinerer Natur, eine wilde Kriegesszene nämlich. Eine Schaar, in derselben Weise wie die Filister auf dem Felde 1, geharnischter, mit Spiessen bewaffneter Reiter bricht im Galopp von der Linken hervor und stürmt in ein Lager, welches durch drei neben einander stehende, nach Massgabe des Raumverhältnisses sich verjüngende, Zelte angedeutet wird. Im ersten Zelte gewahrt man fünf aufgeschreckte, nach den Angreifern sich umschauende Männer, von denen der vorderste mit der Linken das in der Scheide befindliche Schwert hält und im Begriffe ist, sich zur Wehre zu setzen, hieran aber durch einen Lanzenstoss verhindert wird, durch wel-

1) Cf. Acta S. S. Bolland. Tom. III. Febr. p. 160: »Oleae alligatum percussit lictor, gladio in caput impacto, qui cerae instar inflexus, nihil ei intulit noxae.« Auch die Martyrologien von Usuard, Ado, Wandelbert u. m. A. thun Meldung von diesem Martyrium, so dass dasselbe im frühen Mittelalter allgemein, wenigstens unter dem Clerus, bekannt sein musste.

chen der Anführer der heranstürmenden Reiterschaar ihn von hinten durchbohrt. Aus dem Eingange des zweiten Zeltes sieht man einen Mann entweichen, welcher in der Linken ein Spruchband hält, von dessen Legende nur noch die Buchstaben POPI zu erkennen sind. Im dritten Zelte endlich sitzt ein Jüngling, im Begriffe, den linken Fuss zu bekleiden. Mit wenigen Strichen und den einfachsten Mitteln ist so unter weisester Benutzung des überaus ungünstigen und beschränkten Raumes eine höchst bewegte Szene in ganz charakteristischer, erschöpfender Weise dargestellt, ähnlich wie die alte Bühne mit dem spärlichsten Apparate den Anforderungen eines Shakespear'schen Dramas zu genügen wusste, und zwar besser vielleicht als unsere Hoftheater mit ihren complizirten Maschinerien und Dekorationskünsten. Die Legende, welche auch unter diesem Felde sich hinzog, zeigt nur noch vereinzelte Buchstaben ohne Zusammenhang. Die einschlagende Stelle des Hebräerbriefes lautet: „Qui per fidem = — castra verterunt exterorum" (V. 33 u. 34. c. XI.).

Das Feld No. 21 des nächsten Kreuzgewölbes, welches sich wiederum an das zuerst besprochene (17, 18, 19, 20) anschliesst, entlehnt seinen Stoff gleichfalls den eben zitirten Versen des Hebräerbriefes und zwar den Worten: „Per fidem — extinxerunt impetum ignis." Die eine Seite des Dreiecks wird nämlich durch die drei Jünglinge im Feuerofen eingenommen, welche man unter einer rundbogigen Wölbung inmitten der auflodernden Flammen zum Theil mit erhobenen Händen Gott loben sieht, während die Flammen sie unversehrt lassen. Auf der anderen Seite des durch den mehrgedachten Perpendikularstreifen halbirten Feldes ragen aus einer Kufe zwei nackte Figuren, eine männliche und eine weibliche, mit dem Oberleibe hervor, welche durch ihre Nimben als Heilige bezeichnet sind. Die männliche Figur hält einen Spruchzet-

zel, dessen Legende indess zerstört ist. Auch am Fusse des ganzen Feldes läuft wieder eine Inschrift hin, von welcher noch die Schlussworte — — „vim perdidit ignis', zu erkennen sind. Der Rythmus dieser Worte leitet auf den Gedanken, dass die sämmtlichen unterhalb der verschiedenen Felder durchlaufenden Inschriften allgemeineren Inhaltes leoninische Verse waren, wie denn auch auf keiner derselben ein der Bibel wörtlich entnommener Spruch angedeutet ist; vielmehr überall Umschreibungen gemacht zu sein scheinen. So lautet z. B. der dem in Rede stehenden Bilde zum Grunde liegende Text des Hebräerbriefes (XI, 34.): „extinxerunt impetum ignis", welchen Satz man gewiss Wort vor Wort in die Inschrift aufgenommen haben würde, wenn nicht eine anderweite Rücksicht, und zwar wohl keine andere, als die auf Versifikation obgewaltet hätte. Diese versifizirten Legenden mögen um die sämmtlichen Gewölbkuppen sich hingezogen und ihren inneren Zusammenhang ausgedrückt haben. Es bleibt noch übrig, die beiden, in dem Bottich stehenden Heiligengestalten näher zu deuten. Sie sind zweifelsohne Cyprianus und Justina. Cyprianus, ein Magier und tiefbewandert in allen Gebieten des Wissens, war in Liebe für Justina, eine fromme Christin, entbrannt. Nachdem er vergebens unter der Beihülfe des Fürsten der Hölle, dem er zu diesem Ende seine Seele verschrieben, alle sein, Künste angewendet hatte, die Christin zu umstricken: ward sein Herz durch einen himmlischen Strahl getroffene er bekannte sich öffentlich zum Christenthum und wurde zugleich mit Justina verurtheilt, in einem mit siedendem Peche gefüllten Kessel den Martertod zu erleiden. Sie blieben indess beide unverletzt in der Gluth und wurden demnächst enthauptet [1]). Calderon hat diesen Stoff

1) Vrgl. Legenda aurea, de Sancta Iustina. cap. 187.

zu jenem herrlichen Trauerspiele (El magico prodigioso) verarbeitet: der Gedanke des Faust auf die Höhe der christlichen Idee erhoben!

Das Feld No. 24 zerfällt gleichfalls in zwei Gruppen, welche die entgegenstehenden Winkel einnehmen und ebenso wie auf dem vorigen Bilde gehört die eine dem Kreise des alten Bundes, die andere dem neuen Bunde an. Die erstgedachte zur Rechten besteht aus einem Jüngling, dessen Haupt ein Nimbus umgibt, und welcher zwischen drei hingekauerten Löwen dasitzt, von denen zwei ihm gleichsam als Fussschemel dienen. Seine rechte Hand ist wie zur feierlichen Ansprache mässig gehoben; die Linke scheint einer der drei Löwen belecken zu wollen. Es ist der junge Daniel in der Löwengrube, welchen wir hier dargestellt sehen. Die andere Gruppe zeigt eine Heilige, gleichfalls unter wilden Thieren sitzend, denen sie die rechte Hand entgegenstreckt. Wir haben hier eine von jenen heroischen Dulderinnen für Christus und seine Lehre vor uns, welche die Verfolgungswuth den Bestien vorwarf, und zwar die h. Thecla, die durch den h. Paulus bekehrt und von der griechischen Kirche für die erste Martyrerin gehalten ward. Durch eine Handbewegung hält sie die wilden Thiere, denen sie vorgeworfen worden, in scheuer Ehrfurcht und wird von ihnen verschont [1]). Die auf diese Darstellungen bezügliche Stelle des Hebräerbriefes ist der V. 33 des 11. Kapitels: „Obturaverunt ora leonum."

Das Feld N. 22 enthält in seiner einen Hälfte eine isolirte männliche Heiligenfigur, in kurzem faltigem Gewande, die mit der Darstellung auf dem Nachbarfelde No. 23 in Verbindung zu stehen scheint, und so sehr, na-

---

1) »Thecla, virginum protomartyr quam patres graeci et latini passim laudant.« *Ruinart* l. c. p. 319 n. 12. & p. 322.

mentlich an den oberen Parthien, gelitten hat, dass eine nähere Deutung derselben mir nicht möglich ist. Uebrigens scheint die Figur jugendlichen Alters zu sein: vielleicht Johannes? — Die rechte Hälfte dieses Feldes ist durch zwei, mit der Basis des Dreiecks parallel schreitende Gestalten ausgefüllt, von denen die vorderste, ein Heiliger in langem Gewande, mit erhobenen Armen und zusammengefesselten Händen, in der Behandlung des Kopfes namentlich sofort an den Typus des h. Paulus erinnert. Die zweite Figur hält einen Stab von derselben Form, wie der in den Händen des Liktors auf dem Felde No. 3, wagerecht in der Hand, indem er mit dem äussersten Ende desselben den Heiligen berührt, auf dessen Schulter seine andere, linke Hand ruht. Wie mir scheint, ist es ein Gerichtsdiener, der den Heiligen in Fesseln fortführt und ihn dabei zugleich mit dem Stabe misshandelt. Die Hypothese, dass wir hier den h. Apostel Paulus vor uns sehen, findet in den folgenden Worten, welche der h. Chrysostomus in Beziehung auf ihn sagt, ihre nähere Begründung: „Cumque vinctus per tam vastum pelagum ducebatur: ita gaudebat, tamquam in maximum imperium duceretur — — hoc autem in eo erat mirabile: quod cum vinculis, verberibus atque vulneribus longe splendidior erat diademate purpuraque fulgentibus.“ [1]) — Der bezügliche Text des Hebräerbriefes ist der Schlusssatz des 36. Verses (c. XI.): „Alii vero ludibria et verbera experti, insuper et vincula et carceres“, und es lag gewiss sehr nahe, dem Verfasser des der ganzen Bilderreihe zum Grunde liegenden Briefes in derselben auch eine Stelle anzuweisen und zwar in der Nachbarschaft des göttlichen Erlösers, in dessen Kirche er einen Hauptpfeiler bildet. Die auch hier unterhalb des Feldes sich hinziehende Inschrift ist bis auf wenige vereinzelte Buchstaben und das Wort DOMAT verwischt.

1) cf. Legenda aurea c. 85.

Wir kommen zu dem letzten Felde No. 23, dessen Basis die Fortsetzung der Grundlinie desjenigen Triangels bildet, in welchem die Hauptfigur, der segnende Mittler, sich befindet. Zunächst dem letzteren, also in der rechten Hälfte unseres Feldes, erhebt sich aus dem Seitenwinkel ein Kreuzesstamm, an welchen Dismas, der gute Schächer, mit Stricken festgebunden ist. Obgleich die Arme des Kreuzes, und die oberen Körpertheile des daran befestigten sehr gelitten haben, so wird meine Auslegung doch durch die Legende eines Spruchbandes, welches eine oben aus einer Wolke herabreichende Hand hält, unzweifelhaft. Von dieser Legende sind nämlich noch die Worte: „— — hodie me — — — paradiso" (hodie mecum eris in paradiso. Lucas XXIII, 45.) ganz leserlich.

Die Figur auf der anderen Hälfte des Feldes hat sammt dem Spruchbande dermassen gelitten, dass ihre Deutung schon schwieriger erscheint. Sie trägt ein weites, faltenreiches Frauengewand, welches bis herab zu den entblössten Füssen reicht. Auf dem Spruchbande, welches gleichfalls von einer aus dem oberen Winkel herabreichenden Hand gehalten wird, sind nur noch wenige Buchstaben, insbesondere E E zu erkennen. Ein Theil des Heiligenscheines ist noch sichtbar. Am wahrscheinlichsten ist es mir, dass die h. Magdalena hier dargestellt ist, welche zu dem guten Schächer eine passende Parallele bildet und überdies durch die Worte, welche Christus (bei Lucas VII, 50.) zu ihr gesprochen: „fides tua te salvam fecit" in den Bereich des Hebräerbriefes fällt. Die beiden Spruchbänder auf diesem Felde werden um deswillen von Händen gehalten, welche aus einer Wolke herabreichen, weil ihre Legenden unmittelbare Aussprüche des Gottmenschen sind [1]).

1) Vrgl. die christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Frkft. 1839. S. 80.

Wenn auch im Einzelnen das vorstehend Entwickelte gewiss mancher Berichtigung und Ergänzung fähig ist, so möchte doch hinsichtlich der Grundidee der Composition das gewonnene Resultat nicht leicht angefochten werden können: es steht demselben, wie mir scheint, die Evidenz zur Seite. Und so hätten wir denn auch hier wieder „ein Beispiel von einer der schönsten Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Kunst, von der Gabe bedeutsamer Verbindung einzelner Darstellungen zu einem Ganzen.“ [1]) Dieses reiche, bunte Leben, welches sich in jenen vierundzwanzig Feldern entfaltet, bildet einen festgegliederten Organismus, dessen Seele so zu sagen ein Wort der göttlichen Offenbarung ist. Je mehr die Forschung den christlichen Kunstdenkmälern, welche sie nur allzulange ausser Acht gelassen hat, sich wieder zuwendet, desto klarer wird es sich herausstellen, dass keine andere Kunstepoche es dem Mittelalter darin zuvorgethan hat, die weiseste Oekonomie mit unerschöpflichem Reichthum, die höchste Energie des Schaffens und des Conzentrirens mit dem unermüdlichsten Fleisse in der Ausführung zu vereinigen. Die Schwächen der mittelalterlichen Kunstproduktion sind bei unseren heutigen Mitteln leicht zu vermeiden, wenn wir nur erst einmal wieder im Besitze ihrer Vorzüge wären! Indem wir die Natur bemeistern, macht diese nur allzuoft unseren Geist sich dienstbar.

Es wäre hier vielleicht die passendste Gelegenheit, die so heftig und vielfach bestrittene Frage über den Einfluss der byzantinischen Kunst auf die abendländische und die deutsche insbesondere in Betracht zu ziehen, da wohl kein anderes Kunstwerk von solchem Umfange in Deutsch-

---

2) Worte *Schnaase's* aus seiner Abhandlung über die Wandgemälde der Kirche zu Ramersdorf, in *Kinkels* Taschenbuch: »Vom Rhein.« bei Bädeker. 1847.

land zu finden sein möchte, welches zugleich auf byzantinische Anschauungen, Traditionen und Gebräuche und auf abendländischen Formensinn und Gestaltungstrieb hinweist, wie solches bei den Deckengemälden von Brauweiler der Fall ist, deren Enstehung überdies gerade in jene Zeit fällt, in welcher der Gährungsprozess zwischen den alten und den neuen Elementen auf das entschiedenste begonnen hat. Schon allein die nähere Constatirung des Verhältnisses, in welchem unsere Gemälde zu den ältesten Wandmalereien in Cöln (zu St. Gereon z. B.) und den Rhein entlang, so wie überhaupt zu der später hervorgetretenen s. g. kölnischen Schule stehen, bietet ein Thema von hohem kunstgeschichtlichen Interesse dar. Vor der Hand möge man sich indess mit dem blosen Materiale und einem hier und da eingestreueten Winke begnügen und zugleich mit mir hoffen, dass Kundigere den Faden wieder aufnehmen, welchen ich hiermit aus der Hand lege. Nur ein Wunsch sei mir noch zum Schlusse auszusprechen gestattet: der Wunsch nämlich, dass das Eingangs gedachte Prachtwerk über Saint-Savin in Frankreich recht bald in Deutschland einem Seitenstücke begegnen möge!

Trier. **A. Reichensperger.**

Nachschrift. Die bevorstehende Abhandlung lag bereits dem Vereins-Vorstande vor, als mir der Artikel des Herrn *Schnaase*: »Peintures murales du moyen âge en Allemagne et en Hollande« in den Annales Archéologiques von *Didron* A. VI. liv. 4. zu Händen kam, in welchem Herr *Schnaase* bei Besprechung der Deckengemälde von Brauweiler bemerkte, dass der auf dem Felde No. 19. im Brustbild dargestellte Christus nach lateinischem Ritus segne. Da ich dies für einen Irrthum halte und der Punkt nicht ohne Wichtigkeit ist, so füge ich nachträglich eine genaue Nachbildung der fraglichen, im Akte des Segnens begriffenen, Hand bei und wird hiernach Jeder sein Urtheil selbst bilden können (Taf. III.). Im Uebrigen kann ich nicht umhin, hier noch meine Freude darüber auszusprechen, dass die von mir über den künstlerischen Werth der fraglichen Gemälde ausgesprochene Ansicht mit dem, was Hr. *Schnaase* darüber urtheilt, in allem Wesentlichen übereinstimmt. Auf das Einzelne ist derselbe nicht eingegangen.

7. Die Irrungen der Liebe.

Mittelalterliches Elfenbeinrelief in Aachen.

(Taf. V, 1.)

Im Besitze des Herrn Domvicars *Weidenhaupt* in Aachen befindet sich eine 9¼ Zoll lange, 3¾ Zoll breite Elfenbeintafel, die früher allem Anscheine nach die Vorderseite eines Kästchens ausmachte. Dieselbe besteht aus einem grösseren Mittelstücke, das durch einen Stamm mit aufgesetztem Vierecke, in welchem ursprünglich entweder ein Edelstein oder ein Schlösschen war, in zwei Hälften getrennt wird, und zwei Eckfeldern, deren jedes mit einer Art von Angeln ohne Thüren versehen ist. Die so entstehenden vier Felder gruppiren sich der Art, dass die beiden linken den beiden rechts befindlichen in ganz paralleler Weise entsprechen. Geht dort die Scene in einem Schlosse vor sich, wofür die mit Zinnen gekrönten Mauern sprechen, so hier in einem Garten, wofür die Bäume und der Brunnen (wenn die Vase nicht etwa eine Urne sein soll) zeugen. Beginnen wir mit der letztern, so ist die hier vorkommende Geschichte klar. Im mittleren Felde rechts sehen wir nämlich ein auf einen Baum geflüchtetes Mädchen mit der einen Hand sich an einem Aste festhaltend, mit der andern ausgestreckten eine Gebärde des Entsetzens ausdrückend. Es ist klar, dass sie vor dem Löwen geflüchtet ist, der unten an dem Brunnen in seinem Rachen einen geraubten Schleier festhält. Im andern kleineren Felde erkennen wir in einer sehr naiven Darstellung an demselben Brunnen, der hier unter zwei kleinern Bäumen steht,

die ihre Aeste über ihn neigen, eine männliche Figur, die ein grosses Schwert durch die Brust gestossen hat, in dessen hinten hervorragende Spitze sich dann noch eine weibliche Figur stürzt. Es ist klar, dass wir hier die von Ovid in den Metamorphosen IV, 55—165. dargestellte Geschichte von **Pyramus** und **Thisbe** haben, die folgendermaassen lautet. Pyramus, der Jünglinge schönster, und Thisbe, die reizendste Jungfrau des Orients, wohnten in der Stadt, die Semiramis gebaut, in benachbarten Häusern. Beide sahen sich oft, Schönheit und Jugend näherten sie, die Flamme der Liebe wuchs mehr und mehr. Die Vereinigung, nach der sie sich sehnten, wurde von den Eltern hintertrieben. Je strenger die Sonderung, um so glühender wurde die Neigung. Eine Spalte in der gemeinsamen Mauer der aneinanderstossenden Häuser hörte oft das vertraute Geflüster. Hier verabredeten sie, sich in einer Nacht am Grabmale des Assyrerkönigs Ninus unter dem Schatten des dort prangenden Baumes einzufinden. Ein Maulbeerbaum beschattete daselbst einen kühlen Springquell. Thisbe, die Ihrigen täuschend, findet sich, das Angesicht tief verhüllt, zeitig am Grabhügel ein. Da naht plötzlich eine Löwin, die ihren Hunger im Morde der Stiere gestillt, um ihren Durst an den kühlen Wassern zu löschen. Thisbe erkennt das Thier beim Scheine des Mondes; entsetzt flieht sie in eine dunkele Höhle (obscurum trepido fugit in antrum). In der Angst gleitet der hüllende Schleier von den schönen Schultern. Die Löwin, nachdem sie ihren Durst gelöscht und mit dem blutigen Rachen das Tuch zerrissen, kehrt in die Wälder zurück. Später kommt Pyramus an den bestimmten Ort, findet den blutigen zerrissenen Schleier, sieht die Fusstapfen der Löwin; die schrecklichste Ahnung wird bei ihm zur Gewissheit. Er küsst das blutige Gewand und tödtet sich in der Verzweiflung mit seinem Schwerte. Thisbe kehrt, nachdem sich

ihre Angst etwas gelegt, wieder zurück, sie findet Pyramus bleichen Leichnam. Mit demselben Schwerte, das ihren Geliebten gemordet, gibt sie sich wehklagend den Tod:

> Dixit et aptato pectus mucrone sub imum
> Incubuit ferro, quod adhuc a caede tepebat.

Dass der mittelalterliche Künstler diese Geschichte vor Augen hatte, ist offenbar, aber zweifelhaft, ob er gerade Ovids Darstellung benutzte; denn in einem wesentlichen Punkte weicht er von der Erzählung des römischen Dichters ab. Nach diesem flieht sie in eine dunkele Höhle; der Künstler hingegen lässt sie auf einen Baum flüchten, schon weil er die Flucht in die Höhle nicht zur Anschauung bringen konnte. Dort ist es eine Löwin, hier, wie die Mähne zeigt, ein Löwe. Möglich also, dass er eine spätere Erzählung vor Augen hatte. Und in der That finden wir in *Barbazan's* Fabliaux et Contes des poètes françois des XI, XII, XIII, XIV et XVe siècles. Paris 1808. Tome IV. p. 326. dieselbe Geschichte ausdrücklich nach Ovid bearbeitet [1]), die aber gerade in diesen beiden Punkten abweicht. Denn hier flüchtet Thisbe in den Schatten eines Mandelbaumes, und nicht eine Löwin, sondern ein Löwe ist es, der sie erschreckt:

> Tant fu esbahie, la simple,
> Que souz l'arbre gerpi sa gimble.

---

1) Auch *Gottfried* von Strassburg erwähnt im Tristan 3612: einen Leich von der Thisbe, der also schon vor 1210 bestand:

> »ma voluntiers«, sprach Tristan:
> rilîche huop er aber an
> einen senelîchen leich als ê
> de la curtoise Tispê
> von der alten Bâbilône.

Dahin gehören auch die V. 17198. genannten, namentlich »die küneginne von Tire und von Sidône die senede Didône.«

Va s'en isnelement mucier
Souz l'ombre d'un alemandier,
Et li lyons à grant effrois
A la fontaine estint sa sois.

„So sehr ward die Thörin erschreckt, dass sie unter dem Baume ihren Schleier verlor. Schnell flüchtet sie unter den Schatten eines Mandelbaums, und der entsetzliche Löwe löscht an der Quelle seinen Durst."

Haben wir somit für die erste Darstellung die muthmassliche Quelle des mittelalterlichen Künstlers gefunden, so fragt sich, ob wir in Bezug auf die andere ebenso glücklich seyn werden. Hier sehen wir nämlich am Thor eines zinnenbekränzten Pallastes zuerst einen alten Mann sitzen, den der grosse Bart, die Mütze, der faltige Mantel, die theils erhobene, theils gesenkte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, so wie endlich das aufgeschlagene Buch uns als einen Lehrer, als Philosophen ausweisen. Vor ihm sitzt, mit erhobener linker, und ruhender rechter Hand, das rechte Bein über das linke geschlagen, ein langgelockter gekrönter junger Mann, aufmerksam zuhörend. Seltsamer ist die zweite Abtheilung. Hier erscheint derselbe jugendliche Fürst auf der Höhe der Zinnen, begleitet von zwei Zuschauern und weist mit der Rechten auf eine komische Scene, die unten im Garten vor sich geht; denn darauf weisen deutlich die Blumen, die an der einen Seite, der Strauch, der an der andern Seite steht. Der hochweise Lehrer, der als solcher an seinem langen Barte und seiner unbehülflichen Figur zu erkennen ist, spaziert nämlich auf allen Vieren mit den Händen tappend herum; in dem Munde, aus dem sonst nur die Kettenschlüsse der Philosophie sich entwickeln, trägt er einen Zaum und auf dem alten Rükken die süsse Last einer, wie es scheint, sch ritling seitenden, gekrönten Dirne in leichter Kleidung, die ihren rechten Arm auf sein greises Haupt legt, in der linken Hand

aber eine geschwungene Geissel trägt, mit der sie, wann's vonnöthen sein sollte, den unglücklichen Ritter anspornt. Wer in mittelalterlichen Handschriften die reiche Litteratur von Briefen kennt, die sich schon vom Alterthume her an die Personen des Aristoteles und Alexander knüpfen, dürfte kaum zweifeln, dass in der ersten Abtheilung der Stifter der peripatetischen Schule vor seinem fürstlichen Zöglinge dargestellt ist; aber von der zweiten findet sich im Alterthum doch keine Spur, dafür stand das Ansehen des Fürsten aller Philosophen zu hoch. Im Mittelalter schwand freilich dies Ansehen theils gegen den Glanz des Platon, in dem man ein mehr christliches Element entdeckte, theils gegen die Glorie des Christenthums, die alle heidnische Weisheit verdunkelte und es liebte, selbst die grössten Geister der Thorheit zu zeihen. So schmäht schon Tertullian auf Aristoteles [1]). Welche Bedeutung hat nicht Plato beim h. Augustin im Vergleich zu Aristoteles! Je mächtiger das christliche Bewusstsein wird, um so schwächer der Glanz der alten Heiden. Keiner ist ganz frei von Thorheit geblieben. Diese veranschaulicht nun in denselben Fabliaux von *Barbazan* (Tome III. p. 96.) der Leich von Aristoteles (Le lay d'Aristote) von *Henri D'Andeli*, der 1198 Canonicus an Notre-Dame zu Rouen und 1207 Cantor der Kirche war, ein Leich, von dem die Handschriften noch in's dreizehnte Jahrhundert hinabreichen sollen. Nach diesem verweilt Alexander, der Herr Griechenlands und Aegyptens, in der

---

1) De praescript. adv. haeret. 7: »Miserum Aristotelem, qui illis dialecticam instituit, artificem struendi et destruendi versipellem, in sententiis coactam, in coniecturis duram, in argumentis operariam contentionum, molestam etiam sibi ipsi, omnia retractantem, ne quid omnino tractaverit. Hinc illae fabulae et genealogiae indeterminabiles et quaestiones infructuosae, et sermones serpentes velut cancer, a quibus nos apostolus refrenans nominatim philosophiam testatur caveri oportere.«

Hauptstadt Indiens, von Liebe zu einer jungen schönen Einwohnerin befangen. Die Barone sind unwillig über die Gewalt, die ein fremdes Weib über den siegreichen Fürsten ausübt. Der alte Lehrer des Alexander, der ehrwürdige Aristoteles, wird daher im Namen der ganzen Armee gesandt, um den König an die Pflichten des Fürsten, an das Unanständige einer solchen Liebe zu mahnen. Er wirft ihm vor, dass er die ganze Woche seiner Freundin widme und weder Turnier noch Fest seinen Reisigen gebe. Er nennt sie eine fremde Sklavin. Das ist vermuthlich die Scene, die wir auf unserm Elfenbeinrelief wiedererkennen, wo der junge Fürst mit übereinandergeschlagenen Beinen den guten Rathschlägen und Vorwürfen seines alten Lehrmeisters horcht. Alexander, über seine Schwäche beschämt, verspricht sich zu bessern: einige Tage hält er sich auch von seiner Schönen zurück; aber dann führt ihm die Phantasie wieder all den verführerischen Zauber der holdseligen Fremden vor. Der Canonicus von Rouen kennt ihre Reize recht genau:

Mais il n'a pas le souvenir
Laissié ensanble avec la voie,
Qu'amors li ramembre et ravoie
Son cler vis, sa bele façon,
Ou il a nule retraçon
De vilonie ne de mal,
Front polis plus cler de cristal,
Beau cors, bele bouche, blond chief.

Alexander kehrt zu ihr zurück. Unter Thränen und Liebkosungen entlockt sie ihm den Grund seines langen Ausbleibens, und schwört alsdann, sich furchtbar an dem alten Moralisten zu rächen. Sie ladet ihren Geliebten ein, sich andern Morgens an ein Fenster des Schlossthurmes zu begeben, um nach Herzenslust die Erniedrigung seines strengen Richters mit eigenen Augen zu schauen. Wenn ihr

die Liebe nicht alle Kraft versage, soll ihn weder Alter noch Wissenschaft schützen. Alexander freut sich im Stillen schon über den verhofften Triumph. Kaum bricht der andere Morgen an, so wirft sich die Schöne in ein blosses Hemde und ergeht sich in diesem Anzuge singend und blumensuchend in dem Garten am Hofe. Hier stimmt sie die schöne Canzone an:

Or la voi, la voi, la voi,
La fontaine i sort serie,
Or la voi, la voi, m'amie,
El glaiolai desouz l'aunoi,
Or la voi, la voi, la bele
Blonde, or la voi.

„Ich sehe sie, ich sehe sie, ich sehe sie, Die Quelle springt so klar, Ich sehe sie, ich sehe sie, meine Freundin, Die Iris unter der Erle, ich sehe sie, ich sehe sie, die schöne Blondine, ich sehe sie.“ Kaum hört der König die liebliche Stimme, als er an's Fenster tritt; aber auch sein Meister Aristoteles von Athen, der unter seinen Büchern sitzt, wird durch den Gesang erregt. Anfangs gefühllos widersteht er der sich meldenden Neigung, aber wie der Sirenengesang der Schönen weiter erschallt, gesteht er sich vergebens, dass er alt und grau sey. Bald ist der strenge Sittenrichter ganz verloren; schon richtet er an die schlaue Dame die zartesten Bitten. Sie beschwert sich durch irgend wen, den sie nicht kenne, beim Könige verläumdet zu seyn. Aristoteles verspricht, die bösen Gerüchte über sie zu zerstreuen. Sie ist damit zufrieden und macht ihm den Antrag, ihn dort ein wenig zu reiten. So befremdlich diese Forderung dem alten Philosophen vorkömmt, so gutwillig fügt er sich der Laune seiner Schönen und neigt demüthig seinen Rücken. Mit heller Stimme singt sie:

Ainsi va qui amors maine;
Pucele plus blanche que laine;

Mestre musars me soustient
Ainsi va qui amors maine,
Et ainsi qui le maintient.

Alexander sieht mit grossem Behagen der seltsamen Reitkunst seines Lehrmeisters zu; Aristoteles, zwar höchst beschämt über seinen Triumph, weiss sich doch aus der Schlinge zu ziehen. Wenn die Liebe, meint er, selbst so über einen Greisen siegt, um wie viel mehr muss sich ein junger, schöner, siegreicher Fürst vor ihren Lockungen hüten. Indessen das Werk der Rache ist doch gelungen. Und diess sehen wir hier auch in dem zweiten Felde der von uns veröffentlichten Elfenbeintafel in ergötzlicher Weise dargestellt, nur dass Alexander hier nicht am Fenster des Thurmes, sondern auf den Zinnen einer hohen Mauer, und nicht allein, sondern in Begleitung von zwei Zeugen erscheint. Beide Reliefs, Pyramus mit Thisbe und Aristoteles, wie sie durch denselben Gedanken der Thorheit der Liebe verbunden sind, ergänzen sich in der Weise, dass in dem erstern die Jugend, im andern das Alter jenen Verirrungen anheimfällt, dass sie zum Selbstmorde die Einen, zur Schande den Andern treibt.

Es ist natürlich, dass diese Sage von der Kunst gerade in Frankreich aufgenommen wurde, wo jenes Fabliau im Schwange war. Ein zweites sehr ähnliches Denkmal hat schon *Montfaucon* (Antiquité expliquée. Tome III, 2. auf der Tafel zu S. 356.) bei Gelegenheit der Schreibwerkzeuge, der Diptycha und Polyptycha, jedoch ohne Erklärung aus dem königlichen Cabinette veröffentlicht. Ohne Zweifel sind es mittelalterliche Elfenbeintafeln, ein Polyptychon, von denen zwei mit Reliefs versehen sind. Die Erklärung der einen äussern Seite ist nach dem bisher Erörterten nicht schwer zu finden. Auch hier ist jede Seite in zwei Hälften getheilt,

die durch vier getrennte mit einem spitzen Winkel verbundene Halbkreise eingefasst sind. Nicht wie auf unserer Tafel erscheint dort Alexander bei Aristoteles sizend, sondern die verführerische Gartenscene ist hier die Vorstellung des unteren Feldes. Alexanders Schöne sehen wir hier gebückt, doch zurückschauend im ungeschürzten leichten Gewande zwischen zwei Blumensträuchern in einem Tuche Blumen sammelnd. In seiner Kammer sitzt am offenen Fenster der Philosoph mit erhobenen beiden Händen, in deren einer er ein unkenntliches Instrument |__|, vielleicht ein architektonisches, im höchsten Affekte hält. Ueber ihm das Dach, das von zwei Säulenstücken gestützt wird. Im obern Felde, in welchem ebenfalls ein Blüthenstrauch sichtbar ist, rutscht der Philosoph auf den Händen, die, nach jener freilich unvollkommenen Zeichnung zu urtheilen, eher Thierpfoten gleichen, und auf den Knieen umher. Die launige Dirne sitzt auf seinem Rücken nicht seitwärts nach Frauenart, sondern in männlicher Weise reitend, mit der Linken den um den Hals geschlungenen Zaum haltend, in der erhobenen Rechten muthwillig die Geissel schwingend. Die Darstellung neigt sich in der Weise mehr der Erzählung des angezogenen Fabliau's, dass Alexander nicht auf der Mauer, sondern auf dem Thurme mit ausgestreckter Rechten, gleichsam dem rückwärts schauenden Aristoteles zurufend, erscheint. Auch hier ist er von einem Zeugen begleitet. Schwieriger sind die Darstellungen der zweiten Seite. Jedes Feld zerfällt wieder in zwei Abtheilungen. In der einen des untern Feldes sehen wir in einem Gemache ein kosendes Liebespaar sich unterhaltend am Fenster sitzen. Links davon an einer Bude oder einem ähnlichen Gerüste erblicken wir einen Mann in langem Gewande und Mantel mit einer faltigen Mütze sich mit dem rechten Arme anlehnen, während er in seiner Linken eine abgeschnittene Hand hält. Im Innern jener Bude sitzt

ein Mädchen, das zu ihm aufblickt, die Linke erhebend, in der Rechten ein grosses Messer haltend. Im obern Felde sehen wir denselben Mann mit der Mütze. Vor ihm steht ein Knabe, dem er einen Stab in die eine Hand gibt, während er in der andern schon einen solchen hält, mit dem er eine langgelockte rückwärts blickende Schöne, die in derselben Stellung, wie Aristoteles, auf allen Vieren liegt, berührt. Neben dieser Scene eine zweite, wie es scheint, ein breiter Thurm, von dessen Zinnen in einem Korbe an Stricken ein kleines Männchen mit spitzer Mütze hängt; oben auf den Zinnen eine weibliche verhüllte und eine männliche Figur. Von allen diesen Darstellungen ist nur die letztere zu hinlänglicher Klarheit zu bringen. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass das Männchen im Korbe kein Anderer als Virgil ist, von dem das Mittelalter eine Menge Zaubereien und Wundergeschichten erzählte. Der Ruf nämlich, den er sich als der erste epische Dichter Roms zugezogen, veranlasste nicht allein frühzeitig Erklärungen und Deutungen seiner Gedichte, sondern auch den Gebrauch einzelner Verse zu Loosen bei Orakeln. Römische Kaiser lassen sich oft aus virgilischen Blättern die Zukunft weissagen (vrgl. Spart. Hadr. 2. Lamprid. S. Alex. 14.) Darin liegt schon etwas Zauberhaftes, Uebernatürliches. Er selbst kennt in seiner Ecloge Pharmaceutria, in seiner Aeneis (IV, 487. sqq.) vielfache Mittel der Zauberei [1]. Als Prophet erscheint er den Kirchenvätern wegen seiner 4. Ecloge, die als Voraussagung auf die Geburt Christi gedeutet wurde. Fulgentius braucht ihn als seinen Führer bei der mystischen Erklärung der Aeneis. Der Name Virgilius Maro taucht dann wieder bei einem Grammatiker dieser Jahrhunderte auf, er lebt wieder auf am Hofe Karls

1) Vrgl. meine Schriften de morum in Virgilii Aeneide habitu. Bonnae 1837. p. 85. und Antiquitates Virgilianae. Bonnae 1843. p. 192. sqq.

des Grossen. Die Wolke des Zaubers schlingt sich immer mehr um das Haupt des alten Dichters; nicht mehr Dichter, auch nicht Weiser, wie bei Dante, sondern Baumeister, Erzgiesser, Marmorbildhauer ist er. Kunstreiche Strassen legt er an, Feuer verschafft er und Wasser lässt er aus den Tiefen der Erde springen. Aber trotz aller dieser Weisheit ist und bleibt er Heide und somit der Thorheit verfallen; der menschlichen Schwäche zahlt auch er seinen Zoll. Auch über ihn triumphirt die Liebe. Einst kam er, so erzählt das englische Volksbuch von seinem Leben und Tod, zu einem Thurme, der auf dem Marktplatze zu Rom stand. In der ganzen Stadt war kein höherer. Dort lebte die schönste Maid von ganz Rom, in die der Zauberer verliebt war und die er mit seinem Zauber bestrickt hatte. Sie versprach ihm, wenn er um Mitternacht zu ihr komme, wolle sie einen Korb mit starken Seilen hinunterlassen und ihn zu ihrem Fenster heraufziehen. Der Zauberer ging in die Falle. Als er halbwegs war, befestigte sie den Strick und sprach zu ihm: „Nun könnt Ihr bis Morgen hangen, wo Markttag ist; dann mag das Volk Wunders von Euch sehen, wie Ihr mein begehrt habt." So liess sie ihn schweben, bis es Tag war und ganz Rom die Mähr wusste. Da sandte der Kaiser zu ihr, sie möge den Gefangenen herunterlassen. Fürchterlich rächte sich der Zauberer, nachdem er erlöst war. Seine Zauberformeln sprach er und in ganz Rom ging alles Feuer aus. Vergebens beschwor der Kaiser mit seinen Baronen und Gemeinen den Erzürnten. Einen ganzen Tag und eine Nacht dauerte die entsetzliche Strafe. Da gab Virgil nach. Entkleidet sollte die Betrügerin auf das Schaffot auf öffentlichem Markte ausgestellt und Feuer an ihrem H— geholt werden. Diese derbe Scene stellt ein alter colorirter Holzschnitt von *Eck's* Werk de primatu Petri, der Pariser Ausg. von 1521 dar. Die unteren Scenen bilden nämlich rechts das Urtheil des

Paris, links, was sehr merkwürdig für unser Aachener Relief und die einzige mir bekannte andere Darstellung des im Mittelalter (im italienischen Volksbuche, bei Shakespere u. s. w.) so sehr beliebten Gegenstandes ist, Thisbe in theatralischer Stellung sich beim Leichnam des Pyramus erdolchend. Hier sieht man den Löwen, hier ein grosses Brunnenbecken, in das von obenher eine Reihe von Wasserstrahlen fallen. Diesen Stockwerken des Brunnens entspricht auf der rechten Seite ein nicht hieher gehöriger Gegenstand, der junge David mit dem Riesen Goliath. Ueber dem Brunnen links erhebt sich ein Baumstamm, der oben vasenartig sich erweitert, wo die Schöne üppig gekleidet in kecker Stellung den Zauberer mit der Kaputze im Korbe am Seile festhält. Dieser Darstellung entspricht rechts in höchst derber Auffassung die Feuerscene. Ritter und Bürger zünden ihre Fackeln an der gebückten halbentkleideten Schönen an.

Anders endet das deutsche Volkslied bei *Uhland* No. 288. (II. Bd. S. 745.), das offenbar aus dieser Erzählung geflossen ist, vom Schreiber Konrad im Korb. Auch hier steht das Haus an dem Markt, auch hier kömmt er gegen Mitternacht:

Der schreiber wolt gen himmel faren,
Da hat er weder ross noch wagen.
  Hainrice Kunrade der schreiber im korb!

Si zug in auf piss an das tach,
Des teufels nam fiel er wieder rab.
  Hainrice Kunrade der schreiber im korb!

Er fiel so hart auf seine lend,
Er sprach: ‚dass dich der teufel schend!'
  Hainrice Kunrade der schreiber im korb!

Hier scheint in dem Schreiber eine Erinnerung an den

Dichter zu liegen, der ja eigentlicher Schreiber im Mittelalter ist. Von einer Rache Konrads ist nicht die Rede. Sehen wir jetzt auf das oben erwähnte Relief bei *Montfaucon*, so ist klar, dass das am Thurme in einem Korbe hängende Männchen, welches der Nacht wegen die Kaputze über den Kopf gezogen hat, kein Anderer als der Zauberer Virgilius ist. Oben auf dem Thurme steht ohne Zweifel die Schöne, die ihn verlockt hat, mit verhülltem Kopfe, und wenn die bei ihr befindliche Figur eine männliche sein soll, so ist es, wenn wir nicht ganz irren, ihr Gemahl, den sie zu jenem Abentheuer herbeigerufen hat. Dann aber löst sich auch die dicht dabei gebildete Scene, wie wir glauben, in folgender Weise. Virgil steht dabei, das Werk seiner Rache vollziehen zu sehen. Er gibt einem Knaben, der schon beschäftigt ist, Feuer von der niedergekauerten Schönen zu entlocken, und somit ein Holz schon in der Linken hält, noch einen anderen Stab, um die unglückliche Stadt weiter damit zu versehen. Die Dirne selbst ist aber nicht nackt, wie im Volksbuche und n jenem Holzschnitte, sondern bekleidet dargestellt. Alsdann bleiben uns noch die beiden Scenen der untern Abtheilung übrig. Virgil steht an einer Bude, worin seine Liebste sitzt. Das Messer in ihrer Hand scheint mir ein Gewerbe, das sie treibt, anzudeuten, sey es, dass sie als Tochter eines Fleischers oder Kürschners oder sonst eines edlen Meisters bezeichnet werden soll. Die abgeschnittene Hand in der Linken des Zauberers geht, wenn wir nicht ganz irren, auf seine Eigenschaft als Chiromant; denn aus den Zügen und Linien der Hand weissagt der mittelalterliche Zauberer. Selbst in den gedruckten Werken des Mittelalters über Chiromantie und Zauberei findet man zuweilen die Hand als Symbol der Zauberei abgebildet. Der Zauberer also sucht die Schöne dahin zu bringen, dass sie ihn zur Mitternacht einlasse. Endlich bleibt uns noch

die erste Scene, das kosende Liebespaar zu deuten. Hier glauben wir einen Zug der Sage zu erkennen, den das englische Volksbuch ausgelassen hat. Dort ist die Dame seiner Neigung unverheirathet. Im deutschen Volkslied erwiedert sie hingegen auf seinen Antrag:

Si sprach: ‚kumt schier herwidere
wann sich mein her legt nidere!'
Hainrice Kunrade der schreiber im korb!

Der Herr kann zwar die Herrschaft des Hauses seyn, wahrscheinlicher aber der Gemahl. Es ist demnach eine junge verheirathete Frau, die er zu verführen sucht; und alsdann ist seine Strafe mehr gerechtfertigt. In dem Liebespaar also zur Seite erkennen wir die schöne Frau selbst und ihren jugendlichen Gemahl. So schliesst sich die ganze Darstellung einheitlich und harmonisch zusammen. Keine Weisheit der Welt, weder die Philosophie, noch die geheime Wissenschaft der verborgenen Kräfte der Natur schützt vor den Thorheiten der Liebe. Wie hier Aristoteles und Virgil, so ist, wie *Guilhermy* in *Dideron's* Annales Archéologiques VI. Vol. p. 157. anführt, an einem schönen Pfeiler der Augustinerkirche zu **Paris**, der jetzt in einem der Höfe der École des beaux arts aufbewahrt wird, der Triumph der Liebe über menschliche Schwäche in einem ganzen Cyclus von Vorstellungen durchgeführt. Zu Unterst kauert in einem Medaillon auf allen Vieren Aristoteles gezäumt, die launige Schöne, welche die Hand zum Verweise erhebt, auf seinen Rücken tragend. Hierauf folgt Adam die Eva umarmend in freien Figuren, dann Hercules auf dem Oeta sich verbrennend, uritur infelix, vielleicht auch als Folge des Verhältnisses zur Deianira dargestellt. Ein zweites Medaillon zeigt einen Knaben, wohl Amor, hoch auf einem Steine stehend, von alten und jungen Männern (vielleicht auch Frauen) umgeben, die zu ihm aufblicken. Einer erhebt zu ihm die Hände

Hierauf der Zauberer Virgil, mit Mantel und Mütze, am Seile sich festhaltend, in einem Netze schwebend. Ueber dem folgenden Medaillon, das zerstört ist, erscheint Orpheus von Vögeln umgeben, mit einem Felle bekleidet, die Cither im Arme, also seine verlorene Eurydike in den thrakischen Wäldern suchend. Zu oberst ein Mädchen, dem ein Einhorn die Vorderpfote vertraulich auf den Schooss legt, vermuthlich noch weitere Verirrungen andeutend. Vrgl. die dort beigefügte Tafel Fig. 4. — Ebendaselbst hat Baron *von Guilhermy* Fig. 2. und 3. ein sehr schönes Bildwerk aus dem Kreuzgange zu Cadouin veröffentlicht. Das Abentheuer des Aristoteles ist sehr geschickt in der Spitze des Gewölbes eingesetzt. Die eingezwängte Stellung desselben, die freie leichte Bewegung der triumphirenden Schönen in dem kleinen Raume zeugt von einem sehr gewandten Künstler. Noch bewunderungswürdiger ist, wie er das Abentheuer des Virgil an der Säule angebracht hat Er hat aus derselben eine Art von Thurm gebildet, den er oben mit einem Zinnenkranze umgeben hat. In einer gewissen Höhe ist die Grotte des Virgil dargestellt, wo in dem grösseren Fenster der Teufel im Thierfell erscheint, was an den Besuch des Teufels im 3. Cap. des englischen Volksbuches erinnert. Am andern studirt er selbst in seinen magischen Büchern. Hierauf ist die Säule mit einem vierfachen Band umwunden, das korbartig ausladet. Die Gestalt des darin hangenden Zauberers ist fast ganz verschwunden, jedoch ist noch ein Theil der Seile und ein Stück seiner Hand sichtbar, mit der er sich festhielt. Diese Seile sind in einem geöffneten Fenster befestigt. Aus zwei andern Fenstern recken zwei weibliche Figuren von schönen Formen sich hervor, um den armen Magus in seiner Angst zu verspotten, und eine dritte klettert sogar oben neugierig um den Zinnenkranz, nur um das Abentheuer sehen zu können. Die Köpfe die-

ser drei Frauen fehlen. Zur Seite des Korbes endlich sitzt auf einem Balkone eine Gestalt in Mantel und Mütze, die *Guilhermy* richtig für Kaiser August zu nehmen scheint, welcher dem Schicksale seines Lieblings zuschaut. Früher hat man Aristoteles für Samson im Schoosse der Delila und Virgil für den heiligen Paulus angesehen, der von den Mauern zu Damaskus hinuntersteigt. — Ein ferneres Bildwerk, das Virgil im Korbe darstellte, befand sich ehemals, wie verlautet, hier zu Bonn an der zerstörten Remigiuskirche, ist aber gegenwärtig verloren gegangen.

Es bleibt uns noch übrig, auf unser Elfenbeinrelief zurückkehrend, einige andere Kunstwerke anzuführen, in denen das Fabliau von Aristoteles plastisch dargestellt ist. Wir haben schon bemerkt, dass diese grösstentheils Frankreich angehören, und verdanken die meisten Beispiele davon dem schon erwähnten Aufsatze des Baron *Guilhermy*. Er bemerkt, dass sich diese Geschichte wie ein volksthümlicher Typus in den Kreuzgängen der Klöster, an den Façaden der Kirchen, an den Capitellen der Schiffe, an Chorstühlen und sogar als Schmuck der Gräber vorfinde. Diese Anwendung gerade an kirchlichen und geistlichen Gebäuden hat nichts Auffallendes, indem ja mit jenen Bildwerken eben die Thorheit des irdischen, der Sinnlichkeit verfallenen Menschen dargestellt wurde. Eins der interessantesten Beispiele der Art befindet sich in Hautrelief am Kopfgesims eines Pfeilers der linken Seite der zum Theil im dreizehnten, zum Theil im vierzehnten (1368) Jahrhundert erbauten Peterskirche zu Caen und ist zuerst vom Abbé *De la Rue* in den Essais historiques sur la ville de Caen et son arrondissement. Caen 1820. II. Vol. mitgetheilt. Leider steht mir dieses Werk nicht zu Gebote; ich kann daher nur aus einer kurzen Bemerkung im Kunst-

blatt von 1822. Nro. 7. S. 28. berichten, auf die mich Prof. *Kinkel* aufmerksam macht, die wenigstens vollständiger ist, als was *Guilhermy* über diess Bildwerk mittheilt. Hier ist zuerst Aristoteles dargestellt, „auf allen Vieren kriechend und seine Geliebte auf seinem Rücken tragend, die von ihm verlangt hatte, so bis zum Pallaste Alexanders gebracht zu werden.“ Von diesem Verlangen ist in dem uns vorliegenden altfranzösichen Fabliau nicht die Rede. Sodann Virgil im Korbe. Ferner wird erwähnt „Tristan von Lionnois, Ritter der Tafelrunde, über das Meer auf seinem Degen schreitend, um zu seiner Geliebten zu gelangen, die ihn mit ihrem Hunde am jenseitigen Ufer erwartet, eine Begebenheit aus dem Tristan von Leonois des Christian von Troyes.“ Schon der deutsche Referent bemerkt, dass entweder der französische Tristan in dieser Stelle von dem deutschen abweichen, oder *De la Rue* etwas ganz Falsches berichten müsse. Mir ist es nicht gelungen, in einem von Beiden die betreffenden Verse zu finden; ich fand nur im Parzival 583, 8. ff. unter andern Abentheuern das erwähnt:

swaz der werde Lanzilôt
uf der swertbrücke erleit.

Dies ist näher 387, 1. bezeichnet:

des kom Meljacanz in nôt,
daz im der werde Lanzilôt
ein so vaste zuo getrat,
do er von der swertbrücke pfat
kom und dâ nâch mit im streit.
im was gevancnusse leit,
die frou Ginovêr dolte,
dier dâ mit strîte holte.

Aber eben dieses Abentheuer fehlt gerade im deutschen Gedichte. - Möglich, dass ein ähnliches auch von Tristan erzählt wurde. Als viertes Bild zu Caen wird erwähnt:

»Lanzelot auf einem Karren: dieser Ritter forschte allenthalben nach Kunde von der Königin Genêvre. Einem Zwerg, welcher einen Karren führte, begegnend, fragte er nach Neuigkeiten von derselben; der Zwerg verweigert, seine Neugierde zu befriedigen, es sei denn, dass er den Karren bestiege und sich darauf von ihm durch die Stadt fahren liesse, damals eine Entehrung und nur Verbrechern bestimmt. Lanzelot lässt sich aber blos durch seine Liebe leiten, besteigt den Karren und durch diese Entsagung empfängt er die gewünschten Nachrichten.« Auch dieses näher zu untersuchen, fehlt uns Zeit und Raum. Das Abentheuer von Aristoteles kommt nach *Guilhermy* weiter noch an der Kathedrale zu Rouen, an der zu Lyon, an der alten Abteikirche zu Montbenoit in der Franche-Comté, im Museum zu Toulouse, endlich im grossen Thurme des Schlosses von Amboise vor. Die schönste Darstellung enthält das zu Lyon unter einer reichverzierten Console vorkommende Basrelief, das in der Revue archéologique a. a. O. unter Nro. 1. abgebildet ist und in's 14. Jahrhundert gehören soll. Auch hier liegt Aristoteles mit einem langen Philosophenmantel bekleidet, den Kopf mit einer runden Mütze, das Kinn mit langem Barte bedeckt, auf allen Vieren. Ein Zaum geht durch seinen Mund, ein Sattel liegt auf seinem Rücken. In leichter graziöser Stellung sitzt die Schöne auf demselben im Untergewande, in der erhobenen Linken den Zaum, in der etwas gesenkten Rechten die Geissel haltend. Ein einfaches Band umschlingt Stirn und Haupthaar. In zwei Ecken der Console sieht man Alexander bei seiner Dame, in den andern sind Thiere angebracht. Unser Relief zeigt bloss einen Vogel zwischen den beiden Darstellungen. Wir setzen es nach allem Bisherigen unbedenklich in's vierzehnte Jahrhundert. In der Anordnung der Gruppen, in der Gesammtzeichnung der einzelnen Figuren ist mehr Geschick, als im Einzelnen,

obschon die Verhältnisse der Körpertheile zueinander, so wie die Gewandungen ziemlich richtig sind; aber aus dem spröden Material hat der Künstler kaum einen Ausdruck des Gesichts zu entlocken gewusst. Einzelnes, wie der Tod von Pyramus und Thisbe, ist sogar so naiv dargestellt, dass es an's Lächerliche streift. Dennoch bleibt unser Relief durch die darauf abgebildeten Geschichten eines der interessantesten mittelalterlichen Denkmäler.

Bonn, 26. Juli 1847.

L. Lersch.

III. Litteratur.

J. De Wal, De Moedergodinnen. Eene oudheidkundig-mythologische Verhandeling. Te Leyden. Hazenberg 1846. CI und 174 S. in 8. (Mit zwei Lithographieen.)

Von einem fleissigen, gelehrten Niederländer ist in obiger Schrift die Frage über das räthselhafte Wesen der Mütter einer neuen Betrachtung und Erörterung unterworfen, und die vollständigste Sammlung der dahin einschlägigen Denkmäler geliefert worden. Der Verfasser hat so freundlich des Unterzeichneten Studien im zweiten Hefte dieser Jahrbücher erwähnt und benutzt, dass es Unrecht seyn würde, gerade über die Punkte, in welchen er von ihm abweicht, eine Polemik zu eröffnen. Die Entscheidung muss ich andern Kämpen überlassen; nur den fraglichen Hauptpunkt möchte ich andeuten, in dem wir abweichen. Ich halte die matres durchschnittlich für eine Art von weiblichem genius loci, örtlichem Elementargeist, aus der Einheit in die Dreiheit übergegangen, wie im Griechischen die Hore in drei Horen, die Charis, die bei Homer noch einheitlich erscheint, in drei Chariten, die Moira in drei Moiren, die eine Muse (bei Homer) später in drei, dann in neun, wie bei den Römern das fatum in die tria fata, die Sibylla in drei Sibyllen (Plin. N. H. XXXIV, 11.) zerfiel, wie die aequitas Augusti und die aequitas publica und die moneta Augusti durch drei bekleidete Frauen dargestellt wurde. Ich unterscheide aber wohl den römischen genius loci, der durch zwei Schlangen dargestellt wurde (vrgl.

meine Antiquitates Vergilianae. Bonnae 1843. p. 154. sq.), von diesem weiblichen ursprünglich keltischen Elementargeist, in dem mehr das wohlthätige mütterliche gebärende Element vorwaltet; und indem wir hier einen nationalen Unterschied des Römischen und Keltischen anerkennen, hat die Thatsache nichts Befremdendes, dass an einem und demselben Orte sowohl der genius loci als jene matres verehrt werden. Jenen Begriff der Einheit, aus dem sich die Dreiheit entwickele, will Hr. *De Wal* nicht anerkennen, und doch sprechen dafür nicht allein die eben angeführten Parallelen, in denen die mittlere meist anders gebildet vorkommt, einmal bei einem Opfer nur eine Matrone steht, während oben drei abgebildet sind (diess Relief theilen wir im nächsten Hefte mit), sondern auch die Alateivia und die Alatervae, deren Identität nicht so leicht wegzuläugnen ist; so wird auch geopfert der Artemis und den *ΑΡΤΕΜΙΣΙΝ ΠΡΑΙΔΑΙΣ* bei *Murat.* 38, 5. Aber ein anderer Punkt ist auffallend, das Verhältniss einiger römischer Geschlechter zu diesen Müttern, ein Punkt, den wir nur andeuten, dessen Ausführung wir andern überlassen.

1. *Gens Iulia.* Auffallend ist, dass dasjenige der edelsten römischen Geschlechter, das als Hauptgottheit die Venus genetrix verehrte, besonders diese Muttergottheiten durch Votivdenksteine verewigt hat. So: Deabus Mair .... Iulius Regulus (II.) [1]), Matronis .... Iulia Augusta mater Augg. et castrorum (XXXIV.), Iunonibus Iuliae et Sextiliae (LXIII.), Sulevis .... Iul. Paterna (XC.), Matronis ///// hiahenabus .... Iul. Veranius Superus (CXXI.) [2]), Matro. Cesatenis M. Iul. Valentinu(s) et Iulia

1) Die beigefügten Zahlen sind die bei Hrn. *De Wal* den Inschriften beigegebenen.

2) Vrgl. über diese auch *Wilhelmi*, Erster Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit. Sinsheim 1831. S. 50.

Iustina (CXXXVI.), Matronis Ettraiensis et Gesahenis M. Iul. Amandus (CXXXVIII.)[1], Matronis Gavadiabus Q. Iu. Severinus et Secundinia Iustina (CXLVI.), Matronis Gavadiabus Sex. Iul. Securus et Iul. Ianuarius (CXLVIII.), Matribus Gerudatiabus Iulia Minia (CLI.), Matronis Hamavehis C. Iulius Primus et C. Iulius Quartus (CLII.), Matronis Vatviabus Q. Iulius Primus (CLXII.), Matronis Rum(a)nehis item Aulaitinehis C. Iul. . . . ta (CLXI.), Seno. Matro. co. II. Helvet. Quira. is. Iul.'cius (CLXII.), Vallamnehiabus Iulia, Geneti filia, Lella (CLXVII.), Matronis Vatviabus Iulia, Vegeti filia, Mandia (CLXX.), Matronis Vatvims L. Iulius Vitalis (CLXXIII.), Matronis Aufanibus C. Iulius Mansuetus (CLXXXII.) u. s. w.

2. *Gens Claudia.* In einem etwas geringeren Grade, als die gens Iulia, nimmt die Claudia an der Mütterverehrung Theil. Darauf bezieht sich schon: Matronis sacrum pro salute Caesaris Augusti Germanici Narcissus C. Caesaris (XXXI.), Deab. Matrib. Q. Lo . . . Cl. Quintianus (XVII.), Semitatricibus . . . Claudia (CII.), Aufanis matronis et matribus Pannoniorum et Delmatarum Ti. Cl. Pompeianus (CXXVII.), Matronis Vacallinehis Tib. Claudi. Maternus (CLXV.), Matronis Mahlinehis Tib. Claudius Taticenus (CLXXXI.), Matronis Vediantiabus...... Cl. Paternus (CLXXIV.), Herculi et Iunonibus L. Valerius Severus et Clodia Corneliana (LXVI.).

3. *Gens Aurelia.* Dis Matrib. pro salute M. Aurel. Antonini Aug. imp. (XXII.), Neptuno et Nymphis pro salute imp. Caes. M. Aurel. Aug. (LXXXII.), Sulevis et Campestribus . . . . L. Aurelius Quintus (LXXXVIII.), Sulevis . . . . L. Aureli: Primus et Marcellus (CCI.), Biviis, Triviis, Quadriviis Aurel. Victorinus (XCVI.), Matribus Arsaciis

1) So lautet die Inschrift, die jetzt im hiesigen Museum sich befindet.

. . . . . . M. Aurel. Veronius Verus (CXXIV.), Diabus Malvisis et Silvano Aur. Verecundus (CLXXVII.).

4. *Gens Valeria.* Auffallend ist, dass diejenigen Denkmäler, welche Valerier den Matronen setzen, besonders in Oberitalien gefunden worden sind. So: Matronis Iunonibus Valerius Baronis f. (XLIV.), Herculi et Iunonibus L. Valerius Severus et Clodia Corneliana pro L. Valerio Corneliano (LXVI.), Matribus Brittis L. Valerius (CXXXIV.), Nymphi(s) Aug. Valeria Hellas (CLXXXVII.). Nicht aufgeführt finde ich *Grut.* 1074, 4., die schon *Labus* (intorno alcuni monumenti epigrafici gentileschi e cristiani scoperti nell' insigne basilica di S. Simpliciano. Milano 1842. p. 5.) anführt: MATRONIS | M. VALERIVS | ALBANVS | LAET. LIB | FECIT. Auch diese ist in der Umgebung von Mailand gefunden, aus welcher *Labus* nicht weniger als neun anführt.

5. *Materni, Paterni, Fraterni.* Familien mit den Beinamen der Materner, aber auch Paterner und Fraterner weihen häufig den Matres Votivsteine, was wieder an das auch anderwärts schon berührte Wechselverhältniss der Gottheiten und Widmenden (z. B. Eucharis den Chariten Jahrb. IV. S. 181.) erinnert. Dahin gehört: Etraienis et Cesatenis Bassiana Materna et Bassiana Paterna (CXXXVII.), T. Fraternus Matribus Gallaicis (CL.), Matronis Lanehiabus L. Ialehenius Secundus et C. Chalchenius (Pa)tern(us) (CLV.), Matribus Treveris T. Paternius Perpetuus (CLXIV.), Matronis Vacallinehis Tib. Claudi. Maternus (CLXV.), Matribus (V)acallineis Attici. Maternu(s) (CLXVI.), Matronis Vediantiabus . . . . . Cl. Paternus (CLXXIV.), Deabus Nimphis . . . . . . C. Carantinius Maternu(s) (CXCIII.), (Iunonibus?) Secundia Materna (CXCVII.), Sulevis . . . Iul. Paterna (XC.). Unerklärlich bleibt: Matribus Arsaciis paternis sive maternis M. Aurel. Veronius (CXXIV.).

Nach diesen Andeutungen seyen einige kurze Bemer-

küngen über die Schrift des Herrn *De Wal* gestattet. Vor Allem fehlt eine bestimmte Anordnung in der Reihenfolge der Inschriften (anfänglich scheint ihm eine geographische vorgeschwebt zu haben, welche sehr belehrend seyn würde); sodann scheint es uns unrichtig, in den Kreis der Mütter auch die Nymphen aufzunehmen; denn wenn auch die Nymphae agrestes des Virgil und die Nymphae loci (LXXVIII.) sehr nahe an die Campestres unserer Inschriften erinnern, die wieder den Matronen sehr verwandt sind: so zeigen doch die Kunstwerke, dass sich die Alten darunter besonders weibliche Genien des fliessenden Wassers vorstellten, worauf ja auch die Verbindung: Neptuno et Nymphis (LXXXII.) hinweist. Sodann sind die auf sie bezüglichen Inschriften nicht vollständig mitgetheilt. Es fehlt z. B. eine der bekanntesten auf dem Capitol: EPITYCHANVS. M. AVREL. CAES. LIB. ET. A. CVBICVLO. FONTIBVS | ET. NYMPHIS. SANCTISSIMIS III VIVM. EX. VOTO. RESTITVIT. Ferner die bei *Millin.* Mythol. Gal. LVI, 328: ///// INFIS. AVG. S. I. M. P. u. s. w. Ebendas. LXXX, 530: AVR. MONNVS. CVM. SVIS. NVMFABVS. D. D. CVM. SVIS. ALVMNIS. 329: NYMP. SANC. SAC. EPICTETVS. AQVARIVS. AVG. N. LIB. Ferner LXXXI, 476: TI. CLAVDIVS. ASCLEPIADES. ET. CAECILIVS. ASCLEPIADES. EX. VOTO. NYMFABVS. D. D. Vrgl. 327. Hier stellen die Kunstwerke sie überall als Wassergottheiten dar. Es fehlt ferner das Denkmal aus Titmannig in Oberbayern, jetzt bei *von Hefner* die röm. inschriftl. Denkmäler Oberbayerns. II. Abth. Nr. 58: NXMPHIS. C. L. H. V. S. L. M. und gewiss noch andere mehrere. Unrichtig ist von Herrn *De Wal* Nro. XIV. S. 10. die Inschrift: MATRIS. AVGVSTIS. CATILIVS. SEDVLVS. EX. VOTO. gelesen: *Matris Augustis Catilius* u. s. w. Es muss jedenfalls *C. Atilius* heissen, wie in Nro. XXIX: MATRONIS. ATI-

LIVS. C. F. VENERIQ. V. S. Die Inschrift Nro. XVI: MATRIBVS. ADCVLTVS. VASSEDON. S. F. V. S. L. M. liest Hr. *De Wal* also: *Matribus Adcultus Vassedon salutum* (sic) *faciens votum solvit lubens merito.* Ohne Zweifel muss gelesen werden: *Matribus Adcultus Vassedon(i)s filius* u. s. w., wie z. B. eine andere Nro. XLIV: MATRONIS. IVNONIBVS. VALERIVS. BARONIS. F. V. S. L. M. Die Inschrift Nro. XL. muss geschrieben werden: NIGER | TERTVLLVS | SEVERVS | MATRONIS | . ET. ADGANAIS | V. S. L. M., wie *Labus* (monumenti antichi numismatici ed epigrafici scoperti in Canturio. Tab. V, 6. p. 24.) gegen *Radaelli* Mem. Storich. p. 179. und *Orelli* 2096. bemerkt, welche verkehrt ADGNAT. haben. Er sagt: »Per rispetto alle adganee, nuove affato e inaudite, conciosiachè il nome loro aliquid Celtici vel certe a Romana religione diversi aut peregrini sapere videatur, taluno potrebbe dire che ADGANAIS sia nome celtico o insubre latinizzato, composto di *ad* particissessa accrescitiva, e di *gana* preposizione di luogo e di tempo che vale nell' alto, cioè nel cielo il piu elevato di tutte le cose, e dedurne cotesto nome alludere al potere, alla virtù delle Dee, quasi che dell' alto de' cieli fecondin la terra, tutelino e alimentino il vico, e il pago che le invoca e le adora. Cosi *Jovi* AGGANAICO d'un marmo pavese (*Aldini* Epigr. Ticin. p. 13.), *Jovi* ADONEICO d'uno inedito in casa Ghirlanda in Milano esprimon che Giove dall' alto de' cieli regge provvidamente i mortali, cosi ADGANTVANVS regolo de' Sosiati nè Commentarj di Cesare (Gall. III, 22.), ADGANDESTRIVS, *castrorum princeps* negli Annali di Tacito (II, 88.) ponno avere non molto diverso significato.« In Bezug auf die Matronen im Allgemeinen bemerkt *Labus* in der früher angeführten Abhandlung p. 5: »Si vogliono ravvisare in coteste Matrone le dive locali o epicorie, come soglion chiamarsi, venera-

issime non solamente in Milano, in Brescia, in Como, in Novara, ma ben anche in Germania ed in Francia del primo secolo dell' era nostra sino agli ultimi respiri del gentilesimo.« Sodann citirt er, wie schon bemerkt, acht bloss aus dem Territorium von Mailand und fährt fort: »Laonde se le Matrone Ausucciacie (MATRONIS AVSVCCIACIVM) [so, dagegen bei *Orelli* 4903. und *De Wal* Nro. XLIII. MATRONIS. ET. GENIIS. AVSVCIATIVM] son le dee tutelari di Osuccio terra della provincia di Como (*Amoretti* viaggio ai tre laghi p. 287.), fidatamente diremo che le Matrone Dervone, MATRONIS DERVONNIS, son le dee tutelari di Dervo o Dervio, terra antica del Milanese, cosi denominata più volte nelle carte del medio evo. *Murat.* AA. medii aevi. Tom. I. p. 773.« Bei Herrn *De Wal* fehlt die dort aus Mailand mitgetheilte Inschrift:

(*M*)ATRONIS
DERVONNIS
RVFINIVS
APRONIVS
V. S. L. M.

wozu bei ihm die in Brescia gefundene Nr. CXVI. zu vergleichen ist und ihre richtige Erklärung erhält: FATIS. DERVONIBVS. V. S. L. L. M. RVFINVS. SEVERVS. Die Inschrift Nro. XLII. lautet bei *Orelli* 2095. und bei Hrn. *De Wal:* MATRONIS. | ET. VICANIS | C. SEXTICI | CABARSVS, hingegen bei *Labus* die zwei letzten Zeilen C. SEXTICIVS | CARBASVS. In der zu Nro. XLVIII. citirten Mainzer Inschrift steht auf dem Steine deutlich, wie ich selbst gesehen, LEG. II. TROIANE, nicht TRAIANE. Die Inschrift Nro. LII. gibt Hr. *De Wal* in folgender Zeilenabtheilung: IVNONIBVS | SACR. L. VITRVIVS | EVTHETVS | V. S. L. M. Ich habe sie in Ferrara im Studio publico selbst neu abgeschrieben in folgender Weise:

IVNONIBV^S
S A C R
L·VITRVVIVS
EVTHETVS
V. S. L. M.

Eben so ist die Zeilenabtheilung und Lesung von Nro. LXXXVI. nach *von Hefner* die römischen inschriftl. Denkmäler Oberbayerns II. Abth. XXXIX. folgende:

CAMPES. ET
EPONAE. ALA. I
SING. THR. CVI PRAE.
AEL. BASSIANVS
PRAEF. V. S. L. L. M.

In der Inschrift Nro. LXXIV., welche lautet: DEABVS. NYMPHIS. VET. ist wohl nicht mit Hrn. *De Wal* zu ergänzen: *Veteribus*, sondern *Veterani*. Eben so ist in Nro. LXXXIII. das Wort QVIR gewiss nicht *Quirinus*, sondern *Quirina* (tribu) zu lesen, wie er es auch richtig in Nro. LXXXIV. gethan hat. In Nro. CVIII. muss nach *von Hefner* a. a. O. I. Abth. Nro. XXXVI. (Taf. II. Nro. 40.) nicht ACOVNIS, sondern ALOVNIS gelesen und die Zeilenfolge also abgetheilt werden:

BEDAIO AVG.
ET. ALOVNIS
S A C R
C. CATIVS
SECVNDIA
NVS. II. VIR
IMP. ANTONIN
II. ET. SACERDOTE. COS

und ohne Zweifel ist es dieselbe Inschrift, welche Hr. *De Wal* Nro. CII. noch einmal mit dem verkehrten Anfang: GADOLO. AVG u. s. w. (nach *Huber* GABALO) hat:

dagegen ist hinzuzufügen Nro. VI. aus Chieming (Taf. I. Nro. 16.): BEDAIO. AVG | SACR. ALOVN | AR. SETONI | VS. MAXIM | IANVS. ET | FIR. FIRMI | NIANVS. II. VIR | PERPETVO. ET. CORNEL. COS. Zu der Inschrift CXXIII. MATRONIS. ANDRVSTEHIABVS war wohl auf Jahrb. II. H. S. 128. zu verweisen. Die Inschrift aus Müddersheim Nro. CXXV. hat im Cölner Manuscript folgende Abtheilung: MATRONIS | ARVAGASTIS | AVL. TITIVS. VICTOR | V. S. L. M. Eben so lautet Nro. XCI. dort: SVLEVIABVS | C. PACCIVS | PASTOR | VET· LEG· | XXII. P. P. F. D.

Jedoch genug dieser Bemerkungen, die oft genug Kleinigkeiten betreffen, wenn es in epigraphischen Dingen solcher überhaupt gibt. Hr. *De Wal* möge daraus ersehen, mit wie grossem Interesse wir seine auch äusserlich sehr schön ausgestattete, nur durch Druckfehler zu sehr entstellte Schrift durchblättert haben. Et refelli sine iracundia et refellere sine pertinacia parati sumus.

Zum Schlusse bemerken wir nur noch, dass auf Mütterverehrung im alten England auch der Name der Weihnacht hinweist, den uns *Beda* de temporum ratione c. 15. aufbewahrt hat: »Et ipsam noctem nunc nobis sacrosanctam, tunc gentili vocabulo Modranight, id est, matrum noctem appellabant, ob causam ut suspicamur ceremoniarum, quas in ea pervigiles agebant«, und die moeder- valken- oder ravennacht im Winter wird auch von *Buddingh* Verhandeling over het Westland. Leyden 1844. p. 258. und 360. erwähnt.

Bonn, 28. Juli 1847. **L. Lersch.**

IV. Miscellen.

Aachen. Münsterbau. Verhandelt zu Aachen am 19. April 1847 im grossen Saale des Nuellens'schen Gasthofes. Herr Advocat-Anwalt Jungbluth eröffnete die Verhandlung mit einem ausführlichem Vortrage über die Veranlassung und den Zweck der Versammlung, wobei er namentlich Folgendes hervorhob: Schon vor einiger Zeit sei die Idee, die hiesige Münsterkirche in würdiger Weise herzustellen und zu vollenden, angeregt und zum Gegenstande mannigfacher Besprechung gemacht, wodurch eine umfassende Berathung dieses Gegenstandes durch die Herren von Geyr, Dahmen, Chr. Thywissen, de Syo und den Redner selbst veranlasst worden. Nachdem bei diesen Berathungen eine Einigung über die nothwendigen Grundlagen des Unternehmens erfolgt sei, habe eine fernere Besprechung mit noch etwa zehn anderen Bürgern Statt gefunden, und hierbei sei ausser einer vorläufigen Rücksprache mit dem Herrn Stiftspropste D. Grosman auch die Zusammenberufung der jetzigen Versammlung beschlossen worden. Hierbei habe man sich die Schwierigkeiten einer passenden und genügenden Auswahl der einzuladenden Personen nicht verhehlt, bei der Wahl aber hauptsächlich darauf Bedacht genommen, dass so viel als thunlich alle Stände der Bürgerschaft durch einflussreiche Männer vertreten seien, damit durch diese eine weitere Verbreitung des Unternehmens vorbereitet werden könne. Man wisse gar wohl, dass noch manche andere Bürger zu bezeichnen sein dürften, deren Mitwirkung nicht minder erheblich zu erachten wäre; indessen werde Niemand verkennen, dass eine allerseits befriedigende Vollständigkeit bei solchen Zusammenberufungen nicht zu erzielen sei. Da später die Zusammenberufung einer allgemeinen Bürgerversammlung beabsichtigt werde, so hoffe man, dass das bei diesen Verhandlungen eingeschlagene Verfahren nirgendwo bei anderen Mitbürgern Anstoss erregen werde.

Der Referent verwies sodann auf das unter den vielen Segnungen des Friedens sich allseitig kund gebende Streben zur würdigen Erhaltung und Herstellung alter Bau-Denkmale, hob die dessfallsigen

erhabenen Beispiele, welche durch des Königs Majestät in der hiesigen Stadt am Rathhause und am Münster selbst gegeben werden, hervor, und entwickelte die Motive zur eifrigen Nachahmung und insbesondere zur thätigen Verwendung für die Münsterkirche mit Rücksicht auf ihre kirchliche Bestimmung sowohl als auf ihre historische und architektonische Wichtigkeit in der Art, dass er nachwies, wie die Theilnahme an dem fraglichen Unternehmen für jeden Katholiken als Schuldigkeit zu betrachten sei, aber auch für jeden, der den Grundsätzen des Christenthums, wenn auch in abweichenden Richtungen huldige, und überhaupt für jeden, der an eine göttliche Fürsehung glaube, eine würdige Gelegenheit darbiete, um die allen Entwickelungen religiösen Strebens gebührende Anerkennung zu bethätigen; wie hier jeder Einheimische seinen Bürgersinn, jeder Deutsche seine Vaterlandsliebe, jeder Kunstliebhaber seine hohe Achtung für die wenigen Reste alter Kunst-Schöpfungen auf die würdigste Art bewähren könne. Hieran reihten sich Bemerkungen über mögliche Bedenken gegen das beabsichtigte Unternehmen und über die seine Ausführung erleichternde Verschiedenheit derselben vom kölner Dombau.

Der Redner führte ferner aus, wie bei dem fraglichen Unternehmen die Grund-Idee immer festzuhalten sein werde, dass die hiesige Münsterkirche ein katholisches Gotteshaus und Eigenthum des hiesigen Collegiatstiftes sei, so dass also nichts unternommen werden dürfe, was zu einer desfallsigen Collision führen könne, dass daher der zu bildende Verein sich hauptsächlich mit der Beschaffung der Geldmittel zum Ausbau des Münsters befassen, diese Mittel dem Collegiat-Stifte als Geschenk zu diesem Zweck anbieten, dem Stifte die Verwendung, die Ausführung der Bauten anheim geben müsse, sich selbst aber hierbei immer einen angemessenen Einfluss auf die Art der Verwendung sichern könne. Dies werde in befriedigender Weise zu erlangen sein, wenn die Anordnungen so getroffen würden, wie es beim kölner Dombau der Fall sei. Mit diesen Grundansichten habe auch der Herr Stiftspropst sich einverstanden erklärt, und versichert, dass, wenn das Unternehmen in der angeblichen Art ins Leben trete, auf die Billigung und Mitwirkung des Collegiat-Stiftes zu rechnen sein werde, indem dies sicherlich, gleich ihm selbst, ein solches Streben mit dem lebhaftesten Danke anerkennen und billigen werde.

Der Referent reihte hieran die Resultate der früheren Berathungen über die Art, wie durch ein provisorisches Comité der Entwurf von Statuten für den zu bildenden Verein zu bearbeiten sein möge, und gab der Versammlung die Bestimmung darüber anheim, ob sie,

wenn überhaupt das Vorgetragene ihre Billigung und Theilnahme finde, schon jetzt ein solches Comité bilden, oder hierzu erst eine ausgedehntere oder gar eine allgemeine Bürger-Versammlung veranlassen wolle. Es wurde noch angeführt, dass man es bisher für angemessen erachtet habe, eine allgemeine Versammlung nicht eher zu berufen, als bis der Entwurf zu einem der freien Discussion zu übergebenden Statute vorgelegt werden könne.

Der Redner trug schliesslich noch die Bemerkung vor, dass es keineswegs beabsichtigt werde, durch das zu gründende Unternehmen die hiesige thätige Theilnahme am kölner Dombau zu beschränken, dass vielmehr diesem grossen Werke hier immer eine ungeschmälerte Theilnahme gesichert bleiben, dadurch aber auch bei den Bürgern der Nachbarstadt Köln eine lebhafte Theilnahme an dem hiesigen Werke anzuregen sein werde, was von der Versammlung mit lauter Beistimmung anerkannt ward.

Nach der Schlussbemerkung des Herrn Advocat-Anwalts Jungbluth erbat sich Herr Landgerichts-Assessor Blömer das Wort und bemerkte, wie er sich in seiner Stellung als Vorstands-Mitglied des kölner Dombau-Vereins verpflichtet und gedrungen fühle, für eine so schöne Gesinnung, als sie sich so eben für den kölner Dom ausgesprochen, auf das herzlichste zu danken und die von Aachen aus zugesicherte ausdauernde Theilnahme, Namens und im Interesse des kölner Dombau-Vereines, bestens zu acceptiren. Wenn schon jedes tüchtige Streben für ein Werk, das, wie kein anderes im ganzen Vaterlande, der allgemeinsten Theilnahme eben so werth als bedürftig sei, erfreuen müsse, so sei diese Theilnahme doch gewiss doppelt erfreulich und gewinne einen höheren Werth unter den Umständen, worin sie sich hier im Augenblicke der Gründung eines Vereins für das ruhmwürdige und erinnerungsreiche Münster der alten Kaiserstadt ausspreche. Hier liege ein neuer unschätzbarer Beweis vor, dass der Dom zu Köln als ein gemeinschaftliches theueres Gut erkannt, dass der Schutz und die Pflege dieses Gutes als eine solidarische Verpflichtung aller Freunde der Religion, des Vaterlandes und der Kunst in Nähe und Ferne empfunden sei. Die ausharrende Treue für den kölner Dom werde gewiss auch dem aachener Münster zu Gute kommen, und das Gute und Edle werde sich hier, wie überall, durch Wechselwirkung stärken und ergänzen.

Nachdem Herr Advokat-Anwalt Jungbluth hierauf seine Functionen für erledigt erklärt und die Wahl eines nunmehrigen Präsidenten für die Leitung der bevorstehenden Besprechung anheimgestellt

hatte, schlug Herr Oberbürgermeister Emundts dazu den bisherigen Referenten Herrn Jungbluth selbst vor, was von der Versammlung sofort durch Acclamation genehmigt ward.

Die nunmehr eröffneten Erörterungen hatten zunächst die Frage zum Gegenstande, ob schon die gegenwärtige Versammlung dazu übergehen solle, ein provisorisches Comité mit dem Entwurfe eines Statuts zu beauftragen, welche Frage dann schliesslich bejaht ward. Die Versammlung setzte hierauf die in dieses provisorische Comité zu wählenden Mitglieder auf die Zahl von neun fest, und ernannte auf den Vorschlag des Präsidenten Scrutatoren für diese Wahl die Herren Fr. Erasmus, W. Hamacher und Fr. Adenaw, die sich demnächst diesem Geschäfte unterzogen.

Sodann stellte Herr Direktor D. Kribben den Antrag, dass das von dem provisorischen Comité zu entwerfende Statut vor der nächsten Versammlung publicirt und die Versammlung dadurch zu einer Discussion dieses Entwurfs gehörig vorbereitet werde.

Der Präsident recurrirte bei diesem Anlasse auf die Erfahrungen des Herrn Assessors Blömer bei der Constituirung des Dombau-Vereines in Köln, und gab dieser hierauf die nähern Aufklärungen. Die Versammlung einigte sich demnach in dem Beschlusse, dass dem Antrage des Hrn. Dr. Kribben im Allgemeinen zu deferiren, die Art und Weise indessen, in welcher den Mitgliedern der Versammlung vor ihrer nächsten Zusammenkunft der Entwurf des Statuts zu communiciren sei, dem provisorischen Comité überlassen bleibe.

Herr Regierungsrath Frenken glaubte, dass es auch schon für den Entwurf des Statuts nöthig sei, gewisse Punkte und namentlich das Verhältniss festzustellen, worin der zu gründende Verein zu dem Werke selbst, wie auch zu der Leitung der Restauration des Werkes stehen werde, wobei ebenfalls von Herrn Assessor Blömer auf Ersuchen des Präsidenten die näheren Bezüge auseinandergesetzt wurden, die sich dieserhalb bei dem kölner Dombaue herausgestellt haben. Auch hier einigte sich die Versammlung in dem Beschlusse, die genauere Würdigung und Feststellung dieses Verhältnisses vördersamst dem provisorischen Comité anheimzustellen und die desfallsige nähere Prüfung bis zur Discussion über den Entwurf des Statuts vorzubehalten.

Aachen. Ueber die Restauration des Kaisersaales zu Aachen. Seitdem der Plan zur Wiederherstellung des Aachener Kaisersaales gefasst ist, wurde von vielen Seiten her stets die Ansicht verfolgt, dass dabei vor Allem der Charakter der Architektur und die historische Bedeut-

samkeit des Bauwerkes gewahrt werden müssten, dass aber mit beiden Rücksichten insbesondere die Vermauerung der Fenster an der Südseite unvereinbar sei, die zur Anbringung von Freskogemälden gänzlich verdunkelt werden soll. Diese Ansicht ist vor Kurzem in Folge der Offenlegung des Saales und der dabei gemachten Entdeckungen von einem grossen Theile der Bürgerschaft wiederholt geltend gemacht worden. Das von demselben gewählte Comite hat sich bei der lebhaften Besprechung, welche die Restaurationsfrage von den verschiedenen Standpunkten aus jüngst in öffentlichen Blättern gefunden, lediglich im Interesse einer gründlichen Aufklärung der Sache veranlasst gesehen, Seitens eines unparteiischen und bewährten, mit alter und mittelalterlicher Baukunst vertrauten Sachkenners ein Gutachten einzuholen. Hr. Architekt Chr. Schmidt aus Trier, dem gewiss Niemand jene Eigenschaften bestreiten wird, ist ersucht worden, »über die zweckmässige Restauration des Kaisersaales im hiesigen Rathhause nach genauer wissenschaftlicher Prüfung sein technisches Gutachten zu erstatten.« — Er hat das Gebäude an Ort und Stelle untersucht, und das Ergebniss in einer motivirten Darstellung übergeben, die hier mit dem Wunsche veröffentlicht wird, dass etwa entgegengesetzte Ansichten in einer ruhigern und würdigern Weise als bisher vertreten werden mögen. Aachens Bürger weisen die gegen sie öffentlich ausgesprochenen Verdächtigungen auf ihren Urheber zurück; sie wollen nur eine dem ursprünglichen Charakter und den Zwecken der Gegenwart entsprechende Wiederherstellung des nationalen Baudenkmals, und behalten zu diesem Behufe fernere technische Untersuchungen an Ort und Stelle gerade jetzt an der Zeit, wo der Saal in seiner ursprünglichen Gestalt erschlossen ist, und durch manche bis dahin unbekannte Aufschlüsse frühere Behauptungen grosser Kunstnotabilitäten namentlich über den Ursprung der Südfenster thatsächlich widerlegt sind.

Gutachten über die Wiederherstellung des Kaisersaales zu Aachen. Von einem Theile der Bürgerschaft Aachens ersucht, mein Gutachten über die Restauration des Kaisersaales ihrer Vaterstadt abzugeben, untersuchte ich diesen Saal und das Rathhausgebäude und lege hier meine Ansicht neben andere vorausgegangene Gutachten urtheilsfähiger Männer nieder. Ich würde dies für ganz überflüssig gehalten haben, wenn sich nicht nach und nach die Sachlage durch viele neue Entdeckungen an diesem Gebäude wesentlich verändert hätte Da übrigens auch voraus zu sehen war, dass damals noch Manches im Verborgenen liegen, sowie dass man bei den nähern Untersuchun-

gen dieses Baues immer mehr Aufschlüsse über dessen ursprüngliche Einrichtung erhalten müsse; so konnte es nicht Absicht sein, einen unabänderlichen Restaurationsplan aufzustellen; weshalb denn auch neue, auf Wahrnehmungen und Entdeckungen aus der Architektur des Bauwerks gegründete Vorschläge immer noch als nicht überflüssig erachtet werden dürften.

Die Restauration dieses Saales ist für die Stadt Aachen sowohl von grosser historischer, als auch zeitgemäss praktischer Bedeutung; weshalb bei Wiederherstellung desselben auf beide Verhältnisse die gehörige Rücksicht genommen werden muss.

Betrachten wir vorerst die Form des Saales nach seiner ursprünglichen Einrichtung, so bildet derselbe ein längliches Viereck von 60 Fuss Breite und 140 Fuss Länge, dessen Gewölbe von vier freistehenden Pfeilern, die den Saal durch seine ganze Länge in zwei Hälften theilen (von denen drei die von unten aufsteigenden Schornsteine verbergen) getragen wird. Jede Hälfte zerfällt wieder in fünf, besonders durch die Gewölbeconstruction bezeichnete, ganz gleiche Quadrate. Jedes Quadrat der nördlichen Hälfte hat zwischen den dasselbe abtheilenden Widerlagspfeilern drei gleich hohe Fenster, während an der Südseite nur das erste und das dritte Quadrat — vom Westende her gezählt — jedes drei den nördlichen ganz entsprechende Fenster hat, wogegen das zweite und das vierte Quadrat jedes nur ein schmales Fenster ganz zur Seite zeigt. Das letzte Quadrat hat aber nur ein jetzt zugemauertes kleines Fenster ganz in der Höhe gehabt; unten befanden sich zwei Thüren, die zu einem Thurme, der nach einer alten Zeichnung hier soll gestanden haben, von dem ich jedoch keine Spur mehr entdecken konnte, hingeführt haben mögen. (Vrgl. Taf. IV.)

Dass sämmtliche, an dieser Südseite bezeichnete Fenster der ursprünglichen Anlage des Saales angehören, beweist ihre vollkommene Analogie mit denen der Nordseite und ihr Verband mit dem Mauerwerke. An die südliche Hälfte der östlichen Schmalseite lehnt sich der sogenannte Granusthurm an, der die halbe Länge dieser Mauer einnimmt. In der nördlichen Hälfte dieser Seite sind wieder zwei ursprüngliche Fenster angebracht, zwischen denen und dem Granusthurme ein Kapellchen erkerartig ausgebaut ist. An dem nördlichen Ende dieser Mauer, wo sie mit der nördlichen Frontmauer die Ecke bildet, befindet sich in einem Thürmchen eine schmale Wendeltreppe, zu der man aus dem Saale durch eine Thüre gelangen konnte. Fast die

ganze Breite der westlichen Schmalseite ist von einem halbkreisförmigen, zu verschiedenen Zwecken benutzt gewesenen und noch benutzten Thurme eingenommen. An der nördlichen Seite desselben befindet sich ein Thurm mit einer fünf Fuss breiten Wendeltreppe, die als Hauptzugang zum Krönungssaale gedient hat.

Wir bemerken nach dieser Auseinandersetzung, dass in den Hauptanordnungen des Saales eine strenge Symmetrie beobachtet gewesen ist und dass der Baumeister ohne Noth nie die Gesetze der Symmetrie ausser Acht gelassen hat. Wenn nun die Fenster der Südseite nicht in allen fünf Abtheilungen der südlichen Hälfte des Saales denen der fünf Abtheilungen der nördlichen Hälfte vollkommen entsprechen, so hat das seinen Grund gehabt, der hier näher auseinandergesetzt werden soll. An den beiden Abtheilungen der Südseite, wo sich die schmalen Fenster befinden, waren in Ermangelung einer sonst passenden Stelle die Kamine zur Heizung des Saales angebracht, von denen die Schornsteine noch über dem Gewölbe des Saales zu sehen sind und auch noch im Saale selbst der Rest eines Säulchens, das zur Architektur eines dieser Kamine gehörte, zu erkennen ist. An dem fünften Quadrate dagegen befindet sich die ursprüngliche Thüre, während an der Ostseite dieses Quadrates der Granusthurm keine Fenster zuliess. Hätte es der Baumeister dieses Saales nun nicht für nöthig erachtet, demselben eine zweiseitige Beleuchtung zu geben, so würde er, da in der südlichen Mauer ohnehin schon die Unterbrechungen stattfinden mussten, dieselbe ganz ohne Fenster aufgeführt haben [1]). Eine zweiseitige Beleuchtung musste ihm jedoch schon eines Theils wegen der bedeutenden Breite des Saales erwünscht sein, indem derselbe bei einer einseitigen Beleuchtung zu ungleichmässig erhellt worden wäre, was ins Besondere auf die Standbilder, die an vier Seiten der das Gewölbe tragenden Pfeiler und an beiden Seiten der Fensterschäfte standen, den nachtheiligsten Einfluss gehabt hätte, indem dieselben zum Theil ganz in Schatten würden gekommen sein; und andern Theils, weil durch diese Beleuchtung der Saal ein dem Charakter der gothischen Architektur weit entsprechenderes Ansehen erlangen musste, als solches bei undurchsichtigen Wänden der

1) Etwa wie in dem sehr ähnlichen Kapitelsaale zu Brauweiler, dessen Plan man oben S. 98. vergleiche. *L. L.*

Fall gewesen wäre. Bei Wiederherstellung dieses Saales muss ich mich nun aber um so mehr für eine zweiseitige Beleuchtung aussprechen, als diejenigen Hindernisse, welche dem Baumeister dieses Monumentes in der vollständigen und symmetrischen Ausführung seines Planes im Wege standen, in unserer Zeit ohne Weiteres beseitigt werden können, indem die Kamine bei unserer besseren Heizmethode keinen Zweck mehr haben würden und man auch durch diese zweiseitige Beleuchtung die Aussicht über einen interessanten Theil der Stadt und Umgegend und eben so auf den, in so merkwürdiger historischer Beziehung zu diesem Baue stehenden Dom erhalten würde; und dann ferner, weil es Absicht ist, sämmtliche Standbilder, wofür die Kosten auf 5500 Thaler berechnet sind, wieder herzustellen: ein Projekt, das in der würdigsten Weise auf die innere historische Ausschmückung durch Wiederaufstellen der 37 Kaiserstatuen Rücksicht nimmt, und demnach bei der Frage der Beleuchtung durchaus nicht ausser Acht gelassen werden darf. Was nun die Fenster des letzten, an den Granusthurm anstossenden Quadrates, wo der kaiserliche Sitz soll errichtet gewesen sein, anlangt, so ist auch hier eine Beleuchtung wie an allen andern Abtheilungen der Südmauer möglich, wenn sie nicht etwa aus historischen Gründen, mit Rücksicht auf Wiederherstellung eines Thronsitzes unterbleiben sollte; in welchem Falle dann das ursprüngliche kleine, in der Höhe befindliche Spitzbogenfenster wieder zu eröffnen sein würde.

Als man aber noch der Ansicht war, dass der Saal von Süden her ursprünglich nicht beleuchtet gewesen sei, fasste man den in diesem Falle sehr zweckmässigen Beschluss, die Flächen dieser Mauer mit Frescomalereien auszuschmücken, wozu auch bereits die Entwürfe sollen angefertigt sein. Ich muss jedoch bemerken, dass sich über sämmtlichen Fenstern des Saales noch so schöne Flächen zu Frescomalereien vorfinden, dass mir es gar nicht nöthig scheint, die Architektur zu beeinträchtigen, um Raum zu Malereien zu gewinnen. Uebrigens will ich nicht verabreden, dass die Malereien über den Fenstern ein minder günstiges Licht erhalten würden, als dies nach jenem andern Projekte der Fall wäre.

Eine andere Frage, die hier nicht übergangen werden darf, betrifft die Solidität dieses Saales und die Standfähigkeit des Baues überhaupt. Die südliche Mauer hat, wie eine nähere Betrachtung lehrt, ihre ursprüngliche Ebene ganz verloren

und ist zu dem westlichen Ende hin so bedeutend aus dem Lothe gewichen, dass das Gewölbe daselbst drohte einzustürzen; weshalb man sich auch genöthigt sah, das Mauerwerk durch eiserne Anker und Klammern zu verbinden. Wenn nun das Mauerwerk überhaupt schon nicht die gehörige Stabilität behalten hat, so mag das Schwanken des westlichen Thurmhelmes, was vornehmlich durch Windstösse erzeugt wird, noch besonders dazu beigetragen haben, der Mauer an jener Stelle eine so drohende Beschaffenheit zu geben; denn schwerlich war diese Baufälligkeit vor Errichtung des Thurmhelmes, der noch nicht sehr lange steht, eingetreten, indem man sonst wohl würde Bedenken getragen haben, denselben an seiner Stelle aufzuführen. Hier halte ich für nöthig, dass diese Mauer, sowohl die Widerlagspfeiler als auch das Zwischengemäuer, von dem Dache ab bis zu dem Fussboden des Saales abgebrochen und wieder neu aufgeführt werde, und dass eben so auch die beschädigten Gewölbtheile durch neue ersetzt werden. Dass dieses übrigens mit Schwierigkeiten verknüpft ist und mit grosser Vorsicht geschehen muss, ist keine Frage; dass aber die Ausführung möglich ist, unterliegt keinem Zweifel. Um dann der südlichen Frontmauer überhaupt diejenige Stabilität zu geben, welche einer fernern ähnlichen Baufälligkeit auf Jahrhunderte widersteht, muss diese Mauer eine gleichmässige und kräftige Verstärkung erhalten, worauf aber das Vermauern oder Nichtvermauern der Fenster von sehr unerheblichem Einflusse erscheint. Nach meiner Ansicht muss diese Mauer durch den innern Pfeilern und der Richtung des Gewölbedruckes entsprechende Strebepfeiler verstärkt werden; welche Strebepfeiler jedoch durch Einschiebung von tüchtigen Bindesteinen mit dem Mauerwerke in gehörigen Verband zu bringen sind, der auch da, wo das Mauerwerk wieder neu aufzuführen wäre, durch gleichzeitiges Aufmauern dieser Strebepfeiler, wenigstens oben, vollkommen erzielt werden könnte. Hierbei ist freilich, den letzten Fall ausgenommen, nicht anzunehmen, dass die Strebepfeiler denselben Widerstand leisten würden, als wenn sie in einem durchgängigen Verbande mit der Mauer gleichzeitig wären aufgeführt worden; aber sie werden hier ihren Zweck doch erfüllen, indem die Mauer, die sie zu halten haben, nur einer sehr geringen Stütze bedarf. Obwohl ich nun die vollkommenste Ueberzeugung hege, dass sich das Mauerwerk, wo sich die alten Kamine befanden, bei gehöriger Vorsicht zum Einsetzen der daselbst fehlen-

den Fenster ohne alle Gefahr herausnehmen lässt, indem die Stabilität des ganzen Gebäudes hauptsächlich nur auf den Widerlagspfeilern und den freistehenden, das Gewölbe tragenden Pfeilern beruht, auf die sich auch der ganze Druck der Kreuzgewölbe concentrirt, so möge man doch zur Beruhigung derjenigen, welche Gefahr befürchten sollten, erst die Strebepfeiler an diesen Stellen aufführen, ehe man das Ausbrechen des Mauerwerks vornimmt.

Die neu anzulegende Treppe würde nun an der projektirten Stelle (der dritten Gewölbescheibe) dem Baue jedenfalls eine kräftige Stütze gewähren; der Bau bedarf jedoch an dieser Stelle nicht mehr Stütze als auf seiner ganzen Länge: weshalb jener Treppenbau dem Mangel überhaupt nur unvollständig abzuhelfen vermag. — So sehr mich der betreffende Treppenbau, den ich früher gesehen habe, für sich betrachtet auch ansprach, so kann ich mit der Stelle, die derselbe in Bezug auf den Saal einnehmen soll, mich doch nicht einverstanden erklären. Bei solchen Sälen ist es immer besser, wenn der Eingang für das Publikum, wie bei den römischen Basiliken, den heutigen Gerichtssälen und unsern Kirchen, und wie es auch in diesem Saale selbst der Fall gewesen ist, an einer Schmalseite sich befindet, indem dann das hereintretende Publikum jedesmal die Versammlung vor sich hat, während bei Seiteneingängen sich die Versammlung rechts und links befindet und weit leichter Störungen entstehen, als in jenen andern Fällen. Zu einer solchen Treppe würde sich der westliche Thurm sehr gut eignen. Zu diesem Thurme ist schon ein schönes mittelalterliches Portal vorhanden. Da aber das Mauerwerk im Innern nicht überall die erforderlichen glatten Flächen hat, so könnte dasselbe etwa um einen Fuss verstärkt werden, wodurch der Thurm dann auch an Stärke, die er mir zwar hinreichend zu besitzen scheint, gewinnen würde. Es müsste in diesem Falle das an den Thurm angebaute, der Stadt zugehörige Wohnhaus, um der Treppe überall das erforderliche Licht zu geben, wenigstens theilweise wegfallen. Bei solcher Treppenanlage könnte von einem Podeste aus zu jedem der beiden Schiffe des Saales eine grossartige Eingangsthüre führen und von der Treppe selbst sehr leicht in den untern Theil des Rathhausgebäudes eine zweckmässige Communication hergestellt werden. Bei einer solchen Einrichtung könnte dann die ursprüngliche Thurmtreppe unbeschadet der neu anzulegenden stehen bleiben und bei grossen Volksversammlungen zweckmässig als Ausgang mit benutzt werden. Dem an mich ergangenen Wunsche,

dieses Treppenprojekt durch einen Plan zu versinnlichen, konnte ich bei dieser Gelegenheit nicht entsprechen, bin aber, wenn es verlangt wird, später dazu bereit.

Was nun den Kostenpunkt betrifft, so glaube ich, dass durch die hier vorgeschlagenen Einrichtungen in Vergleich zu der Ark'schen Treppe, die 35,000 Thaler kosten soll, eine Summe von mindestens 15,000 Thalern erspart würde.

Chr. Schmidt, Architekt.

Cöln. Der Erbauer des Doms. »Zuerst werden [im zweiten Bande von *Lacomblet's* Urkundenbuch [1])] S. IX—XVI die kirchlichen Zustände der Erzdiöcese Cöln während des dreizehnten Jahrhunderts besprochen, daran schliesst sich S. XVI—XXVII die Baugeschichte des Doms zu Cöln nach den Ergebnissen der Urkunden, und von S. XXVII an wird eine genealogische Uebersicht der Grafen am Niederrhein während jenes Jahrhunderts gegeben. Von diesen mannichfachen und gründliche Belehrung gewährenden Abhandlungen hat besonders die Baugeschichte des Doms ein lebendiges Zeitinteresse. Die älteste Dombaugeschichte wird hier vom Hrn. Verf. der Mährchen entkleidet und auf Urkunden gegründet, daher freilich auch nur fragmentarisch vorgetragen, und so dass manche Frage, deren Beantwortung man wünschen möchte, unbeantwortet bleibt. Von den hier besprochenen Momenten aus der Geschichte des Dombaues will ich nur zwei erwähnen, mit Hinzufügung einiger Bemerkungen.

Nach einer Urkunde des Papstes Innocenz IV. (No. 332, Lyon 21. Mai 1248) scheint die Zerstörung des ältern Cölner Doms durch eine grosse Feuersbrunst angenommen werden zu müssen; doch abgesehen davon, dass jene päpstliche Bulle nicht unverdächtig ist, indem sie nur in *Gelenius'* Sammlung (angeblich aus einem Chartular) und bei *Crombach* steht, und weder das Original noch eine alte Abschrift davon im Cölner erzbischöflichen und domstiftlichen Archive sich befindet, hat man auch von solcher Feuersbrunst sonst keine Nachricht, und mit Recht findet Hr. *Lacomblet* (S. XIX) nur so viel wahrscheinlich: dass in der Domkirche in dieser Zeit ein an sich unbedeutender Brand entstanden, welcher gleichwohl den früher schon unbestimmt gehegten Gedanken eines Neubaues zur Reife brachte.« Die betreffenden Worte der Bulle, welche ich wohl für echt halten

1) Eine Recension dieses trefflichen Werkes ist uns von unserm verehrlichen Mitgliede Hrn. Prof. *Aschbach* freundlichst zugesagt. *L. L.*

möchte, lauten: Sane famosa et honorabilis Coloniensis ecclesia de novo, sicut accepimus, casu miserabili per incendium est consumta. Der kölnische Antrag, um die päpstliche Indulgenz zur Unterstützung des Dombaues zu erwirken, mag allerdings darauf gegründet gewesen sein, die alte Kirche sei neulich wieder durch Brand jämmerlich zerstört. Solche Anträge wurden, um sichere und reichliche Unterstützung zu erlangen, meistens mit Uebertreibungen und sehr beweglichen Worten gestellt. Bei dem Anfange des herrlichen Dombaues tritt der Name Gerhard besonders hervor. Am 4. April 1256 (No. 426) verheisst der kölnische Canonicus Gerhard (Gerardus) ein Sohn des gleichnamigen Edelvogts von Cöln, seiner Kirche 4 solidos jährlich von seiner Präbende, so lange bis anderweitig 4 solidi jährlicher Einkünfte von ihm beschafft sein werden »ad opus dicte ecclesie«, das heisst doch wohl zum Dombau [1]). — Im folgenden Jahre 1257 (No. 446) bekundet das Domkapitel, dass es magistro Gerardo lapicide Rectore fabrice nostre (»dem Steinmetz- und Dombau-Meister Gerhard« sagt Hr. *Lacomblet*) wegen seiner Verdienste und Dienstleistungen (propter meritorum obsequia nobis facta) eine grosse Baustelle auf der Marcellenstrasse verliehen, worauf derselbe ein grosses steinernes Haus errichtet habe. Davon soll er oder seine Ehefrau (uxor) Guda oder beider (eorum) Erben jährlich 12 solidos Erbenzinz geben. — Am 26. April 1264 fordert Erzbischof Engelbert II. von Cöln (No. 541) sämmtliche Kirchenvorstände seines Sprengels dringend auf, magistro Gerardo sacerdoti, provisori fabrice nostro Coloniensis, presentium exhibitori (»dem entsandten Provisor des Dombaues« *Lac.*) cum ad vos venerit negotium prefate fabrice propositurus, ad omnem formam et informationem dicti negotii, qua vos informare poterit (»in allem, was diesen Gegenstand — den Dombau — betreffe« *Lac.*) alle mögliche Beförderung zu gewähren; er verheisst ihnen und allen manum largitatis ad tam sanctum opus et laudabile porrigentibus (»jedem der zu dem Baue beisteuern werde« *Lac.*) reichlichen Ablass, verordnet Gebete und Andachten für solche Wohlthäter und befiehlt den Geistlichen, sich ausschliesslich dieser Angelegenheit zu widmen und das Volk fortdauernd darauf hinzuweisen, wobei er auch die Reuigen, welche nicht wissen, wem sie unrecht erworbene Güter wiedererstatten sollen, ermahnt, dieselbe in subsidium predicte fabrice nostre Coloniensis zu geben u. s. w. In der letzten dieser drei Urkunden ist die erzbischöfliche Anordnung der allgemeinen Collecten im Cölner Sprengel für den grossen

1) So bei *Günther* 139: ad opus ecclesie Bunnensis, worüber zu vergleichen mein niederrhein. Jahrb 1843. S. 242. Ein Recensent hat das nicht verstanden! L. L.

Dombau nicht zu verkennen, obgleich von diesem Bau nicht mit deutlichen Worten gesprochen wird. Die Collecte zu veranlassen und zu sammeln wurde der Geistliche (sacerdos) M. Gerhard ausgesendet, der Verwalter der Domfabrik, d. h. der Einkünfte des Doms, 'der Dombaukasse *). Herr *Lacomblet* bezeichnet denselben als »Provisor des Dombaues«, wie den M. Gerardus Lapicida, Rector fabricae nostrae 1257 als den »Steinmetz- und Dombau-Meister G.« Diese Bezeichnung des Rector und Provisor fabricae scheint aus dem verzeihlichen Wunsche hervorgegangen zu sein, den ersten eigentlichen Baumeister des grossen Werks ausfindig zu machen.

Indessen war unser M. Gerhard ohne Zweifel in den ersten Jahrzehnten des Baues bei dem ruhmwürdigen Unternehmer schon als Verwalter des Dombauschatzes eine wichtige Person. Den M. Gerhard in beiden Urkunden von 1257 und 1264 möchte ich für einen und denselben halten. Freilich erscheint er 1264 als Geistlicher und 1257 hat er noch eine Frau und heisst lapicida. Es ist möglich, dass er 1257 noch Steinmetz war; doch vielleicht bezeichnet G. Lapicida nur »G. mit dem Beinamen Steinmetz.« Aus solchen einaßmen wurden Familiennamen, und wenn unser G. diesen Namen nicht von seinem Vater ererbt hatte, so konnte er ihn wohl von seinem Eifer für grosse massive Bauwerke (domus lapidea 1257), ja von seiner ausgezeichneten Kenntniss der Baukunst erhalten haben. Gern enthalte ich mich der Entscheidung: zu diesen eingehenden Untersuchungen ist hier ohnehin nicht der Ort. Die Frage sollte nur nochmals angeregt werden, und vor einem möglichen Irrthume in Uebersetzung des Wortes fabrica (= Baukasse, nicht Bau) gewarnt, obgleich auch ich sicher geneigt bin, unserm Gerhard die glänzendste Rolle bei mdeDombau zu vindiciren und in ihm auch den ersten Dombaumeister, den Entwerfer des Planes und den Oberaufseher bei den Arbeiten zu erkennen, der zugleich die Baukasse verwaltete. Zu Verwaltern der fabrica nahmen die Stiftsherren gewiss gern Bauverständige.

(Aus einer Recension von *Lacomblet's* Urkundenbuch II. in den Götting. Gel. Anz. 1847. No. 68—69.)

Bonn. Der sogenannte Kampfstein auf dem Hundsrücken. Auf dem Hundsrücken geht die Sage unter den Landleuten, und auch Reisebe-

---

*) Dass das Wort fabrica allgemein so gebraucht wird, ist bekannt. Der Verwalter eines geistlichen Rentamts heisst auch Obedientiarius, wie z. B. der Rentmeister zu Gr. Meringen S. XX. Das Cölner Domkapitel lobt 1257 des M. Gerhard obsequia nobis facta

schreibungen erwähnen es, dass in der Gegend von Büchenbeuren vor vielen Jahrhunderten zwei sich feindliche Heere zusammengetroffen seien und eine blutige Schlacht geliefert hätten, wovon ein Theil zum Zeichen des Sieges über seinen Gegner sich ein Denkmal in Stein errichtet habe.

Dieses Denkmal, allgemein der Kampfstein genannt, steht an der Landstrasse zwischen Trarbach und Büchenbeuren.

Am 16. Juli 1846 machte ich die Tour von Trarbach nach Büchenbeuren in Gesellschaft des Herrn Predigers Hauk, welcher in der Gegend genau bekannt ist und mich, veranlasst durch das Gespräch über den berühmten Wellstein, im Voraus aufmerksam machte, dass wir den Kampfstein passiren würden.

Der angebliche Kampfstein, den auch unser Postillon als solchen bezeichnete, ist weiter nichts, als ein roher weisser Quarzblock, c. 8 Fuss über die Erde hoch, 4 Fuss breit und 2 Fuss dick, wie solche natürliche Quarzblöcke, mehr oder weniger gross, über den ganzen Hundsrücken verbreitet liegen. Im Süldenbachthale, nahe an dem Eisenhüttenwerk Rheinbelien, steht eine Quarzmasse, an c. 100 Fuss hoch und dick, eine förmliche Quarzburg.

Die Sage vom Kampfstein ist, meines Dafürhaltens, durch Nichts begründet und ebenso fabelhaft, wie der berühmte Wellstein oberhalb Trarbach, der auch kein durch Menschenhände errichtetes Denkmal, sondern ein einfaches Naturgebilde ist.

(Mittheilung des Herrn Oberbergrath Dr. A. Koch.)

Bonn. Der Wellstein bei Trarbach an der Mosel. Ueber den Wellstein, Wendelstein (Wildstein) bei Trarbach sprechen seit 30 Jahren fast alle Beschreibungen des Moselflusses als von einem grossartigen Denkmale aus uralter Zeit; aber noch Niemand hat bis jetzt seine Bestimmung, das Jahrhundert, in welchem, und durch wen es errichtet worden ist, mit einer Gewissheit anzugeben vermocht. Es herrschen darüber die verschiedensten Ansichten.

Dr. Stork sagt in seinen Darstellungen aus dem Preussischen Rhein- und Mosellande im Sahre 1818, der Wellstein sei ein seltsames, schwer zu erklärendes Monument. Die gewaltigen Steinmassen, die hier in Trümmern umher liegen, beweisen, dass hier Alles noch ganz anders war, als man es jetzt sähe. Was noch vorhanden, sei aus mehreren, gewaltigen Granitblöcken ohne Mörtel zusammengesetzt, doch in den Fugen mit kleinen Steinen ausgefüllt. Der unterste Stein, was sichtbar sei, wird zu 12 Fuss in der Länge, 7 Fuss in der Dicke und das Ganze 18 Fuss hoch angegeben.

In einem anderen Buche: Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen, von Metz bis Koblenz, im Jahre 1841 erschienen, findet sich vorstehende Aeusserung des Dr. Stork aufgenommen und die Meinung ausgesprochen: Nichts hindere, den Wellstein, den Stork für ein Todten-Denkmal aus der Germanischen Zeit zu halten geneigt sei, mit mehr Wahrscheinlichkeit für ein Celtisches Monument aus der Gallischen Zeit zu erklären, das irgend ein Gallischer Volksstamm zu Ehren seines Anführers errichtet habe, worauf auch die Benennung hindeute, die man ebenfalls aus dem Celtischen, von Valen (Wöllsen), Wallonen herleiten müsse.

Ein Dritter, Menk, in seinen Moselthals-Sagen, Legenden und Geschichten (1840) spricht: Der Wellstein erhebt sich isolirt auf dem Gebirge. Gewaltige Steinklötze liegen hier zerstreut; dabei ragt aber eine mächtige Felsmasse auf. Der Augenschein lehrt, dass nicht die Natur und ein Zufall diese sonderbaren Gebilde geformt, sondern der Mensch seine Hand daran gelegt habe. Er hält den Wellstein für ein religiöses Denkmal eines gallischen Stammes, welcher es benutzte, um die Ueberreste gefallener Krieger beizusetzen, dabei möge es auch nebenbei wohl zum Opferaltar gedient haben.

Ein Vierter: v. Stramberg im Moselthale zwischen Zell und Conz sagt: Wie nun aber, wenn die Hunnen diese Felsmassen aufeinander gesetzt hätten? Viele seien doch der Meinung, dass sie einst auf dem Hunsrück gehaust; freilich läge dann die Ableitung von Wilden am nächsten.

Endlich spricht auch noch der Herr Geheimerath Harless in seinem 1827 erschienenen Buche: Das Bad zu Bertrich, über den Wellstein. Herr H. wundert sich über die regelmässig gebrochenen, im Rauhen behauenen Granitmassen für jene Zeit, und vermuthet, es habe beide Bestimmungen, nämlich ein Grabesdenkmal für einen grossen Gallo-Batavischen Fürsten oder Heerführer aus der ältesten Zeit (muthmaasslich lange vor der Gallo-römischen Aera Triers) oder Opferaltar der Druiden, gehabt, und findet es noch merkwürdig, dass dieses Monument (nach Stork) aus Granit bestehe, da doch dieser so schwer zu behauende Stein nicht in der Gegend selbst breche, die kolossalen Blöcke viele Meilen weit aus den Ardennen herbeigeführt werden müssten.

Ohne Misstrauen gegen die Wahrheit des Gesagten zu hegen, muss man etwas Grossartiges in dem Wellstein bei Trarbach erwarten, und die ausgesprochenen so verschiedenen Ansichten über

Zeit und Zweck des Monuments die Wissbegierde noch mehr reizen, dasselbe zu besuchen, daher ich mich entschloss, im Sommer 1844 eine Tour nach Trarbach zu machen, um den berühmten Wellstein mit eigenen Augen zu sehen.

Es war Anfangs September 1844, als ich den Wellstein in Begleitung des Herrn Gymnasial-Direktors Dr. Stäffler, welcher das Monument und den Weg dorthin recht gut kennt, in der Morgenstunde besuchte.

Aber wie musste ich mich wundern, dass Alles ganz anders war, als die Herren es beschrieben haben, und ich musste annehmen, Herr Dr. Stork allein nur habe das Monument mit eigenen Augen gesehen, es nach seiner Ansicht beschrieben und über die Entstehung und Bestimmung desselben geurtheilt: die übrigen 4 Schriftsteller aber möchten Herrn Stork nur nachgeschrieben und ihre eigene Meinung beigegeben haben, ohne wirklich an Ort und Stelle gewesen zu sein.

Ein runder Steinkranz und besonders grossartiges Monument in der Mitte, aus mächtigen Granitblöcken zusammengesetzt, ist nicht sichtbar, und war auch gewiss weder das Eine noch das Andere jemals vorhanden.

Was ich im Sommer 1844 und am 15. Juli 1846 vorfand, ist Folgendes:

1) eine grosse Quarzmasse (das angebliche Monument), nach genauer Messung 17 Fuss Pr. hoch, 11 Fuss Umfang;

2) um diese grosse Quarzmasse liegen dicht an derselben, auf der Nordseite, noch 5—6 Quarzblöcke, welche früher wahrscheinlich mit dem Hauptblock verbunden waren; der grösste dieser Nebenblöcke ist 7 Fuss lang, 6 Fuss breit und 8 Fuss dick.

3) Gegen Norden, nach Trarbach hin, 10 Schritte von der Hauptquarzmasse, findet sich noch ein bedeutender Quarzblock, 13 Fuss lang, 10½ Fuss breit und 7 Fuss 2 Zoll dick, und ist ebenfalls mit einigen kleinen Quarzblöcken umlagert.

4) Gegen Südost, in einer Entfernung von 110 Fuss, am Hauptquarzblock, liegt im Gebüsch ein runder Quarzblock von c. 8 Fuss Höhe über dem Erdboden und gleicher Dicke.

5) Gegen Süden, in der Nähe des Hauptquarzblockes, liegt noch ein kleiner Block, vielleicht ein Abfall der grossen Masse.

6) Auch findet sich gegen Westen, nahe an dem Fusswege nach der Fahrstrasse nach dem Hauptblock, noch eine Quarzmasse von einigen Kubikfuss, wie deren an der Fahrstrasse mehrere liegen.

So wenig als der sub 1 bezeichnete grosse Quarzblock', welchen

Dr. Stork irrig für Granit hält, für ein Grabdenkmal oder auch Druidenaltar angesehen werden darf, wozu auch nicht einmal das Terrain günstig ist, so wenig bilden die sub 3. 4. 5. u. 6. namhaft gemachten Quarzblöcke einen Steinring. Solche Quarzblöcke, welche angeblich den Kranz um das Monument bilden sollen, finden sich sehr viele in den Waldungen der Gemeinde Briedel und in dem Forstrevier Marbach und Kirchberg, und auf dem ganzen Hundsrücken liegen dergleichen Quarzblöcke zu Tage.

Noch mehr! In der Silber-, Blei- und Kupfererzgrube Kautenbach, welche schon seit Jahrhunderten im Betriebe ist, kommen mehrfache Quarzbänke vor, und unter Anderem in dem Wendelsteiner Gange, ganz in dessen Streichungslinie, eine grosse Quarzmasse von 13½ Fuss Länge, 10 Fuss Breite und 13—16 Fuss Höhe, also ähnlich dem über Tage liegenden Wellstein, und dieser bildet sonach das Ausgehende des Wendelsteiner Ganges.

Man wird also, der Wahrheit gemäss, unbedenklich aussprechen können:

> dass der Wellstein und die in dessen Nähe liegenden Quarzblöcke nicht durch Menschenhände herbeigeschafft und errichtet, sondern das Ganze einfach von der Natur gebildet ist,

also von einem Grabdenkmal oder Opferaltare nicht die Rede sein kann.

(Mittheilung des Herrn Oberbergrath Dr. A. Koch.)

Bonn. Astyrius. Ich habe im VIII. Hefte S. 157. behauptet und bewiesen, dass der Consul des J. 449 n. Chr. nicht Asterius, sondern Astyrius oder Asturius heisse. Das bestätigt sich jetzt durch das Chronicon Idatii in Compte-Rendu des séances de la commission royale d'histoire. Tom. X. no. I Bruxelles 1845. p. 86: »Asturius vir illustris ad honorem provehitur consulatus.« L. L.

Bonn. Eine Anzahl Matronensteine sind so eben in der Nähe gefunden worden, die ich im nächsten Hefte veröffentlichen werde.

L. L.

Bonn. Horus, Pabeci filius. Die von mir im V. VI. Heft Nr. 95. S. 317. veröffentlichte, dann von Hrn. Dr. *Leemans* in Leyden im VII. Hefte S. 79. näher erläuterte Inschrift HORVS. PABECI. F. u. s. w. erhält zwei interessante Parallelen einmal durch ein Denkmal aus Epfach in *von Hefners* röm. inschr. Denkmäler Oberbayerns II. Abth. Nr. VII., das also lautet: HORVS. OPTATI | FIL. SEQVAN. ANI. | VSARIA. DAPHNIS., sodann durch den Namen Παμβεκός, der gewiss

mit dem unserer Form Pabecus gleich ist, bei Georg. Syncell. Chronogr. p. 360, a: *Λέγουσι δὲ τὴν τοῦ Ἀρταξέρξου μητέρα ἀνδρὶ συνοικεῖν Παμβεκῷ τοὔνομα σκυτοτόμῳ μὲν τὴν τέχνην, ἀστρολόγῳ δὲ καὶ περὶ ταῦτα σκοτισμοὺς ἢ χλευασμοὺς ἐνησκημένῳ.* Dass er Astrolog ist, kann ja auch auf Aegypten wieder hinweisen. Ja dass die Form der cölnischen Inschrift die richtige ist, zeigt Agathias hist. II, 26: *Λέγεται δὲ τὴν τοῦ Ἀρταξάρου μητέρα Παβέκῳ τινὶ ξυνῳκηκέναι, παντάπασι μὲν ἀσημοτάτῳ καὶ σκυτοτόμῳ τὴν τέχνην, τῆς δὲ τῶν ἀστέρων δαημονεστάτῳ* u. s. w. Ebendas. mehrmals.

L. L.

Bonn. In der Revue archéologique 1847. 10. Livr. p. 672. befindet sich eine Notiz über einen bei Amélie-les-Bains (Departement: Pyrénées Orientales) vor einem Jahre entdeckten römischen Ofen zum Brennen von Ziegeln. Man wird sich dabei des in der Eifel gefundenen furnus arvalis Jahrb. V. VI. S. 321. erinnern. Leider sind wir noch ausser Stande, Zeichnungen von beiden zur Vergleichung nebeneinanderzustellen.

L. L.

Bonn. In *Eckermann's* Lehrbuch der Religionsgesch. und Mythol. d. Völker des A. III. Bd. S. 264. f. heisst es: »Hercules Saxanus, von Saxum, sahs, vielleicht als Erbauer der Druidischen Denkmäler [?!]. und Macusanus, Macurius [?] (wohl mac Hu wie St. Patrick mac Alpin) auf Münzen Deusoniensis ist wohl ein ursprünglich fremdartiges, aber sehr frühe, wenn auch noch nicht zu Caesars Zeit aufgenommenes Wesen, welches, nachdem es seinen Vater Jupiter mit Hu vertauscht hatte [!], auch mit dem Fluthmythus in Verbindung gesetzt zu sein scheint. Daher trägt er den Delphin auf der Hand, und die zur Gabel auslaufende Keule (Aufgang und Niedergang) wie Neptun den Dreizack, der, wie er selbst, mit ihm und der Nehalennia verbunden wurde. Walchern scheint Neptun als Hu und Nehalennia als Mutter des Hercules [??] verehrt zu haben. Hercules Saxanus kommt auf 4 Inschriften zu Schweppenberg, Bergendahl, in Lothringen und in Tivoli vor. An den Phönicischen Hercules ist hier aber nicht zu denken, wie *Mone* scheint annehmen zu wollen.« Man kann es Hrn. *Eckermann* bei seinem Standpunkte gar nicht übel nehmen, dass er die Inschriften Centralmus. II, 21. 22. 23. 24. und die dort angeführten, so wie die bei *Montfaucon* Ant. expl. Suppl. Tom. II. Pl. X. *Donat.* 84, 3. nicht kennt. Ausserdem vergleiche man Jahrb. X. S. 107. f. Endlich führt Hr. *Eckermann* S. 28. den Königsstuhl zu Rhense unter den Druidischen Denkmälern an!

L. L.

Göttingen. »Auch um den Hercules Macusanus hat Hr. *Janssen* das bleibende Verdienst, die bekannten Träume des Herrn *von Donop* (nicht *Dorop*), auch abgesehen von ihrer sonstigen Unhaltbarkeit, schon dadurch ihrer Grundlage beraubt zu haben, dass er die Statue, auf deren Uebereinstimmung mit einer phönicischen Münze jener sein ganzes Luftgewebe aufgebaut hat, als einen Neptun nachweist, welchem nur *Keyssler* willkürlich jenen Namen beigelegt habe; und wenn er auch darin irrt, dass er selbst eine Stadt Macusa in Phönicien voraussetzt, die nach Plinius vielmehr nach Aethiopien gehört, so hat er dagegen vollkommen Recht, wenn er den Ort, welchem der Hercules unserer Inschriften und Münzen seinen Beinamen verdankt, vielmehr in den deutschen Rheingegenden sucht. Denn dass derselbe Beiname auch in Schottland auf einem Votivsteine gefunden worden ist (*Stuart* Caledonia Romana p. 351), spricht dagegen um so weniger, als der Weihende auch dort ein duplicarius alae Tungrorum, folglich ein Belgier ist; und je grössere Aehnlichkeit unser Macusanus auf den Münzen des Postumus mit dem Hercules Deusoniensis desselben Kaisers darbietet, dessen Name offenbar von dem bei Hieronymus Chronic. a. 374. erwähnten Orte Deuso in regione Francorum herrührt, desto gewisser sind wir berechtigt, in ähnlicher Gegend auch den Ursprung jenes Beinamens zu suchen, mag derselbe nun mit dem Mecusa des Geographen von Ravenna oder dem Orte Mahusenham verwandt sein, den Hr. *Janssen* aus einem alten Charterbock van Holland nachweist.«

(K. Fr. Hermann in einer Rec. von *Janssen* Romeinsche Belden etc, in Gött. gel. Anz. 1847. S. 1054. f.)

St. Goar. In dem Orte Beltheim, welcher an einer Zweigbahn der über den Hundsrücken führenden Römerstrasse liegt, wurden vor zwei Monaten beim Umgraben eines Gartens mehrere Urnen und römische Kupfermünzen und zugleich eine Reiterstatue von Erz gefunden. Zwei Urnen sollen nach der Angabe des Finders in einem Behälter von Eisenplatten, welche 15 Zoll hoch und 1½ Fuss lang gewesen sein sollen, gestanden haben; die mir vorgezeigten Reste dieser Platten waren vom Roste ganz zerstört, das Eisen aber doch noch erkennbar. Die Statue ist eine Priesterin, quer zu Pferde sitzend, mit einer Opferschale in der Hand; sie war sehr gut erhalten, wurde aber verstümmelt, indem der Finder sie für Gold hielt und deshalb dem Pferde alle Füsse und den Schweif abschlug; die Statue wiegt 29 Loth und ist 6 Zoll hoch.

Vor ungefähr 6 Wochen, bei dem sehr niedrigen Wasserstande,

wurden gleich unterhalb Boppard in Felsenriffen des Rheines viele römische Kupfermünzen von Tiberius, M. Aurel, Lucilla Augusta etc. gefunden.

(Mittheilung des Hrn. Grebel.)

Basel. Hellegrave. In der Apocalypse heisst es 20, 12. *libri aperti sunt — et iudicati sunt mortui ex his quae scripta erant in libris secundum opera ipsorum:* danach in dem Bruchstücke vom jüngsten Gericht Fundgr. 2, 136: *so dut man uf di buch; do ane stet unsir dat, si si ubil oder gut. danne wirt irsheinit wer nu got mit hercin meinit. di hercin unde lib nu intreinint, wi heizze di danne weinint, so si vor in gescribin sehint wi si dunt, wi si nu lebint. ez in ist nit so hele, ez in werde wol uffinbere, ez si ubil oder gut, so man di buch uf dut. so man di buch insluzit unde breidit unde di dodin urtdeilit al darnach di buch sagint, so vrowint sich di wol gelebit hant;* und weiterhin *so got di buch ane gesihit unde einis igelichin menschin lebin gelisit, so kerit er sich zu der cesiwin hant zu den di ime gedinit hant* u. s. f. Und eben darauf zurückgehend bei Petrus Alfonsi in der discipl. cleric. 39, 2: *ad portam loci iudicii, ubi leges in rotulo quicquid tua manus egit in hoc saeculo* und bei br. Berthold 136: *du stêst ouch allenthalben an dem blate bî den bœsten.* Es wird also das Leben des Menschen hindurch aufgeschrieben, was er Gutes und was er Böses thut*): jenes ist das Geschäft seines Engels, dieses das gern und aufmerksam geübte Amt des Teufels. So zeigen sich beide in Steinbildern rechts und links an dem romanischen Portale des Bonner Münsters, sitzend und jeder in ein Blatt schreibend, das er auf den Knieen hält: am Kirchenportal, durch das die Christen zum Bekenntniss ihrer Sünden eingehen und das vorbildlich an jene *porta loci iudicii* mit ihrem *rotulus* mahnt. Und im Münster von Basel kauert zwischen dem Bogengeripp der im J. 1486 aus Stein gehauenen Kanzel gleichfalls ein Teufel und schreibt in ein aufgerolltes Blatt; eine weiter unten stehende Inschrift endigt mit den Worten *prope est dies domini.* Dieser schreibende Teufel ist aber eine schon sehr alte Vorstellung.

*) Aehnlich, jedoch nicht eins mit der römischen Vorstellung, wonach bei der Geburt eines Menschen die Parcen dessen zukünftige Geschicke niederschreiben: Otfr. Müllers Archäol. d. Kunst 398, 1. Dieselbe Vorstellung war auch deutsch: vergl. Jac. Grimms Mythol. 377 f.; nur kann *prievard* Marc. Cap. 39. 44. Gr. nicht wohl unter die Belege gerechnet werden, da hier schon das lat. Original die Ausdrücke *scriba* und *libraria* hat.

Bereits in dem althochdeutschen Gedicht vom jüngsten Tage (Altd. Leseb. 73, 33) wird von dem sündlichen Thun des Menschen gesagt: *daz der tiuval dâr pi kitarnit stentit, der hapêt in ruovu rahhônô uuelîhha, daz der man upiles kifrumita, daz er iz allaz kisagêt denne er ze deru suonu quimit.* — *Ruaba ruova* ist eigentlich s. v. a. Zahl: *in ruovu hapên* ist wie *in zale haven* Wernh. v. Niederrh. 4, 31. (l. *der sterren gitet und havet in zale*) und eben auch mit Beziehung auf den Acht gebenden Teufel heisst es im Buch der Rügen (Zeitschr. f. d. A. 2, 77.) *wer möht nu haben in der zal iuwer veikheit über al? der vînt zel, ob er wil, dem ir dienet âne zil.* Natürlich aber fallen überhaupt und besonders hier Zählen und Schreiben in eins zusammen: der Rechnende schreibt auch, und auch seine Zeichen sind Buchstaben.

Dass von diesem *ruova* das Verbum *brüeven prüeven*, syncopiert aus *berüeven*, herstammen möge, habe ich schon im Glossar zum altd. Lesebuch LXXII. angenommen: mit dem lat. *probare* und dem fr. *prouver,* von denen man es sonst abzuleiten pflegt, hat es nur einen Theil seiner Bedeutungen gemein, der sich doch auch sehr wohl auf den Grundbegriff des Schreibens und Zählens zurückführen lässt (vergl. das Mhd. *schrîben* anordnen Aen. 3530 *) und das Alts. *biscrîban* beachten Heliand 22, 24. 161, 24.), und erst der Ursprung aus *ruova* lässt es begreiflich werden, dass anstatt *brüeven* und in dessen Sinne öfters *brieven* geschrieben steht, z. B. Ruolant 248, 11. Nib. 2170, 2. Klage 2154. Das Althochdeutsche kennt ausser dem Subst. nur noch ein Verbum *ruabôn garuabôn* (numerare dinumerare reminisci: Graffs Sprachsch. 2, 361.): letzterem zunächst liegt in all seinen Lauten das Ags. *gerêfa* Graf. Und so könnte auch das Ahd. *garâveo garâvo*, syncopiert *grâveo grâvo* (*garaven comitis* Greiths spicil. Vatic. 32.) mit dem nicht ungewohnten und in der Lautgeschichte wohlbegründeten Wechsel von *ua* und *â* (vergl. z. B. *ruawa* und *rûwa*, *uover* und *âber æber*, *bluojen* und *blâjan*, *nuona* und *nâhan*) zu eben dieser Wurzel gehören, und *grâveo* und *gerêfa* würden, wenn auch Entstellungen (Schmellers bair. Wb. 2, 104.), doch zugleich richtig verdeutschende Entstellungen des griech. lateinischen *graphio* sein. Damit wäre denn auch, um schliesslich wieder auf jenen schreibenden Teufel zurückzukommen, der Name *hellegrave* er-

*) *wunder schriben* (Lachmanns Ausw. 292. Jac Grimms Andr. und Elene 162.) ist weder hiermit noch mit jenem Schreiben der Schicksalsgöttinnen zusammenzustellen, es bezeichnet ganz eigentlich das Aufschreiben bereits geschehener Wunder.

klärt, den das Gedicht vom anegenge 39, 46. dem Teufel giebt; er bezeichnet ihn eben als den Höllenschreiber. Das Wort muss ein nicht ungebräuchliches gewesen sein, da in der Zeit von Klinsors Besuche ein Bürger von Eisenach denselben Beinamen führte: Koberstein über das Gedicht v. Wartburger Kriege 67. In späterem Gegensatze dazu nennt der Ackermann von Böheim cap. 9. Gott den *himmelgraven*.

Wilh. Wackernagel in M. Haupt's Zeitschrift f. deutsches A. VI, 1. S. 149. f.

Leipzig. Eine im neunten Heft der Jahrbücher Taf. 4, 1. 2. bekannt gemachte Ammonsbüste ist besonders durch die Binde und die wohl erhaltenen Thierohren ausgezeichnet. Dieser Umstand hätte den Erklärer wohl veranlassen können, auf die neuerdings angeregte Frage einzugehen, inwieweit und in welchem Sinn die Ammonsköpfe dem bakchischen Kreise angehören, vrgl. *Braun* Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysos p. 5. *O. Jahn* arch. Aufs. p. 82. *Campana* ant. opp. in plast. p. 106. *Wieseler* Denkm. alter Kunst p. 20 n. 411. Jedenfalls gehört es hieher, wenn Dionysos auf einem Widder reitend dargestellt wird, wie auf einem Vasenbild (*Gerhard*, arch. Ztg. 1846 p. 286), und einem Sarcophag, wo er als Knabe auf einem Widder reitet (mus. Nap. I, 76. *Wieseler* Denkm. 34, 402), wie sonst auf einem Bock (arch. Ztg. 1846 Taf. 38).

(Mittheilung des Hrn. Prof. Otto Jahn.)

Neusohl. Römische Alterthümer in Siebenbürgen. Im Weichbilde des Marktes Kezdi-Vásárhely (Haromssöker Stuhl) entdeckte im Laufe des März 1845 der Korporal Moses Moleàr auf seinem Grunde 6 Gefässe und übergab sie seinen Vorgesetzten mit dem Bemerken auf keine Vergütung Anspruch zu machen. Das schönste der Gefässe war vergoldet. Es ist fast als ein Kunstprodukt anzusehen und erinnert an jene Form der griechischen Gefässe, welche man Kalpis nennt; ist es ungemein frei aus einem Stück gehämmert, die Verhältnisse seines Baues machen einen sehr angenehmen Eindruck. Der obere Rand, die unmittelbar unter demselben beginnende Ausweitung, die allmählig grösser wird, bis sie sich auf gleiche Weise wieder dem Boden zulaufend einschränkt, sind sehr gefällig gehalten.

An Schönheit das zweite, aber in der vortrefflichen Erhaltung das erste Gefäss dieses Fundes ist ein Spuren von Versilberung tragender Kochnapf. An der Handhabe dieses Gefässes schlug der Arbeiter seinen Namen ein: TALIO F.

Ferner sind noch die übrigen Gegenstände aus diesem Funde

merkwürdig; 3 davon sind reichlich mit Silberblättchen überzogen, nämlich 2 Schüsseln, eine ohne Uebersilberung und 2 kleine Tellerchen. Dieses Plattiren ist uralt, denn schon im 7. Jahrh. v. C. G. kommen Atheniensische Tetradrachmen vor, die mit Silberblättchen dünn, aber vortrefflich überzogen waren. — Man nimmt an, dass das heutige Kezdi-Vàsàrhely auf den Trümmern der Römerstadt Augustana Praetoria erbaut ist.

(Mittheilung des Herrn Dr. Zipser.)

Berichtigung.

Im IX. Hefte sind auf Taf. V. durch ein Versehen des Lithographen in dem schönen Amazonen-Torso aus Trier die zahlreichen Nägelbuckel auf dem über der rechten Schulter befindlichen Tragband weggelassen, und jenes Tragband sieht daher in der Lithographie bloss wie eine an der Brust spitzzulaufende Falte (die zweite vom Halse) des Gewandes aus. Vrgl. Heft. IX. S. 92.

V. Chronik des Vereins.

Wir übergeben hiermit den Freunden des klassischen Alterthums und mittelalterlicher Kunst das erste Heft des sechsten Jahrganges (1847) unserer Vereinsjahrbücher.

Beide Fächer, wie sie von Anfang an dem Vereine schon als Ziel vorgeschwebt haben und wie sie in der vorletzten General-Versammlung festgestellt worden, sind hinlänglich vertreten. Werke der Architektur, der Sculptur und der Malerei sind gleichmässig besprochen worden. Das zweite Jahresheft wird sofort erscheinen und den verehrlichen Mitgliedern noch vor Ende dieses Jahres zugesandt werden. Bei dem Empfange des ersten Heftes eines jeden Jahrganges bitten wir im Interesse einer geordneten Geschäftsführung den Jahresbeitrag entweder dem betreffenden auswärtigen Herrn Secretäre, oder uns selbst, direkt oder auf dem Wege des Buchhandels durch Hrn. *A. Marcus*, übersenden zu wollen.

Die Anzahl der Mitglieder ist, obschon durch einzelne Todesfälle gemindert, im Ganzen gleich geblieben. Für den Vorstand ist der Abgang seines bisherigen redigirenden ersten Secretärs, des Hrn. Prof. Dr. *Urlichs*, der einem ehrenvollen Rufe nach Greifswalde folgt, ein schwer

zu ersetzender Verlust. Uebrigens haben wir die angenehme Zusage, dass Hr. Prof. Dr. *Urlichs* auch in der Ferne fortdauernd seine litterarische Theilnahme den Jahrbüchern zuwenden wird. Von Hrn. Geheimrath *S. Boisserée* ist uns in sehr erfreulicher Weise thätiger Beistand für den Kreis der mittelalterlichen Kunstwerke zugesagt worden.

An die Stelle des bisherigen Hrn. Präsidenten Prof. Dr. *Welcker*, dem der Verein in hohem Grade zu Dank verpflichtet ist, der aber wegen seiner vielseitigen litterarischen und akademischen Thätigkeit von der unmittelbaren Leitung der Vereinsgeschäfte zurückzutreten wünschte, ist in der General-Versammlung vom 3. August, Hr. Prof. Dr. *Braun* zum Präsidenten gewählt worden. Zum ersten redigirenden Secretär wurde Dr. *L. Lersch* gewählt; die Stelle eines zweiten redigirenden Secretärs ist nach der Bestimmung der Versammlung vorderhand unbesetzt geblieben. Als Archivar wurde Hr. Oberlehrer *Freudenberg*, als Kassirer wurde Hr. Lic. *Krafft* bestätigt.

Die General-Versammlung erhielt ein besonderes Interesse sowohl durch den zahlreichen Besuch der Vereinsmitglieder und anderer Kunstfreunde, als auch durch Vorlegung verschiedener Kunstwerke und Vereinsschriften, insbesondere aber durch eine Reihe von freien Vorträgen, namentlich des Hrn. Prof. *Welcker* über lykische Denkmäler, des Hrn. Referendars *A. Senckler* — der zugleich eine werthvolle Auswahl kostbarer Erz-, Gold- und Silbermünzen vorlegte — über eine unedirte Münze des Postumus, des Hrn. Lic. *Krafft* über die ägyptischen Pyramiden, und des Hrn. Oberlehrers *Freudenberg* über die Lage des römischen Bingen.

Der Verein hat die frohe Zuversicht, dass eine immer sich erweiternde und belebende Theilnahme an dem vater-

ländischen Unternehmen ihm die Mittel bieten werde, seine Zwecke in immer befriedigenderer Weise verwirklichen zu können.

Bonn, 5. August 1847.

Im Namen des Vorstandes
Dr. L. Lersch.

A. Verzeichniss der Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich von Preussen.

Seine Hoheit der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Seine Excellenz der Minister der Geistlichen, Unterichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Geheime Staatsminister Herr Dr. Eichhorn in Berlin.

Seine Excellenz der Geheime Staats- und Cabinets-Minister Freiherr von Bodelschwingh-Velmede in Berlin.

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Westphalen, Geheime Staatsminister Herr Flottwell in Münster.

Seine Excellenz der wirkliche Geheime-Rath und Königlich Preussische ausserordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am Königlichen Grossbritannischen Hofe, Herr Dr. Bunsen in London.

Der Generalpostmeister, Herr von Schaper in Berlin.

Der Generaldirektor der Königlichen Museen, Geheime Legationsrath Herr Dr. von Olfers in Berlin.

Der Geheime Oberregierungsrath, Herr Dr. J. Schulze in Berlin.

Der Geheime Oberregierungsrath, Curator und ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte, Herr Dr. von Bethmann-Hollweg in Bonn.

Der Berghauptmann, Herr Dr. von Dechen in Bonn.

Herr Professor Dr. Böcking in Bonn.

Herr Professor Dr. Welcker in Bonn.

Ordentliche Mitglieder.

Aachen. Stadtbaumeister Ark. Oberpostsecretär J. Claessen. Bauinspektor Cremer. Dr. Kribben, Director der h. B. Candidat Meyer. G-O-L. Dr. Menge. *G-O-L. Dr. Jos. Müller. Regierungs-Rath Ritz. Professor Carl Schmidt. Regierungspräsident von Wedell. Vicar Weidenhaupt. Reg.-Secret. Weitz. — *Ahrweiler.* Lehrer Weidenbach. — *Altenberg.* Baucondukteur Grund. — *Amsterdam.* Staatsrath Dr. P. A. Brugmans. — *Arnheim.* Archivar J. A. Nyhoff. — *Arnsberg.* G-O-L. Pieler. — *Augsburg.* Gymnasialprof. Burckhard. — *Basel.* Prof. Dr. Gerlach. *Prof. Dr. Vischer. — *Bedburg.* Dr. Seul, Direktor der Ritteracademie. — *Berlin.* Geh. Finanzrath Camphausen. Prof. Dr Gerhard. Prof. Dr. Lachmann. Prof. Dr. Panofka. Prof. Lic. Piper. Baurath v. Quast. Legationsrath Dr. Alfred v. Reumont. — *Bern.* Bibliothekar Dr. A. Jahn. — *Bielefeld.* C. F. Westermann. — *Bonn.* Prof. Dr. Achterfeldt. Dr. Arndt. Prof. Dr. Aschbach. Geh.-Rath Boisserée. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Brandis. Prof. Dr. Braun. Prof. Dr. Dahlmann. Dr. Delius. Reg.-Rath Prof. Dr. Delbrück. Revd. Fairles. Repetent Dr. Floss. G.-O.-L. Freudenberg. Hohe, academ. Zeichenlehrer. Dr. Heimsoeth. Dr. Junkmann. Prof. Kinkel. Oberbergrath Dr. Koch. Lic. W. Krafft. Dr. Krosch. H. v. Lassaulx, Ingenieur. Dr. Lersch. Prof. Dr. Loebell. A. Marcus. Oberbergrath Martins. Prof. Dr. Mendelssohn. Frau Mertens-Schaaffhausen. Geh. Bergr. Prof. Dr. Nöggerath. Prof. Dr. Ritschl. Domcapitular Prof. Dr. Scholz. Prof. Dr. Schopen. Dr. Simrock. G-L. Werner. Dr. Wolff sen. — *Breslau.* Prof. Dr. Ambrosch. Prof. Lic. Friedlieb. — *Brüssel.* Prof. Dr. C. P. Bock. Freiherr v. Reiffenberg. *Conservator Schayes. — *Carlsruhe.* Prof. Hochstetter. — *Castellaun.* Superintendent Back. — *Calmar.* Provinzialarzt Dr. Eckermann. — *Cleve.* Director Dr. Helmke. - *Coblenz.* Referendar Eltester. Bauinspektor v. Lassaulx. G.-Direktor

Dr. Klein. — *Cöln.* Blümeling, L. a. d. h. B. Bibliothekar Dr. Düntzer. Buchhändler F. C. Eisen. J. M. F. Farina. P. J. Grass. G.-Direktor Dr. Knebel. G.-O.-L. Kreuser. W. Kühn. Lenhart. Peter Leven. Advocat-Anwalt S. Longard. Bildhauer Chr. Mohr. Stadtrath De Noël. G.-O.-L. Dr. Pfarrius. G.-O.-L. Pütz. Regimentsarzt Dr. Randenrath. G.-Lehrer Dr. Saal. Referendar A. Senckler. Baumeister Weyer. Regierungs- und Baurath Zwirner. — *Crefeld.* *Rektor Dr. Rein. — *Daleyden.* (Kreis Prüm). Pfarrer Bormann. — *Deventer.* P. C. Molhuysen. — *Dormagen.* Jacob Delhoven. — *Dortrecht.* S. H. v. d. Noordaa. — *Dresden.* Geh. Kirchenrath Hübel. Dr. G. Struve. — *Dürrbossla* (bei Jülich). Pfarrer Lic. Blum. — *Düsseldorf.* Regierungsrath Dr. Ebermeyer. G.-O.-L. Honigmann. Pfarrer Krafft. — *Edinburg.* Dr. Schmitz. — *Eisleben.* Dr. Gräfenhan. — *Elberfeld.* Dr. Belz. — *Emmerich.* G.-O.-L. Dederich. *G.-Direktor Dr. Dillenburger. Dr. Klein. Dr. J. Schneider. — *Freiburg.* Prof. Dr. H. Schreiber. — *Gent.* Prof. Dr. Roulez. — *Gieneken.* Prosper Cuypers. — *Giessen.* Prof. Dr. Osann. — *Göttingen.* Kammerherr Freiherr v. Estorf. Prof. Dr. K. F. Hermann. Prof. Dr. Wieseler. — *Greifswalde.* *Prof. Dr. Urlichs. — *Grevenbroich.* Dr. De Witt. — *Groningen.* Dr. H. O. Feith. — *Haag.* Dr. G. Groen van Prinsterer. — *Halle.* Prof. Dr. Budde. Prof. Dr. Jacob. — *Hannover.* Subconrektor Dr. C. L. Grotefend. — *Havert* (bei Heinsberg). Pfarrer Goerten. — *Heidelberg.* Prof. Dr. Gervinus. Prof. Dr. Häusser. Prof. Dr. Zell. — *Hemmen.* Prediger O. G. Heldring. — *Hersfeld.* G.-Direktor Münscher. — *S. Ingbert* (bei Saarbrücken) Hüttenbesitzer Friedrich und Heinrich Krämer. — *Kirn.* Pfarrer u. Rektor Schneider. — *Kohlscheid* (bei Aachen). Vicar Baumgarten. — *Laibach.* Dr. Ullepitsch. — *Leipzig.* Prof. Dr. O. Jahn. — *Leyden.* Dr. J. Bodel-Nyenhuis. *Dr. L. J. F. Janssen, Conservator des K. Museums der Alterthümer. Dr. C. Leemans, Direktor des K. Museums der Alterthü-

mer. Dr. De Wal. — *Leuwarden.* Dr. J. Dirks. Dr. M. De Haan Hettema. — *Haus Lohe* (bei Werl). Dr. Scholten. — *Manchester.* Heywood. — *Mannheim.* *Hofrath Prof. Graeff. Prof. Rappenegger. — *Marburg.* Prof. Dr. v. Sybel. — *Meurs.* Conrector Seidenstücker. — *Middelburg.* Dr. S. De Wind. — *Münster.* *Prof. Dr. Deycks. — *Münstereifel.* *G.-Direktor Katzfey. — *Naumburg.* Geh.-Reg.-Rath Lepsius. — *Neunkirchen* (bei Saarbrücken) Hüttenbes. Carl Stumm. — *Neuss.* Major von Homeyr. *Regimentsarzt und Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Jäger. J. B. Ibels. Josten. Apotheker Sels. — *Nimwegen.* *Ritter Guyot. — *Osnabrück.* Stadtrichter Dr. Pagenstecher. — *Ottweiler.* Pfarrer Hansen. — *Auf der Quint* (bei Trier) Hüttenbesitzer u. Commercienrath Adolph Kraemer. — *Rastatt.* Prof. Grieshaber. — *Rheindorf.* (Decanat Solingen) Pfarrer Prisac. — *Rheydt.* Pfarrer und Schulinspektor Aussems. — *Roermond.* Ch. Guillon. Clement Guillon. — *Rottenburg.* Domdekan von Jaumann. — *Saarburg.* Dr. Hewer. — *Saarbrücken.* *Fabrikbesitzer Ed. Karcher. — *Schönecken* (bei Prüm). *Wellenstein. — *Siegburg.* Lehrer G. Brambach. — *Speier.* Prof. *R. Jäger. — *Stuttgart.* Hofdomainenrath von Gock. Topograph Paulus. Bibliothekar Prof. Stälin. — *Trarbach.* Rektor Dr. Stäffler. *C. Rumpel. — *Trier.* Geh. Reg.-R. Baersch. Geh. Bergr. Böcking. W. Chassot v. Florencourt. Dr. Hilgers. Pfarrer Martini. Dr. Montigny. Weihbischof Domcapitular Dr. Müller. Landgerichtsrath Reichensperger. *Architekt Chr. Schmidt. Gymnasial-Oberlehrer Schneemann. Staatsprocurator Schornbaum. Pfarrer Schue. — *Tübingen.* *Prof. Dr. Walz. — *Utrecht.* Dr. A. van Beck. Freiherr Beeldsnyder van Voshol. *Prof. Dr. van Goudoever. Prof. Dr. Karsten. Prof. Dr. Visscher. — *St. Wendel.* *Landrath und Regierungsrath Engelmann. — *Wesel.* Prof. Dr. Fiedler. — *Wiesbaden.* Conrektor Dr. Rossel. — *Würzburg.* Prof. Dr. H. Müller. — *Wyk* (bei Duurstede). Baron van

Ittersum. — *Xanten.* Notar Houben. — *Zoelmond.* Van der Veur.

Ausserordentliche Mitglieder.

Aachen. Arnold Förster, Lehrer an der höhern Bürgerschule. — *Cöln.* Baucondukteur Felten. — *Dielingen.* Dr. Arendt. — *St. Goar.* Friedensrichter Grebel. — *München.* C. H. Correns. — *Neusohl* (in Ungarn). Dr. Zipser. — *Zülpich.* Vicar Welter.

Gesammtzahl: 13 Ehrenmitglieder, 206 ordentliche, 7 ausserordentliche Mitglieder.

B. Verzeichniss der Geschenke.

Anm. Die mit einem Sternchen bezeichneten Bücher sind Geschenke der Verfasser, die andern der betreffenden Vereine.

168. Bulletin der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München von 1846.

164. Abhandlungen der historischen Klasse der Kön. B. Akad. IV, 3. München 1846.

*165. *v. Lassaulx* über das Studium der griech. u. röm. Alterthümer. München 1846. 4.

166. Oberbayerisches Archiv f. vaterländische Geschichte. VIII, 2. München 1846.

*167. *Schayes* notice sur des antiquités decouvertes à Hooghstraeten. (Einzelabdruck.)

168. *J. W. Wolf*, de Broederhand. IX Hefte. 8. (Gesckenk von Dr. *L. Lersch.*)

169. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte. IV, 1.

170. Publications de la société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le grand-duché de Louxembourg. Année 1846. II. Luxembourg 1846. 4.

171. Oberbayerisches Archiv f. vaterländische Geschichte VIII, 3. München 1846.

172. Neunter Jahresbericht d. hist. V. f. Oberbayern. München 1846.

173. Westphälische Provinzialblätter. III, 3. u. 4. Minden 1846.

174. Sechster Jahresbericht des Sinsheimer Vereins, von *Wilhelmi*. Sinsheim 1838.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Inhalt der zehn ersten Hefte.

I. Chorographie und Geschichte. 1. Verona v. *L. Lersch*. 2. Alterh. des Kreises Bitburg v. *G. Bärsch*. 3. Coblenz als Römerstadt v. *F. Deycks*. 4 Der Weinbau im röm. Gallien und Germanien v. *H. Düntzer*. 5. Gesonia v. *F. Osann*. 6. Lippeheim, ein Castell des Drusus v. Dr. *Krosch*. 7. Die Siegel und Wappen Bonns v. *L. Lersch*. 8. Die Alamannenschl. d. Clodowig v. *H. Düntzer*. Zusatz v. *v. Sybel*. 9. Der Vicus Belginum am stumpfen Thurm v. *W. Chassot v. Florencourt*. 10. Die Römerstrasse v. Wasserbillig nach Neuhaus v. Dr. *J. Schneider*. 11. Antiquarische Entdeckungen im Regierungsb. v. Trier v. *dems*. 12. Alterth. bei Tüdderen v. *Dillenburger*. 13. Nachrichten über einige alte Befestigungen in den Vogesen von Dr. *J. Schneider*. 14. Deutsche Unterthanen des röm. Reichs v. *v. Sybel*. 15. Postumus, Victorinus und Tetricus in Gallien v. *H. Düntzer*. 16. Ueber die Hünenschanze am Uedeler-Meer v. Dr. *L. J. F. Janssen*. 17. Ueber Lippeheim v. Prof. Dr. *Fiedler*. 18. Wann veranstaltete Chlodewech die verbesserte Redact. der Lex Salica? v. *v. Sybel*. 19. Die Reiterstatue des Ostgothenkönigs Theodorich vor dem Pallaste Karl d. Gr. zu Aachen v. *C. P. Bock*. 20. Röm.-celtische Alterth. im Berner Seeland (T. I. u. II.) v. *A. Jahn*. 21. Alterthumsreste in u. bei Conz v. *Schneemann*. 22. Das Franzenküppchen bei Trier v. *J. Schneider*. 23. Die Moselfische des Ausonius und über die Zustände des Moselstroms im Alterthum überhaupt v. *W. Chassot v. Florencourt*. 24. Découvertes d'antiquités en Belgique v. *J. Roulez*. 25. Röm. Alterth. aus Baden v. *Rappenegger*. 26. Ueber Niederlassungen der Römer im Bergischen v. *Oligschläger*. 27. Wo hat Caesar die Usipeten u. Tenchtherer besiegt v. *Dederich*. Anhang über die Lage v. Aduatuca v. *dems*. 28. Die Thaten Caesars bei Coblenz v. *H. Müller*. 29. Röm. Castell bei Grevenmacher an der Mosel v *J. Schneider*. 30. Die Säule von Cussy, ein Denkmal des Kaisers Probus v. *C. P. Bock*. 31. Die Brücke des Drusus zu Bonn v. *Dederich*. 32. Die Ermordung des Silvanus zu Cöln im J. 355 v. *H. Düntzer*. 33. Antiquar. Entdeckungen im Grossherz. Luxemburg v. *J. Schneider*. 34. Ueber die röm. Bauwerke im Trierischen v. *Schneemann*. 35. Die Zeugnisse der Alten über den Circus zu Trier v. *L. Urlichs*. 36. Die Sammlungen vaterländ. Alterth. aus der vorröm. u. röm. Periode, im Königreiche der Niederlande (Fortsetzung) v. *L. J. F. Janssen*. 37. Marsilius und die Holzfahrt zu Köln v. *H. Düntzer*. 38. Antiquar. Wanderung v. der Schweiz bis zum Meere v. *L. Lersch*.

39. Ein Leidener Fragment v. *dems*. 40. Römisches aus dem Grossherzogth. Baden u. der angrenzenden Rheinpfalz v. *Rappenegger*. 41. Die Umgegend v. Ottweiler v. *Hansen*. 42. Die röm. Niederlassung bei Köngen in der mittleren Neckargegend v. *Paulus*. 43. Caesars Bericht über den Lauf der Maas v. *H. Düntzer*. 44. Antiquar. Entdeckungen im Regierungsbez. Düsseldorf u. der angrenzenden Landschaft v. *J. Schneider*.

II. Monumente. 1. Die Ursprünge Roms v. *L. Urlichs*. 2. Amor der Götter Sieger v. *dems*. 3. Iphigenia's Flucht v. Tauri v. *dems*. 4. Denkm. aus der vordeutschen Periode der Neckargegenden v. *A. Paulg*. 5. Röm. Alterth. aus Mecklenburg v. *Th. Bernd*. 6. Neue röm. Inschriften v. *L. Lersch*. 7. Zu rheinl. Inschriften v. *H. Düntzer*. 8. Röm. Castell bei Wallendorf an der Sauer v. *J. Schneider*. 9. Baudenkmäler in u. bei Mainz v. *G. C. Braun*. 10. Röm. Alterth. in Bonn v. *W. J. Braun*. 11. Röm. Alterth bei Grimmlinghausen u. Neuss v. *J. Jäger*. 12. Uebersicht der Denkmäler des Mainzer Museums v. *K. Klein*. 13. Die Grossherz. Badische Antikensammlung in Carlsruhe v. *L. Urlichs*. 14. Die gefesselte Psyche v. *L. Lersch*. 15. Zwei griech. Münzen v. *dems*. 16. Zur alten Münzkunde v. *W. Krosch*. 17. Neue röm. Inschriften aus Bonn, Winterich an der Mosel, Cöln und Mainz nebst einer epigraphischen Mittheilung aus Rom v. *L. Lersch*. 18. Mainzer Inschriften v. *K Klein*. 19. Telephos und Orestes v. *L. Urlichs*. 20. Bereicherungen des K. rhein. Museums vaterländ. Alterth. v. *dems*. 21. Der Tod der Lucretia v. *L. Lersch*. 22. Mars Victor v. *F. Wieseler*. 23. Röm. Alterthümer bei Grimmlinghausen und Neuss v. Dr. *Jäger*. 24. Bacchus als Sieger der Inder v. *L. Urlichs*. 25. Das römische Grabmal in Weyden v. *dems*. 26. Ergebnisse der neuesten Nachgrabungen in den mittlern Neckargegenden bei Canstadt (Taf. I. u. II. 1—5.) v. Topograph *Paulus*. 27. Römisches Denkmal bei Schweinschied v. *J. H Friedlieb*. 28. Ueber einige Medaillons u. ausgezeichnete Goldmünzen in der Münzsammlung zu Trier (Taf. III. 1—4.) v. *W. Chassot v. Florencourt*. 29. Röm. Alterth. in Bonn v. Prof. *Braun*. Zusatz v. Prof. *Bergemann*. 30. Uebersicht neuerer Entdeckungen röm. Alterth. in Rottenburg am Neckar (Taf. I. u. II. 6. u. 7., III. 5.) von Domdekan *v. Jaumann*. 31. Der planetarische Götterkreis (Taf. III. 5.) v. *L. Lersch*. 32. Divus Augustus (Taf. IV. 1.) v. *dems*. 33. Ein röm. Krieger (Taf. VII. u. VIII. 10. u. 11. v. *dems*. 34. Amor u. Psyche (Taf. IV. 2.) v. *dems*. 35. Neue Griech. und Röm Inschriften v. *dems*. 36. Eine Röm. Bildnissfigur aus Amethyst (Taf. V. 1. u. 2.) v. *L. Urlichs*. 37. Der Bildhauer bei der Arbeit (Taf. VI.) v *dems*. 38. Ein bronzener Henkel (Taf. V. 3. 4.) 39. Die Hermen der Gruft zu Welschbillig (Taf. III. u. IV.) v. *W. Chassot v. Florencourt*. 40. Der planetarische Götterkreis v. *L. Lersch*. 41—43. Neue röm. und griech. Inschriften v. *L. Lersch*, *W. Chassot v. Florencourt*, *J. Schneider* und *H. Düntzer*. 44. Penelope und Hippodamia (Taf XIII. XIV. Fig. 3. u. 4.) v. *F. Osann*. 45. Röm. Alterth. in Bonn. (Taf. V. u. VI.) v. *Braun*. 46. Ueber die Marmore der Antikensammlung zu Arolsen v. *F. Wieseler*. 47. Die Rettung des Zeus (Taf. VII. u. VIII.) v *Fiedler*. Zusatz (Achilles auf Scyros) v. *L. Urlichs*. 48. Der Raub der Proserpina (Taf. IX. u. X. v. *dems*. 49. Vasa diatreta in Cöln (Taf. XI. u. XII Fig. 1. u. 2.) v. *dems*. 50. Die Sammlungen vaterl. Alterth. aus der vorröm. u. röm. Periode im Königreiche der Niederlande v. Dr. *L. J. F. Janssen*. 51. Ein röm. Grabmonument

aus Cleve v. Dr. *J. Schneider*. 52. Horus Pabeci filius Alexandrinus v. Dr. *Leemans*. 53. Ueber mehrere christl. Grabschriften aus dem 4. Jahrh., welche sich in dem Museum zu Trier befinden von Obristl. *Schmidt*. 54. Ueber die Dea Sandraudiga v. *J. W. Wolf*. 55. Sokrateskopf auf der Kölner Mosaik v. Prof. *Panofka*. 56. Sarkophag im Museum zu Köln (Taf. III. IV. Fig. 1. 2. 3.) v. *F. G. Welcker*. 57. Träumende Najade aus Kenn v. *W. Ch. v. Florencourt*. 58. Maxsenti, vivas tuis! Feliciter! v. *dems*. 59. Die Hermen der Gruft zu Welschbillig v. *dems*. 60. Parallel-Inschriften kaiserl. Beamten des 2. Jahrh. — zu Trier u. anderwärts v. *dems*. 61. Vejentische Terracotten v. *L. Urlichs*. 62. Die Göttin Epona von *Chr. Walz*. 56. Wirtel v. Warffum v. Dr. *L. J. F. Janssen*. 63. Venus fischend v. *dems*. 64. Burdtscheider Gemmen v. *dems*. 65. Röm. Inschriften aus Nymwegen v. Dr. *J. Schneider*. 66. Planetarisches v. *L. Lersch*. 67. Thierkreis u. planetarischer Götterkreis v. *dems*. 68. Triumphzug des Bacchus, Mars u Venus v. *dems*. 69. Röm. Inschriften zu Darmstadt v. *dems*. 70. Röm. Inschriften aus Heddernheim (Wiesbaden), Mainz u. Cöln v. *dems*. 71. Amazonen-Torso zu Trier (Taf. V. Fig. 1 3.) v. *W. Chassot v. Florencourt*. 72. Diana, die Jägerin, unter den Buchen (Taf. IV. Fig. 4.) v. *dems*. 73. Isis u. ihr heiliges Schiff (Taf. VII.) v, *L. Lersch*. 74. Juppiter Ammon (Taf. IV. Fig. 1—3.) v. *dems*. 75. Etruskischer Sarkophag aus Mannheim (Taf. III.) von *O. Jahn*. 76. Röm. Grabdenkmäler in Bonn (Taf. IV.) v. *L. Urlichs*. 77. Neuester Zuwachs des K. Museums (Hesione Glasgefässe Taf. II.) v. *dems*. 78. Amor aus Cöln (Taf. V. Fig. 4.) v. *dems*. 79. Das Münz- u. Antiken-Cabinet der Universität Tübingen (Taf. I.) v. *C. Walz*. 80. Nachtrag zu dem Schiff der Isis v. *K. Simrock*. 81. Die Kunst, Onyxe, Carneole, Chalcedone u. andere verwandte Steinarten zu färben, zur Erläuterung einer Stelle des Plinius Secundus v. *Nöggerath*. 82. Röm. Inschriften v. *Gisbert Cuper* (Taf. II.), *W. Chassot v. Florencourt, Urlichs*. 83. Ueber den verschiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunst v. *G. Kinkel*. 84. Die aufgefundenen byzantinischen Reste der wahrscheinlich ältesten Abteikirche zu Altenberg (Taf. III.) v. *F. Grund*. 85. Farbenschmuck mittelaltriger Bauwerke (Taf. IV—VII.) v. *A. Simons*. 86. Beiträge zur chronologischen Bestimmung der ältern Gebäude Cölns bis zum XI. Jahrh. (Taf. VIII.) v. *F. v. Quast*.

III. Literatur. 1. Erster Bericht des Vereins. — — in St. Wendel u. Ottweiler v. *H. Düntzer*. 2. Fr. J. Löhrer Gesch. der Stadt Neuss v. *dems*. 3. J. G. Broix Erinnerungen an Tolbiacum. v. *dems*. 4. von Ledebur der Maiengau von *H. v. Sybel*. 5. Kutscheit historischer Atlas v. Deutschland v. *dems*. 6. Schreiber die ehernen Streitkeile v. *L. Urlichs*. 7. Chassot v. Florencourt Beiträge zur Kunde u s. w. v. *L. Lersch*. 8. (R. Jäger) Erster Bericht d. histor. Vereins d. Pfalz v. *dems*. 9. Schreiber die Feen in Europa v. *dems*. 10. Malten neueste Ausgrab. in und bei Mainz v. L *Urlichs*. 11. Janssen Musei Lugdun. Inscript. Graecae et Latinae u. Leemans Animadvers. in Inscript. etc. von Böcking. 12. Roth die röm. Inschr. des Canton Basel v. *dems*. 31. Föringer Nachricht über eine... tabula honestae missionis v. *dems*. 14. Denkmäler in Houbens Antiquarium v. *H. Düntzer*. 15. Schaab Geschichte der Stadt Mainz v. *J. Freudenberg*. 16. Jahresberichte und Archiv des histor. Vereins von Oberbayern v. *v. Sybel*. 17. Bormann Geschichte der Ardennen v. *dems*. 18. van Asch van Wyck

... het oude handelsverkeer der Stadt Utrecht v. *dems.* — **Schmidt** Baudenkmale der Römischen Periode in Trier und seiner Umgebung. Die Jagdvilla zu Fliessem (Taf. VII. u. VIII. 1—9.) v. *L. Urlichs.* 19. **Schneider** die Trümmer der sogenannten Langmauer v. Obristl. *Schmidt.* 20. **Roulez** Mémoires sur les magistrats Romains de la Belgique v. *H. Düntzer.* 21. **Vischer** die Grabhügel in der Hardt v. *dems.* 22. **Urlichs** Recension von Schmidts Jagdvilla zu Fliessem v. *Schmidt.* 22. **Knebel** de signo eburneo von *L. Urlichs.* 23. **Schneider** Beiträge zur Geschichte des röm. Befestigungswesens auf der linken Rheinseite v. Obristl. *Schmidt.* 24. **Schmidt** Baudenkmale der röm. Periode u. des Mittelalters in Trier u. seiner Umgebung v. *L. Urlichs.* 25. J. **Steininger** Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer u. G. **Schneemann** Rerum Trevericarum commentatio v. *H. Düntzer.* 26. Zur sog. Tabula Peutingeriana gehörige Schriften v. *J. Freudenberg.* 27. D. **Buddingh** over het Westland v. *K. Simrock.*

Buchdruckerei von F. P. Lechner in Bonn.



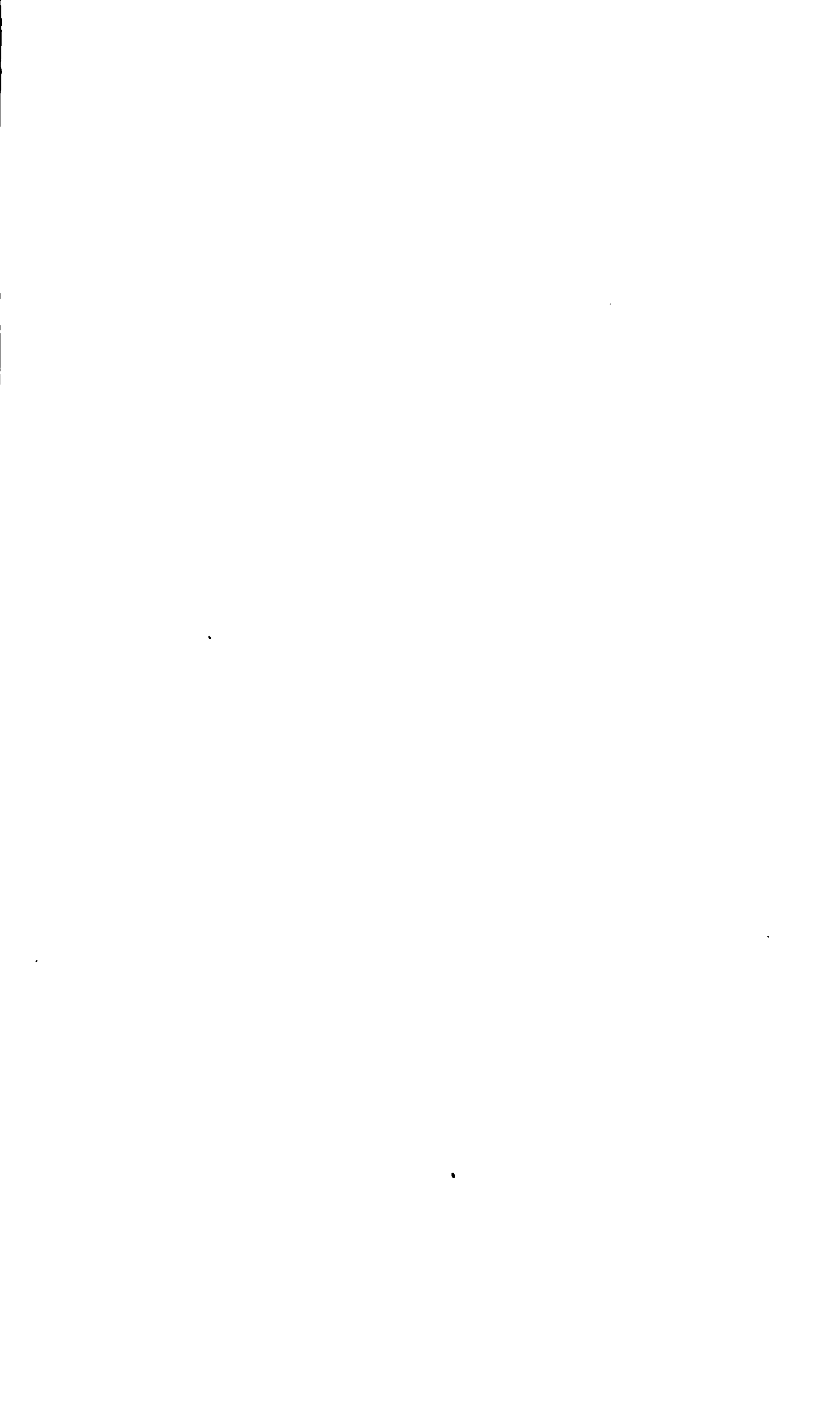
Bronze von Brunault (A). Münzen der alten Trierer (1–4).
Unedirte römische Münzen (5-9)








Unedirte römische Münzen (10–19)

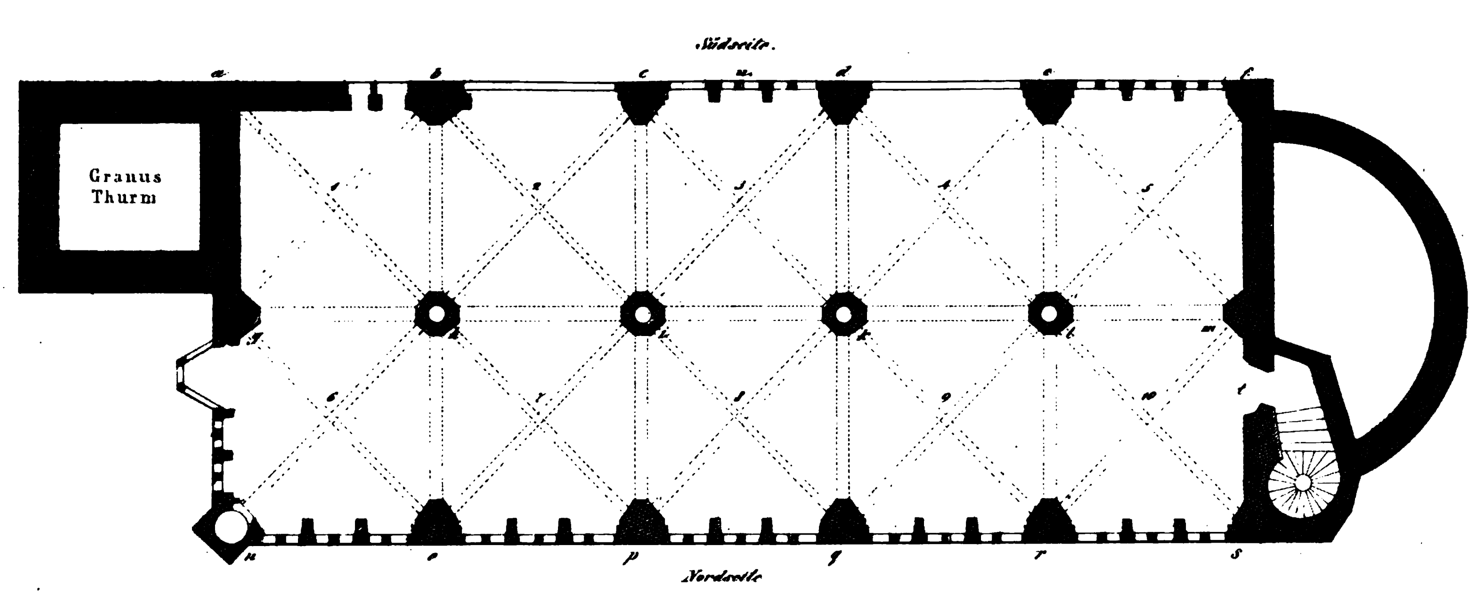


1.

2.

Gemälde zu Brauweiler.





Grundriss des Krönungs-Saales zu Aachen.



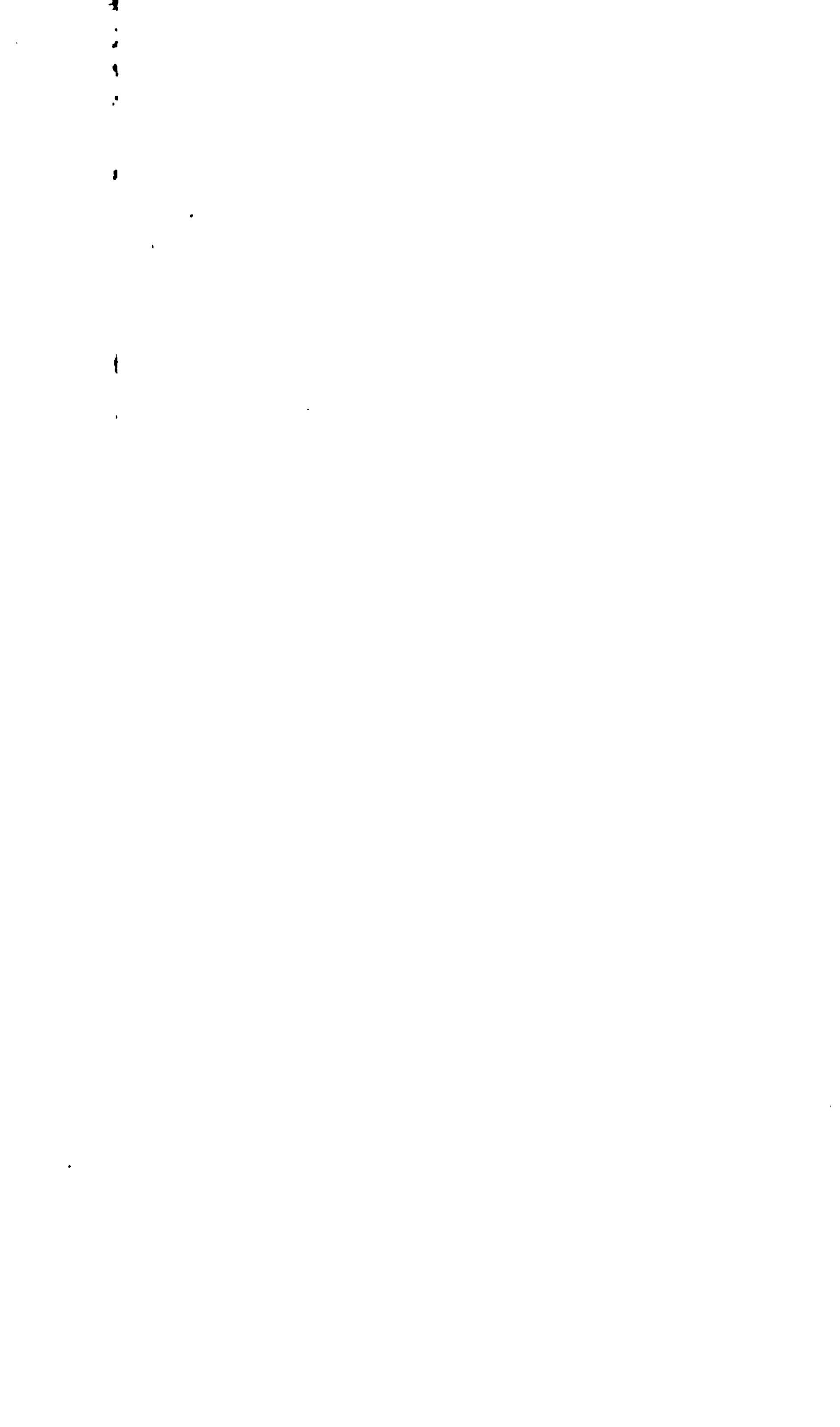




2

Lith. v. Henry & Cohen in Bonn.

…und Ichthyokentauren.



JAHRBÜCHER

des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

RHEINLANDE.

XII.

Mit zehn lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Kosten des Vereins.
Bonn, bei A. Marcus.
1848.

I. Chorographie und Geschichte.

1. Tiberius Claudius Candidus.

Eine zu Tarragona in Spanien gefundene, von *Apian* p. XIII, 4., *Schott* in den Noten zu Frontinus de coloniis in der *Burmann*'schen Ausgabe des Velleius Paterculus p. 653., *Gruter* CCCLXXXIX, 2., *Orelli* 798. und *Roulez* sur les magistrats Romains de la Belgique p. 38. mitgetheilte Inschrift nennt uns einen Tiberius Claudius Candidus als Consul, als procurator vigesimae hereditatum per Gallias Lugdunensem et Belgicam et utramque Germaniam, endlich als praepositus copiarum expeditionis Germanicae secundae. Nur *Apian* gibt in der ersten Zeile mit offenbarer Fälschung M. PORCIO. CATONI statt des von *Schott* als αὐτόπτης bezeugten TIB. CL. CANDIDO. COS [1]). Die vollständige Inschrift lautet demnach folgendermassen:

1) *Schott* sagt: „TEANVM autem absque spiritu excudendum curavi, de quo et nuper in Pomponii Melae librum II. annotavi, auctoritatem secutus antiquiss. Inscriptionis, quae ex altaris basi nuper in hortos Ant. Augustini Archiep. translata Tarracone (quae urbs, citerioris Hispaniae caput, huiusmodi κειμηλίοις admodum ornata est) saepe a me magna cum voluptate inspicitur. Apponam autem integrum Epigramma, dignum non ibi solum legi quod ἀκέφαλον hactenus editum sit ab Antiquariis, immo et ab Amb. Morali Cordubensi cetera non indigenti.“ Den Stein bei *Apian* hielt er für einen andern. Er sagt p. 685: „Et in alio lapide, cuius initium M· PORCIO CATONI CVR·CIVITATIS·THEANENSIVM.“ Es ist aber offenbar derselbe. An der Existenz der ersten Zeile mit *Gruter*, dessen *Verder*'sche Papiere behaupteten „lineam primam erasam quasi data opera“ zu zweifeln, ist also kein Grund vorhanden.

TIB· CL· CANDIDO COS·
XVVIR· S· F· LEG· AVGG·
PR· PR· PROVINCIAE· H· C· [1])
ET IN EA DVCI TERRA MARIQ
ADVERSVS REBELLES H· H· P· P· [2])
ITEM ASIAE· ITEM NORICAE
DVCI EXERCITVS ILLYRICI
EXPEDITIONE ASIANA· ITEM PARTHICA
ITEM GALLICA· LOGISTAE CIVITATIS
SPLENDIDISSIMAE NICOMEDENSIVM
ITEM EPHESIORVM· LEG· PROVINC. ASIAE· CVR
CIVITATIS TEANENSIVM ALLECTO INTER PRAETORIOS· ITEM
·TRIBVNICIOS.PROC.XX.HERED.PER GALLIAS.LVGDVNENSEM·ET BEL
GICAM· ET VTRAMQ· GERMANIAM·
PRAEPOSITO COPIARVM EXPEDITIO
NIS· GERMANICAE SECVNDAE
TRIB.MIL.LEG.II AVG.PRAEFECTO COHORTIS SECVNDAE CIVIVM
ROMANORVM
SILIVS HOSPES· HASTATVS LEG· X·
GEMINAE· STRATOR EIVS
OPTIMO PRAESIDI

Da uns kein Consulat eines Tiberius Claudius Candidus[3]) weiter bekannt ist, so nehmen Alle den Tiberius Julius Candidus, der mit einem C. Quadratus im J. Roms 857 (105 n. Chr.) Consul war (Spartian Hadrian 3.), für denselben Mann, und demgemäss stellt ihn *Orelli* in die Regierungszeit des Trajan. Da nun hier eine expeditio Germanica secunda erwähnt wird, Trajan aber in Inschriften den Beinamen Germanicus trägt, ferner eine expeditio Asiana Parthica und Gallica, Trajan den Bei-

1) Hispaniae citerioris.

2) Hispaniarum provinciarum.

3) Ein einfacher Soldat dieses Namens, der freilich nur durch *Ligorio* und *Doni* in einer römischen Inschrift gestützt wird, findet sich bei *Murat.* DCCCV, 7: D. M. TIB. CL. CANDIDI· MIL· COH. VII· PR· 7· ANT. IVSTI XII· RVST· POTENS· H· F· C· Wenn die Inschrift echt ist, so ist er vielleicht mit dem obigen verwandt, etwa Sohn oder Enkel oder Freigelassener desselben.

namen Parthicus von seinen asiatischen Feldzügen [1]) erhielt, so scheint man die Zeit Trajan's als einen sichern Punkt der Bestimmung angesehen zu haben. Allein bei genauerer kritischer Untersuchung erheben sich sowohl gegen diese Bestimmung, als gegen die Identität des Tiberius Claudius Candidus und Tiberius Julius Candidus grosse Bedenken, ja unübersteigliche Schwierigkeiten. Wir wollen einstweilen von der grossen Unwahrscheinlichkeit absehen, dass Gentil-Namen wie Julius und Claudius, die beide für diese Personen durch Inschriften beglaubigt [2]) sind, so leicht

1) Aurel. Victor. Caes. 13: „Vires Romanas trans Istrum propagavit, domitis in provinciam Dacorum pileatis Sacisque [Ist vielleicht sagatisque zu lesen, wie Cic. Font. 11?] nationibus, Decibalo rege ac Sardoniis, simul ad ortum solis cunctae gentes, quae inter Indum et Euphratem amnes inclitos sunt, concussae bello atque imperati obsides Persarum regi, nomine Cosdroe et inter ea iter conditum per feras gentes, quo facile ab usque Pontico mari in Galliam permeatur, castra suspectioribus atque opportunis locis exstructa ponsque Danubio impositus ac deductae coloniarum pleraeque.“ In der Epitome ist bloss seine Tapferkeit angegeben ohne nähere Bezeichnung der Thaten. Am Vollständigsten ohne Zweifel nach guten Quellen ist die Aufzählung derselben bei Eutrop VIII, 2. sqq. und dem diesem wörtlich folgenden Paulus Diaconus Hist. misc. X, 3: „Urbes trans Rhenum reparavit, Daciam Decibalo victo subegit, provincia trans Danubium facta in his agris, quos nunc Taiphali, nunc Victophali et Teruingi habent. Ea provincia decies centena millia passuum in circuitu tenuit. Armeniam, quam occupaverant Parthi, recepit Pharmatasire occiso, qui eam tenebat. Albanis regem dedit, Hiberorum regem et Sauromatarum et Bosphoranorum et Arabum et Osdroenorum et Colchorum in fidem accepit. Carduenos, Marcomedos occupavit, et Antemusium, magnam Persidis regionem, Seleuciam et Ctesiphontem, Babylonem et Edessam vicit ac tenuit. Usque ad Indiae fines et mare rubrum accessit, atque ibi tres provincias fecit, Armeniam, Assyriam, Mesopotamiam cum his gentibus, quae Madenam attingunt, Arabiam postea in provinciae formam redegit, in mari rubro classem restituit, ut per eam Indiae fines vastaret.“ Vrgl. Cassius Dio LXVIII, 6—33.

2) Ein TI· IVLIVS· CAN· aus der Zeit Trajans, der vielleicht

in öffentlichen Denkmälern verwechselt werden sollten; aber gerechtes Bedenken erregt es, dass in der spanischen Inschrift eine expeditio Germanica secunda genannt wird, während Eutrop und Paulus Trajan's ganze Thätigkeit in Deutschland mit den Worten bezeichnen, er habe die Städte jenseit des Rheins wieder hergestellt, von einem zweiten Feldzuge, ja nicht einmal von einem ersten die Rede ist, dass von einer Bezwingung Spaniens durch Trajan gar nichts bekannt geworden, in der tarraconensischen Inschrift aber Candidus als Feldherr zu Land und See gegen die Rebellen beider spanischen Provinzen bezeichnet wird, dass hinwiederum von dem östlichen Asien und Dacien, wo sich Trajan's kriegerische Thätigkeit am Glänzendsten entfaltete, woher er auch den Beinamen Dacicus erhielt (*Orelli* 788. 789. 790. u. s. w. Vrgl. auch besonders 791.), kein Wort, verlautet. Ja, wollte man bei allen diesen Feldzügen an Domitian etwa denken, wozu doch kein Grund vorhanden ist, so würde die expeditio Germanica secunda mit Sueton (Domitian. 6.), Eutrop VII, 23. und Paulus (Hist. misc. IX, 11.) in Widerspruch stehen, die uns von ihm nur einen unglücklichen Feldzug gegen die Catten, aber zwei gegen die Dacier nennen, von einem spanischen aber ganz schweigen. Von Nerva wird vollends Nichts der Art erwähnt. Ferner wird in der spanischen Inschrift eine expeditio Gallica genannt. Von Trajan ist keine solche bekannt, und nun vollends wird unser Candidus als legatus Augustorum (AVGG) bezeichnet, worauf man bisher noch gar nicht geachtet

der Consul v. J. 105. n. Chr. ist, findet sich in den Tafeln der arvalischen Brüder. Sein vollständiger Name war TI·IVLIVS·CANDIDVS·MARIVS· CELSVS nach *Marini* Atti p. 192. Sicher bei *Murat.* CCCXVI, 3. in einer römischen Inschrift: SER· OCTAVIO· FRONT· TI· IVLIO·CANDIDO· COS. Vrgl. *Murat.* CCXXXVII, 1. *ΙΟΥΛΙΟΥ· ΚΑΝΔΙΙΟΥ· ΚΡΑΤΙΣΤΟΥ· ΑΝΓΥΠΑΤΟΥ* in der Inschrift aus Megara, die sich auf die Gattin Trajan's, Sabina, bezieht.

hat. Wer sind denn aber diese Augusti? Bekanntlich sind es drei bis vier Kaiserpaare, die mit dem Namen der Augusti (AVGG) als gleichzeitig herrschende bezeichnet werden [1]), einmal Diocletian und Maximian. So bei *Orelli* 1052. sqq. Gegen eine so späte Zeit aber spricht der ganze Charakter der Inschrift. Dann L. Septimius Severus und M. Aurelius Antoninus Caracalla. So bei *Gruter* CCLXXI, 2. *Orelli* 907. 909. 918. 4966. Reines. 486, 16. u. s. w. Hier würden zwar die Beinamen des Septimius: Arabicus, Adiabenicus, Parthicus zu den orientalischen Feldzügen, die in der spanischen Inschrift genannt sind, passen, die gallischen und spanischen Feldzüge allenfalls auch zu der Nachricht bei Spartianus, dass bei den Kämpfen des Septimius Severus gegen Clodius Albinus in Gallien und Spanien viele Vornehmen getödtet wurden (Spartian. Septim. Sev. 12.), obgleich ja doch von keinem eigentlichen Feldzuge zu Wasser und Land gegen Feinde in Spanien die Rede ist, aber für den mehrerwähnten zweiten deutschen Feldzug, die expeditio Germanica secunda, fehlt es uns an jedem historischen Anhalt. Ebenso wird von Caracalla wohl Ein deutscher Feldzug erwähnt, von dem er sich den Beinamen Germanicus beilegte (»vel ioco vel serio.« Spart. Carac. 5.), aber weder von einem zweiten germanischen, noch von einem spanischen ist weiter die Rede. Mithin sind wir durch eine Reihe von Umständen schon vorläufig auf M. Aurelius und L. Verus (oder Commodus) angewiesen und haben zu

---

1) Wenn drei Kaiser als AVGG oder AVGGG bezeichnet werden, so sind es entweder M. Aurel, L. Verus und Commodus, wie Jahrb. H. II. S. 106. 107. (*Grut.* CCCLXXV, 1. *Orelli* 3574.) oder Septimius Severus, Caracalla und Geta, wie *Mur.* CCC XLVIII, 4. (*Orelli* 938.), oder Carus, Carinus und Numerianus, wie vielleicht *Orelli* 922. nach *Millin.*, oder Valentinianus, Valens und Gratianus, wie *Orelli* 1119., oder endlich Theodosius, Arcadius und Eugenius, wie Centralmus. I, 1.

untersuchen, ob zu diesen Kaisern die in der tarraconensischen Inschrift aufgeführten historischen Anhaltspunkte passen. Beginnen wir mit den bürgerlichen Einrichtungen, indem wir das bloss Wahrscheinliche, historisch Passende voranstellen und zu dem mehr Sichern, eigentlich Beweisenden aufsteigen.

1) Wird Candidus bezeichnet als quindecimvir sacris faciundis (XV VIR S. F.). Zwei Priester, welche die Aufbewahrung und Auslegung der sibyllinischen Bücher hatten, sollen schon unter Tarquinius Superbus (Dion. Hal. IV, 62.) ernannt, dann unter Sulla auf 15 gebracht worden seyn. Ueber dieselben handelte das IV. Buch von Varro's Antiquitates rerum divinarum. In der Kaiserzeit gestaltete sich ein neues Quindecimvirat, das dem Cultus der Mater deum oder Mater magna Idaea beigegeben war. Jedenfalls passt die Erwähnung einer solchen geistlichen Würde zu dem religiösen Charakter der Zeit des M. Aurel.

2) Wird Candidus als bürgerlicher Verwalter mehrerer Provinzen, als logista und curator mehrerer Städte Nicomedia, Ephesus, Teanum, als allectus inter praetorios et tribunicios bezeichnet. Marc Aurel stellte aber gerade Nicomedia und Ephesus, die durch ein Erdbeben zerstört waren, wieder her (Aurel. Vict. Caes. 16), richtete ferner auf die Curatel der Städte, auf die Verwaltung der Provinzen einen Hauptpunkt seiner Aufmerksamkeit. Vrgl. Capitolin. 11: „Curatores multis civitatibus, quo latius senatorias tenderet dignitates, e senatu dedit." und 22.

3) War Candidus PROC. XX. HERED. PER GALLIAS u. s. w. Die vigesima hereditatum war nach Cassius Dio LV, 25. eine Einrichtung des August. Es sollte der zwanzigste Theil der Geschenke und Legate, welche Verstorbene vermachten, von Jedem mit Ausnahme der nächsten Verwandten und der Dürftigen, dem Fiscus entrichtet werden. Diese Einrichtung blieb bis in späte Kaiserzeiten bestehen. Marc

Aurel gab neue Gesetze darüber (Capitolin. M. Aurel 11: „Leges etiam addidit de vicesima hereditatum“); überraschend ist es daher jedenfalls, dass unser Tib. Cl. Candidus sich als procurator[1]) XX. hereditatum per Gallias u. s. w. bezeichnet, obwohl wir daraus noch keinen sichern zwingenden Beweis für die Zeitbestimmung herleiten wollen.

4) Wird in der betreffenden Inschrift eine expeditio Asiana und Parthica erwähnt. Der parthische Krieg fiel gleich in den Regierungsantritt der beiden Kaiser. Verus wurde zu seiner Beilegung gesandt, aber wie er nach Syrien kam, ergab er sich dem Wohlleben bei Antiochien und führte jenen Krieg durch die Legaten (Capitolin. M. Aurel. 8: „[Verus] per legatos bellum Parthicum gerens imperator appellatus“). Einer dieser Legaten, sogar der Anführer des illyrischen Heeres dabei ist unser Candidus. Nach Beendigung dieses Kriegs legten sich beide Kaiser den Beinamen Parthicus bei.

5) Wird in jener Inschrift ein doppelter deutscher Feldzug unterschieden. Dieser rechtfertigt sich auch durch die Ueberlieferung der Schriftsteller. Der erste Zug war nämlich gegen den Einfall der Catten in Germanien und Rhaetien gerichtet, der zu Anfang ihrer Regierung vorfiel. Diesen cattischen Krieg führte Aufidius Victorinus. (Vrgl. Capitolin. M. Aurel. 8). Während des parthischen Krieges aber brach der zweite deutsche, der marcomannische Krieg los. Sarmaten, Jazygen, Quaden, und besonders Marcomannen, nachdem sie den Aufstand lange vorbereitet, störten Alles auf; andere Völker, von diesen gedrängt, wälzten sich verheerend vorwärts. Von der Gränze Illyriens bis in Gallien hinein schlug die Bewegung ihre Wellen (Capitolin. M. Aurel 12. 22. Cassius Dio LXXI, 3.). Der Schrecken,

1) Ueber die procuratores XX. hered. und andere darauf sich beziehende Behörden vrgl. *Agost. Gervasio* osservazioni intorno a due iscrizioni Messinesi. Napoli 1840. p. 1. sqq.

den dieser Aufstand erregte, war so gross, dass er dem in punischen Kriegen verglichen wird. Eine fürchterliche Pest, die viele Tausende hinraffte, vermehrte die Angst. M. Aurel entsühnte durch eine Reihe religiöser Cärimonien die Stadt, feierte sieben Tage nach römischem Ritus die Lectisternien. Abergläubische weissagten das Ende der Welt. (Capitolin. 13.). Die beiden Kaiser reisten zusammen zu dem Kriege. Als sie aber bis Aquileja vorgedrungen waren, hatte sich ein Theil der Aufständigen schon zurückgezogen, die Quaden und Andere bezeigten sich unterwürfig. Der feigere Lucius wollte zurück, besonders da der Praefectus Praetorio Aufidius Victorinus verloren und ein Theil des Heeres zu Grunde gerichtet war, Marcus, der Entschlossenere, hielt die Anzeichen der Unterwerfung für Verstellung. So stiegen sie über die Alpen und ordneten Alles, was zum Schutze Italiens und Illyriens nothwendig war [1]). Begleiter der beiden Kaiser auf diesem Feldzuge war jener Vitrasius Pollio (COMITI.... AVGG. EXPEDITIONIS.... *Ger*MANICAE), von dem wir die wichtige Inschrift in Heft II. S. 104. mitgetheilt haben. Lucius starb in Venedig am Schlagflusse. (Eutrop VIII, 10. Paulus Hist. Misc. IX, 14). M. Aurel führte nun jenen Krieg allein. Deutscher Hülfsvölker bediente er sich gegen die Deutschen (Capitol. 21.) und soll nach Paulus Diaconus und Cassius Dio, als einst das Heer von den Feinden gedrängt, umstellt vor Durst fast verschmachtete, durch der Christen Gebet den Sieg errungen haben. Er triumphirte und nannte sich fortan Germanicus. Die Münzen geben uns einen deutschen Sieg VIC. GER. zu seiner 25. tribunicia po-

1) Mit dieser Erwähnung Illyriens stellen wir aber nicht das DVCI EXERCITVS ILLYRICI in Verbindung; denn hinzugenommen werden muss noch EXPEDITIONE ASIANA· ITEM· PARTHICA. Also in verschiedenen asiatischen Zügen war Candidus Führer des illyrischen Heeres, jetzt praepositus copiarum in diesem Feldzuge.

testas, also für das J. R. 923. (171 n. Chr.), ferner zu seiner 31. mit der Beischrift DE. GERM. oder DE. GERMANIS, also für das J. R. 929. (177 n. Chr.). Das ist also die expeditio Germanica secunda, in welcher Candidus praepositus copiarum war. Vielleicht ist daher in der römischen Inschrift des Vitrasius Pollio Jahrb. H. II. S. 104. in der dritten und vierten Zeile zu ergänzen: EXPEDITIONIS (*secundae Ger*)MANICAE; denn man sagt nicht allein expeditio Germanica secunda, sondern auch secunda Germanica, wie bei *Grut.* DXCVI, 10. (*Orelli* 2919.): CHAERONTI. AVG. N. DISP. RAT. COP. EXPED. FEL. II. ET. III. GERMA. Bassaeus Rufus, der wegen des deutschen und sarmatischen Sieges (also jedenfalls in diesem Kriege) des M. Aurel und Commodus mit Mauerkrone, Wallkrone und andern Ehrenzeichen geschmückt worden (*Grut.* CCCLXXV, 1. *Orelli* 3574. Jahrb. d. V. v. A.-F. H. II. S. 107.), wurde PROC. A.RATIONIB.PROVINCIARVM.BELGICAE.ET.DVARVM GERMANIAE., unser Candidus dagegen PROC. XX. HERED. PER. GALLIAS. LVGDVNENSEM. ET. BELGICAM. ET. VTRAMQVE. GERMANIAM., jener war PROC. ASTVRIAE. ET. GALLECIAE, dieser LEG AVGG. PR. PR. H. C. ET. IN. EA. DVX. TERRA. MARIQ. ADVERSVS. REBELLES. H. H. P. P., Bassaeus Rufus war PROC. REG. NORIC., Cl. Candidus LEG. AVGG. PR. PR..... NORICAE, jener TRIB. COH. II. PR. u. s. w., dieser TRIB. MIL. LEG. II. AVG. PRAEF. COHORTIS. SECVNDAE. CIVIVM. ROMANORVM. Auch diese Parallelen legen für gleichzeitiges Leben beider Männer einiges Gewicht in die Wagschale.

6) Wird in unserer Inschrift erwähnt ein grosser spanischer Krieg, der sich über die beiden Spanien erstreckte. Glücklicherweise hat auch diesen Capitolinus c. 21. mit ein paar Worten berührt: „Cum Mauri Hispanias prope omnes vastarent, res per legatos bene gestae sunt.“ Vrgl. c. 22: „Compositae res in Hispania, quae per Lusitaniam turbatae erant“. Von der Regierung des gleichzeiti-

gen Commodus sagt Lampridius (Commod. 13.): „Victi sunt sub eo — — per legatos Mauri.“

7) Wird eine expeditio Gallica erwähnt. Entweder ist damit der sequanische Aufstand gemeint, von dem Capitolinus c. 22. sagt: „Res etiam in Sequanis turbatas censura et auctoritate repressit.“, oder dieser gallische Zug ist mit den deutschen Ereignissen in Verbindung zu bringen, da uns derselbe Schriftsteller c. 22. berichtet, von der Grenze Illyriens bis in Gallien hinein habe sich der marcomannische Aufstand ausgedehnt, und Dio LXXI, 3. bei dieser Gelegenheit sagt: *Πολλοὶ δὲ καὶ τῶν ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον Κελτῶν μέχρι τῆς Ἰταλίας ἤλασαν, καὶ πολλὰ ἔδρασαν ἐς τοὺς Ῥωμαίους δεινά.*

Indessen drängen sich uns hier zwei Fragen auf? Indem sich alle jene historischen Anhaltspunkte so überraschend an Zeit und Ort fügen, passen denn auch die Erwähnungen der beiden Legionen dazu? Candidus selbst wird nämlich als TRIB. MIL. LEG. II. AVG. bezeichnet. Nun lag aber diese Legion nach *Grotefend* (in *Pauly*'s Real-Encykl. IV. Bd. S. 873.) zwar anfänglich in Maynz, wurde aber schon unter Claudius nach Britannien gesandt; unter Hadrian lag sie in den jetzigen Grafschaften Cumberland, Westmoreland und dem westlichen Theile von Northumberland, wo sie die Mauer mit aufführen half, auch an dem westlichen Walle des Antoninus Pius hat sie rüstig gearbeitet, und hatte damals ihre Standquartiere zu Isca, einer Stadt der Silurer. Dort lag sie auch später noch, wird auf Münzen des Carausius genannt und hat noch in der Notitia die Beinamen Augusta und Britannica. In unserer spanischen Inschrift kommt sie also für die Zeit Marc Aurels vor. Passt das? Sehr gut, wenigstens bietet sie keine grössere Schwierigkeiten jetzt dar, als dann, wenn wir sie unter Trajan setzten; denn auch damals lag sie in Britannien; und wir haben Nichts weiter anzunehmen, als dass Candidus sich eine Zeitlang auch bei dem britannischen Heere

aufgehalten hat, und dazu bietet sich unter Marc Aurel eine sehr passende Gelegenheit. Ein britannischer Krieg brach nämlich fast gleichzeitig mit dem ersten deutschen aus; zur Beilegung desselben wurde Calpurnius Agricola gesandt (Capitolin. c. 8.). Unter diesem wird also Candidus gedient haben, und somit hat unser πολύτροπος so ziemlich die ungeheuren Grenzen des ganzen römischen Reiches von der äussersten Thule bis nach Parthien hin und hinwiederum von den Säulen des Hercules bis zum Tempel der ephesischen Diana durchmessen.

Sodann wird erwähnt die legio decima gemina, von der ein Schwerbewaffneter Silius Hospes ihm diesen Stein setzte. Diese lag anfänglich in Spanien, dann wieder dort im J. 70., wurde 71 nach Germanien gesandt, erhielt ihre Standquartiere in Niedergermanien, lag in Obergermanien noch unter Domitian, unter M. Aurel lag sie in Oberpannonien. Auch hier bietet sich keine grössere Schwierigkeit für unsere Annahme dar, als wenn wir sie unter Trajan setzten; denn auch damals lag sie schon nicht mehr in Spanien. Also entweder von Obergermanien oder Oberpannonien ist Silius Hospes nach Spanien gekommen und hat dort dem Präses oder LEG. AVGG. PR. PR. H. C. jenen Denkstein gesetzt.

Soviel steht unabweislich fest: Unser Tib. Cl. Candidus hatte einen Hauptheil seiner Wirksamkeit unter dem Kaiser M. Aurel, mithin vom J. R. 913 (161 n. Chr.) bis höchstens 932 (180 n. Chr.). Der Consul vom J. 105 n. Chr. Tib. Julius Candidus kann also nach einfacher Berechnung menschlicher Lebenskraft und Dauer unser Candidus nicht seyn, noch weniger der Ti. Claudius Sacerdos 852 R. (100 n. Chr.), auch noch unwahrscheinlich der Ti. Claudius Fuscus Salinator 870 R. (118 n. Chr.), schon eher Ti. Claudius Atticus Herodes 896 R. (144 n. Chr.); am allernächsten steht freilich Ti. Claudius Pompejanus 925 R.

(173 n. Chr.), der mit M. Aurel Consul war[1]). Mit vollem Namen wird jener Consul in einer Inschrift bezeichnet bei *Murat.* CCCXXXVII, 4: M. AVRELIO. SEVERO. II. TI. CLAVDIO POMPEIANO. COS. Könnten wir nun beweisen, das dieser Consul gegen die Marcomannen und die damit verbundenen Gallier gesandt worden, so würde mit grosser Wahrscheinlichkeit daraus hervorgehen, dass unser Ti. Cl. Candidus mit vollem Namen Ti. Cl. Candidus[2]) Pompeianus geheissen und der Consul des Jahres 173 n. Chr. gewesen. Denn es ist bekannt, dass in der Kaiserzeit, wo die Polyonymie so sehr einriss, Personen, die eine Reihe von Namen trugen, selten mit dem ganzen Aufwande derselben, meist nur mit einigen wenigen genannt werden, wie, um nur Ein Beispiel anzuführen, in der Godesberger Inschrift Centralm. II, 18. der legatus Augusti pro praetore Germaniae inferioris sich vollständig Q. Venidius Rufus Marius Maximus L. Calvinianus nennt, dagegen *Orelli* 905. als legatus Augustorum (AVGG.) pro praetore praeses provinciae Syriae Phoeniciae nur Q. Venidius Rufus genannt wird. Er hätte auch bloss Calvinianus genannt werden können. Um auf unsern Gegenstand zurückzukehren, so berichtet uns Cassius Dio in der That LXXI, 3., dass gegen die Gallier und Marcomannen ein Pompejanus und Pertinax gesandt worden: *Αὐτὸς δὲ (Μάρκος) τοῖς περὶ τὸν Ἴστρον βαρβάροις, Ἰάζυξί τε καὶ Μαρκομάνοις, ἄλλοτε ἄλλοις χρόνον συχνὸν ὡς εἰπεῖν δι' ὅλου τοῦ βίου, τὴν Παννονίαν ἔχων*

1) Später erst kommt unter Septimius Severus und Caracalla ein Ti. Claudius Severus im J. 952 R. (200 n. Chr.) vor.

2) Ich will nicht so weit gehen, zu glauben, dass er auch noch Celsus geheissen, weil sich eine karische Münze unter Marc Aurel mit der Aufschrift *ΕΠΙ ΚΛΝΔΙΔΟΥ ΚΕΛΣΟΥ* bei *Mionnet* III. Vol. p. 334. vorfindet. In den Tafeln der arvalischen Brüder kommt ein TI. IVLIVS. CANDIDVS. MARIVS. CELSVS (*Marini* Atti p. 192.) vor, ist aber kein Claudius, und lebte nicht unter Marc Aurel, sondern unter Domitian.

ὁρμητήριον, ἐπολέμησε. πολλοὶ δὲ καὶ τῶν ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον Κελτῶν μέχρι τῆς Ἰταλίας ἤλασαν, καὶ πολλὰ ἔδρασαν ἐς τοὺς Ῥωμαίους δεινά· οἷς ὁ Μάρκος ἀντεπιὼν Πομπηιανόν τε καὶ Περτίνακα τοὺς ὑποστρατήγους ἀντικαθίστη· καὶ ἠρίστευσεν ὁ Περτίναξ, ὅστις καὶ ὕστερον αὐτοκράτωρ ἐγένετο. Aber ist denn dieser Pompeianus wirklich jener Consul des J. 173? Das erhellt aus dem Briefe M. Aurels bei Vulcat. Gallican. Avid. Cass. 11., aus Spartian. Caracall. 3. und andern Zeugnissen. Heisst er denn Claudius? Hier gibt uns nun Capitolinus im Leben des Pertinax c. 2. eine treffliche Ergänzung. Er berichtet, Pertinax habe sich im parthischen Kriege durch seinen Eifer verdient gemacht, sey dann nach Britannien gesandt und dort gehalten worden, habe in Moesien einer Ala vorgestanden, dann auf der via Aemilia einen bürgerlichen Posten gehabt (alimentis dividendis procuravit), sodann die germanische Flotte angeführt (rexit), dann sey er als verdächtig nach Dacien versetzt worden: »et postea per Claudium Pompeianum, generum Marci, quasi adiutor ei futurus, vexillis regendis adscitus est, in quo munere approbatus lectus est in senatum. Postea iterum re bene gesta prodita est factio, quae illi concinnata fuerat, Marcusque imperator, ut compensaret iniuriam, praetorium eum fecit et primae legioni regendae imposuit, statimque Rhaetias et Noricum ab hostibus vindicavit, ex quo imminente industria studio Marci imperatoris consul est designatus.« Welch eine überraschende Aehnlichkeit hat dieses frühere Leben des Pertinax mit dem von uns bloss aus der spanischen Inschrift entwickelten des Tib. Cl. Candidus.

1) Im parthischen Kriege war Candidus Anführer des illyrischen Heeres.

Pertinax bello Parthico industria sua promeritus.

2) Nach unserer aus der Vorsteherschaft der legio II. Augusta erörterten Vermuthung diente Candidus in Britannien.

Pertinax in Britanniam translatus ac retentus est.

3) Candidus war einmal praefectus cohortis secundae civium Romanorum.

Pertinax in Moesia rexit alam. und war praefectus cohortis in Syria (c. 1.).

4) Candidus war procurator XX. hereditatum.

Pertinax alimentis dividendis in via Aemilia procuravit.

5) Candidus war Anführer zu Land und S e e in Spanien.

Pertinax classem Germanicam rexit.

6) Als praepositus copiarum expeditionis Germanicae secundae muss Candidus auch Präfekt der ersten Legion gewesen sein.

Pertinacem Marcus primae legioni regendae imposuit.

7) Candidus war entweder LEG. AVGG. PR. PR. (PROVINCIAE) NORICAE oder Anführer dort.

Pertinax Rhaetias ac Noricum ab hostibus vindicavit.

8) Candidus war allectus inter praetorios.

Marcus imperator praetorium eum (Pertinacem) fecit.

9) Candidus war Consul.

Pertinax consul est designatus.

Also ganz dieselbe militärisch-politische Laufbahn bei beiden! Auch hiedurch wird es wieder äusserst wahrscheinlich, dass Tib. Claudius in diese Zeit gehört, aber zur vollen Gewissheit sind wir doch nicht gekommen, dass jener Schwiegersohn des M. Aurel Tib. Claudius Pompejanus, der nach Capitolinus (Pertinac. c. 4.) sogar von Pertinax aufgemuntert wurde, seine Augen zum Kaiserthrone zu erheben, derselbe mit unserm Consul sey. Als M. Aurel zum deutschen Kriege zog, hatte er dem Claudius Pompejanus, dem grossjährigen Sohne eines römischen Ritters, »genere Antiochensi nec satis nobili« wie Capitolinus M. Aurel. 20. sagt, seine Tochter, die Wittwe des Verus zur Frau gegeben. Weder Faustina noch Lucilla selbst waren damit recht einverstanden. Zweimal machte ihn M. Aurel zum Consul. (Vrgl. Spartian. Caracall. 3. Cassius

Dio LXXII, 4.). Unter Commodus zog er sich wegen dessen Unthaten zurück und lebte meist auf dem Lande. Dio LXXII, 20. LXXIII, 3: Ἐν γὰρ τοῖς ἀγροῖς τὰ πλεῖστα διὰ τὸν Κόμμοδον διῆγε [καὶ ἐς τὸ ἄστυ ελάχιστα κατέβαινε] τότε γῆρας καὶ τὸ τῶν ὀφθαλμῶν νόσημα προβαλλόμενος. (Seinen Schwiegersohn tödtete Commodus, wie Lampridius und Dio berichten, als Theilnehmer an einer Verschwörung gegen ihn.) Könnten wir nun nachweisen, dass dieser Claudius Pompejanus einmal Candidus geheissen, so wäre unser Beweis vollständig und unantastbar. So weit sind wir nicht im Stande, denselben zu bringen. Aber es gibt noch ein anderes Mittel, gleichsam eine Probe für für unsere Berechnung zu führen. Wären wir benachrichtigt, dass Tib. Claudius Pompejanus in Spanien gelebt, so würden wir das Mögliche eines combinatorischen Verfahrens erreicht haben. Vielleicht gelingt uns das. Wir erfahren nämlich durch Spartianus (Did. Julian. 8.), dass Didius Julianus den Claudius Pompejanus zur Feldherrnschaft berief, dieser aber wegen Alter und Augenschwäche sie ablehnte. In der Bipontiner Ausgabe lautet die Stelle: »Claudium Pompeianum e Tarracinensi ad participatum evocavit, quod et gener imperatoris fuisset et diu militibus praefuisset" [1]). Was kann e Tarracinensi sein? Bei *Forcellini* wird dieses Adjectivum auf Terracina bezogen und citirt Sal. Cat. 46. und Tac. Hist. IV, 3. Bei Strabo findet sich ebenfalls *Ταρρακίνα*, bei Ptolemaeos *Ταρρακινέτης*, Tarracina auch sonst bei Cicero, Plinius, Mela und dem Geographus Ravennas. Vrgl. *Schoemann* de Tullo Hostilio. Gryphiswaldiae 1847. p. 7. not. 18. und p. 24. Die Inschriften wechseln, bald haben sie A in der ersten Sylbe, z. B. *Gruter* CCCLXXXVI, 1: TARRICINENS. *Murat.* CCCXXVIII, 1: TARRACIN. bald E z. B. *Gud.* 101, 2. MVNICIP. TERRACIN. und bei *Grut.* CLII, 8., die freilich unter Theodorich fällt,

1) Der Cod. Reg. hat Et Arracinensi, der Palat. et aracinensi.

TERRACENA. Aber sey dem, wie ihm wolle, was heisst e Tarracinensi? Etwa: »Aus der Gegend von Terracina?« Eine leichte Aenderung wäre e Tarraconensi, wozu natürlich Hispania oder provincia zu ergänzen, oder was auch zu übersetzen wäre: »aus dem Tarraconensischen, aus der Gegend von Tarraco,“ wie die Interpreten e Tarracinensi deuteten: »aus der Gegend von Terracina.« Das wäre aber gerade Hispania citerior, dessen Praeses Tib. Cl. Candidus war. Aber mehrere Umstände halten mich von dieser verführerischen Aenderung zurück, nicht allein, dass kurz vorher Capua, nachher Umbrien in dieser Stelle genannt werden, mithin der Schriftsteller den Blick auf Unteritalien gerichtet zu haben scheint, sondern auch, dass Dio LXXII, 20. berichtet, Pompejanus Claudius sey nicht zu den Schauspielen des Commodus gekommen, sondern habe seine Söhne gesandt, was doch auf eine Anwesenheit in Rom oder in der Nähe Roms hindeutet, ferner dass er LXXIII, 3. sagt: er habe meist auf dem Lande gelebt. Wäre er damals in Spanien gewesen, so hätte Dio das doch mit einem Worte bezeichnet. Pertinax ferner, berichtet er, habe ihn sehr geehrt und im Senate neben ihm gesessen. Also hielt er sich damals in Rom auf. Zudem kann er schwerlich in hohem Alter einem solchen militärischen Posten vorgestanden haben. Das muss in sein Mannesalter fallen. Hier also mangelt der Schlussstein unseres ganzen Baues. Die Wahrscheinlichkeit der Identität der beiden Personen des Ti. Claudius Pompeianus und Ti. Cl. Candidus bleibt. Wie dem aber auch sey, so viel, glaube ich, ist mit Sicherheit ermittelt, dass der Letztere der Zeit Marc Aurels angehört. Das Jahr seines Consulates mögen Glücklichere und Umsichtigere bestimmen.

Bonn, 21. September 1847.

L. Lersch.

II. Monumente.

1. Zwei merkwürdige bildliche Darstellungen des Mercur.

(Taf. V. 1.)

Auf einem in Gundershofen in Elsass entdeckten Votivrelief, welches S. Severus, Sohn des Equonius, an Mercur weihte, wie die unter dem Bilde befindliche römische Inschrift lehrt, erscheint Mercur mit einem Kinde im linken Arm, das in der erhobenen Rechten einen Fisch und in der Linken einen undeutlichen Gegenstand hält. Unser gelehrter College *Cavedoni*[1]) bezieht dieses Bildwerk auf Mercur, der den kleinen Arcas der Maja bringt, und glaubt den Fisch in dem Nymphencharakter der Mutter des Arcas, Callisto, gerechtfertigt, vergessend, dass Callisto als eine Jägerin und stete Begleiterin der Artemis geschildert wird, weshalb ja auch Zeus, um die Liebe der Callisto zu gewinnen, zu der täuschenden Gestalt der Artemis seine Zuflucht nahm. Dass ferner zur Charakterisirung des Arcas ein Widder- oder Schaaffell als Bekleidung und ein Pedum erforderlich sind, lehrt uns das berühmte pompejanische Wandgemälde[2]) der Säugung des Telephos, wo oberhalb, Arcas neben Alea, mit einem Wanderstab als Lokalgottheiten zum besseren Verständniss der Scene sichtbar sind.

1) *Cavedoni* Bullet. dell' Instituto archeolog. 1834. p. 108. Cf. 10.

2) Pitture d'Ercolano I, 6. und *Millin* Gal. myth. Pl. CXVI, 451 unrichtig auf Arkadia und Pan gedeutet, Mus. Borbon. Vol. XIII, Tav. XXXVIII, XXXIX. auf Tegea und Pan bezogen.

Mehr Beifall könnte man der andern Vermuthung desselben Gelehrten schenken, Mercur trage hier wie auf so vielen Denkmälern der verschiedensten Kunstgattung, den kleinen Bacchus, und der Fisch, der den Namen *Βάκχος* nach einer Glosse des Hesychius führt, diene zu seiner Erkennung. Allein ein Fisch in der Hand des Dionysos hat sich, unsres Wissens, auf sonstigen Bildwerken bis jetzt noch nicht gezeigt: ob ferner die Gestalt des Fisches Bakchos auf dem Relief von Gundershofen der des Lippfisches entspricht, wie Athenäus[1]) erheischt, wagen wir nicht zu entscheiden: jedenfalls aber ist seine symbolische Verbindung mit den Bildern des Gottes aus griechischen Kunstdenkmälern noch unerwiesen. Daher dürfte es gerathener sein, an das Liebesverhältniss des Mercur mit Herse zu erinnern, dem der Morgenjäger Kephalos, der Geliebte der Eos, seine Geburt verdankte[2]). Diesen Kephalos, den der bekannte grossköpfige Meerfisch gleichen Namens in seiner Hand schicklich charakterisiren würde, vermuthen wir hier im Arm des Mercur, wie auf andern sinnverwandten Scenen Herakles seinen Sohn Telephos trägt. Daher finden wir auch die Erzmünzen der sicilischen Kephalosstadt, Kephaloidion (des heutigen Cefalu) mit Bild und Symbolen seines Vaters Mercur geschmückt: die einen zeigen einerseits den Mercurkopf mit Petasus und Caduceus, andererseits *ΚΕΦΑ* und den nackt stehenden Mercur mit dem Caduceus in der Rechten[3]); die andern den gleichen Mercurkopf auf der Vorderseite und auf der Rückseite *ΚΕΦΑ* und einen geflügelten Caduceus[4]).

Befremdender noch als das römische Basrelief erscheint

1) Athen. L. VII, p. 106 e.
2) Apollod. III, 14. 3.
3) *Torremuzza* Num. Sicil. Tab. XVI, 7. *Mionn.* Descr. I. 208, p. 232
4) *Mionn.* Suppl. I, 178. p. 383.

das Bild einer volcenter Vase [1]), gegenwärtig im Münchener Museum, Neptun darstellend, durch einen Fisch in der ausgestreckten Rechten und die Inschrift (*Ποσ*)*ΕΙΔΟΝ* als Meergott bezeichnet, obschon Petasos, Bart, Caduceus und Stiefeln vielmehr auf den Gott Hermes hinweisen: indem er rechts flieht, läuft Herse durch Inschrift ƎΜΑƎΗ unzweifelhaft, ihm nach, indess eine Gefährtin, wohl ihre Schwester Aglauros oder Agraulos, andrerseits davoneilt.

Während auf andern Vasenbildern der Gott den Sterblichen nachläuft, um im Liebesdrang sich ihrer zu bemächtigen [2]), überrascht uns hier das umgekehrte Verhältniss und ruft uns dadurch lebhaft eine archaisirende Vase [3]) ins Gedächtniss, die Hermes von Athene verfolgt, über das durch Delphine bezeichnete Meer dahineilend zeigt, während die Vorderseite den aus dem Meer emporsteigenden Sonnengott auf seinem Viergespann darstellt.

Das Auffallende dieser ohne Fisch und Inschrift unbedenklich als Hermes aufzufassenden Figur hat bereits Herr Dr. *Braun* [4]) mit Recht hervorgehoben, die Lösung dieses Räthsels jedoch andern überlassen. Irre ich nicht, so vermag der Cultus des Hermes zu Pharae in Achaja einiges Licht über das volcenter Vasenbild des Poseidon-Hermes zu verbreiten. Nachdem Pausanias [5]) in Pharae den Poseidon Hippios am Meere erwähnt, beschreibt er auf der Agora eine Hermesherme mit dazu gehörigem Orakel; da-

---

1) Auf der Rückseite erscheint Herakles im Kampf mit dem nemeischen Löwen, hinter ihm Athene und andererseits *Γαληνη* die Nereide, die man geneigter ist, mit dem Bilde der Vorderseite in Verbindung zu bringen.

2) *Panofka* Mus. Blacas Pl. XI, 2.

3) *Dubois Maisonneuve* Introduct. á l'étude des Vas. Pl. XXIX. *Panofka* Mus. Blacas pag. 55.

4) *Braun* Bullet. dell' Instit. archeolog. 1838. p. 11.

5) Pausan. VII, 21. 3 und 22. 2.

selbst ist auch ein Wasser dem Hermes heilig, Hermesquelle genannt; die Fische fangen sie nicht daraus, sondern halten sie als Weihgeschenk des Gottes. Vergleicht man hiermit das merkwürdige von *Christie*[1]) und *Millin*[2]) publizirte archaische Vasenbild, wo den angelnden, sirenenähnlich auf Felsen sitzenden Gottheiten Poseidon und Herakles, Hermes mit dem Caduceus in gleicher Beschäftigung gegenübersitzt: so gewinnt man wenigstens für den Fisch in der Hand des Mercur zwei gewichtige Zeugnisse, die auf das Uebertragen poseidonischen Charakters in die Persönlichkeit des Hermes noch bestimmter hinweisen, als jene Gemme der *Κυιντια* mit dem Bilde des Mercur, der auf einem Schiffsvordertheil stehend, einen Schiffsschnabel in der Hand hält[3]), wie die alte Kunst den Poseidon nicht selten darzustellen beliebte.

Berlin.

Th. Panofka.

---

1) *Christie* Disquis. upon Etruscan Vases XII, 70.

2 *Millin* Gal. myth. CXXV, 466.

3) *Lippert* Dactyl. Supplem. Nr. 200; *Müller* Denkm. a. K. Bd. II, XXIX, 317. *Panofka* Antike Weihgesch. Taf. IV, 6. (Abhl. der Pr. Ak. d. Wiss. 1839).

2. Die Dea Nehalennia *).

Ueber die Auffindung der Altäre dieser Göttin erzählt *J. G. Keyssler* folgendes: „Annus agebatur a restituta salute 1647. et dies Ianuarii mensis quintus, cum vehementius flante Euro in Zelandiae extremo angulo, qua maxime in Oceanum excurrit, ruinae apparerent maximae vetustatis. Recesserant maris fluctus, populo e vicinia ac urbe imprimis Domburgensi accurrenti, copia data uberrima, eruendi, quae maris undae ante occultaverant. Statuae erant aliquot et arae lapideae, quibus intermixta pocula, urnae, nummi, fibulae, hisque consimilia veterum Romanorum, etiamnum Euro repulsis fluctibus, in ora ista litorali inquirentibus obvia."

Fast alle diese Steine trugen den Namen und das Bild der bis dahin unbekannten Dea Nehalennia. Ausserdem traf man später noch an andern Orten auf Reste ihres Cultus. Jene und diese sind seitdem vielfach beschrieben worden; am ausführlichsten von *Keissler* in seinem Buche: Antiquitates septentrionales et celticae, zuletzt von dem um die Alterthumsforschung hochverdienten *Janssen* in Leiden. Die vorzüglichsten ältern Sammler liegen mir vor, dagegen ist mir zu meinem grossen Bedauern die Benutzung der letztern unmöglich gemacht [1]), und so musste ich mich auf

*) Mit diesem Aufsatze vergleiche man Heft IX. S. 87., ebendaselbst S. 100: „Isis und ihr heiliges Schiff" und den Nachtrag von *Simrock* in Heft X. S. 80. *L. L.*

1) Das Reglement der Kön. Bibliothek in Brüssel verbietet nämlich, ungebundene Kupferwerke, Atlasse u. dgl. den Besuchern in dem kleinern Lesezimmer, unter den Augen von sechs, stets dort anwesenden und stets müssigen Beamten mitzutheilen. Eine andere Bestimmung sagt, dass Zeitschriften erst nach Jahresfrist, d. h. nachdem sie eingebunden worden, benutzbar sind.

die früheren beschränken. Ich beginne mit einer Analyse der Darstellungen, welchen wir auf den Altären der Nehalennia begegnen; ihr zu Grunde liegt die Beschreibung *Keisslers* l. c. p. 238—250. Auf den meisten Steinen finden wir die Göttin sitzend (*K.* I—VI, VIII, X—XVII, §. 20) nur zweimal stehend (VII, IX). Ihre Kopfbedeckung ist eine Art von niederländischer Flügelhaube, wie man sie noch bis auf diese Stunde sieht[1]); in Amsterdam hiess man sie zu *K's.* Zeiten een Santè, in Cöln, wo man ähnliche antrifft, heisst sie Zartüft. Ueber Brust und Schultern hängt ein auf der Brust durch einen Knopf zusammengehaltener ausgezackter Kragen, dessgleichen *K.* noch sah und den man een labaar nannte. Den Rest des Körpers deckt ein weites Unter- und Obergewand. Meist zu ihrer Rechten (I, II, V, VIII, IX, XVIII.) einmal nur zu ihrer Linken (IV.) sitzt ein Hund mit zu ihr erhobenem Kopfe. Auf dem Schoosse hält sie sitzend meist ein Körbchen mit Aepfeln, Birnen und andern Früchten gefüllt; (III, X, XI, XII.) ausser diesem steht oft noch ein andres zu ihrer Linken (I, VI, VIII, XIV, XVIII.) oft aber findet sich auch das Letztere ohne das Erste (IV, VII, VIII.). Ihr linker Fuss ruht (I) auf einem Schiffskiel, ein andresmal beide Füsse (VIII). Auf einem dritten Altare (VII) scheint sie den Fuss auf die Basis einer Säule, „aut fortasse prorae navis“ meint *K.*, zu stützen. Der bei *K.* unter Nr. VIII. aufgeführte Altar zeigt „Nehalenniae sedentis typum, cum duabus victoriolis, una manu palmas ostentantibus, altera tegmen sustinentibus.“ Auf dem V. „ad Nehalenniam cum cane videtur accedere Druis foemina cum puella aut flamine minore; ad latus utrumque est sacrificulus columnae insistens, sub qua encarpa.“ Betrachten wir

1) *Mone* sieht irrigerweise „straffe, gescheitelte Haare“ darin. (Gesch. des Heidenth. II, 346.). Das Haar tritt aber sehr deutlich unter derselben gescheitelt hervor.

jetzt auch die Seitenwände der übrigen Altäre. Am häufigsten erscheint auf ihnen Neptun, so u. a. auf dem IX: »Ad latus dextrum Neptunus cum delphino et tridente, infra quem alia rursus Neptuni figura cum gubernaculo et delphino. Ad latus sinistrum tertia Neptuni figura, velut aquam e poculo effundentis. Adest infra mulier pectore nuda, vestem utraque manu attollens cum pocillo oblongo ad dextrum pedem.« (v. et VIII, XIII.). An einem der Altäre haben die Seitentheile zu sehr gelitten, als dass man die auf ihnen befindlichen Figuren unterscheiden könnte; (VII) es wird Neptun sein, oder Hercules, der auch auf andern (IV, VI) vorkommt. Auch auf IV und VIII erscheinen unsern Gewährsmännern unbekannte Gottheiten. Da wo keine Götterbilder auf den Seitenwänden stehn, sind dieselben mit dem Cornucopiae geschmückt (X, XII, XIV, XV) oder auch mit Encarpen (I) und Reben (III, VI) einmal mit ganzen, laubbedeckten Bäumen (XI). Am obern Theile eines Altars (I) finden sich ausserdem Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen. Auf der linken Seitenwand von XVII steht ein »Servus venaticus, tunicatus, capite detonso, incedens baculo et captum leporem tergo gestans, alteri baculo appensum.« Ausser den bei *Keissler* erwähnten Steinen giebt es meines Wissens nach vier, welche den Namen der Göttin tragen: einen im Hofe des Brüssler Museums (N. sitzend, den Hund zur Rechten, das Körbchen auf dem Schooss) zwei andere, deren *Pougens* in seinen doutes et conjectures sur la deesse Nehalennia (Paris 1810. 8.) gedenkt [1]), und

1) Der Erstere hat die Inschrift: DEAE NEHALENNIAE S. . . . . CALVISIVS SECVNDINVS OB MELIORES ACTVS. Die beiden andern: DEAE NEHALENI AE T FLAVI FORTVNAT LIBE.... PRIMITIVS V. S. L. M. — DEAE NEHALENIAE AMMACIVS HVCDION V. S. L. M. Diese beiden Inschriften ausgenommen ist kaum etwas Eignes in dem Buche von *Pougens*. Er schreibt *Keissler* aus, thut aber dabei stets, als ob er ihn widerlege und bekämpfe.

einen vierten, der ganz dem XIII. von *Keissler* entspricht, nur dass auf dem linken Seitentheil ein Füllhorn statt des Neptun steht. S. *Smallegange* Chronyk van Zeeland. Ganz zuverlässig gehört noch hierher ein Frauenbildchen, welches sich im Museum zu Leyden befindet und von *Janssen* folgendermassen beschrieben wird: »Vrouwenbeeldge van gele aarde. Opmerkingswaardig is het hooge opstaande haartooisel, terwyl van het achterhoofd een sluijer over rug en schouders schynt te vallen. Het hondje op de schoot doet denken aan de in Zeeland gevondene Nehalennia's.« (S. de Germaansche en noordsche monumenten van het Museum te Leyden. Pl. I. F. 5). Möglicherweise auch ein andres dort befindliches Bildchen einer Frau, welche eine Spule zu tragen scheint, und mit der man zwei liegende Hündchen ausgrub. (Pl. I, 13. §. 3.). Schliesslich endlich gedenke ich noch des in Deutz gefundenen Cippus, inter duo cornua copiae hanc habens incisuram: DEAE NEHALEE || ERI ATTIVS IVCVN || DI PRO SE ET SVIS || V. S. L. M. den *Gelenius* (de admir. magnitudine Coloniae p. 384.) erwähnt. *Gruter* gibt die Inschrift DEAE NEHAEE (LXXXIX.). Hat des letztern Gewährsmann aber den Stein selbst gesehen? Diess dürfen wir eher von dem Autor der vita s. Heriberti vermuthen, auf den sich *Gelen* bezieht und der, am Fundorte lebend, unzweifelhaft den Stein selbst sah, da er ihn genau beschrieb. „Vide plura apud“ etc. sagt *Gelen*. Wie sollte er dazu gekommen sein, gerade das hier so ganz passende L. einzuschalten? Waren vielleicht zwischen den beiden E Buchstaben verrieben, so dass der Name so da stand NEHALE...E? Die Zahl der Buchstaben der zweiten Reihe passte dann ganz: DEAE NEHALENNIAE || ERI ATTIVS IVCVN. Oder wenn man mit *Gruter* ERIATTIVS lesen will, dann könnte in Nehalennia nur ein N gestanden haben, wie auf dem Stein, welchen der negotiator cretarius ihr weihte und auf einem der bei *Pougens* erwähnten;

und es wäre dann zu lesen: DEAE NEHALENIAE || ERIATTIVS IVCVN || DI. Waren die Worte beider Zeilen zusammengegerückt und ohne Spatien, dann stimmte es ebenfalls. Ich gebe diess eben nur als Hypothese und muss dabei den herzlichen Wunsch aussprechen, dass die vita Heriberti des Matthias Agricius bald wieder aufgefunden werde.

An den Namen der Göttin will ich nicht weiter rühren, es ist gefährlich [1]), und mich nur darauf beschränken zu untersuchen, in wiefern ihr Bild und ihre Attribute mit dem

1) Hier einige Deutungen zur Probe. Bald nach der Auffindung der Altäre brachte der „Courantier", eine Zeitung in Brügge die Nachricht, dass man in Walchern eine Menge von Bildern der Mutter Gottes gefunden habe; dieselben seien aber von den protestantischen Geistlichen sogleich zerstört oder versteckt worden." *Boxhornius* bebiedinge van de tot nog toe onbek. afgod. Nehal. p. 9. *Gallaeus* (de Sybillis c. 36.) leitet den Namen von נחל ab, weil man die Göttin gefleht habe, die Schiffe sanft zu führen. *C. Huygens* versucht eine griechische Ableitung namentlich von τὸ νεαλὲς, während Andere an νέα ἑλήνη denken. *Menso Alting* zieht eine deutsche Ableitung vor, und zwar von Nie hel, die neue Helle, der Neumond. *Boxhornius* macht aus ihr eine Dea Zehalentis, denn Ealent, unser Eiland, heisse im Scythischen jede Insel, das N oder Z sei so zufällig hinzugekommen. l. c. Viel scharfsinniger erklärt *Lydius* den Namen. Es habe einmal eine Art von Obstweib gegeben, meint er, welches den Einwohnern von Walchern ausser Früchten auch manche andere Dinge zugeführt und dadurch sich eine gewisse Berühmtheit erworben habe. Ihr Name sei Neel, Neelke oder Nelleke (von Cornelia) gewesen und wenn die Bewohner der Insel ihrer Hülfe bei der Schiffahrt bedurft, dann hätten sie gerufen: Neel hael inne; die Römer hätten das verkehrt verstanden und den Namen einer Göttin daraus gemacht. Belg. glorios. not. p. 179. — *Mone* verweist mit *Keissler* auf das Celtische (Gesch. des Heidenth. II, 349). Woher dann aber der „Mann in teutscher Kleidung, der einen Hasen am Stocke trägt?" Wenn dieser Servus venaticus aber ein Deutscher ist, dann hatten wir ja einen Beweis mehr für das Vaterländische der Nehalennia. An die Nelheniana tribus bei *Gramaye* (Lovanium p. 3.) ist wol nicht zu denken.

einen oder andern Moment unseres vaterländischen Alterthums zusammengehalten werden können. Ich sage vaterländischen, denn dass Nehalennia eine germanische Gottheit ist, darüber zu rechten, fällt Wenigen mehr ein. Die Fundorte der Ueberreste ihres Cultus sprechen laut genug dafür; nicht weniger, wie schon bemerkt, ihr Kostüm, und ebenso die Umgebung ihres ehemaligen Tempelchens auf Walcheren, wo man fand „arborum trunci ac radices, argumenta luci sacri, ibi pro more Germanorum olim plantati.“ (*Keissler* 291). Dass die Resultate der anzustellenden Untersuchung nur „doutes et conjectures“ sein können, darüber kann kein Zweifel bestehen. Wir sind zu sehr von allen Nachrichten über sie verlassen, ihr Name selbst steht noch in zu dichtes Dunkel gehüllt, ist noch zu räthselhaft, als dass man sichern Schrittes gehen könnte, glücklich genug, wenn ich nicht gar zu ungeschickt tappe.

Jedenfalls müssen wir annehmen, dass die Auffassung und Darstellung des Bildes der Nehalennia, wie es auf ihren Denksteinen erscheint, eine echt deutsche, nur durch grössere Vollkommenheit römischer Kunst veredelte ist. Wie sie der Eingeborne, der Deutsche, gleich an ihrer Kleidung als eine vaterländische Göttin erkannte, so muss er auch in ihren Attributen, dem Hunde, dem Fruchtkörbchen und Füllhörnern, dem Schiffe, bekannte, zu ihrem Cultus gehörende Gegenstände gesehen haben. Ohne diess hätte ja dem Altar keine Heiligkeit in den Augen des Volkes beigewohnt und die Beter, die Verehrer der Göttin, hätten lieber rohere, aber treue Bilder bei ihrer Andacht aufgesucht. Schon *Keissler*, und nach ihm *Mone*, (Gesch. des Heidenth. II, 346.) bemerkten, dass unter den Namen, welche an den Inschriften vorkommen, manche nicht rein römisch sind; Ambacthius, Liffio u. a. klingen ganz deutsch. Der grössere Theil dagegen ist unzweifelhaft echt römisch und diess ist leicht erklärlich; der Rö-

mer **musste** Vertrauen zu dieser Gottheit haben, denn er fand in ihr eine seiner vaterländischen Gottheiten wieder, er sah in ihr die **Isis** unter anderm Namen. Das Bild, die Attribute, kurz der ganze Charakter beider Göttinnen konnte ihm nur aufs innigste miteinander verwandt erscheinen. Ich will versuchen, diese Verwandtschaft weiter nachzuweisen, da sie für unsere Untersuchung von grösster Wichtigkeit ist. Der Kopfputz der Nehalennia gleicht von vorneherein aufs Haar dem der Isis. Wenn das bei *Janssen* (Germansche en noordsche oudheden Pl. I. F. 5.) beschriebene Bildchen wirklich die Nehalennia darstellt, dann trüge diese selbst den lang herabwallenden Peplos, wie Isis auf dem Altar bei *Muratori*, novus thesaurus tom. I. cl. I. p. LXXII. Nr. 1. Wir fanden einen Hund zur Seite Nehalennia's. Der Hund war aber auch der Isis heilig und sitzt auf vielen Monumenten so neben ihr, wie der unsre neben unsrer Göttin. *Ἐγώ εἰμι ἡ ἐν τῷ ἄστρῳ τῷ κυνὶ ἐπιτέλλουσα* sagt Isis auf ihrem Grabmahl von sich selbst (Diodor. Sicul. ed. Wessel. Amst. 1746. t. I. l. 1. p. 31.) und Lucanus sagt VIII, 832:

> Nos in templa tua Roma, recepimus Isin
> Semideosque canes et sistra iubentia luctus [1]).

Der Calathus mit Früchten gefüllt und das Cornucopiae erscheinen als wesentliche Attribute der Nehalennia und bezeichnen sie als eine Fruchtbarkeit verleihende Göttin. Dem Diodorus Siculus zufolge ist nun Isis dieselbe mit Ceres (l. c. p. 29.), wesshalb man ihr auch bei der Maht die ersten Aehren opferte und bei den feierlichen Aufzügen an ihren Festen Vasen mit Gersten- und Weizenhalmen umtrug (ibid. p. 17 §. 14). Sie bestätigt diess, wenn sie auf ihrem Grabmahl von sich sagt: *Ἐγώ εἰμι ἡ πρώτη καρπὸν ἀνθρώποις εὑροῦσα* (ibid. p. 31). Ein andrer Zeuge ist

1) Cf. Plutarch de Iside et Osiride und das erste Buch des Diodor Siculus §. 11 und an mehren Stellen; ferner die Stromata des Clemens von Alexandrien p. 567 u. a. m.

Martianus Capella, der in den nupt. Mercur. et philolog. sagt: Frumentnm Isis in Aegypto, Triptolemus apud Atticos docuerunt." Mit Recht heisst sie darum fructifera[1]) und finden wir auf ihren Altären das Cornucopiae (*Muratori* l. c.) „Sive calathum frugum maturitatis indicem," dem ich noch nicht begegnete, den aber Pitiscus als eins ihrer Attribute kannte. (lex. antiqu. roman. I. 973).

Sind die beiden Genien auf VIII. bei *K.* wirklich „victoriolae," dann stimmt Nehalennia auch zu der domina victrix, triumphalis, invicta.

Der Schiffskiel endlich, auf welchen unsere Göttin oft den Fuss stützt, mahnt laut an das navigium Isidis und den Beinamen pelagia, welchen die Letztere führt. (Pausan. Corinth. p. m. 48). Ausserdem „erscheint Isis auf alexandrinischen Münzen neben dem Pharus wandelnd, ein Segel ausbreitend." (*Gr.* Myth. 237).

Ich muss es Andern, welche inniger wie ich, mit der griechischen und römischen Mythologie vertraut sind, überlassen, diese Vergleichung weiter auszuführen, und gehe einstweilen zu näherer Betrachtung über das letzterwähnte Schiff über. In ihm glaube ich um so mehr ein Hauptattribut der Göttin zu erkennen, da auf den Seitenwänden vieler ihrer Altäre Neptun und andere Flussgottheiten erscheinen, da der Hauptsitz ihres Cultus eine Insel war und da der negotiator cretarius (*K.* pp. 246. und 280. ff.) ihr offenbar den Stein weihte, weil sie sein Schiff glücklich in den Hafen geführt hatte. Und zudem hinterliess uns Tacitus de mor. German. ein Zeugniss, auf welches ich mich jetzt kühner berufen darf. „Pars Suevorum et Isidi sacrificat. Unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnae figuratum, docet ad-

1) Auf dem an der Marienkirche in ara coeli zu Rom eingemauerten Altar.

vectam religionem.« *Grimm* bemerkt zu dieser Stelle (Myth. 236). „Das aus der fremde her eingeführte liegt kaum im namen Isis, da bei Mercur, Mars, Hercules, deren benennung gleich ungermanisch aussehen musste, nichts auffiel; fremdartig schien zeichen und bild des schiffes, weil ihn diess an das römische navigium Isidis erinnerte.... es mag nur ein (dem Isisdienste) ähnlicher cultus, nicht derselbe, und vielleicht noch unter andern Deutschen hergebracht gewesen sein.“

Wir haben nun zwar auf unsern Altären die Gottheit nicht unter dem Symbol des Schiffes, sondern in rein menschlicher Gestalt; doch schliesst diese keineswegs die Verehrung des Symbols aus. Denken wir uns das Schiff als Wagen der Göttin, — auf No. I, VII, und VIII, bei *K.* sitzt oder steht sie ja auf einem Schiff — auf welchem sie vielleicht ihre Umzüge hielt, dann konnte sie ja auch füglich im Innern desselben wohnen und dort den Tribut der Verehrung entgegennehmen, wie Nerthus diess that, wenn sie zum Bade im heiligen See fuhr. Ebenso könnte, (wenn diess unzulässig erscheinen sollte) aus dem entferntern Alterthum, wo man noch keine Bilder der Götter kannte, die Sitte vererbt worden sein, das Schiff als ihr Signum umzufahren. Wie dem auch sei, Nachklänge beider Darstellungen scheinen mir bis in unsere Tage herüberzutönen. Einen derselben finde ich in der Sage von Wanne Thekla: „Wanneer het onstuimig weêr is, speelt zy hare rol; 's nachts komt zy op de aerde, gevolgd van eene stoet harer volgelingen en danst en drinkt op den Pottelberg [1]), waer vroeger het Galgeveld was en ook, gelyk wy weten, waer na den sporenslag de buit verdeeld werd. Op de Leije, welke dwars door de stad vloeit, bezit zy een prach-

1) Bei Kortryk.

tig schip, waermede zy met gansch haren stoet na elk nachtfeest afzeilt onder het commando van wind met vieren, als gebood zy aen de vier winden gezamentlyk, haer van 't aerdryk te voeren.“ (*Snellaert* in Kunst en letterblad. 1842. p. 39). Diese, unverkennbar eine alte Göttin, hält ihre Umzüge gleich der Holda [1]), sie empfängt, wie es scheint, Opfer auf dem Pottelberg, (auf den ich später zurückkomme) und entfernt sich, wie sie kam, auf ihrem Schiffe, den Winden gebietend. Diess Letztere lässt mich gleich wieder an den frommen Kreidehändler denken.

Diese Wanne Thekla und ihr Schiff gewinnen noch grösseres Gewicht dadurch, dass wir auch Marienbilder auf Schiffen in Belgien begegnen. So erzählt *Alphons Wouters* in seiner Abhandlung über den Brüssler Ommeganck: „Ces fêtes (les tirs des serments) avaient lieu d'ordinaire le jour de la fête du patron de la confrerie et le jour de l'ommeganek pour les arbalétriers. Dans ces occasions ceuxci se servaient de petits jetons, offrant d'un côté une chaloupe à voile portant la vierge avec l'enfant Jésus, une femme à la poupe et un matelot à la proue et la dévise: O mater Dei, memento nostri! Au révers une arbalète, l'année du tir et la légende: Teekene van der grooter guldene in Bruessele.“ (p. m. 15). Wie kommt diese Maria auf dem Schiff auf diese Münzen der grossen Gilde? Als stella maris hat sie mit dem grand serment nichts zu schaffen. Sie kann nur durch den Ommeganck selbst darauf gekommen sein, welcher auch wieder von grosser Wichtigkeit für unsere Untersuchung ist. „L'ommeganck sortait le dimanche avant la Pentecôte“ (l. c. p. 4.) und zwar aus der Kirche unsrer lieben Frauen vom Siege auf dem Sandberg (Notre dame de la victoire od. Notre dame du Sablon) und wurde, wie es heisst, gestiftet „en me-

---

1) In der *Gr.* (*M.* 244) die Isis des Tacitus zu finden glaubt.

moire de la translation d'une statue miraculeuse de la vierge de ce nom[1]). „Ueber diese translatio nun erzählt *Wichman* folgendes in seiner Brabantia mariana II, 291. Vor 500 Jahren (*W.* schrieb um 1630) stand in Antwerpen, wo jetzt die Cathedrale sich erhebt, ein kleines Kapellchen mit dem Bilde von »Onze lieve vrouwe op't stocksken.« „Anno verbi incarnati 1348 agebat Antwerpiae mulier quaepiam conditionis quidem tenuis, sed in Deiparam ditissimi adfectus, cui nomen Beatrix Sophiae, vernacule Beatrix loetkens. Haec frequenter a Diva Virgine secundum quietem fuit admonita, ut ab aedituis ecclesiae marianae in Antwerpia imaginem ligneam prae nimia antiquitate desertam et obiectam peteret, quam novis coloribus et aureis incrustationibus curaret obduci majoris reverentiae ergo.« Diess thut Beatrix. »Denuo per noctem a B. Virgine admonetur, quatenus vespere insequenti ante Templi obserationem dictam illam imaginem auferat, etiam vel invito seu renitente templi custode. Quod ubi obedienter adtentat et custodem sibi reluctantem invenit, ecce occulta Deiparae virtute praedictus templi custos immobilis omnino iuxta altare sistitur et detinetur. Tum Beatrix iniunctum sibi a Beata virgine mandatum fideliter exequens, praefatam imaginem, ut iussa fuerat, navigio Bruxellam defert, adverso quidem flumine, sed successu valde prospero (utpote manu virginea navim regente) adeo, ut omnes reliquas naves, quae dudum tamen eam praecesserant, non tantum insequeretur, sed longe etiam praeverteret. Invenitur postridie a Clero Basilicae Anto

---

1) *Wouters* fährt fort: Cette translation a été revoquée en doute par quelques auteurs et entre autres par *Dierckxsens* (Antwerpia Christo nascens et crescens I. p. 103) qui s'appuie pour la combattre sur l'impossibilité de naviguer sur la Senne. (p. m. 8.) *Wouters* bekämpft diese Ansicht, doch, wie ich glaube, mit Unrecht. Wer die Senne kennt, wird mir gewiss beistimmen.

werpiensis praefatus custos plane immobilis et se nocte illa tota divinitus sic ligatum stetisse adserebat, eo quo Beatrici D. Virginis statuam auferenti restitisset. Beatrix vero Bruxellam cum imagine feliciter appulsa, rem omnem primoribus ejus urbis ex integro enarravit, qui una cum duce nostro Ioanne III. ac Henrico duce limburgensi et Mechliniae domino totoque magistratu subplicatione solenni antedictam imaginem ecclesiae in Sabulo intulerunt [1]).« Dieser Sandberg war bis 1299 eine wenig bewohnte Höhe, wurde dann Kirchhof des St. Johannes-Spitals und später den Bogenschützen überlassen, welche 1304 eine Kapelle daselbst bauten (*Henne* et *Wouters* hist. de Brux. III, 400.). In der prächtigen Kirche, welche jetzt da steht, sieht man auf dem südlichen Seitenthor noch ein Schiff mit einem darauf thronenden Marienbild zum Andenken an die wunderbare translatio dahin gestiftet [2]). Aus dieser Kirche also zog der Ommeganck aus, ein halb lustiger, halb ernst religiöser Umzug, in dessen erstem, oder weltlichen Theile ausser Riesenbildern, Drachen, dem Glücksrad u. a. auch wieder Schiffe erschienen. Durch diese Gesellschaft gewinnen die letztern schon erhöhte Wichtigkeit, denn jene können unmöglich ihre Abstammung verläugnen, es sind buchstäblich die Simulacra de pannis facta des Concils von Leptines und hier treten sie uns ganz entgegen als die »Simulacra, quae per campos portant.« Noch wahrscheinlicher wird diess dadurch, dass ihnen das Bild der heiligen Mutter und die kirchliche Prozession folgt:

---

1) Cf. et *Sanderi* Chorogr. sacr. Brab. II. p. 18. — *Van Gestel* histor. archiepisc. Mechl. II. p. 30. — *Gramaye* Bruxella p. 8.

2) Mir scheint die Legende zur Erklärung eines uralten, auf einem Schiff stehenden Marienbildes geschmiedet. Wie unwahrscheinlich ist nebst vielem andern der glänzende Empfang in Brüssel und wie passt dieser doch so ganz zum heil. Schiff einer Göttin!

die besiegten alten Götter schmücken den Siegeszug des christlichen Gottes, der ihre Altäre in den Staub warf.

Und es war nicht etwa Brüssel allein, welches derartige Umzüge sah. Fast jede Stadt des alten Belgiens hat ihre eigene Riesenfamilie, ihre eignen Schiffe u. a. Darstellungen; ich halte mich einstweilen an den letztern. So sah man in der Prozession von Douai stets: „Un vaisseau, dit nanvire, gréé de ses voiles et agréablement pavoisé.“ (Mad. *Clement* née *Hémèry*, hist. des fêtes civ. et relig. du depart. du Nord p. 200.). Um 1615 erschienen u. a. in brüssler Ommeganck: »des bateaux sur des chars, remplis d'enfants.“ (*Woulers*, Ommeganck p. m. 12.) 1822 sah man eine Fregatte in der Cavalcade zu Cameryk (Mad. *Clement* p. 282.) und in den letztverflossenen Jahren zogen noch welche in dem Ommeganck bei den Rubensfesten und in der Cavalcade von St. Laurenz in Brüssel umher. Auf dem Thurm des alten Rathhauses von Tervueren ist ein Schiff als Windfahne angebracht (*Garçon* Walchersche Arcadia II, 215). Auch bei grossen Mahlen erscheinen diese Schiffe, so stand bei dem grossen Feste von 1453 in Lille auf dem Tische des Herzogs Philipp des Guten „une carraque (sorte de navire) plus grande même que celles qui navigaient en mer [1].“ (Mad. *Clement* p. 72.).

Sollte demnach der Zweifel des gewiss frommen und gläubigen *Dierckxsens* an der Echtheit jener Legende nicht sehr gegründet sein? Es scheint mir sehr wahrscheinlich; die dem Winde gebietende und das Schiff leicht über die Wellen hinführende Maria vom Sandberg klingt laut an Wanne Thekla und die Patronin unseres Kreidehändlers,

1) Auch „une statue d'enfant nu, posé sur une roche et qui pistait eau rose,“ eine Kirche mit Glocken, Orgel und Sängern, der heil. Andreas u. A. Auf einem andern Tisch das Schloss Lusignan mit Melusine, ein See mit Schiffen u. s. w.

und um so lauter, da sie nicht die einzige ist, welche Schiffern so günstige Fahrt verleiht. *Wichmans* erzählt in derselben Brabantia Mariana p. 556. noch eine andere Legende, welche gleichfalls hierhin gehört. „Extra Mechliniam juxta pagum Semps ad ripam fluminis Seune Capella mariana vulgo Onse lieve vrowe in 't Hammeken (hoc nomen loco adhaesit forte ob pratorum copiam et fertilitatem, quae ibi abundant bovibus pascendis) quae praedictae civitatis incolis et circum vicinis accolis in magna veneratione olim fuit et est hodie. Huc adpulsa aliquando navis ita firmiter haesit et remorata est, ut nulla vi nullave industria loco dimoveri posset, adhibitis licet operis quam plurimis, quae remis rudentibus aliisque machinis nihil prorsus proficiebant.... Itaque consternati omnes animo et multum anxii, quid remora illa portenderet, navim discutiunt, ejiciunt merces et manum unanimiter admovent, sed navim neutiquam loco movent. Tandem ecce in ipso virenti saliceto, quod ad ripam fluminis copiose excrescebat, perexiguam statuam Beatae Virginis Deiparae conspiciunt, quam timidae religionis pleni inde educunt atque tuguriolo ex tempore ibidem constructo honorandam imponunt et supplices venerantur. Gratissimum id obsequii sanctissimae Virgini. Siquidem mox sine mora omnis remora sublata et prospero cursu solitum iter suum navis feliciter peragit." Noch weniger darf onse lieve vrouwe van Hanswyck hier vergessen werden. Vor langer Zeit fuhr einmal ein Schiffer, der ein Bildchen der Mutter Gottes in seinem Fahrzeug hatte, auf der Dyle nach Mecheln. Als er aber bis zur Stelle gekommen war, wo jetzt die Kirche von Hauswyck steht, da konnte er nicht mehr weiter, und wie sehr er sich auch bemühte, das Schifflein flott zu machen, es war

ihm unmöglich. Da lud er die Waaren und alles was er führte, aus und das Schiff wurde flott; kaum aber hatte er das Muttergottesbildchen wieder darin, als es aufs Neue fest stand. Das wunderte ihn sehr, und er glaubte darin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen. In der folgenden Nacht ermahnte ihn die Jungfrau Maria, das Bildchen an dem Ort zu lassen, denn sie wolle daselbst verehrt sein. Diess that der Schiffer und fuhr weiter und hatte Glück und Vorschub. (Niederl. Sagen 267.). Hier vertritt das Schiff die Stelle der Kühe, Ochsen oder Pferde, welche in andern Legenden ein Heilthum fahren und an gewissen Orten nicht weiter können. Vrgl. *Gr.* deutsche Sagen 349. *Wolf* niederl. Sagen S. 423. u. a. m. Wie dieser Kraft vor der des Heiligthums, der alten umfahrenden Gottheit weichen muss, so vermag hier die Gewalt des Stromes nichts über das Schiff, welches die Gottheit birgt.

Man bemerke, dass das erste der beiden Liebfrauenbilder stromaufwärts [1]) nach Brüssel kam, wo wir noch einen Altar der Nehalennia besitzen, den keiner der ältern Sammler der ihr geweihten Inschriften kennt, und der am Orte selbst oder doch in der Nähe ausgegraben zu sein scheint, dass diess zweite Liebfrauenbild ganz in der Nähe der Stadt gefunden wurde, und das dritte ihr ebensonahe verehrt sein wollte.

In den Cavalcaden schwebt nur noch ein leiser mythischer Hauch um das Schiff, dessen Umzug als Privatfest der einzelnen Städte erscheint. Dagegen steht das Schiff im 12. Jh. noch in viel grösserer Glorie da und tritt das Gefühl seines den Niederlanden gemeinsamen Cultus viel lebendiger hervor. Da gibt es nur ein Schiff für das ganze Land, wie es nur einen Wagen des Freyr und

1) Wie der Leib des heil. Maternus stromaufwärts in einem Kahn von Cöln nach Trier fuhr. *E. Weyden*, Cölns Legenden u. s. w. S. 233.

der Nerthus gab. Ich habe nicht nöthig, die Stelle aus Rudolfi Chronicon abbatiae St. Trudonis hier abzuschreiben, sie ist zu allgemein bekannt [1]).

Warum aber sind es gerade die Weber, welche diese terrea navis ziehen und bewachen müssen? Zur Lösung dieser Frage müssen wir einstweilen die Schiffe verlassen und zu dem verlassenen Bilde der Göttin zurückkehren.

Auf dem erwähnten Bilde der Isis bei *Muratori* trägt diese eine Spindel und mit Recht, denn „lini usum sementemque monstravit.“ (Mart. Capella l. c.). Desshalb wohl feierte auch Kaiser Otho „sacra Isidis saepe in lintea religiosaque veste.“ (Sueton. in Oth. §. 12). Diese Spindel fehlt bei der Nehalennia und sie oder ein ähnliches Symbol dürfte sich doch wenigstens auf einem Bilde finden, wenn die Weber etwas mit ihr gemein hätten und wenn *Schreibers* Hinweisung auf nere, neza (*Gr.* M. 390) wirklich Grund hätte. Hier dürfte der Hund vielleicht bedeutsam werden, den wir zur Seite der Göttin finden. In Ryssel (Lille) findet jährlich eine fête du Broquelet, ein Fest des Spitzenklöppels, der im Grunde wohl dasselbe ist, wie die Spule der Spinnerin und des Schiffchen der Weber. Auf dem Gemälde von Watteau, welches den festlichen Umzug des Spitzenklöppels darstellt, sehen wir auf einem Wagen, „trainé par des chiens des jeunes enfans

1) Dr. *Coremans* theilt mir folgende merkwürdige Stelle aus einem «Bericht über die Ergebnisse der Expedition der Kön. dänischen Fregatte Galathea nach den Nikobaren-Inseln» mit, aus dem unlängst (1847 No. 94) Auszüge im Auslande standen: «Im Anfange der trockenen Jahreszeit findet eine allgemeine Feierlichkeit statt. Ein Schiff, nach dem Muster der europäischen, wird herumgetragen. Die Bewohner jeder Hütte jagen die Insis (böse Geister) aus derselben hinaus und an Bord des Schiffes, welches zuletzt in's Meer geschleudert und den Winden preisgegeben wird.» Sind die bösen Geister die der Unfruchtbarkeit?

ravis de porter sur le dévant de leur charrette un petit Broquelet." (Mad. *Clement* p. 92.). Wurde der Wagen der Göttin, wenn sie als Schützerin der Spinnerinnen erschien, vielleicht von dem ihr heiligen Hunde gezogen, wie der der Freyja von Katzen, der des Thôr von Böcken? Ausser diesem kleinen Wagen erscheint noch in dem Aufzuge „le char merveilleux de M. du Broquelet, suivi de son cortege. Deux dames debòut, très élegamment vêtues, soutiennent avec vénération sur le char un petit coussinet a dentelle, orné d'un trés gros bouquet de saison, surmonté du Broquelet suspendu à un rameau de verdure. Dans leur ravissement ces dames poussent les plus vives acclamations; à l'instant mille voix répètent ces élans partis du coeur et leur gestes indiquent le Broquelet de la fête; partout on n'entend plus que le mot Broquelet; un orchestre bien monté environne le char." Auch sind am Tage des Festes alle Wagen der Stadt mit Laub geschmückt, „de guirlandes et de fleurs et du célébre Broquelet." (Mad. *Clement.* p. 93.). In diesem Allen hat die Feier viel Aehnliches mit den Festen des Schiffes bei Rodulf. Zugleich aber fährt man an diesem und den folgenden acht Tagen umher: „un mannequin habillé en pailasse, que l'on fait sauter au son du tambour, tandis que des hommes, la figure enfarinée, costumés de vêtemens blancs, une ceinture rouge, un chapeau pointu de deux pieds de haut, sont portés sur des pavois; ils ont la mine sérieuse, tiennent un livre à la main, paraissent méditer profondement, ce qui contraste singulièrement avec la foule jouyeuse, qui les entoure; nous ignorons le sens caché de cette représentation burlesque." (Mad. *Clement*, p. 95.). Den Sinn dieser Darstellung löst uns die Zeit, in welche das Fest fällt. Es findet nämlich am Tage der translatio si Nicolai, (des Patrons der Schiffer)

statt, den 9. Mai, fast zur selben Zeit, wo in Holland jährlich arme Weiber ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Mädchen (de pinxterbloem) auf einem kleinen Wagen herumführen und von den Zuschauern Geld empfangen (*Gr.* M. 748.), wie die Weber bei der terrea navis von den ihr Nahenden; wo man in Deutschland den Tod, „eine puppe, ein ströhernes oder hölzernes bild umträgt" (*Gr.* M. 728.). Diese paillasse ist somit nichts, als der Winter, gefolgt von seinen Priestern, der vor der Fruchtbarkeit schenkenden Maikönigin, die zugleich Schützerin der Spinnerinnen ist [1]), weicht. Zu derselben Zeit aber zieht auch der brüssler Ommeganck mit seinem Schiff und seinen Riesenbildern umher und fand ehedem die Prozession zu Cameryk statt (25. Mai. *Le Glay* angeführt bei Mad. *Héméry* p. 259.). Auch der Umzug der terrea navis fällt wohl in diese Zeit; im Winter kann er wenigstens nicht statt gefunden haben, denn die tanzenden Frauen waren theilweise „seminudae, aliae simplice tantum clamide circumdatae" und die Tänze dauerten „usque ad noctis medium." Und in dieselbe Zeit fielen endlich zu Kortryk ehedem die Verjaerdagen, an denen die Zünfte sich ihre Vorsteher wählten, und die mit einem Volksfest auf dem Pottelberge schlossen, auf der Stelle also, wo Wanne Thekla mit ihrem Gefolge tanzt. „Elk huisgezin hield daerby fest; men maekte vor het huis eene tent van groene meien, waeronder men sich op eene lekkere schotel vergastte." Diess Volksfest wurde später in die Kirmesstage verlegt und wird noch jährlich gefeiert. Man singt dabei ein „Wevers refrein," das übrigens ohne alle Bedeutung für uns ist. (*Snellaert* im Kunst- en letterblad, 1840 p. 23.).

Wie in Deutschland Pflug und Schiff zusammen um-

1) Gerade wie Holda. *Gr.* M. 246.

fahren (*Gr.* M. 242.), so sehen wir also auch hier das Schiff zur selben Zeit im festlichen Umzug erscheinen, wo anderwärts und zwar in naher Nachbarschaft die Fruchtbarkeit verleihende Göttin umfährt. Es kann somit nicht allzu gewagt sein, in der Gottheit jenes Schiffes dieselbe zu erblicken, welche hier dem Felde und dem Hause Segen bringt, um so weniger, da die Weber gerade die terrea navis ziehen, und die Attribute auf den Altären der Walcherischen Göttin scheinen mir deutlich zu sagen, dass diese nur die echtmütterliche [1]) Gottheit sein kann.

Ich will jetzt versuchen, die Frage zu beantworten, wie weit sich der Cultus der Nehalennia erstreckte.

Bei Cöln fand man, wie gesagt, den Altar der Nehalennia, oder Nehaea, wenn man diess vorzieht [2]). Etwa acht deutsche Meilen von hier baute der Bauer die terrea navis, und zwar ganz in der Nähe von Jülich und der Eifel, wo man die Steine der Matronae Romanehae, Vacallinehae, Vallamnehae, Axsinginehae, Maviatinehae u. a. m. fand, auf denen, wie auf den Monumenten der Nehalennia Fruchtteller und Füllhörner erscheinen. Schon diess und ebenso der Namensausgang verräth bedeutende Verwandtschaft mit unserer Göttin; diese Verwandtschaft wird noch sicherer dadurch, dass man in den Niederlanden ganz nahe bei den Monumenten der Nehalennia einen Stein fand, der auch drei ganz diesen Matronen ähnliche, sitzende Göttinnen trug. (*Smellegange* p. 671. *K.* 248). „Adstat sacerdos cum apparitore vinum in altare effundente. Ad utrumque latus cornu copiae.“ Diese terrea navis zog in

1) μήτηρ πολυώνυμος (myrionyma), mater mille nominum sind auch Beinamen der Isis.

2) Ich glaube mich aus *Brewer's* veterländischer Chronik zu erinnern, dass bei dem zu Ehren der Erzherzogin Isabella in Cöln veranstalteten Aufzuge auch Schiffe mit umgeführt wurden. Wahrscheinlich kann *Weyden* uns mehr solcher Schiffe nachweisen.

der Richtung nach dem Meere zu [1]), wo auf Walchern das grosse Heiligthum der Göttin war; doch können wir sie nur bis nach L o o z verfolgen. Vielleicht wollte sie von da nach Brüssel, wo sich noch ein Altar der Nehalennia findet, und Mecheln nach Antwerpen, wo die Schelde sie aufnahm, um sie nach Walcheren zu tragen. In Holland giebt es nur zerstreute Spuren von dem Cultus der Göttin, und diese beschränken sich auf die Provinz Utrecht (No. XXII. bei *K.*, *Janssen* l. c.). Von dortigen Umzügen mit Schiffen ist mir nichts bekannt. — Unter dem Namen Nehalennia also mag sie nur in der G e r m a n i a s e c u n d a bekannt gewesen sein.

1) Merkwürdigerweise findet sich in Lede bei Aelst ein Marienbild, welches ein Jüngling aus dem Dorfe, der in Cöln reich geheirathet, in der Nähe dieser Stadt a m U f e r d e s R h e i n e s fand, und seinem Geburtsort zum Geschenk machte. Die Einwohner von Lede holten es i m f e i e r l i c h e n Z u g e, m i t W a g e n u n d P f e r d e n ein. N a h e b e i B r ü s s e l begegnete ihnen ein Reiterhaufe. Als sich die Pferde der Bauern den Reitern zu sehr näherten, ward der Letztern Hauptmann überaus zornig, rief: „Was führt ihr da mit euch, ihr Lumpen!“ und zerschlug mit dem Schwert d e n K a s t e n d e s G n a d e n b i l d e s. Als er diess selbst aber gleichfalls in Stücke hauen wollte, erlahmte ihm der Arm, und erst nachdem er dem Zuge reumüthig bis in die Kirche von Lede gefolgt war, erlangte er auf das inbrünstige Gebet des Volkes den freien Gebrauch des Armes wieder. Diess soll sich im Jahre 1414 zugetragen haben. (Het miraculeus Beeld van O. L. Vrouw van Lede, St. Nicolaes by Edom en de Cock. 1845). Marten Jans in St. Annastraet te Sluys had twee dagen gebloed, wanneer de moeder beloofde, h a e r v o o r de n o o d G o d s v a n L e d e t e d o e n w e g e n m e t k o e r n, w a s e n v l a s, en 't bloed stelpte terstond. (*Columbanus Vranckx*). Das passt durchaus zu unserer Fruchtbarkeit verleihenden Göttin; ebenso, dass eine andere Frau nach elfjähriger unfruchtbarer Ehe durch ein Gelübde zu dem Gnadenbilde mit einem Kinde gesegnet wurde und sieben andere W u n d e r a n F e l d f r ü c h t e n, welche *Columbanus Vranckx* ihr zuschreibt. Dr. *Coremans* hatte die freundliche Güte, mir diese Notizen mitzutheilen.

Ich gestehe gern, das Manches in dem Vorstehenden höchst gewagt ist, aber wenn irgendwie, dann bedingt hier das Wagen das Winnen. Ich wollte nur so viel Halme, wie möglich und als in meinem Bereich lagen, auf dem garbenleeren Felde sammeln; Andere finden dann wohl noch mehr; auch sie mögen dieselbe hinterbringen. Aus allen zusammen wird dann später eine kundige Hand leicht eine, wenn auch dürftige, letzte Garbe der Armen binden können.

Brüssel.

J. W. Wolf.

5. Neueste Bereicherung des Kön. Museums rhein. Alterthümer.

Matronensteine von Embken bei Zülpich. Taf. III—V.

Die vielen Bereicherungen des Königlichen Museums in den letzten Jahren haben eine neue Anordnung namentlich des Inschriften-Saales von Seiten des unterzeichneten Adjunkten desselben nöthig gemacht. Veranlasst wurde diese neue Anordnung besonders durch einen grossen Fund römischer Inschriften, welcher in jüngster Zeit in unserer Nachbarschaft gemacht wurde. Die erste Kunde davon erhielt der Vorstand unseres Vereins durch Herrn Dr. *Düntzer* in Cöln, dem sie hinwiederum von Herrn Vicar *Welter* in Zülpich zugekommen war. Dem rühmlichen Eifer des Letztern verdanke ich bei der Erwerbung derselben für das Kön. Museum thätigen Beistand und die folgenden Bemerkungen über die Umstände der Auffindung.

Es sind nämlich nicht weniger als eilf in dreizehn Stücke gebrochene Tafeln, alle von rothem Trierer Sandstein, von denen zehn mit mehr oder weniger leserlichen Inschriften versehen sind. Sämmtliche fanden sich an sechs Gräbern. »Kopf- und Fussende eines jeden Grabes, sagt Herr *Welter*, waren in der Regel mit einer beschriebenen Tafel gebildet. Dass die Steine indess nicht ursprünglich für diese Gräber bestimmt waren, deutet schon ihr Inhalt an, ausserdem glaube ich es noch deutlicher aus einer Zufälligkeit schliessen zu können. Die Tafel A (Nr. 5.) mit den ganzen Hautrelief-Figuren befand sich am Kopfende eines Grabes, und an demselben Grabe an einer Längenseite war die Tafel C (Nr. 7.). Diese Tafel C ist der Dicke

nach in zwei gut conservirte Hälfte gespalten, und am Grabe fanden sich nun nicht beide Hälften aufeinanderliegend als Ein Stein der Grabseite eingefügt, sondern beide Hälften standen nebeneinander. Man sieht daraus, den Erbauern des Grabes war es nur darum zu thun, Stein-Material zu gewinnen an diesen ihnen zur Disposition stehenden Tafeln, sie wollten nur Löcher ausfüllen, und so sehr muss ihnen die Kenntniss und Achtung des auf den Tafeln eingegrabenen Cultus abhanden gekommen sein, dass sie es nicht einmal verstanden, Zusammengehöriges zu einen, oder doch es nicht der Mühe werth hielten. Ich würde daraus sofort schliessen, dass es schon nicht mehr heidnische, sondern christliche Gräber seien, wenn nicht der Mangel auch des geringsten christlichen Symbols wieder für das Gegentheil spräche. Der Finder hatte, wie ich Ihnen bereits früher gemeldet, ausser den sechs ausgegrabenen und demolirten Gräbern, noch zwei andere offen gelegt, ohne damals noch das Steinwerk ausgebrochen zu haben. Das ist jetzt geschehen, er hat aber kein Schrift- oder Bildstück gefunden? Andere sind vom Besitzer des anschiessenden Grundstückes gefunden worden, indess hiebei waren nicht grössere Steinstücke als Material gebraucht, sondern der dort in grosser Anzahl vorfindliche bröckliche Thonschiefer. Der erstere Finder hat ausserdem ein neues Grab, von grösseren Werkstücken zusammengestellt, wieder ausgebrochen, aber nichts gefunden, als eine sonderbare Grabconstruction. Neben dem zuletzt ausgebrochenen fand er in etwa ½ Fuss Zwischenraum vom Fussende ab eine Grabstätte von ganz kurzer Dimension, wie der Mann sagt, von der Weite eines Stuhles [1]), dessen Inhalt jedoch

1) Also wohl einen Sargtrog, wie deren römische häufig mit Bänken im Innern hier gefunden werden. Zwei solcher sind im Königl. Museum. *L. L.*

zwei Schädel und mehrere Beinknochen enthielt, alles auf einen Haufen zusammengelegt, alles jedoch ohne jegliche Spur von Münzen und Grabzierrathen.« Soweit Hr. *Welter*.

Dieser merkwürdige Fund erregt eine Reihe von Gedanken. Einestheils erhält dadurch das alte römische Tolpiacum eine erhöhte Wichtigkeit; denn nun stellt sich dieser Ort mit seiner Umgebung, an dem die Hauptstrasse von Trier nach Cöln vorbeizog, immer mehr als reichbewohnt und bebaut dar. In seiner Nähe fand sich ausser sonstigen Anticaglien nach *Hüpsch* Epigrammatogr. 40, 7. der Grabstein des Masclinius Maternus, vom J. 352 n. Chr. An der Kirche zu Zülpich eingemauert ist der Grabstein der Julia Ammaga und Octavier (Centralmus. II, 46. Jahrb. d. V. v. A.-F. im Rheinl. I. S. 116.), hier fand sich der den aufanischen Matronen (ΛVFANI) von Lentinius gewidmete Stein (Jahrb. d. V. v. A.-F. III. S. 196.), ferner ein römisches Gebäude bei Commern, und bei Rheder nicht allein 15 bis 16 Gräber, nicht allein ferner der Votivstein des Jupiter und Genius loci (Centralmus. II, 9.), sondern auch der des Mithras (Jahrb. II. S. 85.) in der Nähe von Gräbern (II. S. 128.), wie denn auch die beiden Matronensteine von Bettenhofen (Jahrb. IV. S. 182.), von denen wir den erstern jetzt im Museum befindlichen neu veröffentlichen (Taf. I. II, 1.), in Einem Grabe gefunden seyn sollen, ein Umstand, der damals noch einen Zweifel zuliess, jetzt aber durch die Auffindung der Embkener Steine jeglichem Bedenken enthoben ist. Römer, und überhaupt Heiden, können, wie mir scheint, sich eines solchen Frevels an geweihten Altären nicht schuldig gemacht haben. An Votivsteinen der verschiedensten Gottheiten ist er begangen worden, an einem des römischen Jupiter und Genius loci, des persischen Mithras, der keltischen Mütter. Wären es bloss die Letzteren, man könnte noch etwa denken, ihr unheimliches irdisches Wesen habe Veranlassung gegeben, sie auch dem Reiche des

Todes, der Unterwelt beizugeben; aber dagegen sprechen die Götter des Lichts Jupiter und Mithras, aber auch, wie Herr *Welter* oben bemerkte, die Art der Auffindung und, fügen wir hinzu, die Zerstörung dieser Altäre allzu vernehmlich. Auch an diesen, wie fast an allen römischen Monumenten, die man in unseren Gegenden findet, sind die Köpfe und Gesichter absichtlich zerschlagen. An Stellen, wo die Figur durch Fall und Sturz nicht leiden konnte, ist Hammer und Meissel angesetzt worden. Wie nun, wenn jene Gräber bei Zülpich und Jülich etwa fränkisch, vielleicht christlich wären?.... Jedoch will ich mich aller unsichern Vermuthungen enthalten. Uns ist durch diese Zerstörung, mit der sich das Reich des Todes umgab, eine Reihe von interessanten Denkmälern gerettet.

1.

Der erste Stein 2 F. 3 Z. Par. hoch, 1 F. breit, 6 Z. dick, scheint ursprünglich mit keiner Inschrift versehen gewesen zu seyn, höchstens am obern Simms könnten zwei Zeilen gestanden haben; jedoch ist auch diess ganz unsicher. Bloss ein Kranz mit Binde in roher Arbeit zeichnet die Vorderseite aus.

2.

D E A 154.
//VNVCSALL
VOLERIVS
PVSINNIONI
ETQVINTINI
T T I

Dea (so) *Vnucsall(ae) Volerius Pusinnioni(us) et Quintini(us)*....

Oberes Bruchstück eines Steines mit Giebel; 1 F. 9 Z. hoch, 1 F. $5\frac{1}{2}$ Z. breit, 8 Z. dick.

VNVCSALL. Vermuthlich eine keltische Göttin, die nicht mit der römischen Unxia bei Arnob. III, 25. vielleicht aber mit

der keltischen Uncia, deren Altar von einem Quintinus Quintinianus Quintus Candidus in Jülich gefunden worden (*Orelli* 2070. *Hüpsch* 55, 8. und *Steiner* 762. setzen ihn nach Remagen), zusammenhängt. Ein Quintinius ist merkwürdiger Weise auch bei unserm Steine der Widmende.

3.

RANEHAB 155.
VSVITELLIVS
CARINVSPROSE
I·SVIS EXIMPIPSA
V· S· L· M·

(*Vete*)*ranehabus Vitellius Carinus pro se* (*e*)*t suis ex imp*(*erio*) *ipsa*(*rum*) *votum solvit lubens merito.*

Zwei F. 1 Z. hoch, 1 F. 3 Z. breit, 6 Z. dick.

RANEHABVS. Aus den folgenden Inschriften erhellt, dass Veteranehabus zu lesen ist, das ich auf die Stadt Castra vetera oder Birten bei Xanten beziehe. Dass Muttergottheiten, die so häufig topische Namen tragen, von einem solchen Militärorte ihren Namen erhalten, ist nicht auffallender, als dass wir einen Stein den Matribus Treveris (Centralmus. II, 28.), den Matronis Lanehiabus (Ebendas. II, 29.), matribus Arsaciis (*Murat.* XCIV, 6.), matribus Quadruburg. (*Orelli* 2090.) u. s. w. geweiht finden. Auf unsern Steinen wechselt die Form Veteranehabus mit Veteranehis, wie sonst Aufanis matronis (*Orelli* 2106.) und Aufaniabus (Centralmus. II, 31.), wie matronis Rumanehis und Rumanehabus (Centralmus. I, 23.).

4.

M A T R O N I S 156.
///E T E R A NE H I S
·T E R T I N I V S
///IRMANVS · PR///
///E·ET·SVIS·V·S·L·M

Matronis (V)eteranehis.. Tertinius (F)irmanus pr(o s)e et suis votum solvit lubens merito.

Zwei F. 3½ Z. hoch, 1 F. 5 Z. breit, 7 Z. dick.

An der rechten Seite ein Füllhorn mit Früchten, aus dem eine Blume hinuntergefallen ist, an der linken eine Arabeske (Taf. IV. Fig. 1. und 2.). Ganz ähnliche Füllhörner finden sich an dem Matronensteine (der Neheiae?) bei *Janssen* Romeinsche beelden en gedenksteenen van Zeeland. Taf. X, 20, b. und c., wo ebenfalls drei sitzende Frauen abgebildet sind, an den Altären der Nehalennia ebendas. Taf. XII, 21. Taf. XIII, 23. Etwas verschieden sind die Füllhörner Taf. XII, 22. und Taf. XVII, 35. Die Arabeske unseres Steines ähnelt denen an den Altären der Nehalennia ebendas. Taf. XIII, 24, b., Taf. XIV, 25, c. 26, b. und c. XV, 27, b. und c. XVI, 29, c. und d.

5.

MATRON . . . 157.
VETERAN . . .
C·PRIMIN . . .

Matron(is) Veteran(ehis) Gaius Primin(ius) . . . .

Zwei F. 7 Z. Par. hoch, 1 F. 10½ Z. breit, unten 10 Z., oben 6 Z. dick.

Diesen Stein, der fast in Form eines Sessels gearbeitet ist, schmücken drei sitzende Frauengestalten (Taf. III. Fig. 1.), mit Fruchtschaalen im Schoosse. Die äussersten waren mit grossen Haarwulsten, wie häufig, versehen. Ein doppeltes langes Gewand lässt sich deutlich unterscheiden. Das obere ist an der Brust wie mit einem Knoten, von dem die Falten strahlenförmig ausgehen, zusammengefasst, ähnlich wie das der ettraienischen und gesaheuischen Matronen (Taf. I. *Schreiber*, Feen in Europa Taf. II. und auf unsrer Taf. II.). Bei einer genauern Untersuchung der Matronensteine in Cöln hat sich dieser Gewandknoten zuerst ganz deutlich herausgestellt auf einem Hautrelief dreier sitzender

Matronen **ohne Inschrift** (im Museum mit Nr. 11. bezeichnet) von sehr trockener Arbeit, an deren Seite Reste von Pfeilern sich zeigen, ferner bei den Matronae Axsinginehae (Centralmus. I, 18.) bei denen ebenfalls eine doppelte Gewandung zu erkennen, und gerade, wie auf unserm Embkener Stein das eine Bein einer jeden Figur etwas zurückgesetzt ist. Dasselbe ist der Fall bei den Matronae Afliae (Centralmus. I, 19.) und bei den Matronae Mahlinehae (Jahrb. d. V. v. A.-F. H. V. VI. S. 315. Nr. 93.) welcher Stein überhaupt eine ganz ähnliche Arbeit wie der unsere zeigt und, von den übrigen Cölner Steinen abweichend, gleich demselben aus Sandstein besteht, derselbe Knoten endlich, wie es scheint, bei den Hamavehae (Centralmus. I, 20.). (Gleich den axsinginehischen Müttern in Cöln (Centralmuseum I, 18.) tragen sie Ringe an Schnüren um den Hals). Jene Form, jener Knoten des Gewandes erinnert lebhaft an die Gewandung der Isis. Schon *Winckelmann*, Gesch. d. K. II, 3. §. 6. und VI, I. §. 27. hat diesen **Gewandknoten** als der Isis eigenthümlich erkannt, und in der That hat er sich an zahllosen römischen Statuen der Isis vorgefunden. Wie nun, wenn überhaupt diese Mütter sich mit dem Wesen der Isis als immer mehr übereinstimmend erwiesen? Wir haben schon früher (H. IX. S. 102.) das Wesen der Isis in ihrem **mütterlichen** Charakter erkannt, — Plutarch de Is. et Osir. c. 56. sagt, sie sey auch *Μοὺθ* beigenannt worden, was er durch *μήτηρ* erklärt: — und eben diesen zeigt auch der Name der Mütter oder Matronen selbst. Isis ist eine Göttin der gebärenden Erde *Γῆ μήτηρ* und *Δημήτηρ* — und ohne allen Bezug auf eine solche Vermuthung haben wir schon in einer früheren Erörterung (H. II. S. 125. 135.) aus vielen Gründen denselben Charakter den Müttern zugesprochen. Jene trägt das **Füllhorn** (H. IX. S. 103. f.) und **Aehren** in der Hand, und auf den Embkener Steinen kommt es zweimal

an der Seite abgebildet vor, an dem vorliegenden mit heraushangender Achre, und an dem vorigen, strotzend von Früchten und Blumen, ebenso mehrmals anderwärts, z. B. an dem Steine zu Aisnai (MATR. AVG.) hält die mittlere das Füllhorn in der Hand. Aehrenbüschel halten auch die Sulevae et Campestres in der Hand, wie wir nachher sehen werden. — Als der Isis verwandt ist in dem obigen Aufsatze von *J. W. Wolf* die Nehalennia mit Recht, wie es scheint, erkannt worden. Nehalennia aber hat Körbe mit Früchten neben sich und im Schoosse, und in einer Reihe von Denkmälern halten diese Mütter auf dem Schoosse Fruchtschaalen oder Körbe mit Früchten. Hinwiederum hatte auch schon *Schreiber* die Nehalennia in seiner Abhandlung „die Feen in Europa" (S. 67. und Taf. II.) mit jenen Müttern zusammengestellt. Nur liegt darin ein bedeutsamer Unterschied, dass Nehalennia sich mehr als Schiffsgöttin gleich der Isis entwickelt hat, daher das Schiff häufig bei ihr vorkommt, das nie bei den Müttern erscheint [1]). Ebenso ist der Hund Symbol der Isis und Nehalennia, kommt aber auf den bisher entdeckten Müttersteinen nicht vor. Verschieden ist auch die Gewandung in beiden, denn den kurzen mantelartigen Ueberwurf, der den Busen der Nehalennia deckt, trägt keine der abgebildeten Matronen. Ferner ist die Haarbildung dieser Mütter höchst merkwürdig. Gewöhnlich haben die beiden äussersten bloss jene Haarwulste, aber auf dem von uns Taf. I. II, 2. mitgetheilten Basrelief diejenige, welche das ihr dargebrachte Opfer in Empfang nimmt, ebenso zwei eines andern in einem Cölner Manuscript gezeichneten Reliefs.

1) Der Fisch, der bei *Schreiber*, wie es scheint, auf dem Denkmal der gesatenischen Matronen links vorkommt, zeigt sich auf unserer Abbildung dieses Denkmals Taf. I. II, 3, die wir Hrn. Hofrath *Graeff* in Mannheim verdanken, nicht; auch wäre er an dieser Stelle übel angebracht.

Die Darstellungen der Nehalennia unterscheiden sich von denen der Mütter dadurch, dass bei jener nie reicher Haarwuchs, nur leichte gescheitelte Haare sich vorfinden, bei den letztern hingegen stets eine Fülle üppig wuchernder Haare. Nun fanden wir aber die Haare der Isis (πλόκαμοι) in Memphis als h. Reliquie. Apuleius erwähnt: »crines uberrimi prolixique et sensim intorti« dieser Göttin, Plinius nennt einen blattlosen Strauch, den er der Korallenbildung vergleicht, Haar der Isis. Vrgl. Jahrb. H. IX. S. 103. Auch hier werden wir also an eine Verwandtschaft der Mütter mit der Isis erinnert, worin nur die Abweichung bemerkenswerth ist, dass bei der ägyptischen Göttin sanft herunterwallendes Haar sowohl nach Apuleius (»per divina colla passive dispersi molliter defluebant«), als nach den meisten Denkmälern, bei den keltischen Müttern dagegen gekräuselt aufrecht stehende Locken wenigstens für die zwei äussersten nach einstimmiger Kunstdarstellung anzunehmen sind, obgleich die mittlere manchmal ebenfalls lang herunterfallende zeigt. Zwar würde nun eine Periode der Kaiserzeit, wo die kaiserlichen Frauen und Töchter den schönsten Schmuck des Hauptes nicht mehr in der natürlichen Bildung des Haares, sondern in künstlich gekräuselten Haaraufsätzen suchten[1]), für diese seltsame Tracht als maassgebend angenommen werden können, wenn nur fest stände, dass diese Matronensteine gerade jener ziemlich sicher umschlossenen Zeit angehörten. Indessen ist nur für

1) Vrgl. z. B. Julia, Tochter des Titus, bei *Müller* Denkm. I. Bd Nro. 381. Ein Brustbild der Lucilla, der Gemahlin des L. Verus, im Capitol (Mus. Cap. Tom. III. Taf. 9.) hat einen Haaraufsatz aus schwarzem Marmor, der abgenommen werden kann. Ebenso ein Brustbild der Julia Mammaea Mus. Pio-Cl. Tom VI. Taf. 57. und eine von *Visconti* Mus. Pio-Cl. Tom. II. p. 99. 100. beschriebene Statue der Julia Soaemias, Mutter der Elagabalus. Manches Aehnliche zeigen die Münzen der Julia Felix. Tertullian, der um 200 n. Chr. schrieb, sagt de cultu femin. II, 7. von den Frauen

ein Paar dieser Inschriften ein bestimmtes Jahr anzuweisen, für die Sulevae (bei *Fabretti*) das Jahr 160 n. Chr., für die Aufaniae matronae und matres Pannoniorum et Dolmatarum, die ein Ti. Cl. Pompeianus, vielleicht ein Sohn des oben behandelten Consuls, verehrt, die Regierungszeit des Septimius Severus. Allein eine Uebertragung solcher Mode auf heilige, feststehende Göttertypen anzunehmen, ist zu gewagt. Und zudem müssen wir uns erinnern, dass ja diese Gottheiten keltischen Ursprungs sind, also eher etwas Nationales an sich tragen. Also weder etwas Römisches, noch Aegyptisches sehen wir in diesen mächtigen Haarwulsten, sondern eher etwas Barbarisches, eigenthümlich Gallisches, das die Römer, welche diese Steine setzten, beibehielten, vielleicht eben deswegen, weil es im damaligen Geschmacke der Zeit und der Mode einen gewissen Anhaltspunkt fand. Noch zwei Gegenstände ziehen aber an dem vorliegenden Steine unsere Aufmerksamkeit an sich. Die linke Seitenfläche ist nämlich in zwei Hälften deutlich getheilt. In der obern steht ein eckiger Korb, an dessen Aeusserem der Steinhauer offenbar ein Geflecht nachzubilden versucht hat. Körbe gehören entschieden zur Landwirthschaft, zum Feldbau. Schon Cato R. R. c. 10. führt als nothwendige Ausstattung eines Landbauers an: »crates stercorarias III, sirpeas stercorias III,« und c. 11. für den Weinbauer »crates stercorarias IIII, sirpeam stercorariam I,« und »corbulas Amerinas XX.« C. 136. wird das Ausmessen vor dem Dreschen des Getreides nach Körben („granum corbi dividere") entgegengesetzt dem Vertheilen nach dem Maasse („modio"), nachdem es ausgedroschen worden. Ebenso maass

---

im Allgemeinen: «Affigitis praeterea nescio quas enormitates sutilium atque textilium capillamentorum, nunc in galeri modum quasi vaginam capitis et operculum verticis, nunc in cervicem retro suggestum.» Er nennt sie gleich darauf «exuvias alien capitis.»

man Weintrauben nach Körben. Gemüsekörbe »sirpiculi holerorum« erwähnte Lucilius. Auf Cato's Vorschriften beruft sich Varro R. R. I, 22. Wir sehen aus I, 50., dass in einigen Gegenden Italiens die abgemähten Aehren in Körben auf die Tenne gebracht wurden. Die Stelle L. L. V. §. 139. gibt uns sogar eine Uebersicht der nothwendigsten derartigen Werkzeuge: „Quibus comportantur fructus ac necessariae res: de his fiscina a ferendo dicta, corbes ab eo quod eo spicas aliudve quid corruebant, hinc minores corbulae dictae. De his, quae iumenta ducunt, tragula ab eo quod trahitur per terram, sirpea, quod virgis sirpatur id est colligando implicatur, in qua stercus aliudve quid vehitur.“ Zum ländlichen Geräthe wird von Virgil Georg I, 165. unter andern gerechnet:

Virgea praeterea Celei vilisque supellex,
Arbuteae crates et mystica vannus Jacchi.

und in der kalten Regenzeit räth er Körbe zu flechten I, 266:

Nunc facilis rubea texatur fiscina virga.

Isidor XX, 9. nennt ausserdem noch cophinus und sporta für Dünger u. s. w. Endlich gibt Persius Sat. I, 71. als poetischen Stoff an:

rus saturum laudare, ubi corbes
Et focus et porci et fumosa Palilia foeno.

Diese Anschauungsweise, die noch vielfach aus classischen Zeugnissen bestätigt werden könnte, stellte sich nun so fest, dass der Korb ein Symbol bäuerlicher Beschäftigung, ländlichen Wesens war. An der Demeter mystischen Korb brauche ich kaum zu erinnern. Und so wird es, wie mir scheint, auch bei diesen gallischen Göttinnen das Passendste sein, jenen Korb auf ihren Charakter als Erdgeister des mütterlichen nährenden Bodens zu beziehen. Was ist aber das zweite Instrument, das an der untern Hälfte der Seitenfläche sichtbar ist? Es besteht, so viel aus dem ganzen Relief zu ersehen ist, aus einer breitern

Unterlage, etwa von Holz, mit zwei Enden nach Oben, auf dessen Mitte ein zugespitztes dickes Instrument, etwa aus Eisen, sitzt, das oben mit einem kleinern geschweiften Ende befestigt scheint. Ein Vorder- oder Hintertheil eines Schiffes, woran ich einmal dachte, kann es der ganzen Gestalt nach doch nicht seyn. Nach vielfacher Anschauung und Ueberlegung kann ich es nur für einen Theil des Pfluges und zwar für die Pflugschaar halten, die mit einem breiteren jedoch zugespitzten Brette versehen ist, um die Furchen breiter zu werfen. Streng zu beweisen vermag ich diese Ansicht nicht, aber ich glaube, dass sie Jedem sich aufdrängen wird, der den Stein näher ansieht. Mit diesen beiden Werkzeugen aber, Korb und Pflug, sind wir wieder auf jene Verwandtschaft der Mütter mit der Isis gekommen. Nach Diodorus Siculus I, 14. hat sie nämlich Waizen und Gerste erfunden, und bei ihren Festen wurden diese in den öffentlichen Aufzügen umhergetragen. Das Gebet bei Apuleius Metam. XI, 1. nennt sie „Ceres alma, frugum parens originalis, quae repertu laetata filiae vetustae glandis ferinae remoto pabulo miti commonstrato cibo nunc Eleusiniam glebam percolis.“ Und damit hängt zusammen, dass nach Tibull. I, 7, 29. Osiris den Pflug erfand.

5.

MATRONIS 158.
VETERA//ΗΕ/// BVS
VNNVASARPRO ///
ET SVISEXIMPIPSARV//
S L M

Matronis Veteraheabus Vnnuasar pro (se) et suis ex imp(erio) ipsaru(m votum) solvit lubens merito.

Zwei F. 1 Z. hoch, 1 F. 4 Z. breit, 8½ Z. dick.

Die Buchstaben dieses Steines gleichen der s. g. römischen Cursivschrift, das A hat keinen Querstrich.

6.

MATRONIS 159.
RANIHABVS
IIAPPIICIXS
EXIMPERIOII
SARVMV·S·L·M

Matronis (Vete)ranihabus ...... ex imperio ipsarum votum solvit lubens merito.

Zwei F. 4 Z. hoch, 1 F. 3/4 Z. breit, 5 Z. dick.

7.

M·VETERANF///// 160.
(Drei Brustbilder in Medaillons).
C· MATRINIVS
PRIMVS· EX· IM
IP· PRO· SE· TE
S V I S· L· M

Matronis Veteraneh(is) Gaius Matrinius Primus ex im(perio) ip(sarum) pro se et suis lubens merito.

Zwei F. 5 Z. hoch, 1 F. 5 Z. breit, 8½ Z. dick. Die Bildnisse der Matronen, von denen die mittlere ebenfalls einen Haaraufsatz trägt, der jedoch kleiner als die der beiden äussersten Köpfe ist, haben wir auf Taf. IV. Fig. 3. abbilden lassen. Drei Brustbilder an derselben Stelle, jedoch nicht von Kreisen eingeschlossen, finden sich auch auf dem Denkmal der matronae Gavadiae, das aus der Nähe von Jülich, also nicht weit von unserm Fundorte herrührt, in der Abbildung bei *Schreiber*, Feen in Europa Taf. II. Zur Seite sind an unserm Steine abgebildet links eine Frau mit Patera und Simpulum, wie auf dem Denkmal der Victoria (Centralmus. II, 19.) eine männliche Figur mit denselben Gegenständen, statt des Opferdieners aber mit Axt und Messer einer, der das herunterhangende Opferthier mit der Hand emporhält, offenbar um dieselbe Cäremonie des Schlachtens eines Opferthiers anzuzeigen. Aehnliche Knaben-

darstellungen, meist mit Becher und Krug, einmal mit einem Korbe, finden sich an den Cölner Steinen. Der vorliegende Stein ist übrigens der Fläche nach von oben bis unten gespalten, so dass er zwei aufeinanderpassende Tafeln bildet, und der Riss durch die Seitenfiguren ganz hindurchgeht.

MATRINIVS. Dieser Name bietet eine gute Bestätigung der H. XI. S. 145. von mir ausgesprochenen Ansicht, dass gerade M a t e r n e r, so wie Paterner und Fraterner gerne solche Steine setzten. Zufällig ist es wohl, dass Beinamen, wie hier Primus, wie anderwärts C. Iulius Primus, A. Iulius Primus, wie L. Aurelius Primus, wie weiterhin Cornelius Primus, wie oben C. Priminius, wie anderwärts ähnliche Namen, z. B. Secundinia Iustina, Secundia Materna, Ialehenius Secundus, wie früher Tertinius Firmanus u. s. w. erscheinen.

8.

VETERANEHIS 161.
CORNELIVS
PRIMVS· ET
CORNIVS· MA
SIVS CORNII
SIMMOLM

Veteranehis Cornelius Primus et Corn(elius) Ius(tus) Masius, Cornelius Simmo (?) . . . . . . *lubentes merito.*

Zwei F. 2 Z. hoch, 1 F. 2 Z. breit, 5½ Z. dick. Die drei letzten Zeilen sind unsicher.

9.

ET//////////ENIS 162.
T· IVLIVS SVIETI
VS· PRO////////T· SVIS

(M.) Et(trah)enis Titus Iulius Suietius pro (se e)t suis.

Zwei F. 6 Z. hoch, 1 F. 6½ Z. breit, 7½ Z. dick.

ET . . . . . ENIS. Ich wagte Et(trah)enis zu ergänzen, obgleich wahrscheinlich fünf Buchstaben ausgelöscht

sind. Vielleicht stand da: Et(terah)enis. Eine solche Dehnung ist nicht ohne Beispiel. Wegen der sicher stehenden Endung enis lässt sich nicht Veteranehis lesen.

10.

ATRONI////////// 163.
CAMPAN////////
VS ATTICV
IINVOIV/
IVII
I I F I IAI

(M)atroni(s) Campan(ehab)us (??) *Atticus* . . . .

Zwei F. 1½ Z. hoch, 11 Z. breit, 8 Z. dick. Der Stein ist so verwischt, dass nicht einmal der Name der Campanehae fest steht. Sonst würde er zu der von mir behaupteten Ansicht über die Mütter als Erdgeister und zu den Campestres sehr wohl passen.

Taf. I. II.

Hiemit verbinden wir nun zwei andere Denkmäler, einmal den schon H. IV. S. 182. (Nr. 79.) veröffentlichten Stein aus Bettenhofen, der nach einer ungenauen Abschrift damals unrichtig gelesen wurde (Taf. I. II, 1.). Nach genauester Untersuchung des jetzt in unserm Museum befindlichen Originals lautet die Inschrift: *Matronis Ettrahenis et Gesahenis M. Iul. Amandus*. Der Steinhauer hat sich einer solchen Regelmässigkeit, eines solchen Parallelismus in den Buchstaben beflissen, dass er den Beinamen der ettrahenischen Matronen sogar mit drei T geschrieben, eines zu E, das andere in die Mitte gestellt, eines beim Buchstaben R wiederholt, das Wort Gesahenis in viermal zwei Buchstaben vertheilt hat. Der früher bekannte Stein bei *Lamey* act. Pal. VI, 66. gibt ETRAIENIS mit einem T und GESATENIS, ebenso 64. MATRO. GESATENIS, und ebenso gibt *Aldenbrück* Rel. Ub. p. 58. MATRONIS. GESATENIS. Nach der letztern

Form war ich vollkommen berechtigt, H. II. S. 133. diesen Beinamen auf die Gaesaten zu beziehen. Die Sache stellt sich jetzt anders, indem auf dem zweiten Steine, den wir in einer neuen Zeichnung Taf. II. mittheilen, deutlich GESAIENIS steht. Selbst eine Zeichnung des erstern, die ich der Güte des Herrn Hofrath *Graeff* verdanke, gibt nicht GESATENIS, sondern GESA-ENIS, also den mittleren Strich des E links verlängert, das zwar Gesatenis gelesen werden kann, aber nicht die gewöhnliche Ligatur von T und E ist, die sonst ⲦE oder ⲦE gebildet wird. Vielleicht ist in der obigen Form ein I durch das E gelegt. Und unser Stein gibt deutlich GESAHENIS. Jedenfalls wird ein keltischer topischer Name auch darin verborgen liegen. Servius sagt zu Aen. VIII, 660: „Nam etiam viros fortes Galli gaesos (andere haben gesos) vocant.“ *Γεσός* hat Suidas für gaesum. Ein Fürst in Paphlagonien heisst bei Strabon XII, 3. p. 562. *Γεζατόριξ*, welcher Name zu den H. IX. S. 58. aufgezählten, die auf orix enden, beizufügen ist. Auch der Name der Gaesaten wird bald *Γεσσάται*, bald *Γαιζῆται*, bald *Γαζῆται* geschrieben. Ein Fluss in Ionien heisst *Γαίσων* bei den Griechen, Gesus oder Gessus bei den Römern. Ein später Eigenname, der bei Suidas vorkommt, ist *Γέσιος* und *Γέσσιος*. Vielleicht lässt sich selbst Gesoriacum heranziehen.

Zu dem Bettenhofener Steine geben wir Taf. I. II, 2. ein dazu gehöriges Relief, auf dem einerseits eine Matrone, wie es scheint, mit der Patera in der Linken, und grossem Haarwulste in Begleitung einer Dienerin — beide sind in lange Gewänder gekleidet — erscheint. Andererseits steht ein Opfernder mit phrygischer oder vielmehr gallischer Mütze, der mit einer Patera ohne Henkel Wein in die lodernde Flamme des Altars giesst — was er und ob er etwas in der Linken trägt, lässt sich nicht erkennen — in Begleitung eines Dieners, der wie jener mit einer Toga bekleidet scheint. Der Parallelismus, der sich schon in der

Stellung der Buchstaben kund gab, ist auch hier in der künstlerischen Anordnung dieses Reliefs sichtbar, das übrigens trotz seiner Verwitterung, ebenso wie die Darstellung der Matronen selbst in der von zwei bauchigen Säulchen getragenen Nische eine gute Technick bei so ungünstigem Material verräth. Diese Darstellung eines Opfers für die Matronen kommt auch auf andern Steinen vor. Von einen Steine zu Münstereifel (MATRONIS. VACALLINEHIS. TIB. CLAVD. MATERNVS. IMP. IP. L. M.) berichtet *Gruter* XCI, 3: »Supra inscriptionem in eodem saxo sedent tres Deae, sinu pleno fructuum. Inferius sculptum est tale sacrificium: Vir cum muliere litat ad aram et stat intermedius puer cum acerra.“ Das Cölner Manuscript mit dem Titel „Inscriptiones patriae“ sagt darüber: „In Antweiler pago Eiffliae prope Wachendorp lapis effossus, postea ad cimelium comitum de Blanckenheim translatus. In eo supra exhibentur tres matronae sinu varios fructus gestantes. infra: Iuvenis stans iuxta mulierem litat ad aram, intermedius puer cum acerra. Capiti mulieris adscripta Litera L. quam interpretantur Liviam, quae fuit mater Tiberii, et Nurus imp. Iulii quae filio illius adoptivo Augusto nupserat. Hub. Leod. Apud Freher de orig. Palat.“ Als Varianten oder Conjekturen (!) zur mitgetheilten Inschrift steht: NE. HIS. MATER. NVR. IMP. IPSA! Zum Schlusse noch eine schönere Bemerkung: „Liviae multi opinantur hoc sacrificium a matronis factum. cum teste Tacito ipsa non contenta honoribus humanis, se per sacerdotes et flamines effigie deorum et numinum coli voluit.“ Zehn Blätter weiter theilt das genannte Manuscript eine rohe Zeichnung eines ähnlichen Matronensteines ohne Inschrift mit. Oben die drei sitzenden Matronen, zwei mit Haarwulsten, die mittlere ohne dieselben, aber mit einer Guirlande über ihrem Kopfe. Dicht darunter ein Relief von fünf Figuren. Links zwei Matronen, beide mit Haarwulsten, in der Mitte eine Figur, welche die Hand im Busen

hält, zu ihren Füssen ein kleiner Gegenstand, etwa ein Kästchen oder Korb, davor eine Figur mit einer Mütze, beide Hände etwas gesenkt vorstreckend, zu Aeusserst rechts eine sich etwas abwendende Figur, alle in langen Gewändern. Ebenso sind auf einem römischen Altar vom J. 160 v. Chr., der den SVLEVIS. ET. CAMPESTRIBVS gewidmet ist, bei *Fabretti* de aquis et aquae duct. (in *Graevii* Thesaurus ant. Rom. Tom. IV. p. 1733.) in der obern Abtheilung die Gottheiten, in der untern das Opfer abgebildet. Hier sind die drei sitzenden Göttinnen mit langgelockten Haaren, jedoch ohne Wulste, mit Schleiern und langen Gewändern versehen. In der Rechten haben die zwei äussersten Pateren, in der Linken Aehren, die mittlere in der Rechten Aehren, Alle Blumen und Früchte im Schoosse. Es ist also klar, dass die Sulevae und Campestres durchaus den Matronen analog sind. In dem dicht darunter befindlichen Relief sehen wir links einen Opferdiener, der ein mit der Taenia geschmücktes Schwein zum Opfer führt. In der erhobenen Linken trägt er eine Schaale mit Früchten. Das Opfer ist also aus einem blutigen und unblutigen gemischt. In der Mitte steht ein runder bekränzter flammender Altar, auf den ein Anderer mit einer Patera ohne Henkel, wie es scheint, libirt, in der Linken trägt der Libirende einen Stock. Den Schluss des Ganzen bildet zur Rechten ein Opferdiener mit einem gehenkelten Gefäss in der Rechten, einem Messer in der Linken. Alle drei Personen sind mit kurzen Tuniken bekleidet und ohne Kopfbedeckung. Endlich ist auf dem Votivsteine der Nehiae (?) bei *Janssen* a. a. O. Taf. X, 20. ebenfalls ein Opfer an einem Altare durch zwei Personen versinnlicht, von denen die rechts stehende die Hand zum Altare, etwa im Begriffe, die Spende darauf zu giessen, ausgestreckt, die links stehende vielleicht noch anderes Opferwerkzeug in den Händen trägt. Die Gegenwart des heiligen Wesens ist in

der untern Abtheilung nicht besonders bezeichnet, sondern nur in der obern durch drei sitzende Frauen. Die Seiten des Steines schmücken Füllhörner ganz dem der oben beschriebenen und abgebildeten (Taf. III. IV.) ähnlich.

Bonn 21. October 1841.

L. Lersch.

---

4. Neue römische Inschrift aus Cöln.

Im Wallrafianum findet sich folgende neue römische Inschrift:

SEX· HAPARO 164.
NO· IVSTINO
NEGOTATO
RI·SELLASIA
RIO· FRATRES
FAC. CVR

Sexto Haparonio Iustino, negotatori (so) *sellasiario, fratres faciundum curaverunt.*

SELLÁSIARIO. Das Wort ist neu. Sellarius, das die Glossen des Philoxenus durch διφροφόρος erklären, fand sich schon vor. Da nun δίφρος den Wagensitz bezeichnet, wo der Wagenlenker und der Kämpfer sitzt, so meint *Forcellini*, sey bei *Grut.* CCCXXXIX, 5., wo verschiedene Namen von Wagenlenkern, Treibern und dahin einschlägigen Personen genannt werden, der sellarius darauf zu beziehen. Sellasiarius kommt jedenfalls von sella her, hat dann die Endung auf asium und zuletzt die auf arius angenommen, und bedeutet demnach einen, der mit kleinen Sesseln, Stühlen oder Satteln sich beschäftigt, und im vorliegenden Falle handelt.

L. L.

---

5. Erklärung einer bisher unbestimmten römischen Münze.

Eckhel beschreibt, Band VII. S. 416 seines unsterblichen Werkes, unter der Ueberschrift: „numi Gallieno vulgo tributi," folgende Münzen: genius. p. r. caput radiatum imberbe cum modio supra caput. R. int. urb. s. c. intra lauream AE. I. II. (Mus. Caes. Band). Genio. s. p. q. r. caput simile. R. eadem aversa AE. I. (Band).

Mionnet (t. II. p. 47) fügt diesen noch eine dritte hinzu, die auf der Rückseite nur s. c. hat, mit Auslassung des int. urb., und übrigens der erstern völlig gleich ist. *Patin* [1]) glaubte in dem Bilde des Genius die Züge des Kaisers Gallien zu erkennen, und *Mionnet* sagt geradezu: tète radiée de Gallien, und (ib. p. 48) tète laurée ou radiée de Gallien. *Eckhel* dagegen hält dafür, dass der diesen Münzen in der Kaiserreihe angewiesene Platz nur auf Conjecturen beruhe, auf deren nähere Erörterung er sich nicht einlassen will [2]). Aus dem mir vorliegenden Exemplar, aus der Sammlung meines Vaters, vermag ich eine Aehnlichkeit des Genius mit Gallien nicht herauszufinden, wohl aber deutet die Form der Buchstaben und der ganze Stil des Gepräges allerdings auf die Zeit dieses Kaisers. Die beigegebene Zeichnung Taf. IV. Fig. 4. wird diess zeigen.

Die Inschrift der Rückseite int. s. c. urb. hat zu mehrfachen Interpretationen Veranlassung gegeben, die sich bei *Banduri* (t. I. p. 192) gesammelt finden. Die vorzüglichsten sind: Genius populi Romani intrans urbem; diess sollte sich auf irgend einen feierlichen Einzug, einen Triumph Galliens, der schmeichlerisch „Genius des römischen Volks" genannt werde, beziehen. Andere meinten,

1) Imp. Rom. num. ex aere med. et min. form. p. 410.

2) L. c. Solae coniecturae hanc sedem his numis adsignant. Nolo in re nimium ambigua immorari coniecturis.

einer der vielen sogenannten Tyrannen, welche unter Gallien in allen Theilen des Reichs sich zu Kaisern aufwarfen, habe die Münzen geschlagen, um jenes sorglose Ruhn in der Hauptstadt zu verhöhnen, ihn spottweise genius p. r. intra urbem nennend.

Die erstere dieser Erklärungen hat das gegen sich, dass auf römischen Münzen nie eines Triumphes gedacht wird, als in Verbindung mit einer darauf Bezug habenden bildlichen Darstellung, welche hier fehlt.

Die zweite fand viele Anhänger, besonders weil man der berühmten Goldmünze mit G a l l i e n a e A u g u s t a e und u b i q u e p a x eine ähnliche Deutung gab. Doch seitdem hat sich über letztere eine bessere Ansicht gebildet [1]) und Niemand glaubt mehr an antike Spottmünzen.

Demnach durch jene Erklärungen nicht befriedigt, las ich in mehrern Schriftstellern die Geschichte des Gallien durch, und fand, was ich suchte, bei *Zosimus*, der den Commentar zu unserer Münze enthält, indem er erzählt [2]):

1) *Eckhel* l. c. p. 411. s.

2) l. c. 87. *Ὄντων δὲ τῶν ἀμφὶ τὴν ἑώαν ἐν τουτοῖς, πάντα μὲν ἦν ἀναρχά τε, καὶ ἀβοήθητα. Σκύθαι*) δὲ ὁμογνωμονήσαντες καὶ ἐκ παντὸς ἔθνους τε καὶ γένους εἰς ἓν συνελθόντες, τήν τε Ἰλλυρίδα μοίρᾳ τινὶ σφῶν ἐλῄζοντο, καὶ τὰς ἐν ταυτῇ πόλεις ἐπόρθουν, μοίρᾳ δὲ ἄλλῃ τὴν Ἰταλίαν καταλαβόντες καὶ ἄχρι τῆς Ῥώμης ἐπῄεσαν. Γαλλιηνοῦ δὲ τοῖς ἐπέκεινα τῶν Ἀλπείων τόποις ἐγκαρτεροῦντος καὶ Γερμανικοῖς ἐνασχολουμένου πολέμοις, ἡ γερουσία τὴν Ῥώμην εἰς ἔσχατον ἐλελακυῖαν ὁρῶσα κακοῦ, τοὺς κατὰ ταύτην στρατιώτας ὁπλίσασα, δοῦσα δὲ ὅπλα καὶ τῶν ἀπὸ τοῦ δήμου τοῖς ἐῤῥωμενεστέροις, στράτευμα πλήθει τοὺς βαρβάρους ὑπεραῖρον συνήγαγεν. ὅπερ ὀῤῥωδήσαντες οἱ πολέμιοι τὴν μὲν Ῥώμην ἀπέλιπον, τὴν δε Ἰταλίαν πᾶσαν, ὡς εἰπεῖν, ἐπελθόντες, ἐκάκωσαν.*

*) Statt *Σκύθαι* dürfte *Σουήβοι* zu lesen sein, da nach Aur. Victor de caess. in Gallien. Alamannorum vis tunc aeque Italiam (possidebant) und Eutrop (l. IX. 6. Germani Ravennam usque venerunt Alamanni vastatis Galliis, in Italiam irruperunt) es die Alemannen waren, welche diesen Einfall unternahmen, und gerade damals dieser Name von einem vermischten Haufen angenommen wurde. cf. *Gibbon* hist. of the decline etc. ch. 10.

„Während diess sich im Orient zutrug (nämlich die Gefangennehmung Valerians durch die Perser), war allenthalben Anarchie und Rathlosigkeit. Die Scythen sammelten aus allen ihren Stämmen eine grosse Macht: ein Theil von ihnen verwüstete Illyrien und zerstörte dort die Städte, ein anderer Theil fiel in Italien ein und drang bis in die Nähe von Rom vor. Da Gallienus sich jenseits der Alpen befand, wo er mit Kriegen gegen die Germanen beschäftigt war, bewaffnete der Senat, der die grosse Gefahr der Stadt Rom erkannte, die dort anwesenden Soldaten, gab auch den Kampffähigen aus dem Volk Waffen, und brachte so ein den Barbaren an Zahl überlegenes Heer zusammen. Diess schreckte die Feinde, sie zogen sich von Rom zurück, während sie so zu sagen ganz Italien durchstreiften und verheerten.“ — (Gegen 260 n. Chr. G.)

In solcher Gefahr hatte Rom seit dem Cimbrischen Kriege sich nicht mehr befunden; und sie muss dringend gewesen sein, da sie sogar im Stande war, den entarteten Senat aus seiner Schlaffheit emporzuschrecken. Er fasste einen schnellen Entschluss, und die Stadt war gerettet: INT*egra* S*enatus* C*onsulto* V*rbe* war die passendste Inschrift einer Münze zum Gedächtniss dieses Erfolgs.

In seinem neuerwachten Selbstgefühl liess der Senat das Bildniss des Kaisers, der seiner Hauptstadt in ihrer Bedrängniss zu Hülfe zu eilen versäumte, weg und ersetzte es durch das des Genius des Volks, oder des Senats und Volks, fromm der Schutzgottheit ihren Antheil an der Erhaltung der Stadt zustehend.

Sollte dieser Genius wirklich Galliens Züge tragen, so könnte man daraus folgern, dass man vorhandene Stempel zu unsern Münzen verwendet habe, oder dass eine Bildsäule des Gallien zu Rom unter dem Bilde des Genius versteckt war, welches das Vorbild zu dem Münzstempel abgab; der von Trebellius Pollio erwähnte Coloss aber war

es nicht, wie *Patin* l. c. meint, denn der ist nie zu Stande gekommen [1]). Dieser Vorfall war, nach *Gibbons* wohlbegründeter Ansicht, die Ursache von Galliens Hass gegen den Senat, er lehrte ihn diese längst verachtete Versammlung fürchten. Daher suchte er sie zu kränken [2]) und durch Entfernung vom Heere zu verweichlichen [3]).

Einer weitern Beschränkung des Senates erwähnen zwar die Historiker nicht, wohl aber wird sie durch die Münzen bewiesen: Gallien nahm ihm das Recht, die Kupfermünzen zu prägen, welches er bis dahin ausgeübt hatte, denn von diesem Zeitpunkt an verschwindet das S. C. (senatus consulto) von denselben [4]). Diess war gewiss die Folge davon, dass der Senat es gewagt hatte, Münzen ohne des Kaisers Bild und Aufschrift zu prägen.

Diese Münzen, die ein so bedeutendes Ereigniss feiern, gewinnen sonach ein doppeltes Interesse, da sie zugleich die letzten unter Autorität des Senats geprägten sind.

Wenn die von *Mionnet* angeführte Varietät nicht nach einem unvollständig erhaltenen Exemplar beschrieben ist, sondern wirklich die Worte int. urb. nicht enthält, so muss man annehmen, dass dieselbe während der Dauer jener Senatsregierung und bevor der Abzug der Feinde zu der Denkmünze Veranlassung gab, geschlagen sei.

Cöln.

A. Senckler.

---

1) In Gall. Statuam sibi maiorem colosso fieri praecepit, Solis habitu, sed ea imperfecta periit; tam magna denique coeperat fieri, ut duplex ad colossum videretur etc.

2) Treb. Poll. ib. Senatui sportulam sedens erogavit.

3) Aur. Vict. de caes. in Gall. Et Patres quidem praeter commune Romani malum orbis, stimulabat proprii ordinis contumelia: quia primus ipse (Gallienus), metu socordiae suae, ne imperium ad optimos nobilium transferretur, Senatum militia vetuit, etiam adire exercitum.

4) *Eckhel*, t. I. proleg. gen. c. 18.

6. Ueber das Färben der Cameen in Italien.

In meiner Abhandlung: »Die Kunst, Onyxe, Chalcedone und andere verwandte Steinarten zu färben, zur Erläuterung einer Stelle des Plinius Secundus« (in No. X. dieser Jahrbücher) konnte ich nur andeuten, dass in Italien noch wirklich Steine, welche zum Relief-Schneiden für Cameen bestimmt sind, gefärbt werden. Jetzt bin ich aber im Stande, näher anzugeben, dass diese Kunst in Italien mit einer sehr grossen Vollkommenheit betrieben wird. Zwei verehrte Leser meiner Abhandlung, welche sehr anerkannte Sachkenner sind, hatten die Gefälligkeit, mir darüber briefliche Nachrichten zukommen zu lassen, nämlich der K. General-Direktor der Museen, Herr Geh. Leg. Rath *von Olfers* zu Berlin und der Herr Oberkammerherr *A. von Rennenkampf* in Oldenburg. Aus des letztern Brief erlaube ich mir Einiges hier mitzutheilen, was den Zustand jener Kunst in Italien in ein näheres Licht setzt. Es heisst nämlich u. A. darin: »Jch kann Jhnen anzeigen, dass die Künstler in Rom, Florenz, Neapel, die Cameen schneiden, seit Jahrhunderten auch die Birkenfelder Steine dazu gebrauchen und ihnen willkührlich jede Farbe geben. In den Jahren 1806, 7, 8, 9, war in Rom mein Umgang vorzugsweise der der Maler, Bildhauer und Steinschneider. Die letztern sah ich die sogenannten pietre di bagno viel zu Cameen verarbeiten. Die orientalischen Onyxe nämlich werden verarbeitet wie sie sind, können auch nicht gefärbt werden. Aehnliche Steine aus Deutschland und Europa überhaupt, Chalcedone u. s. w. lassen sich nicht so gut

verarbeiten, sind ungleich im Gefüge, springen unter dem Stahl leicht aus, und stumpfen die besten Instrumente zu sehr ab. Sie werden daher dem sogenannten Bade ausgesetzt, in dem sie für die Verarbeitung den orientalischen Steinen ganz gleich werden, und überdies gefärbt werden können. Die Färbung ist ein Geheimniss, das jeder Künstler vor dem Andern und vor Jedem sehr sorgfältig verbirgt. Man erfährt nur, dass im Bade der Stein sehr strengen Säuren und concentrirten Sonnenstrahlen ausgesetzt wird; das sagt man Jedem, aber auch sonst nichts.« Ferner erzählt nun Herr *von Rennenkampf* von sieben grossen, zu Cameen geschliffenen Obersteiner Steinen von 4½, 4 und 3 Zoll Länge, welche respektive drei und zwei verschiedene natürliche Farben-Schichten besassen, opake und klare; alle waren ursprünglich aus einem Steine geschnitten worden. Diese Steine sollten (es war gegen das Jahr 1817) im Auftrage des Herzogs in Jtalien in Relief mit Figuren ausgearbeitet werden. »Jch schrieb«, so fährt Hr. *v. R.* in seinem Briefe fort, »meinen Bekannten, den Cameen-Arbeitern *Santarelli* in Florenz und *Girometti* in Rom. Sie forderten für die sieben Camei 2500 Louisd'or unseres Geldes. Das schien mir zu viel ...... Jch zog daher vor, sie einem jungen Künstler zuzuwenden, der von zuverlässigen Bekannten sehr warm empfohlen wurde, und sich im Erfolge als einen Meister ausgewiesen hat, *Cerbara* in Rom. Nach dieser Einleitung komme ich endlich auf die Färbung der Chalcedone in ihrem Bade. Die Steine waren in ihrer natürlichen Farbe blassgrau, die undurchsichtige Schicht (couche opaque) nur etwas blässer. Die Cameen haben nun in dieser blässern Schicht menschliche Figuren vom allerschönsten Weiss, und fast ins Elfenbeinweisse ziehend. Die durchsichtige Schicht hat in dem Bade willkürliche Färbung erhalten. Drei Cameen haben die weissen Figuren auf grauem Grunde, aber ganz verschiedenes und sehr schönes Grau,

wie sich's vorzugsweise an den Antiken zeigt. Eine hat einen sehr blassrothen Grund, eine solchen, der etwas ins Gelbliche zieht, eine dunkelrosenroth, die letzte mit der Gruppe des Laokoon, hat die milchweissen Figuren auf tiefschwarzem Grunde. Diese verschiedenfarbigen Steine sind doch alle nur ein Stein gewesen [1]). Die opake Schicht ist auch gefärbt worden, hat aber nur eine Farbe erhalten, die schön Weisse, während unter denselben Umständen die andern Schichten verschiedene Farben bekamen. Was nun in Ihrer Abhandlung von der Verkohlung der in die Poren des Steins eingedrungenen thierischen Substanz (Honig) durch die Schwefelsäure und weiter höchst lehrreich gesagt ist, scheint auch hier zu den Geheimnissen der Steinschneider in Italien zu gehören. Nur mögen d i e s e Mittel besitzen, mit grösserer Wahl und Sicherheit die Färbung der klaren Schicht nach ihrem Willen zu leiten. Man erkennt dieses auch schon an diesen wenigen Steinen, denn die Farbe des Grundes ist immer genau die passendste im Styl der alten Cameen, um diese nachzumachen, oder passend für die künstlerische Darstellung. Venus im Bade ist auf blassrothem Grunde so passend und effektvoll, wie Laokoon auf schwarzem; umgekehrt wäre es unpassend gewesen. Die sitzende Figur des Mars in der Ruhe passt auf dem schönen grauen Grunde vortrefflich; Mars in kämpfender Stellung hätte vermuthlich einen dunkelrothen Grund bekommen u. s. w. Die weisse Farbe aus der undurchsichtigen Schicht, die Figuren, ist überall dieselbe; sie ist besonders schön, und nicht zu vergleichen mit allem Weiss in den Onyxen u. s. w. in den Steinen aus Oberstein und Idar, von denen in Oldenburg, zumal im Schlosse,

---

[1]) Die ganz verschiedenen Farben in den von Natur gleichartigen Schichten sind durch verschiedene Färbungsverfahren hervorgerufen, die grössere oder geringere Intensität derselben Farbe aber durch längere oder kürzere Anwendung desselben Mittels.

eine grosse Menge zum Vergleiche vorliegt. — *Cerbara* hat für die schöne Arbeit nur 1200 Louisd'or bekommen, sich aber in Rom einen bedeutenden Namen gemacht.«

Es sind dieses vortreffliche Beweise, wie die Kunst der Alten, Gemmen zu färben, sich in Italien nicht allein erhalten, sondern sogar wahrscheinlich noch vervollkommnet, fortgebildet hat.

Bonn.

Dr. Nöggerath,
Geheimer Bergrath und Professor.

---

7. Eine altchristliche Begräbnißtafel aus Trier.

Vor einigen Jahren wurde in der Trierschen Vorstadt **St. Paulin**, dem bekannten Gräberplatze in heidnisch- und christlich-römischer, so wie auch der ältesten fränkischen Zeit, eine Grabschrift entdeckt, in deren Besitz ich durch die Gefälligkeit des Hrn. Dr. *Linde* zu Trier gekommen bin. Dieselbe befindet sich auf einer weissen Marmortafel von 9 Zoll Länge, 6½ Zoll Breite und 1 Zoll Dicke; an der linken Seite ist sie etwas schief abgebrochen. Sie wurde einige Fuss tief im Boden, nahe bei der jetzigen Pfarrkirche, und zwar zwischen dieser und den Fundamenten der ältern, die Grundmauern der heutigen umschliessenden Kirche aufgefunden, so dass sie also innerhalb der alten Kirche gelegen hatte. Die Schrift ist in halbzollgrossen, schlecht ausgeführten Buchstaben eingemeisselt, und zwar so, dass die beiden obern Zeilen von den drei untern und diese wiederum von dem darunter befindlichen christlichen Monogramme und den andern christlichen Symbolen getrennt sind. Sie lautet folgendermassen:

HIC IACET EXSOPERANTI — 165.
A QVI VIXIT ANNIIII MENIIII

DIES XVTITVLVMPOSVIT
ALBIN SETTIRINTINA
///PATRE — INPACE

Taube — A ☧ ω — Taube

Ich lese also: *Hic iacet Exsoperantia, qui vixit annos quatuor, menses quatuor, dies quindecim. Titulum posuit Albinus et Tirintina patre(s). (Quiescit) in pace.*

Exsoperantia. Dieser Name kömmt, so viel ich weiss, sonst nicht vor (Mittel zum Nachschlagen stehen mir nicht zu Gebote); Exsoperantius erscheint, wenn ich mich recht besinne, bei *Gruter* *).

Albinus et Tirintina. Der erstere Name ist nicht selten; der zweite ist mir aber ganz neu.

Patres für Parentes, kömmt im Rheinlande nur auf einer heidnisch-römischen Inschrift aus Neumagen an der Mosel vor bei *Lersch*, Centralmus. III. 19. und Patris auf einer christlichen aus St. Maximin bei Trier, *Lersch*, ebendaselbst, wo auch die betreffenden Inschriften von *Gruter* notirt sind.

Quiescit in pace. Statt quiescit könnte auch ergänzt werden pausat, indem der Raum Beides zulässt. Zwar ist die Ergänzung der Lücke zwischen patres und in pace nicht unbedingt nothwendig, indessen ergiebt sich aus der Anschauung des Steines, dass jene Lücke noch durch Buchstaben ausgefüllt war, die, ebenso wie der Endbuchstabe von patres, durch die Zeit verwischt sind.

Emmerich, im October 1847.

Dr. J. Schneider.

---

*) Der Name Exsuperantius kommt bei den kirchlichen Schriftstellern oft vor; bei Ambrosius z. B. Ein andrer Ex. kömmt auf dem Concil. Aquil. (381), wieder ein anderer auf dem Concil. Sirm. (357) und wieder ein anderer auf dem Concil. Tolet. I. (400) vor. Es gibt auch einen Martyrer Exsuperantius.

Braun.

8. Altchristliche Grabschriften von dem Friedhofe zu St. Matthias bei Trier.

Die bedeutende Anzahl altchristlicher Grabschriften, welche in den Vorstädten Triers, besonders in den Umgebungen der alten Suburbialkirchen von St. Paulin, St. Maximin und St. Matthias (früher St. Eucharius) gefunden worden sind, hat durch die im Winter von 18⁴⁴/₄₅ auf dem Kirchhofe der letztgenannten Kirche stattgefundenen Ausgrabungen einen neuen Zuwachs erhalten. Mehrere der bei dieser Veranlassung ans Licht gekommenen Inschriften sind schon in dem Werke »Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer« von *J. Steininger* (S. 281—283, Anm. 1.) bekannt gemacht worden; wir glauben, indem wir die übrigen hier mittheilen, auch jene von Herrn *Steininger* edirte Epitaphien unsrer Zusammenstellung anreihen zu müssen, sowohl wegen ihres analogen Charakters und einiger in denselben vorkommender specieller Beziehungen, als weil unsere Lesung und Ergänzung in einigen Punkten von der früher veröffentlichten abweicht.

1.

HIC QVIESCIT VITALIS QVI 166.
VIXIT ANNOS LXXV· MILIT
AVIT IN TERIO ····· SSENIO
RIS AN· XL· CONIVX KARISSIMA
TITVLVM POSVIT

Unter der Inschrift ist ein Baum (Oelbaum) und zwei Tauben eingeritzt.

1) Dass die auf diesem und einigen der folgenden Denkmale (s. die nachf. Inschr. III. und VIII.) skizzirten Baumgebilde Oelbäume

Die Inschrift ist auf der untern Seite einer den Deckel des Sarges bildenden Sandsteinplatte angebracht. Sie ist, obgleich einige Lettern von der reinrömischen Form etwas abweichen, mit Sorgfalt ausgeführt, und, mit Ausnahme eines einzigen, in der Mitte der dritten Zeile theilweise ausgelöschten Worts, vollkommen lesbar erhalten. Die Ergänzung des verstümmelten Worts ist für die Gesammtbedeutung der Inschrift von Belang; wir glauben, nach wiederholter Prüfung des, früher an der Fundstätte von uns besichtigten, jetzt in der Alterthumssammlung der Porta Nigra aufbewahrten Originals, die Lesung I(oviano)S herstellen zu müssen, womit sowohl der äussere Befund der beschädigten Stelle [1]), wie die übrige Fassung der Inschrift zusammenstimmt:

---

darstellen sollen, dürfte nach genereller Präsumtion (der Oelbaum ist als ein vorzugsweise beliebtes altchristliches Symbol bekannt; (s. *Münter*, Sinnb. u. Kunstvorst. d. a. Christen, I, 30) und einigen nähern Indicien, namentlich der in diesen Darstellungen ersichtlichen Nachbildung des weidenbaumähnlichen Stammes der Olive, anzunehmen sein. Auch auf der zu St. Paulin gefundenen Grabschrifttafel der Sarracina (*Lersch*, Centralmus. III, 66.) kommen zwei solche Baumgebilde vor, die wir als Oelbäume bezeichnen zu dürfen glauben.

1) Es sind an der bezüglichen Stelle (hinter dem unversehrt erhaltenen I.) sechs Schriftzeichen mehr oder minder ausgelöscht. Von dem ersten derselben ist noch ein, ovaler, Rest [ɔ] übrig geblieben, welcher auf den Buchstaben O, nicht aber auf den Buchstaben S, schliessen lässt. Weiterhin ist auch noch der Buchstabe N ziemlich deutlich zu erkennen. Die von Hrn. *Steininger* angenommene Lesung: INTERIS — welches als Lapidarfehler für „in terris" interpretirt werden sollte — würde auch mit der übrigen Fassung der Inschrift nicht congruiren, da der einfache christliche Lapidarstyl nur die Bezeichnung „in saeculo" kennt. Eben so wenig können wir der weiter von Hrn. *St.* angenommenen Lesart „Munus" und der daran geknüpften Interpretation beistimmen, wonach Vitalis vierzig Jahre zur Zeit der Frankenherrschaft königlicher Dienstmann gewesen sein soll. Der verehrte, um die Auf-

Der Ausdruck „Militavit“ weist in seiner nächsten, im Lapidarstyl geläufigen Bedeutung auf wirklichen Kriegsdienst hin; der weiter folgende Zusatz „inter I . . . . . s Seniores [1] (annos XL)“ zeigt, dass jener Kriegsdienst in einem der doppelnamigen Corps der spätern Kaiserzeit, welche durch die Beinamen „Seniores und Iuniores“ unterschieden wurden, stattfand; und aus der Vergleichung des Namensverzeichnisses sämmtlicher Truppenabtheilungen, wie solche in der Armeeliste jener Zeit, in der Notitia Dignitatum aufgeführt sind und im Einzelnen bei Ammianus Marcellinus und in inschriftlichen Denkmälern vorkommen, ergibt sich, im Hinblick auf den unversehrt erhaltenen Anfangsbuchstaben (I) und die sonstigen Reste des verstümmelten Worts, dass kein andres Corps als das der Ioviani Seniores [2]) hat genannt sein können.

Durch diese Ergänzung, die wir als epigraphisch begründet bezeichnen dürfen, und die noch durch die weiter unten anzuführende Parallel-Inscription aus Mailand bestätigt wird, tritt der Inhalt unsrer Grabschrift in ein helleres Licht. Der christlich bestattete Vitalis, welchem seine liebende Gattin (conjux carissima) die Sargschrift

hellung der heimischen Vorzeit durch geistvolle Forschung vielfach verdiente Verfasser wird in der oben bemerkten Ergänzung das Resultat einer durch äussere Umstände begünstigten Prüfung erkennen.

1) Im Original: SENIOR*IS*. Diese Plural-Endung ist in unsern altchristlichen Grabschriften überhaupt beliebt und eher dem Volks-Dialekt jener Zeit als der Nachlässigkeit der Steinhauer zuzuschreiben. (So sehr häufig PATR*IS*; PARENT*IS*, statt PATRES etc. S. die nachf. Inschr. III, VIII, etc.)

2) Die Invicti Seniores — ein wenig bekanntes, nach der Notitia Dignitatum in Spanien stationirtes Corps — können nach der lückenhaften Stelle unsrer Inschrift, nach den daselbst ersichtlichen Schriftresten (s. die obige Anmerkung, S. 71. Anm. 1.) nicht genannt sein.

anfertigen liess, hatte, wie sein Name dazu Hoffnung gab, das hohe Lebensalter von fünfundsiebenzig Jahren erreicht und vierzig Jahre unter den Ioviani Seniores gedient.

Die Ioviani und die ihnen zur Seite stehenden Herculiani waren, nach Vegetius, zwei, vormals in Illyricum stationirte Legionen, welche wegen ihrer Tapferkeit von den Kaisern Diocletian (Iovius) und Maximian (Herculius) jene Ehrennamen empfingen und zu dem Range kaiserlicher Leibgarden befördert wurden. Auch nach der von Constantin eingeführten neuen Heerordnung gehörten sie zu den bevorrechteten Truppen. In Folge der militärischen Umgestaltung unter der Alleinherrschaft Constantins, oder — nach einer andern, wahrscheinlichern Annahme [1]) — bei der Reichstheilung Valentinians I. mit seinem Bruder Valens (im J. 364) wurden die Ioviani in zwei gesonderte Truppen, die Ioviani Seniores und Ioviani Iuniores, eingetheilt. Beide finden wir in der Notitia Dignitatum als palatinische Legionen — die erstern im Occident [2]) (unter dem Magister Peditum in Praesenti), die andern im Orient

---

1) Diese Ansicht über den Ursprung der Ioviani Seniores und Iuniores, Herculiani Seniores und Iuniores und andrer mit denselben Beinamen benannten Corps, ist zuerst von *Panciroli* in seiner Ausgabe der Notitia Dignitatum, mit Bezugnahme auf die Stelle bei Amm. Marc. XXVI, 2. (. . . »et militares partiti numeri«), geäussert worden; sie wird von mehrern Wahrscheinlichkeitsgründen gestützt. Gewiss ist, dass Ammian bei Erzählung eines kurz nach jener Reichstheilung eingetretenen Ereignisses (der Empörung des Procopius) zwei betheiligte Legionen mit dem Beinamen »Iuniores« benennt (Amm. XXVI, 6: . . . . »Divitenses Tungricanosque Iuniores«).

2) Nach Sulp. Alex. in Greg. Tur. Hist. Franc., nahmen die Ioviani (unstreitig die Iov. Seniores, da die Iov. Iuniores fortwährend im Orient standen) an dem Feldzuge gegen die überrheinischen Fürsten im J. 387 (oder 388) Theil, wobei ihr Tribun Heraclius getödtet ward.

(unter dem ersten Magister Militum in Praesenti) — aufgeführt. Unter den Inschriften, die sich auf diese Corps beziehen, ist besonders die im J. 1813 zu Mailand aufgefundene Grabschrift eines ehemaligen Tribuns der Ioviani Seniores zu bemerken, die mit der unsrigen in mehrern Puncten zusammentrifft [1].

Da nun der fünfundsiebzigjährige Veteran Vitalis nach der Angabe des Epitaphs vierzig Jahre unter den Ioviani Seniores gedient hatte, und dieses aus den frühern Ioviani hervorgegangene Corps seine gesonderte Formation und Benennung erst im Laufe des vierten Jahrhunderts erhielt, so dürfte nach diesen angeführten Anhaltspuncten und andern generellen historischen Momenten der Ursprung unsrer Grabschrift in den Anfang des fünften Jahrhunderts zu setzen sein, womit auch die Form der Schriftzüge übereinzustimmen scheint. Bei dem fast gänzlichen Mangel bestimmter Zeitindicationen in unsern altchristlichen Grabschriften sind auch schon solche ungefähre Andeutungen beachtungswerth.

II.

IACEHIC MAVRA CON 167.
IVX BONIFATI A VESTE
(sic!) SACRA OVAE RREC
ECESS ☧ ITIN RAC
ET TVI SECVM AN
NOSXX.

Mitten im Text das Christusmonogramm.

Auch diese Grabschrift ist auf der untern Seite eines Sargdeckels von Sandstein enthalten. Der Scalptor war

1) *Orelli* Nro. 3385: B (monogramma *A XP Ω*) M || DERDIO EX· TRIBVNO MILITAVIT ANN || XL INTER IOVIANOS SEN· VIXIT ANN LXXV || REQ· XVI· KAL· IAN· MEMORI SIBI ET || VXORI SVAE GAVDENTIAE FECIT.« — Die von *Orelli* citirte Abhandlung von *Labus* »intorno alcuni monum. epigr. Cristiani« etc. haben wir nicht benutzen können.

ein Pfuscher; er hat bei der Einmeisslung vielfache Verstösse begangen, wodurch indessen das Verständniss nicht behindert wird.

Der einzige Umstand, welcher dieser kurzen Sargschrift der frühverstorbenen Maura ein näheres Interesse verleiht, ist die beigefügte Bezeichnung der dienstlichen Stellung des Bonifacius, ihres Gatten. Wir verstehen die Worte »a veste sacra« nicht von dem Gewandschatz einer Kirche, sondern von der kaiserlichen Garderobe, bei welcher Bonifacius in untergeordneter Stellung — nach heutigem Sprachgebrauch etwa als »kaiserlicher Kammerlakai« fungirte. Schon in den Grabschriften kaiserlicher Freigelassenen des ersten und zweiten Jahrhunderts kommen die Ausdrücke »a veste, a veste magna, a vestre castrensi, a veste regia et Graecula« von ähnlichen Functionen vor; und wenn wir für die Bezeichnung »a veste sacra« keine epigraphische Parallelstelle anzuführen wissen, so ist doch ihre Bedeutung durch den Sprachgebrauch der spätern Kaiserzeit ausser Zweifel gesetzt. Wie in jenem Zeitalter gesteigerter Adulation Alles, was mit der Person des Herrschers in nähere Berührung kam, mit dem Beiwort sacer bezeichnet wurde, so musste dieses Epithet auch auf die Bekleidung des Monarchen — die ohnehin in ihrem vornehmsten Bestandtheil, dem ausschliesslich dem Kaiser und dessen Mitregenten vorbehaltenen Purpurgewande, ein Gegenstand besondrer Verehrung war — übertragen werden. So wird in dem Panegyricus des Pacatus das kaiserliche Purpurgewand ein sacrosanctus vestitus genannt, und in einer Verordnung des Codex heisst es von den Apparitoren des Praefectus Urbi, dass sie Ein Mal im Jahre die »sacra purpura« (des Kaisers) sollen adoriren dürfen. Endlich finden wir in der Notitia Dignitatum, unter dem Illustris Praepositus Sacri Cubiculi (etwa Oberhofmarschall), einen Oberaufseher der kaiserlichen Garderobe (mit dem Range

eines Spectabilis), den »Comes Sacrae Vestis« genannt. Unter diesem hochstehenden Beamten standen wieder die Aufseher besondrer Abtheilungen, ein »magister lineae vestis« etc., und zahlreiche Subalterne (mit einer generellen Bezeichnung »sacram vestem tractantes« genannt), zu welcher untern Classe der Stifter unsrer Grabschrift gehörte.

Wenn nun der kaiserliche Garderobediener Bonifacius seine im blühenden Alter von zwanzig Jahren gestorbene Gattin auf dem geweiheten Friedhofe vor dem Südthore Triers (wo wahrscheinlich schon damals ein christliches Gotteshaus stand) [1]) bestatten liess, so dürfen wir vermuthen, dass jene Bestattung in eine Zeit fiel, wo die Römischen Imperatoren zu Trier noch ihr periodisches Hoflager hielten. Der letzte Kaiser, von dessen Residenz in den Mauern Triers berichtet wird, ist der anfängliche Usurpator, später von Theodosius und Valentinian II. wenigstens scheinbar als Mitregent anerkannte Magnus Maximus († 388). Nach ihm ist kein legitimer Römischer Herrscher mehr nach Trier gekommen und auch die ephemeren Gewalthaber, welche sich unter des Honorius Regierung in Gallien zu Kaisern aufwarfen, scheinen zu Trier nicht auf längere Zeit verweilt zu haben [2]). — Auch nach der Form der Schriftzeichen scheint diese Grabschrift noch ins vierte Jahrhundert zu gehören.

Der Schluss der Inschrift »ET TVI SECVM ANNOS XX« ist durch »et tulit secum annos XX« zu erklären

---

1) *Steininger* a. a. O.

2) Von zwei dieser Usurpatoren, dem Constantinus III. und Iovinus, kommen ziemlich häufig Gold- und Silbermünzen mit dem Prägzeichen von Trier vor, was vielleicht auf einen temporären Aufenthalt derselben zu Trier schliessen lässt.

(der Steinhauer hat TVI statt TVL· gesetzt. Diese Redeform kommt auch in andern Grabschriften vor [1]).

III.

HIC QVIESCIT INPACE 168.
MARTINA DVLCISSIMA
PVELLA QVE VIXIT AN
XVI· ET· ME· I· PATRISTITV
LVMPOSVERVNT.

Unter der Inschrift ein Baum (Oelbaum) [2]) und zwei gegenüberstehende Tauben.

Die Marmortafel, welche diesen zierlich gearbeiteten Titulus enthält, ist in einer grössern Sandsteinplatte eingefügt; sie wird (wie die vorbesprochenen und nachfolgenden Denkmale) in der Porta Nigra aufbewahrt. Die Formation der Schriftzüge stimmt ganz mit der von No. I. überein, was ein gleiches Zeitalter vermuthen lässt. (PATRIS statt PARENTES.)

IV.

D. M. 169.
D O M I T I
T R Y P H O N I S
DOMITIVS GRA
PTVS FIL ET
TVTAMAXSIMI
ILANVRVS FC.

Diese Grabschrift auf einer Tafel von Jura-Oolith ist ebenfalls auf dem Kirchhofe zu St. Matthias, aber an einer andern Stelle als die übrigen Denkmale, ausgegraben worden. Sie ist, wie schon von Hrn. *Steininger* bemerkt worden — nicht bloss wegen der für sich allein nicht ent-

1) *Lersch*, Centralm. Rh. Inschr. III, 68. (. . . . »tulit annos duos:« *Orelli* Nro. 4746 (. . . »quae tulit secum annos XXXXVI«).

2) S. die Bemerkung zu Nro. I. S. 71. Anm. 1.

scheidenden Anfangssiglen D. M., die zuweilen auch auf christlichen Grabschriften vorkommen — sondern nach ihrem ganzen Charakter, ein heidnisches Monument. Sie gehört aber, nach der regelmässigen Nomenclatur und der Form der Schriftzüge, einer frühern Zeit als die übrigen, christlichen, Grabschriften an. Der Gentilnamen Domitius wurde durch zahlreiche Freigelassene jener berühmten gens verbreitet; auch der Namen Tutia und die Beinamen Tryphon und Maximilla sind aus andern Inschriften bekannt.

Die Umgegend von St. Matthias wurde schon von den Bewohnern Triers als Begräbnissplatz benutzt. Auch nach der Einweihung des christlichen Coemeteriums daselbst mögen noch einzelne heidnische Bestattungen in der Nähe des letztern vorgekommen sein.

V.

VRSA MATER PO — 170.
SVIT TITVLVM PRO
(sic!) CAPITATE HIC
FIDELIS SIMPLI
CIA PAVSAT IN
PACE
VICTORINA HIC
PAVSAT QVI VIXIT
ANNOS L

Ueber der Inschrift das Christusmonogramm (☧) zwischen zwei Tauben.

Dieser Grabstein aus Jura-Oolith zeigt die Ruhestätte zweier christlich bestatteter Personen, der getauften Christin [1]) Simplicia, der Tochter der Ursa, und einer im fünf-

1) In unsern altchristlichen Grabschriften ist öfters das Wort Fidelis dem Namen des Verstorbenen beigefügt (So in der obigen Inschrift: Fidelis Simplicia; in der nachf. Inschr. X: Marinus Fidelis; bei *Lersch* Centralm. III, 61: Dignissima Fidelis). Es ist nicht als ein Beinamen zu verstehen, sondern bezeichnet die christ-

zigsten Jahre verstorbenen Victorina an. Er ist in dem an den Kirchhof zu St. Matthias angränzenden Pfarrgarten ausgegraben worden.

Die nachfolgenden Grabschriften sind sämmtlich auf Marmortafeln gravirt und gehören, wie wir vermuthen, ins fünfte Jahrhundert.

VI.

HIC IACET VRSA QVAE VIX 171.
ANN· VII· E MENS· X· YRSO
LVS ET ROMVLA PATRES
TETOLVM POSVERVNT
IN PACE N· DE· IDSACIAS·

Unter der Inschrift sind, neben dem Christusmonogramm (*A* ☧ *ω*), zwei Baumgebilde eingegraben: auf der einen Seite ein schwacher Stamm mit wenigen Blättern, auf der andern ein kräftiger Baum mit Laub und Blüthen. Diese sehr roh skizzirte Composition scheint eine allegorische Darstellung des unvollkommen irdischen Daseins und der verheissenen reichern und vollkommnern Zukunft zu bedeuten. Eine ähnliche Composition zweier contrastirenden Baumgebilde kommt in einem Basrelief zu Aquileja, worauf die Taufe eines Longobardischen (oder Gothischen) Häuptlings dargestellt ist, vor. Sie ist von *Münter* als

liche Eigenschaft des Verstorbenen, der durch das Sacrament der Taufe den Grad eines vollkommnen Gläubigen erlangt hatte. (Ueber den Unterschied der Fideles und Neophyti von den Catechumeni, und deren verschiedene Categorien, s. *Pelliccia*, De Christianae Ecclesiae Politia, I, 1 ss.) In einer unsrer Grabschriften kommt noch die ausführlichere Bezeichnung »Christiana Fidelis« (Eugenia) vor. S. *Al. Wilth.* p. 140. Taf. XVIII, Fig. 49. Entscheidend für die epigraphische Bedeutung des Worts ist die Collectivgrabschrift zweier Brüder bei *Gruter* (1051, 9), wovon der eine als »Iustus fidelis«, der andre als »Constantius neophytus« bezeichnet ist.

Allegorie des unfruchtbaren Heidenthums und des Christenthums mit seinen blühenden Verheissungen erklärt worden. (*Münter*, Sinnb. und Kunstvorst. d. a. Christen, II. S. 108. Taf. XII. Fig. 86.)*)

Die Schrift der letzten Zeile ist unregelmässig abrevirt und zum Theil erloschen; sie enthält die Angabe des Begräbnisstages und ist vermuthlich zu lesen: IN· PACEN· DE· IDS· AGVSTAS (In pacem deposita Idibus Augustis. — S. die Grabschrift bei *Pelliccia*, III, p. 170: . . . »CVM QVIEVERIT IN PACEM« . . .)

VII.

HIC IACIT INPACE BAN — 172.
CIO QVI VIXIT AÑ II TE ME
II TE D̃ VIII FAVENTIA MAER
TETOLVM POSVIT.

Kleine Marmortafel in Form eines Trapeziums, früher vermuthlich schon zu einem andern Gebrauche verwandt.

VIII.

MARVS IC QVIESCET IN 173.
PACE QVI VIXIT AN· IIII ME III
D XV PATRIS PIENTISSI
MI TITVLVM POS(*u*)
ER VN(*t*).

Unter der Inschrift ein Oelbaum [1]) zwischen zwei Tauben.

IX.

HIC NONNITA (*quies*) 174.
CET IN PACEQV(*ae vix.*)
ANNOS II . . . .
. . . .

1) S. die Bemerkung S. 71. Anm. 1.

*) Vrgl. über die beiden sehr interessanten herculanischen Gemälde *Kinkels* Geschichte der bildenden Künste bei den christl. Völkern Bonn 1845. I. S. 44. Das eine derselben, auf welchem die Andeutung des Kreuzes sich zeigt, habe ich trotz vielfachem Nachsuchen im Museo borbonico zu Neapel im vorigen Frühjahre nirgendwo mehr finden können. L. L.

X.

HIC PAVSAT MA — 175.
RINVS FIDELIS
QVI VIXIT AN PL· M
. . . TITVLVM POSV
(*it N*)ONNITA FILIO
IN PACE

Unter der Inschrift das Christusmonogramm (*A* ☧ *Ω*) und zwei Tauben mit Oelzweigen in den Schnäbeln.

XI.

(*Hic*) QVIES(*cit Va*) — 176.
LENTINV(*s qui*)
VIXSIT AN(*nos*)
LXIII ET ME(*nses*)
. . ET DIE(*s* . . . .)
. . . .

XII.

HIC QVIESCIT — 177.
SVCIO QVI V(*ix.*)
(*ann*)VS [1]) . . . . . .
. . . .

XIII.

AMPELIO — 178.
IN PACE
(sic!) SIT QVIXI
ANNOS XV
DIES XXV
SICLVDO
SINOI

Diese auf einer dicken Marmorplatte eingegrabene Grabschrift ist in schlechten Schriftzügen und fehlerhaft

1) Annus statt annos, ein Fehler, der in den altchristlichen Grabschriften häufig vorkommt.

ausgeführt; die Buchstaben sind zum Theil versetzt. Sie sollte vielleicht lauten: »Ampelio, in pace, qui vixit annos XV, dies XXV, dulcissimo.«

Ausser diesen mehr oder minder vollständig erhaltenen Inschriften ist noch eine bedeutende Anzahl von Bruchstücken mit Resten von Namen und Altersbezeichnungen aufgefunden worden. Mit Uebergehung der unbedeutendern Fragmente, von deren Veröffentlichung für die Alterthumskunde kein Gewinn zu erwarten ist, glauben wir einige Bemerkungen über den Ursprung und die Bedeutung jener marmornen Schrifttafeln, die in so grosser Zahl aus den Coemeterien Triers heraufgefördert wurden, hier anschliessen zu dürfen.

Diese Tabellen kommen in verschiedenen Dimensionen und stofflichen Nüançen — in der Regel von weissem, doch auch zuweilen von grauem und schwarzblauem Marmor, einige in sehr oblonger, andere in unregelmässig viereckiger Form [1]) — vor. Manche zeigen deutliche Spuren dass sie schon früher zu anderm Behuf verwendet waren [2]); sie mögen zum Theil von heidnischen Tempeln und Grabmälern, und von der Wand- und Bodenbekleidung öffentlicher Prachtgebäude herrühren, die in Folge der Verheerungen Triers durch die Franken im Anfange des fünften Jahrhunderts in Verfall gerathen waren.

In einem (von dem verstorbenen Obristlieutenant *Schmidt* in diesen Jahrbüchern mitgetheilten) [3]) Berichte über die im J. 1827 auf dem Kirchhofe zu St. Matthias stattgefundenen Ausgrabungen ist bemerkt worden, dass die damals gefundenen Marmorschriften, (welche zuerst von *Wyttenbach* in dem Gymnasial-Programm von 1833, später in vermehrter

---

1) Vgl. *De Caumont*, Cours d'Antiquités Monumentales, VI, p. 239.
2) Vgl. *Pelliccia*, de Christ. Eccl. Politia, ed. Colon, III, 114.
3) Jahrb. des Vereins v. A.-F. im Rh., Heft VII, S. 80—86.

Zahl von *Lersch*, im Centralmus. Rheinl. Inschr., III, 62. ss., edirt worden sind) in den Deckeln der Särge eingefügt waren. Ohne die Richtigkeit dieser, durch eigne Anschauung des Verfassers verbürgten Bemerkung zu bezweifeln, können wir derselben keine umfassendere Geltung beilegen, da die bei der spätern Ausgrabung in derselben Oertlichkeit gemachten Wahrnehmungen ein andres Resultat ergeben haben. Nach der Versicherung mehrerer glaubwürdiger, bei letztrer Ausgrabung amtlich betheiligter Augenzeugen, waren die aufgefundenen Schrifttafeln nicht in die Deckel der Särge eingefügt; sie lagen auf und neben den Särgen; auch fand sich an keinem der Sargdeckel die Spur einer Eintäflung vor. Mehrere jener Schrifttafeln aber waren in Platten von gewöhnlichem rothen Sandstein eingefasst, aus denen sie sich ohne Mühe herausnehmen liessen; einer der fester gefügten wurde in der Einfassungsplatte erhalten und ist jetzt in der Porta Nigra aufgestellt (s. die obige Inschrift III.)[1]. Die meisten Sargdeckel waren dachförmig gearbeitet, und an der einen Seite mit einer, aus der schrägen Fläche hervortretenden horizontalen Ausladung versehen, welche dazu bestimmt gewesen zu sein scheint, die Inschrifttafel zu tragen; die vorerwähnte Platte mit der Inschrift der Martina wurde in dieser Weise aufgestützt gefunden. (Mehrere solche dachförmige mit Ausladungen versehene Sargdeckel sind noch jetzt in einem der Gruftgewölbe des Kirchhofs zu St. Matthias zu sehen). Wir glauben hiernach annehmen zu müssen, dass die Schrifttafeln zum Theil in die Sargdeckel eingelassen, zum Theil aber auch auf die Särge aufgelegt wurden[2].

---

1) Diese Platte kann nach ihrer Form nicht als Sargdeckel gedient haben. Vgl. die Bem. bei *Steininger*, a. a. O.

2) In einzelnen Fällen wurden auch neben dem Sarge besondere Denksteine in aufrechter Stellung aufgepflanzt. Ein solcher Denkstein (wahrscheinlich zu St. Maximin gefunden) wird in der Al-

Ueber den Bestattungsgebrauch jener Zeit hat schon *Steininger* (mit Bezugnahme auf Pelliccia) bemerkt, dass der Todte aus dem Sterbehause auf einer Bahre nach dem Friedhofe getragen, und erst dort in den bereitstehenden Steinsarg eingelegt ward. Die schweren zum Theil wahrhaft colossalen, zuweilen auch zur Aufnahme mehrerer Todten eingerichteten Särge, waren augenscheinlich zum Leichentransport nicht bestimmt. Sie wurden wegen der räumlichen Beschränkung mancher Coemeterien und weil die Plätze in der Nähe der Grabstätten gefeierter Märtyrer

---

terthumssammlung der Porta Nigra aufbewahrt. Er ist ohne Inschrift und enthält auf der Vorderseite die rohgearbeiteten Reliefs zweier gegenüberstehender Tauben, und zwischen denselben ein kreisförmiges Gebilde, welches der Figur eines Rades mit acht Speichen entspricht:

S. die Abbildung dieses Denksteins bei *De Caumont*, im Bull. Monum. von 1842, p. 72.). Ein ähnliches, achtstrahliges Kreisgebilde in verkleinerter Form:

kommt auf einem der vorerwähnten kleinern, auf dem Kirchhofe zu St. Matthias ausgegrabenen Grabschrift-Fragmente vor, auf welchem der nachstehende Schriftrest zu lesen ist:

DIS M(*anibus ?...*
CVI V(*ixit.....*
TET (*olum....*

(Bruchstück einer kleinen Sargschrifttafel aus weissem Marmor). Wir glauben diese Gebilde als modificirte Darstellungen des Christus-Symbols betrachten zu müssen, da ihre Form mit einigen bekannten Variationen des Monogramms verwandt erscheint. (S. die Abbildungen des Christusmonogramms bei *Münter*, Simb. u. Kunstv. d. a. Christen, I, S. 35, 36. und II, Taf. 11. Fig. 69.).

und Glaubenslehrer besonders geschätzt wurden, oft in mehrern Schichten übereinander aufgesetzt. So wie in den Gruftgewölben des Kirchhofs zu St. Matthias und neben denselben, so sind auch unter dem Boden der Abteikirche von St. Maximin in einer Tiefe von zwölf Fuss drei Reihen übereinanderstehender altchristlicher Sarkophage nebst vielen Bruchstücken der zu denselben gehörigen Schrifttafeln[1]) gefunden worden.

Auf diese Sargschrifttafeln (tituli) wurde von den primitiven trierschen Christen ein grosses Gewicht gelegt; schon *Caumont* (im Bullet. Monum. von 1842, S. 64.) hat bemerkt, dass in unsern altchristlichen Epitaphien die Formel »titulum posuit« fast durchgängig und gewissermassen als charakteristisches Merkmal sich findet; wogegen in den Grabschriften andrer Localitäten andere Redeformen vorherrschen.

Wie nun diese Tituli die Pietät der Angehörigen des Verstorbenen bezeugten, auch als ein äussres Mal das Andenken desselben auf einige Zeit erhalten mochten (die Särge blieben nicht lange unbedeckt), so scheint ihnen, im Volksglauben jener Zeit, noch eine weitere, religiöse Be-

1) Einige dieser Grabschriften sind von *Quednow* (Beschreibung der Alterth. in Trier. II. S. 175.), mehrere von *Lersch*, (Centralmus. III, 55. ss.) bekannt gemacht worden. Auch bei der neuesten Restauration der Kirche zu St. Maximin sind, bei der Untermauerung eines Pfeilers, in einer Tiefe von acht Fuss wieder mehrere grosse Steinsärge nebst Bruchstücken von Schrifttafeln ausgegraben worden. Wir theilen den Inhalt eines der letztern mit;

(*Hic iacet*) A R E C I V S Q V I
(*vix. an.*) DI· XII· F L O R E N
(*tina coniu*) X T I T V L V M
(*posuit i*) N· P A C E

(Schrifttafel von weissem Marmor. Unter der Inschrift das Christusmonogramm und die Figur einer Taube, die einen Oelzweig im Schnabel hält.)

deutung beigelegt worden zu sein: Sie sollten in ihrer solennen Schriftfassung und den beigefügten symbolischen Gebilden, die christliche Eigenschaft des Verstorbenen beglaubigen, der sterblichen Hülle in der Nacht des Grabes als Wahrzeichen dienen, und einst am Tage der Auferweckung vor dem Richter der Todten den Seligkeitanspruch des Gläubigen kund thun. Dass diese und ähnliche Vorstellungen von einer mystischen Bedeutsamkeit der Sargschriften — wenn schon nicht vom Dogma der Kirche sanctionirt [1]) — bei vielen Christusbekennern jener Zeit, vornehmlich der untern Volksklassen, verbreitet waren, scheint aus dem Inhalt mancher Sargschriften und den ihnen beigefügten symbolischen Gebilden hervorzugehen, worunter namentlich das Symbol des Fisches, und das Christusmonogramm in seinen vielfach variirenden Formen als mystischer Talisman erscheint. Auch die bemerkenswerthe Thatsache, dass die Sargschriften zuweilen in die u n t r e Seite der Sargdeckel eingegraben wurden, (s. die obigen Inschriften I, II.) ist als ein Beleg jenes Volksglaubens zu betrachten; sie dürfte in keiner andern Weise genügend zu erklären sein. — Ueberhaupt aber ist bekannt, dass, bei vielen Christen jenes Zeitalters neben der Lehre von der Carnalresurrection in ihrer strengsten Auffassung auch der

---

1) Die Abfassung der Grabschriften scheint den Angehörigen des Verstorbenen überlassen worden, und hierin, wie in einigen andern Einzelumständen der Bestattung, dem Volksglauben und der Volkssitte ein freierer Raum geblieben zu sein. Nur so dürften manche auffallende Erscheinungen, z. B. die Beifügung des heidnischen «D. M.» in christlichen Grabschriften, das Vorkommen von heidnischen Zierrathen, von Münzen und Glasgefässen in den Särgen, zu erklären sein. Auch in den zu St Matthias ausgegrabenen altchristlichen Särgen sind derartige Gegenstände gefunden worden. S. den oben angegebenen Bericht des Obristl. *Schmidt* in den Jahrb. des Vereins und die Jahresberichte der Gesellschaft nützl. Forsch zu Trier von den J. 1844 und 1845.

Glauben an ein unmittelbares Bevorstehen des Weltgerichts und den Eintritt des tausendjährigen Reiches (Millennium) verbreitet war.

Die gläubigen Hoffnungen jener Christen der Vorzeit, vom Munde begeisterter Redner und frommer Sänger verkündet, und auch in den marmornen Sargbriefen der Todten bemerkt, sind, in dem buchstäblichen Sinne, nicht in Erfüllung gegangen. Die sorgsam verwahrten Reste der Gläubigen sind in die Winde zerstreut, und der Pflugstier trinkt aus ihren entweihten Särgen![1] Jene Marmortafeln — die Urkunde ihres Glaubens und ihrer Auferstehungshoffnung — sind zerstückt als werthlose Scherben in den Winkeln der Museen angehäuft, oder zur Beute wortklaubender Archäologen geworden. Doch weht den Beschauer jener unscheinbaren Schriftmale und ihrer kunstlosen Gebilde, ein Hauch des Friedens, der Demuth und Ergebung — der stillen Blüthe urchristlicher Ascetik, an.

Trier.

W. Ch. v. Florencourt.

---

1) Ueber die ökonomische Benutzung der altchristlichen Steinsärge zu Wassertrögen etc. s. den vorang. Bericht des Obristl. *Schmidt.* Aehnliche Erscheinungen wie zu St. Matthias und zu St. Maximin sind an vielen Orten in Frankreich und Italien vorgekommen. *De Caumont* (Cours d'Antiq. Monum. VI, p. 294.) bemerkt, dass ein Maurer, welcher durch einen Vertrag mit dem Domcapitel zu Chauvigny die Ausbeutung des altchristlichen Friedhofes bei St. Pierre les Eglises erlangt hatte, im Laufe von fünfzig Jahren mehrere tausend Grabsärge ausgraben liess.

9. Die altchristlichen Gräber zu St. Matthias in Trier.

Nachschrift zu dem vorhergehenden Aufsatze.

Indem wir dem sehr verehrten Mitgliede unseres archäologischen Vereins, Herrn *Chassot von Florencourt*, für seine auch in christlich-archäologischer Beziehung interessanten Mittheilungen unsern Dank aussprechen, gestatten wir uns zugleich, diejenige Stelle, welche den Schluss seines Aufsatzes bildet, mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Die christliche Lehre in ihrer lebendigen Auffassung musste aus dem Begriffe in Gefühl und Empfindung übergehen, und indem sie so das geistige Leben des Menschen neu gestaltete, auch auf dem Gebiete der künstlerischen Anschauung und Darstellung neue Formen schaffen und eigenthümliche, dem Inhalte und Wesen der Dogmen entsprechende bildliche Symbole wählen. Wie in dem hellenischen Alterthume die homerischen Gedichte die unerschöpfliche Quelle waren, aus welchen nicht bloss die Sänger, sondern auch die Künstler, die Theologen und die Moralisten schöpften, so waren die Bücher des alten, und bald auch die Schriften des neuen Testamentes ein Born, aus welchem die Christen nicht bloss Glaubens- und Sittenlehren herleiteten, sondern aus welchen sie auch die bildlichen Symbole und die Gegenstände ihrer künstlerischen Darstellungen schöpften. Wie Quintilian die Verse vom Okeanos[1]), dem tief hinströmenden Herrscher, welchem

1) — *βαθυῤῥείταο μέγα σθένος Ὠκεανοῖο*
ἐξ οὗπερ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα
καὶ πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν·
Il. XXI. 195.

alle Ströme und alle Fluten des Meeres, alle Quellen der Erde und sprudelnden Brunnen entfliessen, auf die Iliade und Odyssee als Quelle aller Kunst und Wissenschaft angewandt hat, so kann man dieselben auch in künstlerischer Beziehung auf die h. Bücher des Christenthums übertragen. Wenn nun die ersten Christen ihre symbolischen Bilder in der heil. Schrift aufsuchten, so stand doch nicht zu erwarten, dass sie alle künstlerischen Ideen und Darstellungen, welche das Heidenthum erzeugt hatte, sofort und mit einemmale wegwerfen würden. Wir finden vielmehr, dass sie manche heidnische Kunstanschauungen und symbolische Bilder, insofern dadurch der christlichen Lehre und Gesittung nicht widersprochen wurde, beibehielten, und die ältesten Kirchenlehrer können in dieser Beziehung, wenn man extravagante Männer, wie Tertullian, ausnimmt, wegen ihrer Freisinnigkeit nur gelobt werden. Ich erinnere hier an die wichtige Stelle bei Clemens von Alexandrien, im dritten Buche seines Pädagogen[1]). Clemens gestattet daselbst den Christen das Tragen e i n e s Siegelringes, nur gebietet er, keine Bildnisse der Götter, noch sonst etwas darin geschnitten zu führen, was mit der Friedfertigkeit und Enthaltsamkeit eines Christen streitet. Die Gegenstände, welche er ihnen für ihre Siegelringe vorschlägt, sind die Taube, der Fisch, ein segelndes Schiff oder eine musikalische Leier wie P o l y k r a t e s, oder ein Anker, wie S e l e u k o s ihn im Ringe trug. Wenn nun die Christen durch diese und viele andere aus der heil. Schrift entnommenen symbolischen Bilder die Gegenstände ihres Glaubens und Hoffens im Leben vor die sinnliche Anschauung brachten, und wenn sie im Leben einen so grossen Werth auf ihren

---

1) *Αἱ δε σφραγῖδες ἡμῖν ἔστων πελειὰς, ἢ ἰχθὺς, ἢ ναῦς οὐρανοδρομοῦσα· ἢ λύρα μουσικὴ, ᾗ κέχρηται Πολυκράτης· ἢ ἄγκυρα ναυτικὴ, ἣν Σέλευκος ἐνεχαράττετο τῇ γλυφῇ.*

Paedagog. lib. III. p. 289. ed. Potter.

Glauben und dessen Bekenntniss legten, so ist es sehr begreiflich, dass sie sich dieser Symbole bedienten, um auch nach dem Tode, im Grabe noch, als Christen erkannt zu werden. Hierauf aber ist der Sinn und die Bedeutung der Inschriften und der symbolischen Bilder, welche diesen sehr häufig beigefügt sind, zu beschränken.

Dass die Christen, wie Herr *Chassot von Florencourt* geltend macht, diese Inschriften und christlichen Symbole auf ihren Gräbern als eine Urkunde gedacht hätten, mit welcher sie am Tage der Auferstehung vor den Richter der Lebendigen und Todten hintreten würden, um dadurch ihre Seligkeitsansprüche darzuthun, dies ist eine Idee von poetischem Gehalte, welche Michel Angelo auf dem jüngsten Gerichte als ein Seitenstück zu dem heil. Laurentius hätte ausführen können, die aber der historischen Wahrheit entbehrt. Mag es einzelne Christen gegeben haben, welche mit den christlichen Symbolen, insbesondere mit dem Monogramme Christi Missbrauch trieben, Spuren der in Frage stehenden abergläubigen Vorstellungsweise finden sich im Alterthume nicht, und die Symbole, von denen Herr *Chassot* spricht, haben eine ganz einfache Deutung. Herr *Chassot von Florencourt* führt es als eine merkwürdige Thatsache, und als einen Beweis für seine Behauptung an, dass die Inschriften zuweilen in die untere Seite der Sargdeckel eingegraben worden, und meint, diese Thatsache könne auf keine andere Weise genügend erklärt werden. Wir glauben aber auch hier von der Meinung des Herrn *Chassot von Florencourt* abgehen zu dürfen. Wir sehen aus dem Aufsatze selbst (oben S. 86), dass die in Rede stehenden Särge bald (nachdem sie die Leiche aufgenommen) in die Erde versenkt wurden. Wäre dieses nicht geschehen, wären die Särge über der Erde stehen geblieben, so wäre es allerdings auffallend gewesen, wenn man die Inschriften und symbolischen Figuren in die u n t e r e S e i t e der Sargdeckel ein-

gehauen hätte. Aber da die Särge in die Erde versenkt, und somit dem Anblicke der Menschen entzogen wurden, so war es offenbar gleichgültig, ob die Inschrift in der obern, oder in der untern Seite der Sargdeckel eingehauen war. Nein es war nicht gleichgültig, sondern es offenbarte sich sogar eine grössere Vorsorge darin, wenn die Inschrift nicht in die obere Seite, sondern in die untere eingehauen wurde. Denn die Inschrift auf der Aussenseite des Grabes ist grösserer Gefahr der Zerstörung ausgesetzt, als diejenige, welche auf der untern Seite des Sargdeckels eingehauen wird. Die Inschrift und die symbolischen Bilder hatten die Bestimmung, wenn die irdischen Ueberreste durch Zufall in ihrer Ruhe gestört würden, der Nachwelt den Namen des Verstorbenen kund zu thun. Wir erfahren weiter von Herrn *Chassot von Florencourt*, »die Särge seien oft in mehren Schichten übereinander aufgesetzt worden.« War dieses der Fall, so waren die Inschriften auf der Oberfläche des Sarges noch mehr der Gefahr zerstört zu werden ausgesetzt, und man begreift aus diesem Umstande von Neuem, wie einzelne Christen es vorziehen konnten, die Inschriften in die untere Seite des Sargdeckels einzugraben. Wie die Inschrift und die symbolischen Bilder dazu dienten, den Namen und das christliche Bekenntniss eines Verstorbenen, vielleicht in sehr fernen Jahrhunderten, bekannt zu machen, so legte man zu gleichem Zwecke auch Attribute des Amtes, die Marterwerkzeuge, die Blutfläschchen in die Gräber der Verstorbenen und Märtyrer, es geschah dieses aber keineswegs, um damit am jüngsten Gerichte vor den Richter hinzutreten, und darauf Seligkeitsansprüche zu gründen. Wollte man sagen, man habe zu dem ausgesprochenen Zwecke dem Märtyrer das Blutfläschchen mit ins Grab gegeben, so würde diese Anschauung noch weit mehr für sich haben, als wenn die Verstorbenen auf jene Inschriften und Symbole ihre Seligkeitsansprüche hätten gründen wollen, da ihnen diese ja sogar von Andern waren geliehen worden.

Herr *Chassot von Florencourt* bringt auch die Meinung von dem tausendjährigen Reiche, welche unter vielen Christen der ersten Jahrhunderte verbreitet war, mit seiner Ansicht in Verbindung. Allein diese Meinung steht mit unserer sehr speziellen epigraphischen Frage in keiner nothwendigen Beziehung. Auch als jene irrige Meinung vieler Christen verschwunden war, wurden noch Inschriften im Innern der Gräber eingehauen, wie wir namentlich aus der Vita des heil. Landoaldus bei Surius unterm 9. März ersehen.

Durch das Gesagte wird der Gedanke, den der erste Satz des Schlusses im Aufsatze des Hrn. *von Florencourt* ausdrückt, dahin beschränkt werden müssen, dass die Meinung derjenigen Christen, welche an ein tausendjähriges Reich geglaubt haben, nicht in Erfüllung gegangen ist.

Auf dem Concilio Antissiodorensi Canon. 15., und auf dem Concilio Matisconensi Canon. 17. wird verboten, einen Todten über dem andern zu begraben. Die Canones der beiden genannten Concilien erhalten durch die Mittheilung des Herrn *Chassot von Florencourt*, nach welcher in Trier mehre Särge noch schichtweise übereinander stehen, eine interessante Erklärung.

Bonn. **Braun.**

10. Sagen aus Kunstwerken entstanden.

Die Poesie ist die Mutter der übrigen Künste: sie schafft ihnen die Gestalten vor. Der Mythos ist älter als die Tempelstatue; das Epos geht der Geschichtsmalerei, das Idyll dem Genrebild vorauf. Noch in der mittelaltrigen und modernen Kulturwelt wiederholt sich bei jedem selbstständig entwickelten Volke die Erscheinung, dass ein Höhepunkt der Literatur erreicht sein muss, bevor die bildenden Künste recht zu blühen anfangen.

Allein nun wird auch eine Rückwirkung nicht ausbleiben. Die bildende Kunst stellt den Inhalt der Poesie in so entschiedenen, greifbar klaren Formen dar, dass hierdurch auch die Poesie selbst zu neuer Bestimmtheit, zu schärferer Auffassung hingedrängt wird. So gehen in Ausbildung sowol der antiken Mythen als der christlichen Legenden Poesie und Bildkunst beständig Hand in Hand, um den Stoff mit immer neuen und individuelleren Zügen auszustatten.

Hierbei kann es nun geschehen, dass ein späteres Zeitalter, welches eine ganz neue Richtung des Geisteslebens eingeschlagen hat, das Denkmal der bildenden Kunst gar nicht mehr versteht, unter Umständen auch nicht mehr verstehen will, und ihm daher einen völlig andern Sinn unterlegt. Im grössten Massstabe hat diese Erscheinung sich einmal in der Geschichte vollzogen, bei dem grossen Bruche, den das neu gestiftete Christenthum in die Denkart der Römerwelt machte. Unfähig aus sich selbst augenblicklich eine junge Kunst zu erschaffen, nahm die Kirche Darstellungen aus dem Heidenthume auf und legte ihnen eine christliche Deutung unter. Mercurius als Widderträger oder

der Satyr mit dem Lamme wird zum guten Hirten, Orfeus zwischen den wilden Thieren zum Sinnbild Christi, der Drache des goldnen Vliesses zur Schlange des Erkenntnissbaumes [1]). Oder man nimmt mit dem Bildwerke die antike Fabel selbst ins Christenthum herüber und giebt ihr bloss eine christliche Umdeutung. Dionysos, der von dem römischen Mainz aufs rechte Rheinufer mit seiner säligen Gabe gewandert, behielt sogar seinen Namen und seine Weinkufe, als er in den christlichen Sankt Theonestus sich verwandelte: von diesem erzählt das unter seinem Patronat stehende Kaub, dass er in jener Kufe (welche bis heute Stadtwappen ist) von Mainz zu ihrer Stadt herabgeschwommen sei und hier den Weinbau gelehrt habe. Auch den atheniensischen Hippolytus (der sich der christlichen Fantasie durch seine leibliche Auferstehung im Walde von Aricia empfahl) hat die Legende sogar dem Namen nach sich nicht nehmen lassen: zu Brügge in der Kathedrale sieht man von der Hand des Justus von Gent, zu Brauweiler unter den Fresken des Kapitelsaales von einem Meister des 12. Jahrhunderts die Darstellung seiner Marter, wie er von vier Pferden zerrissen wird. Ja auch wirklichen Personen der Geschichte sind solche Sommerfäden heidnischer Fabeln angeflogen die als vereinzelte Flöckchen aus dem einst so reichen Gespinnst zur Zeit des Mittelalters noch lose in der Luft herumgaukelten. Dahin gehört ein Zug aus dem Wüstenleben des heiligen Hieronymus. Dieses sein Eremitenthum auszudrücken gab ihm die Kunst als Emblem den Löwen. Die sich fortspinnende Legende wollte von dem Löwen mehr als dass er blosses Emblem bliebe: man glaubte eine Anhänglichkeit des Thie-

1) Ueber diesen ganzen Prozess giebt reichlichen Aufschluss *Pipers* jüngst veröffentlichtes gründliches und gelehrtes Werk: Mythologie der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert. Erste Abtheilung. Weimar, 1847.

res voraussetzen zu müssen, und für diese bot eine rührende Geschichte des Alterthums die Erklärung. Der Sklave Androklos, in die Wüste vor einem zornigen Herrn entwichen, war von einem Löwen verschont worden, weil er ihm den Fuss von einem Dorne befreit hatte. Diese Sagen trug das Mittelalter auf seinen Heiligen über; man sieht es auf der berühmten Kreuzigung des fälschlich so genannten Lucas von Leyden aus der ehemalig *Lyversberg*schen Sammlung (jetzt im Besitz des Herrn *von Geyr* zu Cöln); hier steht der Löwe in ziemlich monströser Gestalt, die Tatze mit einem grossen Dorn zu dem Kardinal emporreichend. Es erscheint also durch Vermittelung der Kunst (durch das Emblemthier nämlich) eine Geschichte an einen Mann geknüpft, der ursprünglich mit ihr nichts zu schaffen hatte.

Dieses führt uns nun zu einer Erscheinung hinüber, die mit der bisher angedeuteten Art des Sagenfortschrittes grosse Aehnlichkeit hat, aber von noch höherem schöpferischem Leben im Volksgeiste Zeugniss ablegt. Ich meine die Fälle, wo um ein vorhandenes Bildwerk zu erklären nicht bloss eine frühere Sage im Sinne der spätern Volksanschauung umgedeutet, sondern wo zu diesem Zwecke eine ganz neue Sage gedichtet wird, die mit dem ursprünglichen Sinne des Bildwerks gar keine Verwandtschaft mehr hat.

Ich bin überzeugt, dass man Sagen von dieser Entstehung in grossen Massen entdecken wird, sobald hierfür erst einmal der Blick sich geschärft hat. In vielen Fällen möchte freilich der Nachweis schwer fallen, wo nämlich die Denkmale zerstört sind. In der Regel sind es ganz lokale Sagen, eben weil sie an ein ganz einzelnes Bildwerk sich anlehnen. Oertliche Forschung muss also diesen Stoff ausbeuten: als eine Anregung dazu wolle man diese meine Arbeit betrachten.

Die nachfolgenden Beispiele stammen aus sehr verschiedenen Jahrhunderten und liefern also den Beweis, wie unsterblich die erfindende Poesie im Volke ist. Einige davon haben wirklich einen dichterischen Werth: andere hat mehr ein nüchtern moralisirender Verstand erschaffen.

Eine besonders häufige Veranlassung zur Erfindung von Sagen gaben Thiere, die entweder als Symbole zur moralischen Bezeichnung der Person oder bloss als äusserlich-emblematische Andeutungen in irgend einem Bildwerk der Menschengestalt beigegeben wurden. Vorzüglich Hund und Löwe spielen hier eine grosse Rolle. Bekannt ist der Gebrauch, der sogar bis ins 17. Jahrhundert sich nachweisen lässt, auf Grabsteinen zu den Füssen des Ritters einen Löwen, zu denen der Frau einen Jagdhund abzubilden. Man deutet sie am leichtesten so dass Jener die Stärke, Dieser die Treue bezeichnet: was indess Zweifel zulässt. Welches aber immer die ursprüngliche Bedeutung sein mag, das Volk hat sie vergessen und sich bei einzelnen Monumenten eine neue, mit einer Sage zusammenhängende erschaffen.

1. Eines dieser Beispiele theilt der genaue Beobachter des Volkslebens, *Bertholdt Auerbach,* mit, dem auch die Art der Entstehung nicht entgangen ist [1]). Es bezieht sich auf die Grabsteine eines Herren von Isenburg und Nordstetten und einer Dame, die sich in der Kirche des letztgenannten Ortes (auf dem Schwarzwald) finden sollen, und die Sage wird von des Schulmeisters anmuthiger Hedwig also erzählt: »Das war auch so einer, der den Sonntag nicht heilig gehalten hat... und hat nichts auf der Welt lieb gehabt als seinen Hund, der war so gross und bös als ein Wolf. Am Sonntag und Feiertag hat er die Leut ge-

1) Schwarzwälder Dorfgeschichten II, 505 f.

zwungen, dass sie haben Alles schaffen müssen, und wenn sie nicht gutwillig gegangen sind, ist der Hund von ihm selber auf sie gesprungen und hat sie schier verrissen, und da hat er, der Herr gelacht und hat dem Hund den Namen Sonntag gegeben. Er ist nie in die Kirch gegangen als ein einzig mal, wie man sein einzig Tochter kopulirt hat; er hat den Hund, wo Sonntag geheissen hat, mit in die Kirch nehmen wollen, er ist aber nicht dazu zu bringen gewesen, und er hat sich vor die Kirch auf die Schwelle hingelegt bis sein Herr wieder 'rauskommen ist. Wie nun der 'rausgeht, stolpert er über den Hund, fällt hin und ist maustodt, und da ist auch sein Tochter gestorben, und die sind jetzt beide mitsammt dem Hund in der Kirch in Stein gehauen. Man sagt der Hund sei der Teufel gewesen, und sein Herr hab' sich ihm verschrieben gehabt.«

Hier ist also mit jenem vorhandenen Bildwerk zuerst das häufige Auftreten des Teufels in Hundegestalt und ferner der wol auch sonst nachweisbare Sagenzug verbunden, dass derselbe über die ihm Verschriebenen Macht erhält, sobald sie ausnahmsweise einmal eine religiöse Handlung vornehmen.

2. Deutlicher mit der Geschichte verknüpft erscheint die Sage bei dem schönen Denkmal der Katharina von Saffenburg, welches in der Kirche von Mayschoss sich befindet und von dem Erben des Saffenburger Geschlechtes und Besitzes, dem gegenwärtig regierenden Herzog von Ahremberg, durch Wiederanfügung der verschleppten Stücke und durch Zurückversetzung auf seine alte Stelle im Kirchenchor jüngst wiederhergestellt worden ist. Es besteht aus vorzüglichem schwarzem Marmor und ist von tüchtiger, lebenswahrer Ausführung: in hocherhabener Arbeit sieht man das schöne, kräftig gebaute Weib mit etwas starken Händen, offenbar Porträt, auf den Sargdeckel liegen, vom prächtigen Mantel umhüllt und den Hund zu

ihren Füssen. Die Inschrift besagt dass Ernst, Graf von der Mark, Herr zu Saffenburg, diess Denkmal illustrissimae dominae Comitissae Catharinae a Marka uxori suae dulcissimae et dilectissimae pariter tam virtutis splendore quam affectione praeditae, quondam die XXX. Octobr. Anno MDCXXXXV cum maximo omnium luctu mortuae im folgenden Jahre 1636 aufgerichtet habe. Diese Inschrift beweisst, dass Katharina nicht von Adel geboren war: denn sie wird hier nur gerühmt wegen ihrer Tugend, Innigkeit und der allgemeinen Liebe, die sie genoss, nicht aber um hoher Geburt willen: auch führt sie bloss den Titel des Gemahls, nicht den ihres eigenen Geschlechts. Diese Mesalliance ist übrigens auch urkundlich verbürgt. Aber mit ihrer Bürgerlichkeit begnügt sich das Volk nicht, sondern spinnt in seiner Weise die Ueberlieferung weiter. Katharina, so wird erzählt, war ein Bauermädchen aus dem benachbarten Dorfe Esch, das als gemeine Magd auf Schloss Saffenburg dienend die Augen des Grafen Ernst durch ihre Tugend auf sich zog. Sie hatte aber daselbst d i e P f l e g e d e s H u n d e s t a l l s. Und deshalb ist sie mit dem Hunde abgebildet worden.

3. Im Kloster Altenberg an der Lahn befindet sich das bemalte G r a b d e n k m a l d e r A b t i s s i n G e r t r u d, der Tochter der heiligen Elisabeth von Thüringen. Sie stand dem Kloster von 1248—1297 vor: der Stein ist 1334, bei Gelegenheit einer Translation gefertigt worden. Im weissen Habit und Schleier, in der Stirnbinde einen Edelstein mit blutrothem Kreuze, ein Buch zur Seite, mit gefaltenen Händen und freundlich offenen Augen stemmt sich die liegende Gestalt auf einen gut gearbeiteten Löwen [1].

1) Abbildung bei *Hubert Müller*, Beiträge zur teutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmäler, Jahrgang II, Tafel 19, woher ich auch die Legende entnehme.

Letzterer, statt des bei Frauen gewöhnlichen Hundes, bezeichnet als thüringisches oder hessisches Wappenthier vielleicht ihre hohe Abstammung. Allein die spätere Lebensbeschreibung weiss den Anlass ganz anders zu erzählen. »Die heilige Gertrudis,« heisst es hier, »hatte von Gott die ausserordentliche Gabe, dass wenn geistliche Frauen in Zwiespalt gerathen waren, sie dieselben versöhnte. So ereignete sich einstmals, dass zwei Nonnen, nachdem sie einander beleidigt hatten, in Uneinigkeit lebten. Als diess Gertrudis sah, ermahnte sie dieselben kräftig zum wechselseitigen Frieden. Da sie aber gewahrte, dass ihre Gemüther zu hartnäckig waren, und den Löwen (wie gesagt wird ihres Vaters, des Landgrafen Ludwig), den sie an Ketten vor ihrem Schlafzimmer hatte, durch irgend einen Zufall von seinen Banden losgerissen, frei herumlaufen sah, rief sie denselben im Namen Jesus zu sich; und er kam auf diesen Ruf in schnellem Lauf zu der Dienerin des Herrn und streckte sich zu ihren Füssen hin. Dieses ist die Ursache, warum der Löwe auf dem Grabe und auf den die Gertrudis vorstellenden Bildern gebändigt sich zu ihren Füssen schmiegend dargestellt ist.«

4. Wieviel ferner solche Wappenlöwen zur Ausbildung der romantischen Epen mögen beigetragen haben, in welchen, wie im Iwein und öfter, ein Ritter mit dem gezähmten Löwen erscheint, lässt sich nicht mehr bestimmen. Dagegen darf man die deutsche Sage von Heinrich dem Löwen in der späten Ausbildung, wie sie in dem von *Simrock* herausgegebenen gereimten Volksbuche vorliegt, mit Sicherheit an ein Kunstwerk anlehnen. Noch heute sieht man als ein Denkmal dieses Fürsten auf dem Domplatze zu Braunschweig das eherne Standbild eines Löwen, von strenger und nach Art der Wappenthiere stylisirter Arbeit, aber nicht ohne Charakter: *Kugler* [1])

---

1) Kunstgeschichte S. 489.

setzt es noch ins zwölfte Jahrhundert. Das Volksbuch aber knüpft an den grossen Helden die sonst in der Geschichte vom edeln Möringer und anderweit vorkommende Sage von der siebenjährigen Abwesenheit des Eheherrn im Morgenlande an, der dann aber noch früh genug eintrifft, um die zweite Ehe seiner Frau zu verhindern. Unter den Abenteuern im Morgenlande aber wird der Kampf mit einem Drachen erzählt, aus dessen Umschlingung er den dankbaren Löwen errettet. Dieser letzte Zug nun knüpft sich ganz ungezweifelt an das Löwenbild zu Braunschweig an; denn das Volksbuch schliesst mit der Erzählung, dass nach dem Tode Heinrichs der Löwe auf seinem Grabe gestorben und bei dem Dome abgebildet worden sei:

»Da kann man auch noch sehen
Zum Zeugniss dass es wahr
Des Löwen Denkmal stehen,
Der mit dem Löwen war.»

5. Auch Burg- und Stadtwappen dienen zu Anknüpfungspunkten für die Sage. Am Fusse von Sickingens Ebernburg an der Nahe liegt das Dörfchen gleiches Namens, über dessen Thor ein Eber ausgemeisselt ist. »Einst, so erzählt die Sage [1]), wurden Ort und Burg von einem übermächtigen Herrn belagert, und der Hunger hätte sie zur Uebergabe gezwungen, wenn dem Burgherrn nicht zur rechten Zeit eine Kriegslist beigefallen wäre. Ein mächtiger Eber, der Hungernden letzte Hoffnung und Zuversicht, ward im Angesichte des Feindes hervorgeführt und zum Schlachten niedergeworfen; zum Schein doch nur; er kam lebendig wieder in den Stall, um zur Wiederholung des Spiels aber- und abermals hervorgeholt zu werden. Da verzweifelte zuletzt der getäuschte Feind, die Veste auszuhungern, hob die Belagerung auf und zog ab.« Zur Erklärung der Sage erinnert *Simrock* an den oft geschlach-

1) *Simrock*, der Rhein, neue Ausgabe S. 219.

teten Eber Walhallas, von dessen immer erneutem Fleisch sich Asen und Einheriar nähren. Ob wir so hoch in die Mythologie zurücksteigen müssen, wird fraglich sein: auf jeden Fall aber kommt die Erzählung dieser Kriegslist, nur mit immer andern Schlachtthieren, viel zu oft vor, um Geschichte zu sein, und der Eber ist ebenso als Wappenthier der Burg anzusehen, wie andere Schlösser sich Löwenfels, Bernburg, Falkenstein, Bocksberg nennen.

Ich füge noch ein Klosterwappen hinzu.

6. Das Einhorn hat schon vor der bekannten mittelaltrigen Deutung auf die jungfräuliche Empfängniss Christi zu mehrfacher Symbolik Anlass gegeben. So steht es im Abtstabe des heiligen Bonifazius oder seines Schülers Sturm, welcher Fulda gestiftet hat, vermuthlich als eine Art Wappenzeichen der in der Einsamkeit angelegten Abtei, weil das Einhorn der Thierfabel gleichfalls einsame Gegenden liebt. Ein zweites, nach *Münter* gleichzeitiges Bildwerk [1]) stellte den Troandus als Gründer des von Fulda abhängigen Klosters Holzkirchen unter der Gestalt eines bärtigen Mannes dar, wie er ein Einhorn, das Symbol seiner Stiftung, umarmt hält. Die Sage aber hatte dieses Bildwerk benutzt, um zu erzählen, dass der einzige Sohn dieses Mannes auf der Jagd von einem gänzlich unbekannten einhörnigen Thiere sei umgebracht worden: eine Anekdote, die schon durch die Voraussetzung eines solchen Thieres in den deutschen Wäldern als Erfindung sich verräth. Auch hier ist also Figürliches wieder in ein Geschichtliches umgedichtet worden.

7. Eine sehr späte Sage aus Thüringen scheint mir ebenfalls von rein heraldischem Ursprung zu sein: die von dem ungerechten Urtheil des Thilo von Trotha,

---

1) *Münter*, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen I, 48, aus *Eccard* de rebus Franciae orientalis I, 640.

welcher von 1468—1514 Bischof von Merseburg war und das dortige Schloss, so wie auch das Schiff der Domkirche neu gebaut hat. Diese Sage berichtet: „Thilo habe einen werthvollen Ring vermisst, einen seiner Diener wegen dessen Entwendung in Verdacht gehabt, und ohnerachtet dieser seine Unschuld mit emporgestreckten Händen aufs heiligste betheuert, ihn hinrichten lassen. Kurz darauf habe man den vermissten Ring in dem Neste eines Raben, der ihn durch das offene Fenster aus Thilos Zimmer entwendet, wiedergefunden, und Thilo sei trostlos gewesen, weil er seinen Diener unschuldig habe hinrichten lassen. Zur Busse habe er ein Vermächtniss errichtet, vermöge dessen auf immerwährende Zeiten ein lebendiger Rabe unterhalten werden müsse.« Ein Brauch, der noch heute in Merseburg fortbesteht [1]. Hieraus erklärt man den Raben mit dem Ring im Schnabel und die beiden ausgestreckten Arme, welche sich auf Thilos Wappen an mehreren Stellen im Schlosse zu Merseburg finden.

Auch diese Sage von dem durch die Diebesneigung der Raben und Krähen gefährdeten Leben eines Unschuldigen ist so ungemein stark durchs Mittelalter verbreitet, dass ihr Vorhandensein selber schon einen Bischof des sechszehnten Jahrhunderts vor so raschem Verfahren gewarnt hätte. Die aufgerichteten Arme sind ein wohl nicht einmal seltenes Helmzeichen: der Rabe mit dem Ring im Schnabel scheint aus dem fast vier Jahrhunderte ältern Gedicht von Sankt Oswald herzukommen, wo dem Helden ein solcher Vogel als Liebesbote und Freiwerber den Verlobungsring übers Meer getragen bringt: vielleicht dass die Trothas auf diesen mythischen Ahnherrn in gleicher Weise ihren Stammbaum pflanzten, wie die Clever auf den Schwa-

1) *Puttrich*, Merseburg (in den Denkmälern der Baukunst des Mittelalters in Sachsen), Text S. 15.

nenritter. Dass Thilo aber in den von ihm geschaffenen Bauwerken neben dem steinernen Wappenvogel auch ein lebendiges Exemplar auf ewige Zeiten stiftete, hat nichts Auffallendes, da Wappenthiere mehrfach durch lebende Individuen vertreten worden. So füttert Bern noch heute seine Bären, Genf die Adler, der Haag die Störche als Vertreter der emblematischen Thiere, und auch für einen einzelnen Ritter liegt das bekannte Beispiel Walthers von der Vogelweide vor, der auf seinem Grabsteine Futtertröglein für die Vögel austiefen liess, nach denen seine Burg oder sein Geschlecht sich nannte. Was endlich die ganze Erzählung vom Raben als ungeschichtlich erweist, das ist der Umstand, dass sie bloss in der Ueberlieferung lebt und von keinem der sonst so ausführlichen Chronisten des merseburger Stiftes berichtet wird. Uebrigens käme es nur darauf an zu erfahren, ob nicht das ganze Wappen bereits vor Thilo von den Trothas geführt worden ist: eine Untersuchung, die ich einem norddeutschen einheimischen Forscher überlassen muss.

Gerade von Wappenthieren werden diese Bildwerksagen sich am meisten häufen lassen: ich habe aber nur die sieben vorstehenden Beispiele auswählen wollen, weil hier möglichst verschiedene Erzählungen an die Thiere angeknüpft sind. Vermuthlich wird man finden, dass an einer dieser sieben Gestaltungen die meisten heraldischen Sagen mehr oder minder genau sich anschliessen.

---

8. Nur in der äussern Begebenheit mit dem Holzkirchener Einhorn einigermassen übereinstimmend, aber im Ursprunge verschieden, stellt sich eine französische Sage dar, zu welcher ein misverstandenes Heiligenbild die Anknüpfung hergab.

An der Schauseite der Kirche zu Parthenay-le

Vieux im Poitou sieht man einen lebensgrossen Reiter in reichem Mantel mit dem Falken auf der Faust in einer bogenüberdeckten Blende stehen. Das Pferd, im Anschritt oder Galopp begriffen, scheint eine kleinere Figur niederzureiten. Daher hat sich die Sage gebildet, es sei diess ein Kind, welches unter den Hufen eines der Herren von Parthenay den Tod gefunden, als dieser auf die Jagd ritt. Herr *De Caumont*, der diese Begebenheit mittheilt [1]), hat bereits für wahrscheinlich erkannt, dass sie erst aus dem Monument sich gebildet hat. Es findet sich nämlich derselbe Gegenstand gerade im Poitou mehr als sechsmal in den zumeist ins Auge fallenden Blenden der Schauseiten an Kirchen dargestellt; aber auch in andern französischen Provinzen, in der Normandie und zu Autun in der Kathedrale kehrt er auf Kapitellen u. s. w. wieder. Unmöglich sind doch Kinder so dutzendweis an allen diesen Orten zu Schanden geritten worden. Fast alle diese Werke sind aber nach *De Caumonts* Zeugniss beschädigt, und nur das Pferd ist meist völlig erkennbar geblieben. Ohne sie gesehen zu haben, glaube ich vermuthen zu dürfen, dass sie den heiligen Martinus, einen in Frankreich einheimischen und besonders gefeierten Heiligen, vorstellen, wie er noch als heidnischer Ritter im Winter reisend von einem vor ihm knienden Armen mit emporgehobenen Händen um Hülfe angefleht wird und mit diesem seinen Mantel theilt. Dass der Bettler kleiner ist als er hat kein Bedenken: die Skulptur des Mittelalters zeichnet die Hauptfiguren gern durch grösseres Mass aus, wie man diess unter Anderm an der überlebensgrossen Statue Erzbischof Siegfried III. von Eppstein (von 1249) im Dome zu Mainz ersieht, welcher den beiden knabenhaft kleinen Gegenkönigen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland die Kronen aufsetzt.

1) Histoire de l'architecture religieuse au moyen âge (Paris 1841.) pag. 207. ff.

9. Das so eben durch *Simrocks* Bemühung neu herausgegebene Volksbuch von dem Zauberer Virgilius erzählt eine Sage, die mir von ähnlichem Ursprunge zu sein scheint. Virgilius als ein Zauberer des römischen Südens unterscheidet sich von unsern nordischen dadurch, dass er besonders gerne Kunstwerke und Erzgüsse anfertigt, denen dann eine magische Kraft innewohnt. Dahin gehören die immerwährende Lampe und die ehernen Männer, die seine Schätze bewachten; dahin auch das als salvatio Romae bezeichnete Werk, welches die Götter aller Länder um den von Rom stellte und im Falle eines Aufstandes den des jedesmal feindlichen Landes ein Warnungszeichen geben liess. Dieser Art ist denn auch das nachstehend (S. 23 der *Simrock*schen Ausgabe) beschriebene Bildwerk:

„Als Virgilius dem Kaiser regieren half, geschahen in Rom allerlei Uebelthaten als Diebstahl, Mord und Todtschlag, worüber grosse Klagen vor den Kaiser kamen. Da berieth sich der Kaiser mit Virgilius und sprach: Virgilius, uns kommen grosse Klagen, dass Diebe, Kuppler und Taugenichtse Nachts auf den Strassen umherschwärmen und die Leute beunruhigen und erschlagen. Was ist dawider am Besten zu thun? Da sprach Virgilius: Herr Kaiser, da müsst ihr ein kupfernes Pferd machen lassen und auf seinen Rücken einen kupfernen Mann, der einen eisernen Dreschflegel in der Hand hat. Und stellt das Pferd vor das Stadthaus und lasst ausrufen: man werde hinfüro des Abends um zehn Uhr eine Glocke läuten lassen und wenn Einer nach dem Läuten noch auf der Strasse sei und erschlagen werde, darüber solle künftig Niemand zur Rechenschaft gezogen werden. Und als diess ausgerufen wurde, kümmerten sich doch die Nachtschwärmer nicht daran, sondern fuhren fort, des Nachts durch die Strassen zu laufen. Als aber des Abends die Glocke geläutet war, lief das kupferne Pferd mit dem kupfernen Mann

von dem Rathhaus durch die Strassen der Stadt und liess keine Strasse unbesucht, und alle, die sich auf den Strassen finden liessen, wurden todtgeschlagen, so dass man des Morgens wohl zweihundert Menschen erschlagen fand.“

Sobald man erwägt, dass nach einer andern Stelle dieses Buches unter dem „Stadthaus“ nichts andres als das Kapitol verstanden wird [1]), so sieht man sich gleich auf die eherne Reiterstatue des Marc Aurel hingewiesen, welche noch heute auf diesem Platze steht. Die treffliche Ausführung dieses Werkes und besonders die hohe porträtartige Lebenswahrheit des derben Rosses lud von selbst zu solchen Sagen von nächtlicher Belebung und Bewegung ein, dergleichen ja auch (wenigstens zum Spass) sogar Berlin von seinem prächtigen Kurfürsten auf der langen Brücke erfunden hat. Auch mochte Marc Aurel, der tugendhafte Kaiser, besonders geeignet zu diesem moralischen Nachtwächteramt erscheinen.

Zwar tritt hier eine geschichtliche Schwierigkeit ein. Jene Statue ist nämlich erst bei dem prächtigen Neubau der Kapitolsgebäude im Jahre 1538 durch Michelagnolo auf diesem Platze aufgestellt worden. Allein wenn auch Virgilius als Zaubrer unstreitig viel früher geglaubt worden ist, so fragt es sich doch sehr, ob jene einzelne Anekdote nicht erst im sechszehnten Jahrhundert in die Sage von ihm Aufnahme fand. Und selbst wenn sie älter wäre, so würde das nichts gegen unsere Erklärung ihres Ursprungs beweisen, denn die Statue hat jederzeit grosse Oeffentlichkeit genossen; vor ihrer jetzigen Errichtung sah man sie das ganze Mittelalter hindurch vor dem Lateranpalast, wo Papst Clemens III. sie 1187 aufgestellt hatte [2]). Leicht

1) S. 21: «auf dem Capitolium, so heisst das Stadthaus.»
2) *Platner* und *Urlichs* Beschr. Roms (Auszug) S. 238.

möglich ist also, dass die Sage in ihrer ältesten Gestalt wirklich vor den Lateran als vor die alte Hofburg des Kaisers das Wunderwerk versetzte und erst später demselben auf den Kapitolplatz nachwanderte.

10. Eine etwas gezwungene und, wie ich glaube, späte Sage knüpft sich an zwei karolingische Erzgüsse, nämlich an die Wölfin und den Pinienapfel vor dem Münster zu Achen, welche bekanntlich ehemals zur Zierde eines Springbrunnens auf dem Kirchenvorplatze gedient haben. In launigem, obwol freilich nicht sagenmässigem Tone hat *Langbeins* bekanntes und vielfach (unter andern in *Simrocks* Rheinsagen) nachgedrucktes Gedicht sie behandelt. Der Rath von Achen kann das Münster wegen mangelnden Geldes nicht vollenden: der Teufel schafft das fehlende gegen die Seele des ersten nach der Vollendung Eintretenden und wird alsdann durch einen lebendigen Wolf betrogen, dem er die Seele durch das noch jetzt sichtbare, ursprünglich als Wasserlauf angebrachte Loch vor der Brust herausreisst. Das eherne Thor aber schlägt er mit solcher Wuth hinter sich zu, dass noch heute ein Spalt in ihm gezeigt wird [1]).

«Damit auch der Beweis nicht fehle,
Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Sammt seiner ewiglich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.»

Eine grosse Rolle in der christlichen Mythologie spielen Schlangen und Kröten. Beide gelten für teuflische Thiere. Für die Schlange bieten sich biblische Anknüpfungen an die Paradiesschlange, den Drachen zu Babel und den der Apokalypse dar; für die Kröte führe ich, als noch

1) Verwandte Sagen sind von *Grimm* in der Mythologie Artikel Teufel zusammengestellt.

nicht benutzt, den Liebhaber der einen Hexe im Macbeth, den Paddock, an, der neben dem Katzenteufel Graymalkin dem Etymon nach einen Geist in Krötengestalt darstellt. Auch die ketzerischen Stedinger [1]) besucht der Teufel als eine species ranae quam bufonem consueverunt aliqui nominare; und unser Cäsarius erzählt von gleichgestalteten Teufelserscheinungen. Schlangen und Kröten dienen daher zur Strafe der Verdammten. In den Fresken von Ramersdorf (um 1300) sah man vor deren Zerstörung auf der Gewölbkappe welche die Hölle vorstellte den Höllenfürsten in kolossaler Gestalt mit feuerrothen Fledermausflügeln, wie er einen Verdammten am rothen Haare festgekrallt hält: am Herzen des letztern nagt eine ungeheure Kröte. Auf den vier Strebepfeilern des Westportals am Baseler Münster erscheinen ebensoviele Statuen: unter diesen ein König, an dessen Rücken Schlangen, Kröten und Flammen zu sehen sind, und ein Weib in bittender Stellung — so scheint es — zu ihm gewandt [2]). Man hat den Mann für einen gebannten König oder für das personifizirte Laster, das Weib aber für die Wollust gehalten. Ebenso erscheint an einem Pfeiler der nördlichen Aussenseite an der Sebaldkirche zu Nürnberg die vorn bekleidete, auf der Rückseite aber mit Schlangen und Kröten bedeckte Figur eines Jünglings. Grässlich ist die in Frankreich zumeist wiederkehrende Vorstellung eines meist nackten Weibes, das von grossen Schlangen angefressen wird, an deren Stelle zuweilen auch Kröten treten. Besonders oft erscheinen solche Kriechthiere an beide Brüste der Frau, zuweilen in die Scham verbissen. Eine solche

---

1) Breven des Papstes Gregor IX. wider die Stedinger bei *Gieseler* Kirchengesch. §. 85. Note aa.

2) Beschreibung der Münsterkirche zu Basel, mit 17 Abbildgn. (Basel 1842) S. 7. Das Portal ist aus dem 14. Jahrhundert.

Figur an dem alten Rundbau von Montmorillon im Poitou[1]) hat wegen ihrer Seltsamkeit den Hauptanlass gegeben dieses Bauwerk für einen Heidentempel zu halten, wonach denn das Weib für ein Götzenbild gelten musste. Allein an unzweifelhaft christlichen Gebäuden, an Ste Croix zu Bordeaux, St. Sauveur zu Dinan, St. Jouin zu Marnes und anderen hat *De Caumont* das Gleiche vorgefunden. Hinzufügen lässt sich noch ein Kapitell aus San Michele zu Pavia und höchstwahrscheinlich auch das berühmte und vielbesprochene Meisselwerk im Baseler Münster, das man gewöhnlich als eine ihr Junges säugende Sirene bezeichnet[2]). Nach der Abbildung in der früher angeführten Beschreibung des Münsters zu Basel wäre das Kind grösser als die Mutter, und so scheint es vielmehr gleichfalls ein Weib zu sein an dessen Brust ein Ungethüm saugt oder nagt.

Die richtige Deutung dieser Thiere kann kaum zweifelhaft sein. Sie sollen die Strafen bestimmter Laster symbolisiren, und hier sind die von ihnen zerquälten Glieder nicht bedeutungslos. „Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft." So möchte jener am Herzen zernagte Rothkopf zu Ramersdorf wol den Verräther an aller Herzlichkeit, den Judas, vorstellen, worauf auch schon *Schnaase* hindeutet[3]). Die beiden am Rücken zernagten, vorne bekleideten Gestalten dürften weltliche Eitelkeit und Kleiderpracht darstellen. Die gequälten Frauen endlich haben Bezug auf geschlechtliche Vergehungen.

Das Volk hat aber einzelne dieser Bildwerke noch

---

1) Abgebildet bei *Lenoir* hist. des arts en France in den Kupfern und bei *De Caumont* hist. de l'arch. religieuse p. 200.

2) Worüber breiter *Piper*, Mythologie I, 388.

3) *Schnaase*, die Kirche von Ramersdorf, in *Kinkel*: Vom Rhein. 1847.

mehr individualisiren wollen und ist so auf den Weg der Sagenbildung gerathen. Von der Figur in Nürnberg gehen dort sogar zwei Sagen.

11. „Nach der einen war der dargestellte Jüngling im Leben so schön, dass er von Vielen beneidet wurde. Er selber aber kannte wohl die Vergänglichkeit irdischer Schönheit und hiess seine Neider nach seinem Tode zuschauen, wie er dann aussähe; da sie dann gewahr wurden was der bescheidene Jüngling längst erkannt hatte und was man nun bis auf den heutigen Tag im Bilde sieht."

12. „Nach der andern, jedenfalls jüngern Sage, ist die Figur das Bild eines Rechtsverdrehers, der falsch Zeugniss ablegte und darum bei lebendigem Leibe von Schlangen und Kröten abgenagt wurde" [1]).

13. Der heil. Marcellus, Bischof von Paris, befreite diese Stadt von einer Schlange, die aus einem benachbarten Forst gekommen und in die Gruft einer vornehmen im Verdacht des Ehebruchs gestorbenen Dame eingedrungen war, um einen Theil der Leiche anzufressen [2]).

14. Eine vierte Geschichte erzählt das sonderbare Buch du culte du phallus aus dem Munde eines eifernden Predigers, der vermuthlich dem 15. Jahrhundert angehörte [3]). Dieser erzürnt sich über die blossen Brüste der französischen Damen und bringt als Warnung hiergegen eine Geistererscheinung vor. Ein Priester wollte von dem Schicksal seiner verstorbenen Mutter unterrichtet sein. Als er sich nun einstmals nahe beim Altar befand, schaute er die Verblichene in einen Sack geschnürt zwischen zwei Teufeln: ihr Haar, das sie mit sonderlicher Sorgfalt zu flechten

---

1) Beide Sagen bei *R. von Rettberg*, Nürnberger Briefe S. 9.

2) Angeführt bei *De Caumont* p. 201.

3) *J. A. D******* des divinités generatrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes (Paris 1805. 8°.) p. 292.

liebte, bestand aus Flammenschlangen; Brust, Kehle und Hals aber waren von einer feuerspeienden Kröte belagert. Diesen grässlichen Säugling musste sie tragen, weil sie bei lebendigem Leibe gerne sehr blossbusig gegangen war[1]).

In den vier zuletzt beigebrachten Fällen hat also die Volkssage die Bedeutung des Symbols als eine Strafe festgehalten, aber sie hat das Symbol aus seiner Allgemeingültigkeit herausgenommen und sich statt dessen, in moralisch vielleicht noch viel wirksamerer Weise, an die individuelle Wirklichkeit angeknüpft.

15. In der Kirche zu Zülpich, dem Stile nach um 1220 erbaut, sah man an der Mauer unter den Nordfenstern des Mittelschiffs einen Mann, vermuthlich den Werkmeister, mit dem Namen Godescalcus bezeichnet, der einen Meissel und ein Näpfchen bei sich hatte. Das Volk belebte sich dieses Figürchen wenigstens mit Einem Zuge: es deutete das Näpfchen aufs Trinken und erzählte, dass jener alte Maurer so gut wie die gegenwärtigen gerne ins Glas gesehen habe. Weil man nun bei der jetzt stadtfindenden Restaurazion der Meinung war, dass solcherlei Nebengedanken der Andacht nicht zuträglich sein dürften, hat man die Figur, ohne ihr zu schaden, mit Mörtel verkleidet und bloss das Godescalcus stehen lassen.

1) Obwol der Gestalt nach verwandt, ist doch von diesen Vorstellungen ganz zu unterscheiden ein merkwürdiges Miniaturbild in einem Exultet der barberinischen Bibliothek (*d'Agincourt* Malerei Tafel 36, 4), das man ins 12. oder 13. Jahrhundert setzt. Ein Weib mit nacktem Oberkörper, die Hande segnend ausgebreitet, oben und unten in Pflanzen verblühend, steht zwischen zwei Bäumen, während an seinen starken Brüsten ein vierfüssiges Thier (sicher ein Spalthufer) und eine Schlange saugen. Allein die Ueberschrift terra thut deutlich dar, dass diess sonderbare, einem asiatischen Götzen gleichende Fantasiebild bloss eine Allegorie ist. Die beiden von ihr genährten Thiere bezeichnen die Bewohner der Erde und des Wassers.

16. Solch eine Baumeisteranekdote (dergleichen überhaupt nicht selten sind) knüpft sich auch an ein halbzerstörtes Figürchen, das an einer Säule im Schiffe der **Stadtkirche von Ahrweiler** (1269 fundirt), nahe beim Westportal (Südseite des Schiffs) sich ausgemeisselt findet. Es ist eine verdrehte Menschengestalt, deren Motiv man nicht leicht mehr erkennen würde. Das Volk aber erzählt: der Baumeister habe sich vermessen über die ganze stattliche Kirche ein Gewölbe zu legen, als welches dazumal hierorts noch ein unerhörtes Ding gewesen sei: ein Zunftgenosse aber habe erklärt, wenn das dem andern gelinge, so wolle er an seinem eignen Leibe eine Handlung vornehmen — von der ich mich wohl hüten werde zu sagen worin sie bestehen sollte. Und als Jener nun doch sein prächtig Werk vollendet, da habe er den Neidhart in der unbequemen Stellung und dem vergeblichen Versuche ein Unmögliches zu leisten an der Säule verewigt.

Unmöglich kann diese Ueberlieferung ein wirklich Geschehenes mittheilen: denn die Kunst des Gewölbbaues war nach Mitte des 13. Jahrhunderts am Rheine allgemein verbreitet und selbst die Spitzbogenwölbung durch Werke wie die Liebfrauenkirche in Trier schon mehrere Jahrzehnte einheimisch Umgekehrt also muss auch hier die Sage aus dem Bildwerk entstanden sein. Was aber dieses Bildwerk selbst ursprünglich bedeutet hat, das lässt sich schwerlich je wieder ermitteln.

---

17. Das Dörfchen **Auw** im untern Kyllthale (Eiffel) bewahrt in seiner Pfarrkirche ein altes Bildwerk mit **drei auf einem Esel reitenden Frauengestalten**, deren mittelste die Augen verbunden hat. Sie stehen bei den Umwohnern in grosser Verehrung, und zu Marien Himmel-

fahrt wird häufig hierher gewallfahrtet. Die Legende aber lautet so [1]):

Unter König Dagobert I. lebten im Kloster Mans drei schöne und fromme Schwestern, Irminde, Adela und Clotildis. Dagobert erfuhr von ihnen und um ihrer Herr zu werden, brach er mit Reisigen nach dem Kloster auf, entdeckte aber in ihnen seine leiblichen Schwestern. Dennoch entführte er sie an seinen Hof und suchte sie erst durch sanfte Mittel, dann durch Kerkerhaft zu seinem Willen zu bringen. Da half ihnen ein fränkischer Kriegsoberster Norbert zur Flucht und geleitete sie mit seiner Schar nach Deutschland. Er und die Seinigen erlagen dem Heer des nacheilenden Königs; die Mädchen aber, auf den schroffen Höhen von Auw das tiefe Thal der Kyll überblickend, bestiegen den Esel der ihre Habe trug und sprangen glaubensvoll über den Schlund hinweg. Noch heute erinnert der Name der Felswand „das Eselchen" nebst zwei Kreuzen diessseits und jenseits an das grosse Wunder.

Schon Herr *Schneider* hat dieser Sage einen heidnischen Ursprung zugeschrieben und die drei Heiligen von den drei Müttern abgeleitet, die auch sonst, z. B. in der Melusina, von mittelaltriger Sage gerettet worden sind. Von der unglaublichen Verbreitung ihres Kultus gerade in unsern Gegenden während der Römerzeit liefert uns der Boden in fast zahllosen Müttersteinen täglich neue Beweise. Das verhüllte Haupt der mittleren Jungfrau, welches auf dem Bildwerk erhalten ist ohne dass die Legende eine Erklärung dafür zu haben scheint, dürfte ein Ueberbleibsel des seltsamen perückenartigen Kopfputzes der Matronae sein. Doch widerspricht dem wieder, dass auf kölnischen und andern Matronensteinen gerade die mittlere Figur unbedeckten Hauptes ist, während die andern als ihre Diene-

---

1) *Jakob Schneider*, das Kyllthal (Trier 1843) S. 107.

rinnen jene turbanförmigen Wülste tragen [1]). Vielleicht ist daher das verbundene Antlitz der einen Jungfrau von Auw bloss von einer königlichen Stirnbinde zu erklären. Jedenfalls scheint es überwiegend wahrscheinlich, dass sich an einen antiken hier verehrten Matronenstein, der drei thronende Frauen vorstellte, die christliche Legendendichtung anlehnte und die Mütter in verfolgte Jungfrauen umdeutete. Die auch sonst so häufig vorkommende Sage vom Jungfernsprung lieh dann den Zug her dass ein Reitthier zugegeben wurde, und in diesem Sinne hat man wol später den alten Matronenstein durch das gegenwärtige Bildwerk ersetzt.

18. Mit dieser Uebersetzung der Mütter ins Christenthum ist die S a g e v o n d e r L a n d s k r o n (Ahrthal) so nahe verwandt, dass sie auf gemeinschaftlichen Ursprung hindeutet. Auch hier ist die noch erhaltene Kapelle der ehemaligen Burg ein Wallfahrtsort (für Kinderkrankheiten), und von der hinter ihr sich in den Fels dehnenden Basaltgrotte geht folgende Sage [2]):

»Ein feindlicher Ritter, es heisst der von Tomberg, brach in Abwesenheit des Herrn von Landskron mit Mord und Brand ins Schloss ein. Die drei Fräulein von Landskron flüchteten, von dem Räuber verfolgt, auf die Felskante, die noch heute schroff die Kapelle überragt: dann, ihre Ehre zu retten, wählten sie den Tod und sprangen auf den Felsen herab der jetzt die Kapelle trägt. Dort verschwanden sie dem Blick des Verfolgers; der Fels hatte sich aufgethan und eine Grotte gebildet die sich hinter ihnen schloss: in der Grotte entschliefen sie. Darüber kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch den verborgenen Gang und erschlug den Räuber mit seinen Gesellen. Im Schmerz über seine Töchter wachend sah er in der

1) *Lersch* in diesen Jahrbüchern II, 136.

2) *Kinkel*, die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben (Bonn 1846) S. 210.

dritten Nacht ein Engelchen, das ihm die Stelle der Felsengrotte wies. Dort fand man die Vermissten, und an dieser Stätte wurde die Kapelle gegründet, die nun als Zeugin des Wunders mit ihrem weissen Giebel weit ins Land hineinschaut und bis heute den Namen der Jungfrauenkapelle führt.«

Die keltischen Matronen sind Erdgeister[1]), ihr Kultus in einer Grotte also ganz natürlich. Gerade wie die zu Auw haben sich auch die Mütter der Landskrone in Jungfrauen verwandelt, die ihre Ehre durch ein Wagstück erretteten, und nichts hindert auch hier einen Matronenstein anzunehmen der ursprünglich im Innern der Grotte stand und vielleicht beim Bau der Kapelle wieder aufgefunden der ganzen Sage die Entstehung gab.

Hier müssten sich nun die drei Jungfrauen anschliessen, welche nach *Hontheim*[2]) an noch zwei Orten im Luxemburgischen (Ulvelinga und Senles nennt er sie) verehrt wurden, vorausgesetzt nämlich (was kaum zu bezweifeln) dass auch von diesen eine christliche Legende sich ausgebildet hat.

19. Einen ähnlichen Zusammenhang des Heiduischen mit dem Christlichen hat bereits *Jakob Grimm*[3]) zwischen den penates und den mittelaltrigen Hausgeistern nachgewiesen. Zumal die kölnischen Heinzelmännchen, weil einem römisch-kolonisirten Boden angehörend, werden diese Geistes- und Gestalt-Verwandtschaft verrathen müssen. Das Bewusstsein von ihnen ist im Volk noch heute nicht völlig erloschen: wenn in der Küche Geräth zerbrochen ist und keiner der Dienste es gethan haben will, sagt die bonner Hausfrau ironisch: »Dann wirds wol das »Heezemännchen« gethan haben.“ An unserm Rhein

1) *Lersch* in diesen Jahrbüchern II, 135 ff.

2) Siehe in diesen Jahrbüchern *II*, 138.

3) Mythologie in dem Artikel Wichte und Elbe.

ist auch der Zusammenhang dieses Geistes mit dem Herde (dem penus das auch den Penaten den Namen gab) noch deutlich nachzuweisen. Auf dem Herde ist nämlich an die Stelle der alten Hausgötter die gusseiserne Platte getreten welche noch heute religiöse Vorstellungen aus dem christlichen Glaubensgebiete jenen altheidnischen unterschiebt. Allein der römische Name hat sich erhalten. Die Wandnische in der Herdmauer, die in das anstossende Zimmer sich öffnet und, mit Thüren verschliessbar, eine Art warmen Schrankes bildet, (also gerade an der Stelle des alten lararium) heisst noch heute der Zagger oder in andern Ortschaften der Tagger, welches unmittelbar auf den locus sacer oder das Sacrarium uns zurückführt. Von einem kleinen zwerghaften Kerl aber geht noch heute unter uns das Scheltwort: „er ist ein Taggermann oder Taggermännchen", welches also (wie für Ostdeutschland das von *Grimm* angeführte tatermann) der alt-rheinische Name des Herdgeistes gewesen zu sein scheint. Die Anknüpfung der ganzen Sage an die kleinen Penatenbildchen, also wiederum die Fortbildung mythischer Poesie durchs Kunstwerk, scheint unwiderstreitbar, um so mehr da *Grimm* aus Konrad von Würzburg den Beweis beigebracht hat, dass man noch im 13. Jahrhundert kleine Kobolde aus Buchsbaumholz schnitzte und vermuthlich im Zimmer aufstellte. „Es könnte, sagt er, der Gebrauch mit einer altheidnischen Verehrung kleiner Laren, denen im Innersten der Wohnung ein Platz angewiesen wurde, zusammenhängen: der Ernst wandelte sich in Scherz und die christliche Ansicht duldete die Beibehaltung des alten Brauches." Die Schnitzbildchen aber erhielten und befestigten wiederum den Glauben an die Hauskobolde.

Es giebt ausser den neunzehn vorstehenden noch eine bedeutende Zahl von Sagen, bei denen sich nur vermuthen, nicht beweisen lässt, dass sie aus falschverstandenen Bildwerken herstammen. Besonders wo Sirenen und Tritonen an Kirchen abgebildet sind, wird zuzusehen sein, ob sich nicht an sie Ueberlieferungen von der Meerminne oder vom mädchenraubenden Wassermann anschliessen. Drachenkämpfe dürften oft arabeskenartigen Ungeheuern nachgebildet sein. Auch bei einer Sage, wie die Bewältigung der longobardischen Theodolinde durch ein Meeresungethüm, denkt man unwillkürlich an die monströsen Kämpfe von Menschen mit Greuelthieren, die das frühe Mittelalter so gerne an Kirchenpforten anbrachte. Gleichfalls bei dem Affen von Daun wird es unentschieden bleiben, ob er wirklich Erinnerung an ein vom Schlossaffen entführtes Grafenkind, oder ob umgekehrt diese Sage eine Umdeutung des in den Trümmern des Rittersaales noch vorhandenen Bildwerkes sei: denn letzteres könnte leicht eine bloss symbolische Bedeutung haben, indem der Affe dem christlichen Mittelalter ein Bild des Teufels ist.

Wenn es mir gelungen wäre durch diese Abhandlung das Interesse rheinischer Alterthumsfreunde für eine Erscheinung zu gewinnen, die sowol für die Kunstarchäologie als die Sagenforschung wichtig zu werden verspricht: so würde es mich freuen, wenn man mir über andere noch nicht durch den Druck veröffentlichte Sagen dieser Gattung Mittheilungen machen wollte. Gerne bin ich bereit, das so durch fremdes und vielleicht auch eigenes Finderglück Ermittelte in einem spätern Nachtrag für diese Jahrbücher zusammenzustellen.

Bonn.

Gottfried Kinkel.

11. Portal und Thürme der Klosterkirche zu Ravengirsburg.

Taf. VII—X.

Auf der alten, von Mainz nach Trier führenden Römerstrasse, zwischen Simmern und Kirchberg, dem Dumnissus des Ausonius, glänzen dem Wanderer nach Süd-Westen die ehrwürdigen Thürme der frühern Klosterkirche von Ravengirsburg entgegen, wohin er von Simmern aus längs des durch Wiesenthäler an bebuschten Hügeln vorbei sich schlängelnden Simmerbachs in 1½ Stunden gelangt. Von dem malerisch am Abhange und im Thale gelegenen Dorfe führen zwei Wege auf eine ziemlich geräumige Felsenplatte, welche die Kirche nebst den weitläufigen Klostergebäuden trug, von deren ehemaligem Glanz und Reichthum sich nur dürftige Spuren erhalten haben. Sie alle sind ein Raub der Zeit und der Zerstörung geworden. An der Stelle des alten Klosters findet sich ein, laut der Wandinschrift vom Jahre 1706, im Zopfstil erbautes Kloster, welches gegenwärtig zum Pfarrhause dient und dessen Refectorium durch eine dem Bau entsprechende Malerei geziert ist. Hinter dem Pfarrhause sind noch Reste eines an die Südseite der Kirche sich anlehnenden Kreuzganges, dessen Entstehung in das Ende des 15. Jahrhunderts zu setzen sein möchte. Von der alten, wie es scheint, im romanisch-gothischen Stile erbauten Kirche ist nichts erhalten, als das Portal mit zwei schützenden Thürmen. Das alte Schiff ist gänzlich zerstört; das jetzige ist neuern Ursprungs, mit dem Pfarrhause entweder gleichzeitig, oder etwas später aufgeführt, und nimmt gegen das frühere, ohne Zweifel aus einem Mittel- und zwei Seitenschiffen bestehende,

etwas mehr, als ein Drittel der Breite ein. Diess erhellt auch aus dem Umstande, dass sich an der Rückseite beider Thürme Spuren ziemlich grosser Oeffnungen in Spitzbogenform finden, welche mit rothem Ziegelstein vermauert sind.

Treten wir nun zu den Thürmen selbst heran, von denen die Fassade nach einer sorgfältigen Zeichnung des Architekten Herrn *Gretsch* aus Simmern (Taf. VII. VIII.) abgebildet ist, so bemerken wir vorerst zur Ergänzung des Grundrisses[1] (Taf. IX. X.), dass dieselben regelrechte Quadratflächen bedecken, und der Mittelbau, welcher das eigentliche Portal bildete, ungefähr in gleicher Dimension den Zwischenraum zwischen beiden Thürmen ausfüllt. Das Erdgeschoss des Mittelbaus, welches, wie es scheint, zu einer Vorhalle diente, so wie auch dasjenige der beiden Thürme ist durch Kreuzgewölbe gedeckt. Die zwei innern Portalsäulen sind rund; die eine hat ein Laubkapitell, die andere eines mit einem Affen. Steigt man die in dem Nordthurme (links) befindliche steinerne Treppe zum ersten Stocke hinauf, dessen Boden ungefähr vier bis fünf Fuss unter den drei nach innen sich verjüngenden Fenstern liegt, so findet man auch diesen mit ähnlichen, doch höheren Kreuzgewölben geschlossen. In der mittlern Abtheilung dieser Etage befinden sich sechs Säulen, alle mit Würfelkapitellen; die Säulenfüsse haben theils Eckblätter, theils vermitteln Thierfiguren die Uebergänge in die Basis. Dieses Stockwerk hat durch Zerstörung viel gelitten, was sich besonders an den Fensterbrüstungen zeigt. Auch bestätigt ein in der Mauer angebrachtes Kamin die Aussage der Dorfbewohner, dass dieser Raum während der verheerenden Stürme des Schwedenkrieges, wo das

1) Die Zeichnung der Grundrisse des Erdgeschosses und des ersten Stocks, so wie die des Längendurchschnitts der Thürme verdanke ich der Güte des Hrn. Kreisbaumeisters *Herborn* zu Simmern.

Schiff der Kirche eingeäschert wurde, zur Zufluchtsstätte der Bedrängten gedient habe; so wie ein in den Stein gehauenes Weihwasserbecken zu dem Schlusse berechtigt, dass derselbe zu gottesdienstlichen Verrichtungen gebraucht worden sei. Noch bemerken wir, dass an zwei Säulen-Kapitellen dieses Stockwerks sich zwei Eulen ausgehauen finden. Der nun folgende zweite Stock ist nach oben frei, und lässt das Gebälk sehen, worauf die stumpfen Dachhelme mit vier steinernen Giebeln ruhen.

Was nun die Fassade des Portals und der Thürme selbst betrifft, so bemerkt man sogleich, dass das Erdgeschoss durch vier zur Abwehr des drohenden Einsturzes eingefügte Strebepfeiler, so wie durch dick aufgetragenen Mörtel gänzlich entstellt ist, so dass von der alten Sculptur fast nichts mehr hervortritt, als das von kleinen Bogen und dicht darüber noch von Tragsteinchen gestützte Sims. Der jetzige kleine Eingang sowohl, als das vermauerte grössere Portal sind offenbar spätern Ursprungs. An beiden Thürmen sind durch den Bewurf hindurch Eingänge in der Fassade sichtbar; an dem Südthurme (rechts) bemerkt man sogar Spuren eines zweiten Eingangs, welcher nach Süden gerichtet war. Vom ersten Stock an bis zum Giebelfelde der beiden Thürme sind die Sculpturarbeiten an allen vier Seiten im Ganzen ziemlich verschont geblieben. Leider ist die in der ersten Etage des Südthurmes hervortretende Figur die von einer anderen, wie es scheint, menschlichen Figur getragen wird, stark beschädigt, so dass es ungewiss bleibt, ob sie Christus, welcher Segen austheilt, oder einen Heiligen vorstellen soll. Besser erhalten ist die über dem mittlern Fenster desselben Stocks in einer Nische sitzende Figur, welche wie es scheint, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hält. Möglich, dass diese den lehrenden Heiland, oder den heil. Marcus, von dem ein in der Kirche befindlicher Altar den Namen trägt, darstellen sollte. Neben derselben, und zwar

unter und über den Säulen befinden sich nämlich die Attribute der Evangelisten. Ueber dem Fenster am Nordthurme war höchst wahrscheinlich ebenfalls eine Figur angebracht, von der sich indessen keine Reste mehr erhalten haben, indem die entsprechende Nische vermauert ist. Es ist nicht unsere Absicht, dasjenige, was eine genauere Betrachtung der Zeichnung dem Kundigen von selbst an die Hand gibt, im einzelnen vorzulegen; nur erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, dass bei der grossen Regelmässigkeit der Gallerien und in der Gliederung der Bogen im Allgemeinen, sowohl an der Fassade, als an den drei übrigen Seiten der Thürme, sich doch im Besondern eine ziemlich stark hervortretende Mannigfaltigkeit und Abwechslung zeigt. Besonders bemerkenswerth ist der Uebergang vom Rundbogen- in die Spitzbogenform, welcher zuerst unter dem Gesimse des ersten Stocks in dem mittlern Bogen deutlich erkennbar ist. Im kleinern gedrückten zweiten Stock tritt die Spitzbogenform schon ganz entschieden zu Tage. Am Südthurme bemerkt man noch an einem der Säulchen zwei kleine Figuren, welche man wohl als Adam und Eva unter dem Feigenbaume deuten könnte. In der dritten höheren Etage zeigen sich am Südthurme zwei regelmässige Rundbogen, deren jeder zwei kleinere Spitzbogen umschliesst, während am Nordthurme sich bloss gebrochene Rundbogen finden. Einige Verschiedenheit zeigt sich auch in der Gestaltung des Giebelfeldes der beiden Thürme, indem sich am Nordthurme der mittlere der drei kleinen Bogen, die von einem grössern umspannt werden, höher erhebt, am Südthurme dagegen mit den beiden andern kleinen gleich ist. Beide Thürme haben übrigens, wie St. Aposteln in Cöln, wie die Kirchen zu Laach und Andernach, stumpfe Dachhelme mit vier steinernen Giebeln.

Gehen wir nach diesen kurzen Erläuterungen der Zeichnung zur Geschichte der Kirche und des Klosters

über, so lesen wir zuerst in einer Urkunde Kaiser Otto's III. vom Jahre 956 [1]) von einem predium Ravangeri in pago Nochgowe, wornach es höchst wahrscheinlich ist, dass dieser Ravanger der Burg den Namen gegeben. Mehr als hundert Jahre später ward die Burg in ein Kloster verwandelt, oder vielmehr neben der Burg durch einen Grafen Berthold und seine fromme Gemahlin Hedwig, welche im Mosel-, Trach- und Nahegau reich begütert, aber kinderlos waren, mit grossem Aufwande eine sogenannte Kapelle zum heil. Christophorus erbaut und aufs reichste begiftet. Bald wurde dieselbe durch Vermittlung des Erzbischofs Siegfried von Mainz, einen nahen Verwandten der Gräfin Hedwig, zu einer unabhängigen Kirche erhoben und in Siegfrieds Auftrage durch den Erzbischof Udo in Trier im J. 1072 feierlich eingeweiht [2]). In den zwei folgenden Jahren vollendeten die Wohlthäter den Klosterbau, und vermachten ihre noch übrigen Güter mit allen Dienstmannen dem Christophorus-Altare, d. h. der Kirche zu Ravengirsburg. Diess Geschenk übergaben sie dem St. Martinsaltare des Mainzer Doms d. h. dem Erzbischofe zu Mainz, welcher sich beeilte, durch dreitägiges Einlagern nach der Sitte jener Zeit von allen Gütern Besitz zu nehmen [3]). Noch in demselben Jahre wurde das Kloster vom Erzbischofe einem Convente von Chorherren des Augustinerordens mit ausgedehnten Vorrechten übergeben, darunter das Recht, nicht nur den Probst selbst zu wählen, sondern auch den Schirmvogt vorzuschlagen. Diese Rechte wurden dem Convente mehrmals durch noch vorhandene päpstliche Bullen, so von Innocenz II., feierlichst bestätigt. Zum ersten Schirmvogte (advo-

1) Bei *Schannat* Hist. Wormat. P. II. p. 20.

2) Die Urkunde findet sich bei *Günther* Cod. diplom. I. S. 145.

3) Die Urkunde vom J. 1074 bei *Guden.* cod. diplom. I. S. 376, worin auch, wie es scheint, zuerst der Name Hundesruche (Hundsrücken) erwähnt wird.

catus) bestellte man aus Dankbarkeit den edlen Stifter Berthold selbst; als erster Probst wird ein gewisser Dizelin in Urkunden genannt. Dem Probste zur Seite stand noch ein Prior, welcher die Aufsicht über die Chorherren führte und überhaupt die kirchlichen Geschäfte besorgte, während der Probst häufig in Angelegenheiten des Klosters abwesend war. Nach Berthold's Tode ging die Schirmvogtei an die Pfalzgrafen über, welche in der Gegend nach der Mosel zu die sogenannte Pellenz, d. h. Pfalz besassen, und dieselbe wiederum an andere Dynasten, z. B an die Wildgrafen von Kyrburg und andere übertrugen. Ueber alle diese Punkte, so wie über den ausserordentlichen Güterreichthum des Klosters, welcher dasselbe nächst den Klöstern von St. Maximin zu Trier und von Prüm in der Eifel zu einem der ersten und mächtigsten in den rheinischen Diözesen erhob, ferner über die ausgedehnte Gerichtsbarkeit, welche der Probst theils selbstständig, theils in Verbindung mit dem Schirmvogte ausübte, verweisen wir der Kürze halber auf die, namentlich in Bezug auf die Entwicklung der Rechtsverhältnisse des Mittelalters überhaupt sehr schätzbare Monographie unseres verehrten Vereinsmitglieds, des Herrn Superintendenten *Back*: »Das Kloster Ravengirsburg und seine Umgebung. 1. B. Coblenz 1841«; und erwähnen hier nur noch des, aus den Zeiten der längst untergegangenen Gauverfassung noch erhaltenen, sogenannten »Hundtgedings«, welches alle sieben Jahre zwischen Ostern und Pfingsten bei der benachbarten, hochgelegenen Nunkirche von dem Convente abgehalten wurde, um vor den versammelten Insassen über Mass und Gewicht, Strasse und Weg, Wasser und Weid den Schöffen das Recht und Herkommen zu weisen. Aufgelöst wurde das Kloster schon zur Zeit der Reformation [1]).

Suchen wir nun demnächst das Datum des Kirchen-

1) *Günther*, Cod. dipl. S. 161.

baues, und insbesondere unseres Portals, worüber Herr *Back* in seinem Werke keine Untersuchung angestellt hat, zu ermitteln, so fehlt es uns, so reichlich auch in Bezug auf die äussere Geschichte des Klosters, seiner Erwerbungen, Streitigkeiten mit den Schirmvogten und dergleichen die Quellen fliessen, über diesen Punkt fast gänzlich an Ueberlieferungen. Bei diesem Mangel an bestimmten Zeugnissen über die Kirche könnte man leicht zu der Annahme versucht werden, dass das Portal sammt den beiden Thürmen entweder gleichzeitig mit, oder doch unmittelbar nach dem Bau der Christophorus-Kapelle entstanden sei. Und diese Vermuthung erhält gewissermassen eine Bestätigung durch ein äusseres Zeugniss. Es findet sich nämlich in dem neuen Kirchenschiffe zur Seite eines Nebenaltars ein Fragment eines in gothischer Schrift eingehauenen Epitaphiums in die Wand eingesetzt, worauf sich zuerst der Name des Stifters Bertholdus und die Jahreszahl 1072 »V. die Mai« findet, welchè mit dem, in der obenerwähnten Urkunde angegebenen, Gründungsjahre der Kirche übereinstimmt; daneben steht der Name Hedwigia mit der Jahreszahl 1074, und am Schlusse, so weit ich mich auf mein Gedächtniss verlassen darf, die Worte: »ambo coniuges in tumulo pausantes Aeterna gaudia expectantes.« Neben der Grabschrift findet man noch auf einem, wie es scheint, ältern Steine einen Löwen eingehauen. Indessen da urkundlich feststeht, dass Graf Berthold das Einweihungsjahr des Klosters überlebt und demselben als erster Schirmvogt vorgestanden hat, so erheben sich mit Recht gegen die Aechtheit des Epitaphiums, so alt es auch sein mag, gewichtige Bedenken. Denn wenn auch die Folgerung, dass beide Gatten in der früheren Kirche beigesetzt worden seien, schwerlich bezweifelt werden kann, so beweist doch die entschwundene Kunde vom Todesjahre des Gründers deutlich, dass die ursprüngliche Grabschrift, vielleicht mit Ausnahme des zur Seite eingemauerten, ältern Löwen, verloren gegan-

gen ist. Uebrigens wählte man bei Setzung dieses ohne Zweifel spätern Denkmals zur Erhaltung des Andenkens der beiden Gatten nicht unpassend das in den Diplomen des Klosters aufbewahrte Datum von der Stiftung der Kirche und des Klosters.

Auf diese Weise sehen wir uns in Bezug auf das Alter des Portals gänzlich auf Vermuthungen angewiesen, welche in der Beschaffenheit und dem Charakter des Baues selbst ihre Begründung finden. Betrachten wir in dieser Beziehung unser Portal genauer, so werden wir wohl schwerlich das Richtige verfehlen, wenn wir mit Hrn. *Sulpiz Boisserée*, welcher die Güte hatte, mir über das Alter des Bauwerks sein Urtheil mitzutheilen, die Gründung desselben in die Zeit des Uebergangs von dem romanischen zu dem germanischen Stil zwischen die Jahre 1160 und 1220, also ein Jahrhundert nach dem Datum der Christophoruskapelle, setzen, aus welcher Periode der Bau mehrerer Kirchen am Niederrhein, z. B. der zu Neuss, Boppard, Bonn, Andernach und Sinzig herrührt [1]). Bei allen diesen Kirchen findet sich im Aeussern, wie im Innern neben dem Rundbogen eine mehr oder weniger entschiedene Anwendung der Spitzbogenform, und zum Theil eine reiche, bisweilen ins Barocke übergehende, architektonische Dekoration, besonders an den Fensterbogen und Gallerien [2]).

Diesen kurzen Bemerkungen, welche auf Erschöpfung des Gegenstands keinen Anspruch machen, sondern auf ein bis jetzt so gut wie unbekanntes Denkmal der christlichen Baukunst die Kunstfreunde aufmerksam machen wollen, können wir zum Schlusse die erfreuliche Nachricht beifügen, dass dasselbe, Dank der edeln Munificenz unseres kunstliebenden und fördernden Königs, welcher zum Zwecke

1) Man vergleiche über die genannten Kirchen *S. Boisserée's* treffliches Werk «Denkmäler der Baukunst am Niederrhein.»

2) Man sehe hierüber *Fr. Kugler's* Handbuch der Kunstgeschichte S. 468 f.

der Wiederherstellung die Summe von 2500 Thlr. bewilligt hat, nicht nur durch Unterfangen der Gewölbemauern vor dem drohenden Einsturze geschützt, sondern auch möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten wird. Bei einem Besuche während der letzten Herbstferien fand der Unterzeichnete die Herstellung des am meisten beschädigten Nordthurms beinahe zu Ende geführt; der durchaus neue Dachhelm, nach einem kunstreichen Holzmodell gefertigt und um etwa sechszehn F. erhöht, war schon aufgesetzt; und man erwartete die bereits in Bestellung gegebenen Steinhauerarbeiten, um die an den Thürmen theils fehlenden, theils verwitterten Säulen zu ergänzen. Der Dachhelm an dem weniger verfallenen Südthurm, der die Glocken trägt, sollte ebenfalls noch vor Winter zur Vollendung kommen. Leider wird bei dieser Restauration von der Herstellung des Untergeschosses und eigentlichen Portals in seiner ursprünglichen Form, weil dasselbe von den eingesetzten, entstellenden Streben nur durch gänzlichen Umbau befreit werden könnte, Abstand genommen werden; jedoch hat dasselbe, ebenso wie die beiden Thürme, durch neue Verputzung ein freundlicheres Ansehen gewonnen.

Bonn im Nov. 1847.

J. Freudenberg.

---

12. Ueber den Anfang des jetzigen und über den Brand des ältern Doms zu Köln.

Bei der grossen Theilnahme, welche der Dom und die Geschichte seiner ersten Anlage bei allen Freunden vaterländischer Kunst- und Geschichts-Denkmale fort und fort erregt, glauben wir einige Bemerkungen, die wir in Bezug auf Behauptungen des Herrn *Lacomblet* voriges Jahr im kölner Domblatt niedergelegt haben, hier mit Veränderungen und Zusätzen wiederholen und für forschende Leser in der weniger flüchtigen Form dieser Hefte festhalten zu müssen.

In der Abhandlung über die Baugeschichte des Doms, welche mit den andern die Einleitung zu dem zweiten Bande des niederrheinischen Urkundenbuchs bildet, S. XVI-XXVII, behauptet H. *Lacomblet*, der erste Stein zum Dom sei nicht 1248, sondern erst gegen 1270, also nicht von Conrad von Hoestedden sondern von Engelbert von Falkenburg gelegt worden. Diess widerspricht nun allen Nachrichten, die wir besitzen. Zunächst widerspricht es der Inschrift, welche ehemals bei dem Seiten-Eingang zu dem nördlichen Kreuzschiff angebracht war und welche die 1499 ausgegebene kölnische Chronik, *Winheim* in seinem Sacrarium Agrippinae 1607, *Gelenius* in seiner Sacr. et civil. Magnitudine Coloniae 1645, *Crombach* in seiner Historia trium Regum 1654, und nach ihnen mehrere andere Schriftsteller über kölnische Alterthümer aufbewahrt haben. Die Inschrift lautet:

Anno Milleno bis C. quater X, dabis octo,
Dum colit assumptam Clerus populusque Mariam,
Praesul Conradus ab Hochsteden Generosus
Ampliat hoc templum lapidem locat ipse primum,
Anno Milleno ter C, Vigenaque junge,
Tunc novus iste Chorus coepit resonare sonorum.

Nie ist der geringste Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Zeitbestimmung für die Grundsteinlegung erhoben worden; im Gegentheil hat man Bestätigung dafür gefunden in der Bulle vom Papst Innocens IV. zu Gunsten des Dombaues, vom 21. Mai (12 Calendas Junii) 1248, abgedruckt in *Crombach's* Hist. S. trium Regum, T. III. p. 797, welche Bulle den Brand der ältern Domkirche ausdrücklich erwähnt, und in der Nachricht des gleichzeitigen Matthias Paris, Mönchs zu St. Alban in England [1]).

Ferner sind wir durch unsere neueren Forschungen auf verschiedene Thatsachen aufmerksam geworden, wodurch die Angabe des Jahres 1248 bedeutende Unterstützung erhalten hat. Dahin gehört vorzüglich die Urkunde, wodurch das kölner Domkapital 1257 Meister Gerard dem Steinmetzen, obersten Leiter des Domwerks, wegen seiner verdienstlichen Leistungen [2]) ein Grundstück schenkte, worauf er aus eigenen Mitteln ein grosses stei-

1) Dieser sagt bei dem Jahr 1248: Hoc quoque Anno quiddam evenit notabile quia mirabile, quod huic operi duximus annectendum, non enim hoc meminimus praevidisse. Porro in multis regionibus irato Deo saeviebant incendia admodum damnosa urbes et villas in favillas redigentia, non tamen aestu vel ariditate provocante. In Allemannia enim praeter alia damna quae vorago ignis consumptivi suscitavit, cathedralis ecclesia beati Petri in Colonia (quae est omnium ecclesiarum quae sunt in Alemannia quasi mater et matrona) usque ad muros incendio consumta est.

2) Magistro Gerardo lapicide Rectori fabrice nostre propter meritorum obsequia nobis facta.

nernes Haus gebaut hatte [3]). Ebenfalls gehört dahin, was Caesarius, Mönch zu Heisterbach, in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Engelbert von diesem Erzbischof sagt, dass nämlich er in den Jahren 1216 — 1225 schon den Vorsatz zum Neubau der Domkirche gehabt, die Geistlichkeit der Diözese dazu aufgefordert und jährlich 500 Mark Silber dazu zu geben versprochen habe [4]). Endlich wurde auch darauf hingewiesen, dass 1255, also nur sieben Jahre nach der von dem Erzbischof Conrad vorgenommenen Grundsteinlegung, dessen Schwager, Graf Adolph von Berg, den ersten Stein zu der Abteikirche Altenberg legte, worin eine Nachbildung des kölner Doms, wenn auch mit grosser Vereinfachung, nicht zu verkennen ist [5]).

Hr. *Lacomblet* achtet das alles nicht; er findet „befremdend," dass von der päpstlichen Bulle weder das Original noch eine Abschrift in dem Archiv des Erzstiftes jetzt mehr vorhanden ist, und dass selbst ältere Archiv-Verzeichnisse dieselbe nicht enthalten; „ noch auffallender aber findet er (XVIII), dass nirgend anders auch nur die leiseste Erwähnung jenes angeblich verheerenden Brandes geschieht. Jedoch will er das Vorhandensein der Bulle und den Fall annehmen, dass der Brand den Gedanken zu dem gänzlichen Neubau der Domkirche erweckt habe; dieses aber weiss er nicht mit der Angabe zu vereinigen, wenige Monate später sei schon der erste Stein gelegt worden; er hält desshalb die Inschrift für viel später, als 1322, zu einer Zeit entstanden, wo der geschichtliche Hergang schon aus dem Gedächtniss entschwunden, der fromme Eifer für die Sache erkaltet war." Der Ansicht, dass man schon lange vor dem Brand ernstlich den Gedanken gehegt, ei-

3) Siehe das Weitere in der Geschichte und Beschreib. des Doms von Köln. 4°. S. 9—10.

4) Ebendas. S. 4.

5) Ebendas. S. 11.

nen neuen Dom zu bauen, tritt der Verfasser mit der Bemerkung entgegen, Caesarius von Heisterbach, schon bekannt durch sein Buch über Mirakel, habe dem Erzbischof Engelbert jenes Vorhaben nur zugeschrieben, um ihn in einem desto schönern Licht zu zeigen. Wir müssen indessen gestehen, dass wir diese Erklärung nicht dem Geist des 13. Jahrhunderts gemäss finden können; man war damals nur leichtgläubig, nur abergläubisch in Dingen, die wunderbar erschienen, nicht aber erfand man willkürlich, wie es heut zu Tage vorkommt, in gewöhnlichen Lebensverhältnissen Thatsachen mit genauer Angabe der Umstände, lediglich um jemand zu rühmen. Man kann leichtgläubig und abergläubisch und doch dabei ein wahrhaftiger Mann, das heisst ein solcher sein, der nichts vorgibt, wovon er weiss, dass es unwahr ist. In diesem Sinne denken wir, dürfte sich bei einer strengen Prüfung seiner Werke die Wahrhaftigkeit unseres Heisterbacher Mönchs bewähren.

Eine dritte Schwierigkeit erkennt Hr. *Lacomblet* im Baustyl des Doms und glaubt, die neuesten Forschungen hätten gründlich dargethan, dass derselbe 1248 durchaus nicht entwickelt genug gewesen sei. Hierin können wir keineswegs übereinstimmen, und wir werden um die Ordnung der Darstellung jetzt nicht zu unterbrechen, später darauf zurückkommen.

Die Urkunde zu Gunsten des Meister Gerard soll dadurch entkräftet werden, dass die Bezeichnung „rector fabrice, begleitet von dem Prädicat lapicida keine Bedeutung habe; der schlichte Steinmetz Gerard könne nicht der Urheber des Domplans sein; auch sei dessen Vaterland, Familie, Vorschule völlig unbekannt geblieben". Hier müssen wir doch vorläufig unser Bedauern ausdrücken, dass der Verfasser nicht von den weiteren urkundlichen Nachrichten Kenntniss genommen, die wir aus den

gleichzeitigen kölnischen Schreinsbüchern mitgetheilt haben[6]), und welche in neuester Zeit *Fahne* mit sehr verdienstlichem Fleiss aus derselben Quelle noch reichhaltiger über Meister Gerard und seine Familie bekannt gemacht hat[7]). Was ich von der hohen Geltung gesagt, welche die freien Steinmetzen zu jener Zeit in Deutschland hatten, so wie meine Hinweisung auf den Bau der Abteikirche Altenberg, übergeht Hr. *Lacomblet* ebenfalls mit Stillschweigen; dahingegen gründet er seine Behauptung vorzüglich auf mehrere Urkunden, welche von dem alten Pallast des Erzbischofs und von Nebengebäuden des alten Doms handeln, so wie auf den Umstand, dass sich in dem jetzigen Archiv keine Urkunden vor 1251 befinden, welche von Anstalten zum Neubau oder von diesem selbst zeugen. Ueberhaupt hat der Grundsatz: was nicht in den Urkunden, ist nicht geschehen, auf die vor uns liegende Abhandlung einen vorherrschenden sehr nachtheiligen Einfluss ausgeübt.

Wir wollen nun die verschiedenen, hier vorgetragenen Einwürfe näher zu prüfen und zu wiederlegen suchen. Und zwar machen wir den Anfang mit dem alten Pallast, weil Hr. *Lacomblet* annimmt, der Grund und Boden desselben sei zu einem Theil des neuen Chores benutzt worden, und wir uns doch vor allen Dingen über Grund und Boden verständigen müssen, ehe wir von dem Bau selbst reden können.

Der alte Pallast,

antiquum, auch vetus palatium zur Unterscheidung von dem andern damals zur Wohnung des Erzbischofs dienenden Pallast genannt, lag an der Südseite der Domkirche, das heisst an der Nordseite des Domhofes, da, wo jetzt das ehemalige Seminar, nun Schulverwaltungs-Gebäude steht;

6) a. a. O. 102–104.

7) Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Baumeister des kölner Domes, von *Anton Fahne*, 1843.

das ergibt sich schon aus dem Zusammenhang dieses Pallastes mit den beiden Kapellen St. Johann [8]) und St. Thomas [9]). Die St. Thomas-Kapelle befand sich neben dem Gebäude des hohen oder Scheffen-Gerichts, bei dem östlichen Eingang in das Süd-Kreuzschiff. Beide Kapellen bestanden zwar nicht mehr in ihrer alten Gestalt, aber doch noch an ihrem ursprünglichen Ort bis zu unserer Zeit, wo wir sie niederreissen sahen. Hr. *Lacomblet* verwechselt den alten Pallast mit der noch ältern Burg oder Feste der Ubier. Diese Burg, Castellum seu burgum Ubiorum, nebst Umkreis schenkte Karl der Grosse dem Erzbischof Hildebold, welcher 814 auf deren Stelle die Domkirche und seinen Pallast anlegte [10]). Der Verfasser nimmt an, dieser Pallast habe sich von der Nordseite des Chor-Endes

---

8) Domum super curiam contiguam Capelle S. Johannis.... que antiquum palatium nuncupatur. Urkunde Erzbischofs Heinrich von Molenarck vom J. 1238. Bei *Lacomblet* II. Nr. 226.

9) Sacellum St. Thomae insertum vetustae archiepiscopali aulae, ejus pars et domesticum oratorium fuit. *Gelen*. a. a. O p. 651.

10) Caroli magni temporibus metropolitana dignitas translata est ad novam basilicam quam Hildeboldus in vestigio castelli seu burgi Ubiorum molitus est. Burgi illius rudera exstant ad latus septentrionale inter Sacristiam et Gradus B. M. Virginis. *Gelen* a. a. O. p. 230. Es war die höchste Stelle der alten Stadt, am Nord-ost-Ende des Vierecks gelegen, welches die Stadt bildete, und am besten zu ihrer Vertheidigung geeignet, daher die Feste, die Burg, castellum, burgum genannt, hier in demselben Sinn wie arx oder acropolis; wahrscheinlich der erste Punkt zu der Niederlassung der Ubier. An dem entsprechenden Nordwest-Eck gegen die Landseite soll das Praetorium des Constantin und der Pallast seiner Mutter Helena gestanden haben. Hingegen lag an der Rheinseite an dem andern Ost-Eck nach Süden das Kapitol, und dabei wurde später der Pallast der fränkischen Könige errichtet. Der Name Pallast hat sich dort bis auf diesen Tag an einem grossen Hause erhalten.

unserer jetzigen Domkirche bis zu jenen beiden am Domhof gelegenen Kapellen erstreckt, und stützt sich dabei auf jene eben in der Anmerkung angeführte Aeusserung des *Gelenius*; er bedachte aber nicht, dass der bezeichnete Raum für einen erzbischöflichen Pallast jener Zeit über alles Verhältniss ausgedehnt gewesen wäre, und zum andern, dass *Gelenius* nicht von Resten des erzbischöflichen Pallastes, sondern von Resten der Ubierburg spricht, die zu seiner Zeit noch zwischen der Dom-Sakristei und der Mariengräden-Kirche erhalten waren. Derselbe kann damit nur den Rest eines alten Bogenganges gemeint haben, welcher aus fünf Säulen bestehend, mit Würfel-Kapitälen und Rundbogen, sich an die Wand des Kreuzganges und Kapitel-Hauses von Mariengräden anlehnte, nicht gewölbt, sondern nur mit einem Dach bedeckt war und zu dem nordwestlichen Eingang dieser Kirche führte. Anderes war vor dreissig Jahren, bis wo an jener Stelle noch alles unangerührt geblieben, nichts zu sehen, auch fand sich nicht die geringste Spur einer seit der Zeit des *Gelenius* vorgenommenen Veränderung. Der eben beschriebene Bogengang, von dem, wie von allen damit zusammenhängenden Gebäuden des Mariengräden-Stifts wir noch Zeichnungen besitzen, wurde, 1817 mit der ganzen dortigen Gruppe alter Gebäude niedergerissen. Wir haben übrigens diesen Bogengang vom Volk und alten Leuten, namentlich auch von unserm in den Alterthümern der Stadt so viel erfahrenen Freund *Wallraf*, nie anders als ein Stück des alten Domes nennen hören, und das ist er wahrscheinlich auch gewesen. In diesem Fall war der Bogengang jedoch nicht ein Theil des Innern, sondern eine Art Vorhalle, wie sie allerdings auch in dem Hofe einer grossen Burg hätte Statt finden können, ein bedeckter Gang, welcher zu der nordöstlichen Thüre des alten Doms führte, ähnlich den Vorhallen an der Nordost- und Südost-Seite von

St. Maria auf dem Kapitol, und welcher Gang denn später beibehalten worden ist, als Erzbischof Anno im Jahre 1056 die Mariengräden-Kirche baute.

Kehren wir nun zu dem alten Hildeboldischen Pallast zurück. — Setzt man also denselben an die Stelle des jetzigen Schulverwaltungs-Gebäudes und den neuern, von Erzbischof Reinald im 12. Jahrhundert erbauten Pallast gegenüber an die Südseite des Domhofs, wie auch *Fahne* in seiner Karte des Bezirks Niderrich, gestützt auf Schreins-Urkunden, gethan hat, so wird man begreifen, dass unser Domchor gebaut werden konnte, ohne dass der alte Pallast niedergelegt zu werden brauchte. Und so verträgt es sich denn ganz gut mit der Grundsteinlegung im Jahr 1248, dass die Domherren, die beiden Brüder Otto und Dietrich von Wickerath, das Eigenthum der ihnen vom Erzbischof Conrad 1239 in dem alten Pallast geschenkten Wohnung 1247 dem Domkapitel mit Vorbehaltung lebenslänglicher Benutzung übertrugen [11]).

Der alte Dom

nahm ungefähr zwei Drittel von der Länge und Breite des jetzigen Doms ein; das folgt mit grösster Wahrscheinlichkeit aus der uns aufbehaltenen sehr genauen alten Beschreibung und der Vergleichung derselben mit anderen ähnlichen noch bestehenden Domkirchen [12]). Das östliche Chor dieser alten Domkirche muss wegen verschiedener Umstände, besonders wegen der in der Beschreibung angedeuteten Nähe der Mariengräden-Kirche, fast ganz auf derselben Stelle gestanden haben, wo das jetzige Chor steht. Daraus folgt denn weiter, dass sich das westliche Ende ungefähr in der Richtung befunden haben wird, wo wir jetzt, vom Kreuz aus, die zweiten Säulen des Schiffes sehen. Damit stimmt auch die Urkunde des Erzbischofs

11) *Lacomblet* XVII. Urkunde Nr. 244 und 313.

12) Vgl. Gesch. u. Beschr. des Doms von Köln. S. 99—102.

Heinrich von Virneburg vom Jahr 1325 überein, deren Bekanntmachung im Domblatt Nr. 41, 1843, wir einem ungenannten Freund unserer Alterthümer verdanken. Diese Urkunde spricht von einer Vorhalle, porticus, mit einem Ausgang auf die Strasse, welche zu dem heiligen Geist-Spital führe, und zwar dass diese Vorhalle niedergerissen werden müsse, um neue Grundfesten für den Bau der Domkirche legen zu können [13]. Nun war aber das Chor 1325 schon so weit vollendet, wie es jetzt ist; es handelte sich also von der Legung der Grundfeste zu den Säulen und Pfeilern des westlichen Kreuzes und des Schiffs, und auf diese Pfeiler, so wie auf die ersten Säulen des Schiffs zielt gerade die Linie der genannten Strasse. Wahrscheinlich ist diese Vorhalle in einem Viereck vor dem West-Ende des Domes angebracht gewesen, in der Art, wie noch die Vorhalle an dem Westchor der Kirche zu Laach besteht; jedoch dem Namen nach könnte es auch ein Kreuzgang gewesen sein, der auf der Südseite des Doms gegen Westen hin gelegen gewesen wäre, obwohl dazu der Raum nicht auszureichen scheint. Wie dem sei, der Ausdruck porticus wurde im Mittelalter auch für eigentliche Kreuzgänge angewandt, wie sie bei allen Stift- und Kloster-Kirchen herkömmlich waren; den besten Beweis davon gibt die älteste Bau-Urkunde, die wir in Deutschland besitzen, der aus dem 9. Jahrhundert stammende Plan des Klosters St. Gallen, auf welchem alle Benennungen eingeschrieben sind [14]. Jedenfalls folgt aus allen Nachrichten und Urkunden, dass ausser diesem westlichen oder südli-

---

13) Porticus ecclesiae nostrae quae directe exit versus viam quae tendit ad domum sancti Spiritus . . . . porticum propter novum fundamentum pro ecclesiae nostrae constructione ponendum expedit demoliri.

14) *F. Keller*, Bauriss des Klosters St Gallen vom Jahr 820. Zürich, 1844. 4°. mit einem Plan in gross Folio.

chen Porticus noch ein zweiter und zwar an der Nordseite des Doms bestanden hat, mit welchem eine Kapelle der Maria und ein Dormitorium nach der Trankgasse hin verbunden war [15]). Es ist diess der eigentliche Kreuzgang, das monasterium gewesen, von welchem das Gedenkbuch liber memoriarum bei *Lacomblet* S. XX. spricht. Monasterium nannte man jedes zu gemeinschaftlichem Leben der Geistlichen eingerichtete Gebäude, sei es nun für Stiftsherren oder Mönche bestimmt gewesen, und weil es allgemeines Herkommen war, diese Gebäude in ein Viereck mit einem Rasenplatz in der Mitte und vier Bogengängen, porticibus, drum herum anzulegen, so entstand in jedem ein sogenannter Kreuzgang, über und neben welchem oben der Schlafsaal, dormitorium, die Gewandkammer, pysale, und andere Gemächer, unten der Speisesaal, refectorium, ferner ein Kapitelsaal, capitulum, eine Schule, Wirtschaftsräume und auch wohl eine oder die andere Kapelle angebracht wurde. Jene Kapelle im Dom-Kreuzgang hiess zur Maria im Pesch, von dem grünen Weideplatz, pasculum, in der Mitte desselben, und diente als Pfarrkirche für die weltlichen Mitbewohner des Dom-Bezirks [16]). Ursprünglich waren bei allen Dom- und Stiftskirchen gemeinschaftliche Wohnungen, daher denn auch der Name monasterium, Münster, häufig auf diese Kirchen selbst übertragen wurde. Nachher, als die ältern Dom- und Stiftsherren jeder eine einzelne Wohnung für sich bekamen, behielt man das monasterium noch bei für die jüngeren, neu eintretenden Herren, für Schüler u. s. w.; zugleich aber wurde der Bezirk, worin die Häuser der Domherren, des Dechanten und Propstes lagen, gewöhnlich ein viereckiger Platz zur Seite der

15) *Lacomblet* II. Urkunde von 1266 Nr. 561.

16) Parochialis Ecclesia B. M. Virginis in Pasculo, nomen trahit a gramineo campo, qui antiquae Metropolitanae aedis porticibus includebatur. *Gelen.* a. a. O. p. 488.

Kirche oder um dieselbe herum, mit einem oder mehreren Thoren abgeschlossen, und deshalb nannte man ihn Kloster, claustrum, und wegen der für diesen Bezirk geltenden Freiheit von gewöhnlicher Gerichtsbarkeit nannte man ihn auch die Immunität. Ein solcher abgeschlossener Platz befand sich bekanntlich in Köln bei jeder Stiftskirche; so gab es ein Dom-Kloster, St. Severin-, Aposteln-, St. Cunibert-Kloster u. s. w., wovon sich die Namen auch jetzt noch erhalten haben.

Nachdem wir so die Stellung des alten Doms und der in seiner Umgebung gestandenen Gebäuden auszumitteln versucht haben, wird man sich leicht die Örtlichkeit der verschiedenen Theile der ganzen Gruppe vergegenwärtigen können, welche in dem erwähnten liber memoriarum als monasterium, monasterium majoris ecclesiae, dormitorium, claustrum u. s. w. vorkommen. Dass dort monasterium in doppelter Bedeutung als gemeinschaftliche geistliche Wohnung und als Kirchengebäude gebraucht ist, kann man nicht verkennen. Bei der Stelle ad quodlibet altare infra (für innerhalb) monasterium candelam de fertone ponit obedientiarius [17]), wurde monasterium offenbar für Kirche genommen und ist so zu verstehen: »auf jeden Altar innerhalb der Kirche stellt der Verwalter eine viertelpfündige Kerze«, denn unmittelbar vorher ist die Rede von den Altären des heil. Petrus und des heil. Kreuzes, worauf er eine Kerze von einem Pfund auf jede stellen solle; diese aber waren Altäre der Kirche. Man wird nun auch begreifen, warum die Kapelle der Maria zum Pesch in die südliche Nebenhalle des Schiffs, welche in der Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut ward, verlegt worden; nach dieser Zeit ist man nämlich zum Bau des nördlichen Flügels vorgeschritten, und zu dem Zweck musste man den Kreuzgang wenigstens den grössten Theil mit jener Kapelle

17) *Lacomblet* XX.

abreissen. Nach der köluer Chronik war 1499 noch ein Kreuzgang des alten Doms vorhanden [18]); derselbe muss, wenn nicht darunter der Bogengang nach Mariengräden hin verstanden ist, ein Theil des nördlichen Kreuzgangs und in dem Garten des jetzigen Pfarrhauses zum Pesch gewesen sein. Der südliche Kreuzgang oder die Vorhalle war ja schon bald nach 1325 durch die neue Grundfeste des Schiffs verdrängt worden, aber bis zum Jahr 1508, wo man die genaunte Marien-Kapelle aus der südlichen Nebenhalle in den nördlichen Kreuzesarm versetzte [19]), wurde an der Nordseite des Schiffs noch fort gebaut, wie unter anderen die dortigen Glasmalereien mit der Inschrift von 1509 beweisen. Auch wird man nun einsehen, dass die acht kleinen Häuschen zwischen der Vorhalle und der St. Johaunis-Kapelle, von denen die Urkunde des Domkapitels vom Jahr 1251, als bereits abgebrochen, spricht [20]), nichts gegen die Grundsteinlegung im Jahre 1248 beweisen, und eben só wenig die 1261 erfolgte Abtrotung der Rechte, welche das Stift Mariengäden an einige Häuser und Grundstücke hatte, die bei dem alten Thurm lagen, »worin die Bücher des Doms aufbewahrt wurden, gegenüber des Hauses Wolkinburg in der Drankgasse« [21]). Denn das geht aus allen Untersuchungen und neueren Entdeckungen hervor, dass man nicht zu dem ganzen Dom, vielleicht nicht einmal zu dem ganzen Chor gleich die Grundfeste gelegt hat. Immerhin war aber der für die acht Häuschen bezeichnete Raum ausserhalb des Grundes zum jetzigen Chor gelegen, und der alte Thurm war wohl noch weiter davon entfernt, denn es wird allen Umständen nach einer der beiden am West-Ende des Doms gewesen

18) S. 115 b.
19) *Gelen.* a. a. O. p. 488.
20) *Lacomblet* XXI. und Nr. 378.
21) Ebendas. Nr. 508.

sein, wahrscheinlich derselbe; von dem auch der gleichzeitiger Stadtschreiber Godefrid Hagen im Jahre 1262 als von dem Dom-Glockenbau, »des Doms Clochhus« [22]), spricht, auf welchem zur Eroberung der vom Erzbischof Engelbert von Falkenburg besetzten Stadtthore Sturm geläutet wurde.

Am besten wird man die von uns bezeichnete Stellung des alten Doms mit verschiedenen dazu gehörigen Gebäuden bestätigt finden, wenn man Lambert's von Aschaffenburg ausführliche sehr lebendige Schilderung des Aufruhrs der Kölner gegen Erzbischof Anno aus der Zeit der Begebenheit selbst lies't [23]): es war im Jahre 1074, Mittwochs nach Ostern, am St. Georgstag. Die Leute des Erzbischofs hatten zu einer Reise, die derselbe unternehmen wollte, das beladene Schiff eines reichen Kaufmanns gewählt und hatten die Waare hinausgeworfen. Es wirkte auch sonst längst genährtes Misstrauen gegen den gewaltigen Herrn. Genug, am Abend des genannten Tages, als der Erzbischof mit seinem Gast, dem Bischof von Münster, beim Nachtessen sass, stürmte ein wüthender Volkshaufen den Pallast, und Anno wurde von den Seinigen durch einen fürchterlichen Pfeil- und Stein-Regen hindurch in den Dom gerettet. Dort verrammten sich die Bischöflichen so gut als möglich. Die Aufrührer aber, vor Zorn und Wein trunken, wollten die Mauern durchbrechen, drohten Feuer anzulegen, wenn man ihnen den Erzbischof nicht auslieferte. Da floh der tief Gekränkte durch eine kleine Thür aus der Kirche in das Dormitorium und von da über einen Vorhof in das Haus eines Domherrn, welches an die Stadtmauer stiess. Zu ganz besonderm Glück hatte der Erzbischof wenige Tage vor dem Aufruhr dem Domherrn erlaubt, die Mauer zu einem geheimen Ausgang zu durch-

22) Reimchronik der Stadt Köln, herausgegeben von *E. v. Groote*. V. 2421.

23) Lambertus Schaffnaburgensis Annales, ad A. 1074.

brechen; auf diesem Wege entkam er naher Todesgefahr und ritt in dunkler Nacht mit vier Begleitern nach Neuss[24]). — Man sieht ganz klar, hätte sich der alte Pallast damals über den Grund des jetzigen Domchors bis zur Stadtmauer erstreckt; so hätte der Erzbischof nicht nöthig gehabt, in den Dom zu flüchten, sondern er wäre unmittelbar über die Stadtmauer auf die Landstrasse entkommen. Das Übrige, der Zusammenhang des Doms an der Nordseite mit dem Dormitorium, welches hier als Theil für das Ganze, nämlich das Monasterium genannt ist, versteht sich von selbst.

Was endlich die Frage betrifft, ob der Gottesdienst während des Baues des Chors noch in einem Theil des Doms oder, wie wir vermuthet haben, in der Mariengräden-Kirche ist gehalten worden, so würden wir darüber, wie über alles, uns gern eines Bessern belehren lassen, wenn wir uns nur von der Bündigkeit der entgegengehaltenen Gründe überzeugen könnten. Es ist möglich, dass der westliche Theil des Doms mit seinem Chor noch stehen geblieben und sammt dem anstossenden Kapitelhaus für die Fortsetzung des Gottesdienstes hingereicht hat; aber in den Urkunden, worauf Hr. *Lacomblet* sich bezieht, ist nicht die Rede von der Domkirche selbst. In jener von 1252 heisst es nur, dass die Münzprobe in die Sakristei des Doms, in sacrarium St. Petri ecclesie in Colonia, niedergelegt werden sollte[25]); daraus folgt aber nicht, dass diese Sakristei damals nicht

24) Ebendas. Angustus aditus patebat de templo in dormitorium, item de dormitorio in atrium domumque canonici cujusdam adhaeentem muro civitatis. Isque ante paucos dies ortae seditionis impetraverat ab archiepiscopo, Deo ad salutem archiepiscopi hoc ipsum misericorditer providente, ut rupto muro civitatis, parvulam sibi porticum facere sineretur. *Die kölnische Chronik hat Lamberts Bericht vollständig mit wenigen willkürlichen Aenderungen übersetzt.*

25) *Lacomblet* Nr. 380.

in das Kapitelhaus von Mariengräden oder in die damit verbundene Kapelle der dortigen Marienbruderschaft verlegt war. Die Dom-Sakristei musste immer die Sakristei des heil. Petrus genannt werden, sie mochte an ihrem alten Ort geblieben oder zur Zeit an einen andern Ort verlegt sein. In der Urkunde von 1270 [26]) ist wieder nicht der Dom selbst, sondern das Kapitelhaus des Doms als der Ort bezeichnet, worin die sämmtliche Geistlichkeit versammelt war, um die Berufung der Stadt an den Papst gegen den Nuntius Bernard de Castaneto zu bezeugen; und dass das Kapitelhaus, welches mit dem nördlichen Kreuzgang oder Monasterium zusammenhing, noch längere Zeit nach dem Bau des Chors bestanden, das haben wir gesehen. Dagegen bleibt der Grund ungeschwächt, worauf ich meine Vermuthung gestützt, nämlich dass, nach der Erzählung des gleichzeitigen Stadtschreibers Godefried Hagen, Engelbert von Falkenburg im Jahre 1271, als er eben aus der Gefangenschaft beim Grafen von Jülich entlassen war, zu Köln in die Mariengräden-Kirche geführt wurde, um der Verkündigung der Sühne zwischen ihm und der Stadt beizuwohnen [27]), welche feierliche Handlung gewiss im Dom wäre vorgenommen worden, wenn noch ein Theil davon zu öffentlichem Gebrauch gedient hätte. Gegen den Einwurf, der Gottesdienst zweier Stifts-Kapitel lasse sich nicht in einer und derselben Kirche halten, ist zu bemerken, dass die Schwierigkeit leicht hat gehoben werden können, wenn die Domherren die Zeit für ihren Gottesdienst eine Stunde früher oder später setzten als die Stiftsherren von Mariengräden; und rücksichtlich des Raumes bot die Einrichtung der Kirche mit zwei verschiedenen Chören, einem westlichen und einem östlichen, so wie mit ihren zu einer Sakristei geeigneten Nebengebäuden alle Bequemlichkeit dar.

---

26) Ebendas. Nr. 608 Congregati . . . . in capitulo coloniensi.
27) V. 6271 u. f.

Der Brand.

Dieses Ereigniss ist nicht nur, wie wir oben gesehen haben, von dem gleichzeitigen Mathias Paris bezeugt, sondern die Urkunde, wodurch König Heinrich III. von England, im Jahre 1257, Sammlungen für den Dombau in seinem Reich gestattet, spricht ebenfalls ganz ausdrücklich von jener Feuersbrunst[28]). Und nun finden sich in einer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert kölnische Annalen von 1191 bis 1248, welche selbst den Tag enthalten, an welchem der Dom abgebrannt ist. Man liest dort: »I m J a h r d e s H e r r n 1248 a m Q u i r i n u s t a g« (d. i. am 30. März) i s t d e r D o m z u K ö l n a b g e b r a n n t« »A n n o d o m i n i MCCXL o c t a v o d i e Q u i r i n i c o m b u s t u m e s t s u m m u m[29]) C o l o n i a e.« Nach dem kölnischen Kalender wird

28) Cum eclesia Coloniensis, in qua Corpora trium Regum requiescunt, per incendium inopinabili et miserabili casu sit consumpta — Rex ad petitionem Conradi archiepiscopi Colon. scribit archiepiscopo Cantuar et aliis praelatis ac fidelibus totius Angliae, quod nuntios ipsius fabricae, cum pro petendo subsidio ad ipsos venerint, benigne recipiant et nullam eis inferant molestiam etc. *Rymer* Foedera et Acta publ. Regn. Angl. 1816, Tom. I, P. 1. pag. 363. Wir kannten diese Urkunde, wie wir sie denn in der Geschichte und Beschreibung des Doms S. 8 angeführt haben, aber wir unterliessen, bei der ersten Untersuchung der von Hrn. *Lacomblet* ausgesprochenen Behauptungen, darauf aufmerksam zu machen; ein Nachtrag des Hrn. Dr. *Scholten* in Nr. 29 des Domblatts füllte diese Lücke aus.

29) Statt summum templum; dass diese Benennung im Mittelalter in Köln gewöhnlich war, beweist die Stelle in dem Brief des Petrarca von d. J. 1331 an den Cardinal Johannes Colonna: Vidi templum urbe media pulcherrimum quamvis incompletum, quod haud immerito s u m m u m vocant. Opera Epistol. familiar IV. Man vergleiche *Winheim* Sacrarium Agrippinae p. 20, wo von der alten Matthias-Kapelle die Rede ist, welche nach einem dort angeführten offenen bischöflichen Briefe vom Jahre 1500 in Köln gemeinlich, vulgariter, antiquum Summum, der alte Dom genannt wurde.

das Andenken des heiligen Quirin am 30. April, nach dem römischen Martyrologium aber am 30. März gefeiert. In gegenwärtigem Fall muss man letztere allgemeinere Bestimmung annehmen; erstere bezieht sich ohnehin, wie aus den Fastis des *Gelenius* de Magnit. Colon. p. 678 zu sehen, auf die Ueberbringung der Gebeine des Heiligen nach Neuss, und lässt einen zu kurzen Zeitraum bis zu dem Ablass-Brief des Papstes, welcher schon am 21. Mai von Lyon aus erlassen wurde. Am Schluss werden wir über die Handschrift, woraus wir diese Nachricht geschöpft haben, etwas näheres sagen.

Zu allen diesen Zeugnissen kömmt nun noch der ausführliche Bericht eines Ungenannten, welcher, wie aus den ganz besondern Umständen seiner Erzählung hervorgeht, ein Zeitgenosse, wo nicht Augenzeuge des Ereignisses gewesen ist. Diesen Bericht theilte uns unser Freund *Böhmer* vor wenigen Jahren mit, wir fanden aber einstweilen keine Gelegenheit, ihn bekannt zu machen. In dem Zusammenhang der gegenwärtigen Untersuchung findet er unerwartet die entsprechendste Stelle. Er lautet also:

»In demselben Jahre, 1248, nachdem das kölner Kapitel mit Zustimmung des Erzbischofs und der Vorsteher für die gänzliche Niederlegung der alten Domkirche und für die Herstellung eines bessern Gebäudes sich entschieden hatte, und die sehr eilfertigen Werkmeister das Gemäuer an dem östlichen Theile der Kirche untergraben hatten, zündeten sie das Holzwerk, womit sie das Unterhöhlte gestützt, an, um die darauf ruhende Baumasse schnell niederzustürzen [28]). Aber unvorsichtig machten sie ein zu

28) Wir haben ganz auf dieselbe Weise in den Jahren 1804 bis 1810 mehrere Kirchen und Klostergebäude in Köln untergraben und durch Anzünden der Stützen niederwerfen sehen, so die Augustiner-, St. Gertrud-, die Dominikaner- und andere Kirchen.

gewaltiges Feuer, und so ergriffen die von dem Winde angeblasenen Flammen den zwar alten, doch edlen Bau der Kirche, mit den beiden darin hangenden vergoldeten Kronleuchtern alles bis auf die Mauern zerstörend. Gottes Macht offenbarte sich indessen hierbei auf das augenscheinlichste, denn der Kasten der drei Könige war von seinem in der Mitte der Kirche bestimmten Platz vor Anzündung des Feuers an die Thüre hingetragen worden, nicht wegen Furcht vor dem Feuer, sondern aus Furcht vor der Erschütterung des Mauerwerks. Da nun die ganze Kirche mit Rauch erfüllt war, wurde der Kasten zwar mit vieler Mühe, wiewohl ohne irgend eine Verletzung gerettet.«

»Erzbischof Conrad aber rief die vornehmsten Geistlichen, die Edeln des Landes und seine Beamten zusammen; auf die Ermahnung der Prediger strömte auch eine unzählige Volksmenge herbei, und nach Vollendung einer feierlichen Messe legte er am Tag der Himmelfahrt der seligen Jungfrau Maria den ersten Stein. Sodann ertheilte er aus päpstlicher Macht, sowie aus seiner eigenen, jener des Legaten und aller der kölnischen Kirche untergeordneten Bischöfe einen bisher nicht erhörten Ablass für die Gläubigen, welche zu dem Werk der genannten Kirche Almosen geben oder einsenden würden. Von dieser Zeit ist denn der Bau der Grundfeste zu der neuen Basilika des heil. Petrus, das heisst zur Domkirche von Köln, in erstaunlichem Umfang und Tiefe mit grossen Kosten angefangen worden [29]).

---

29) Ipso Anno (1248) cum capitulum Coloniense pro omnimoda destructione maioris ecclesie antique et restauratione melioris structure de consensu archiepiscopi et priorum concordassent (*so*) festinique valde magistri operis orientalem partem murorum ecclesie cavassent, nimio ignis fomento aggregata ligna cavaturam suffulcientia incauti succendunt, ut moles desuper stans cito rueret.

Diese Nachricht ist, wie *Böhmer* mir schrieb, aus einer Geschichte der Erzbischöfe von Köln ausgezogen, in Handschrift in Folio auf Papier, aus dem 17. Jahrhundert, in Würzburg befindlich und früher den Jesuiten zu Molsheim im Elsass gehörig. Das Original dieser Abschrift war von Conrad Iserenhofft (besser Iseren Huyfft) von Ratingen im Jahre 1526 geschrieben. »Es ist«, fügte *Böhmer* hinzu, »dieselbe Geschichte der Erzbischöfe, welche der Verfasser des Magnum Chronicon belgicum (Pistorii Scriptores 2. Germ. III.) in zerstücktem Zustand in sein Werk aufnahm; aber sie hat eigenthümliche Interpolationen, deren Quelle weder gedruckt noch sonst bekannt ist.« *Hartzheim* in seiner Bibliotheca Coloniensis p. 60 und 63 führt eine ausgezeichnete Handschrift derselben Historia archiepiscoporum Coloniensium von Conrad Iserenhuyfft aus Ratingen an, welche gegen 1515 verfertigt, dem Inhalt nach

---

Sed ignis invalescens vento destante (*scheint für* deflante *zu stehen, indessen bedeutet* destare *auch* excitare) illud nobile opus ecclesie licet antiquum cum duabus coronis deauratis intus dependentibus preter solos muros parietum penitus consumpsit. Verum divina virtus evidentissime patuit, quod capsa trium regum de loco suo in medio ecclesie constituta ad januam ecclesie ante succensionem ignis delata fuerat, non timore ignis sed timore quassationis murorum sine aliqua lesione integra est servata.

Conradus autem archiepiscopus prelatis ecclesiasticis, nobilibus terre ac ministerialibus suis evocatis, innumerabilique multitudine populi vero (*so, vielleicht für* voce) exhortationis per predicatores attractis (*so statt* attracta) post completionem solemnis misse in die assumptionis beate Marie virginis primariam lapidem ponit, tam auctoritate domini pape quam sua propria et legati, nec non et omnium suffraganeorum Coloniensis ecclesie, indulgentia hucusque inaudita fidelibus data, qui suas vel darent vel mitterent eleemosinas ad fabricam ecclesie memorate. Ab illo ergo tempore fundamentum nove basilice beati Petri, scilicet maioris ecclesie in Colonia, mire latitudinis et profunditatis largis sumptibus est initiatum.

bis zum Tod des Erzbischofs Philipp von Daun im Jahre 1508 reicht und sich in der Jesuiten-Bibliothek zu Köln befand. Hr. Bibliothekar *Düntzer* wird uns sagen können, ob die Handschrift noch vorhanden ist und wie sie sich zu *Böhmers* Auszug verhält.

Wir finden in dieser Stelle, die offenbar aus einer alten gleichzeitigen Nachricht in das neuere Buch aufgenommen ist, die vollkommenste Bestätigung, dass der Bau einer neuen Domkirche im Jahre 1248 längst entworfen gewesen; ja, wir sehen zu unserer grössten Überraschung, dass die Vorbereitungen zur Grundsteinlegung selbst den Brand veranlasst haben, und so müssen denn alle Zweifel verschwinden.

Die päpstliche Bulle.

Ueber diese kann ich auch alle Ungewissheit zerstreuen. Obwohl ich vermuthet, Hr. *Lacomblet* würde das von mir bei Gelegenheit der Urkunde des Domkapitels zu Gunsten des Meister Gerard angeführte Copialbuch des kölnischen Domarchivs (a. a. O. S. 10) benutzt haben, welches, eine prächtige Handschrift auf Pergament, im Archiv zu Darmstadt aufbewahrt wird, so schien mir doch bei näherer Durchsuchung der niederrheinischen Urkunden-Sammlung, dass es unterblieben sei. Ich wandte mich daher nach Darmstadt, und wirklich erhielt ich durch einen Freund nicht nur die Bestätigung meiner Voraussetzung, dass sich die fragliche Bulle in dem Copialbuche finde, sondern derselbe sandte mir auch gleich eine von dem grossherzoglichhessischen Archivar *Baur* beglaubigte Abschrift, welche ich hier in ihrer diplomatischen Genauigkeit mit allen Abkürzungen folgen lasse:

Innocentius Eps servus servor. dei Vniversis Xpi fidelibs pntes (presentes) litteras inspecturis Salt. et aplicam ben. Quoniam ut ait apls Oues stabimus ante tribunal Xpi. recepturi put in corpore gessimus sive bonu. fuit sive malu.

oportet nos diem messionis extreme misericordie opibus pvenire ac eternor. intuitu seminare in tris qd. reddente dno cu.multiplicato fructu recolligere debeamus in celis firma. spem fiducia. q. tenentes qm (quoniam) qui parce seminat parce et metet, et qui seinat in benedictionibs de benedictionibs et metet vita. etnam. Saue famosa et honorabilis Colonien. eclia de novo sicut accepims casu miserabil p. incendia. e. consupta. Cum autem venerabilis frater nr. Archieps et dilecti filii Caplm. colonien. eccliam ipam in qua triu. beator. magor. corpora requiescut repare cupiant opere sumtuoso, ad quod fideliu. subsidiu. ee. dinoscitur plimu. oportunu. vniversitate. vram rogamus et hortamur in dno, in remissioue vobis peccaminu. iiugentes qtenus de bonis vobis collatis a deo pie liberalitatis auxiliu. ad hoc p. dei et major. ipor. reventia promptis affectibus impendatis ut p. subventioue. vram opus huismodi valeat cosumari et vos p. hec et alia bona que dno inspirante feceritis ad eterne possitis felicitatis gaudia pvenire. Nos eni. de omipotentis dei mia et beatorn. petri et pauli apostolor. eius auctoritate confisi omibus vere poenitentibus et confessis qui ad hoc manu. porrexerint adiutricem unu. annu. et quadraginta dies, de iniucta sibi poenitencia misericorditer relaxamus. Datum Lugdun XII Kl Iunii. Pontificats nri Anno quinto.

Die Urkunde führt die von derselben Hand mit rother Farbe geschriebene Ueberschrift:

Innoc IIIj Indulgencie concesse omnibs fidelibus ad fabricam ecclie colon. offerentibs scilicet anum et XL dies.

Ich weiss dieser Urkunde nichts Weiteres beizufügen, als das Zeugniss des Levold von Northoff. Im Jahre 1278 in der Grafschaft Mark geboren, wurde er in der Folge Domherr zu Lüttich, als solcher 1322 Abgesandter des Fürstbischofs von Lüttich bei der Einweihung des Doms und

bei dem unmittelbar darauf versammelten kölnischen Provinzial-Concilium; er war lange in Rom am Hof des Papstes, endlich Propst zu Boppard und Chorbischof zu Köln. Derselbe hat eine Chronik der Grafen von der Mark und ein Verzeichniss der kölnischen Erzbischöfe mit kurzen Lebensgeschichten geschrieben; in letzterem sagt er von Conrad von Hochsteden: er ist begraben in der neuen Domkirche, in demselben Gebäude, zu dessen Werk er als Oberhirt den ersten Stein gelegt hatte [30].

Der Baustyl

war im Jahr 1248 in Deutschland und in den Nachbarländern, in Frankreich und England, allerdings schon so sehr entwickelt, dass der Entwurf zum kölner Dom damals von einem hochbegabten Künstler längst vollendet sein und zur Ausführung vorliegen konnte. Bedenkt man, dass der Dom von Magdeburg schon 1208 angelegt und St. Gereon zwischen 1212 und 1227, der Dom zu Halberstadt zwischen 1220 und 1240, die Marienkirche in Trier 1227, die Elisabethkirche in Marburg 1235 gebaut wurde, ferner, dass in Frankreich 1211 der Dom von Rheims, 1214 der Dom von Rouen, 1220 jener von Amiens, in demselben Jahre in England der Dom zu Salisbury und 1245 die Abteikirche Westminster zu London errichtet worden; erwägt man ferner, dass es leicht wäre, die Zahl der in diesen

---

30) Sepultus est in ecclesie majoris nova domo, eodem in loco ubi presul ejusdem operis primum posuit fundamentum. Catalog. Archiep. Colon. bei *Böhmer* Fontes rer. Germ. II. 292. Ich verstehe diese Stelle in dem Sinne, wie ich sie übersetzt habe; wollte man sie wörtlich übertragen, so könnte es scheinen, als sei Conrad gerade an dem Ort begraben worden, wo er den ersten Stein gelegt, da es doch allgemeiner Gebrauch der Kirche war und ist, den ersten Stein an die Stelle zu legen, welche für den Hochaltar bestimmt ist.

Zeitraum gehörenden Denkmale von gleicher Art noch bedeutend zu vermehren, und macht man sich nur mit den hier genannten durch eigne Anschauung und getreue Abbildungen bekannt: so wird man wohl gestehen müssen, dass es an Stufen für den Meister des kölner Doms nicht gefehlt hat. Freilich, obwohl er von seinen Vorgängern gelernt, hat er als ein höchst begabter Mann seiner Kunst eine grosse neue Entwickelung gegeben, von der wir den Einfluss auch gleich in den grösseren Kirchengebäuden bemerken, die in den nächsten Decennien nach dem Jahre 1248 aufgeführt wurden, so, um hier nur einige deutsche Denkmale zu erwähnen, 1254 zu Utrecht, 1262 zu Oppenheim, 1265 zu Regensburg, 1270 zu Freiburg, 1276 zu Strassburg. In diesen Gebäuden wird man ganz denselben Styl wie im Dom von Köln erkennen, nur mit dem Unterschied der mehr oder weniger sorgfältigen und kunstreichen Ausführung, die bei einem Gebäude vor dem andern Statt findet. Alle hochbegabte Männer wirken prophetisch, erfinderisch, sie eilen ihren Zeitgenossen voraus, und vergleicht man nachher ihre Werke mit denen der Nachkommen, ohne die Geschichte ihrer Entstehung zu kennen, so geräth man in Gefahr, die Werke der Schüler für jene der Vorgänger zu halten, weil sie meist geringer als jene des Meisters sind. Das ist schon oft erlebt worden und es wiederholt sich noch alle Tage.

Meister Gerard, der Dombaumeister.

Aus der Zusammenstellung verschiedener Schreins-Urkunden von 1237, 1248, 1304, 1310, 1318, 1319, 1334, welche uns *Fahne* in seinen diplomatischen Beiträgen gegeben hat, sehen wir, dass Meister Gerard, den wir bis dahin nur aus der Urkunde des Domkapitels von 1257 und aus der Schreins-Urkunde seiner Kinder vom Jahre 1302 kannten, mit Gerard von Rile, auch von Kettwig genannt, einem in Köln viele Häuser und Grundstücke besitzenden Manne,

eine und dieselbe Person ist. Man muss freilich die Urkunden sehr aufmerksam lesen und genau vergleichen, um zu dieser Einsicht zu gelangen; aber um so mehr verdient derjenige Dank, der zuerst das mühselige Geschäft unternommen hat. Gerard ist also nicht allein durch seine Kunst, was für uns freilich allein hinreichend wäre, sondern auch durch seinen Besitzthum ein angesehener Mann gewesen. Dass er nun trotzdem Steinmetz genannt wurde kann nicht auffallen, wenn man erwägt, dass in den Urkunden der freien Steinmetzen-Bruderschaft aus dem 15. und 16. Jahrhundert, wo man doch nicht mehr so anspruchslos war als zwei Hundert Jahre vorher, die vorzüglichsten Baumeister sich als Steinmetzen-Meister unterzeichnet haben. Durch Veröffentlichung meiner Urkunden-Sammlung und Untersuchungen über diese merkwürdige Brüderschaft hoffe ich bald ausführlicher Zeugniss von dem ehrenvollen Verhältniss der deutschen Steinmetzen zu geben.

Aber nicht nur in Deutschland war der Name Steinmetz geehrt, sondern auch in England, Frankreich und Italien war diese Benennung meist gleichbedeutend mit Baumeister. Im Mittelalter hielten nämlich die Künstler sich mit den Handwerkern, deren Hülfe sie zur Ausübung ihrer Kunst bedurften, in gesellschaftlichem Verband zusammen, ja, sie erlernten selbst das Handwerk und schämten sich nie dessen Namens, wenn ihnen später der Entwurf und die Leitung grosser Werke anvertraut wurde. So finden wir bei den Italienern, die doch von jeher Ruhm und äussere Ehre mehr liebten als die bescheidenen Deutschen, die Benennung Magister lapidum im 13. und 14. Jahrhundert in Urkunden von Siena, Florenz, Orvieto Mailand u. s. w. nicht nur für Baumeister, sondern auch für Bildhauer und selbst für solche aus dem geistlichen Stande angewandt. Unter andern finden wir 1266 den be-

rühmten Bildhauer Niccolo Pisano und 1289 den Dominikaner-Bruder Jacopo Talenti, Erbauer der Kirche Sta. Maria novella in Florenz, Magister lapidum genannt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Beispiele beibringen wollten, die uns zu Gebot stehen, um jeden Zweifel über eine beschränkende Bedeutung der Benennung lapicida zu zerstreuen. Aber die Bemerkung glauben wir noch hinzufügen zu müssen, dass die grossen Baumeister des 13. und 14. Jahrhunderts nicht im geistlichen Stande zu suchen sind. Denn so viel während der früheren Zeit die Geistlichen sich der Baukunst angenommen haben, so verlor sich das mit der neuen Entwickelung derselben immer mehr und beschränkte sich meist nur noch auf einfache Klosterkirchen, wie jene des Franciscaner- und Dominicaner-Ordens. Die Baukunst war gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts auf einen Punkt gelangt, wo sie die ganze Kraft eines durchaus der Kunst gewidmeten Mannes in Anspruch nahm, und durch die gleichzeitige Entwickelung des bürgerlichen Lebens in den Städten, wozu die Geistlichkeit durch ihre Schulen mächtig mitwirkte, wurde auch Bildung genug verbreitet, um begabten Männern aus dem weltlichen Stande den Weg zu hohen Kunstleistungen zu bahnen. Wer ein Werk wie den Dom zu Köln und überhaupt die grössern Domkirchen des Mittelalters bauen wollte, wurde so sehr von der Kunst und der sie bedingenden Technik in Anspruch genommen, dass er nicht zugleich auch Theologie, Philosophie und Naturkunde lehren und bischöfliche Handlungen verrichten konnte. Wenn man sich recht unbefangen in diese Verhältnisse hineindenkt, so wird man doch endlich das Mährchen von dem Dom-Baumeister Albert dem Grossen aufgeben, ein Mährchen von ganz neuem Ursprung, welches wir selbst haben entstehen sehen.

Können wir nach Allem Diesem in Bezug auf den

ursprünglichen Dombau mit Hrn. *Lacomblet* nicht übereinstimmen, so freut es uns dagegen, die für unsere vaterländischen Geschichte so sehr förderliche Thätigkeit dieses sorgfältigen Urkunden-Sammlers dankend anzuerkennen, welcher auch zur Geschichte des Dombaues mannichfaltige neue Beiträge von 1264 bis 1390 geliefert hat.

Kölnische Annalen und andere Handschriften.

Die oben besprochenen Annalen gehören zu einem alten Buch des Stifts St Gereon im Besitz des Dr. *J. G. X. Imhoff* in Köln, welcher in hohen Jahren immer noch theilnehmend für die Geschichte und Alterthümer der Vaterstadt, uns mit diesem eine ganze Handschriften-Sammlung enthaltenden Buche freundlichst bekannt gemacht hat.

Das Buch, in klein Folio, auf Pergament besteht aus folgenden Stücken: 1. ein Calendarium, 2. Liber antiquus Memoriarum, d. i. ein nach dem Lauf des Jahrs verfasstes Verzeichniss der Sterbe-Tage von Mitgliedern des Stifts und seiner Wohlthäter, 3. die Annalen, 4. Vorschriften für die Verwaltung und den Haushalt des Stifts, 5. Statuta antiqua. Alle diese Abtheilungen sind mit der Schrift des 13. Jahrhunderts, jedoch von verschiedener Grösse geschrieben; jene der Annalen scheint uns die grösste. Die Annalen nehmen nur zwei Seiten auf zwei Blättern ein, die Vorderseite des erstern enthält das Ende des Liber Memoriarum, die Rückseite des zweiten den Anfang der Verwaltungs-Ordnung mit Ueberschriften wie: Computatio tritici (die Berechnung des Waizens). De cuneis dandis (Von den Wecken, die zu vertheilen sind). Man hat hier grosse lange Wecken von Weissbrod zu verstehen, in Köln Stutten, in Sachsen Stollen genannt. Die Ordnung schliesst auf der fünften Seite mit Reditus ad Altaria: Einkünfte zu den Altären. Am obern und äussersten Rand der Annalen liest

man in ganz kleiner Schrift: Vms scripsit . : nos (annos) Incarnatois in hac pagina continentes (statt: contentos); der Name des Schreibers oder Verfassers ist durch Abnutzung oder Beschneidung des Blatts in seiner vordern Hälfte, wie man sieht, verloren gegangen.

Da diese Annalen noch mehrere für die Geschichte Kölns wichtige Thatsachen darbieten, so wird es nicht unangemessen sein, dieselben hier vollständig mitzutheilen:

Anno Dominicae incarnationis millesimocentesimo nonagesimo primo consecravit Coelestinus papa Henricum regem in imperatorem Romae XVII. Kal. Maij sexta eria post diem paschae.

Eodem Anno obiit Philippus Coloniensis Archiepiscopus in Apulia idibus Augusti, cuius ossa reveota sunt Coloniam et sepulta VI. Kal. Octobris.

Eodem Anno consecravit Bertramus Metensis episcopus altare Sancti Gereonis et St. Petri et Blasii IIII. Kal. Septembris.

Anno Dominicae incarnationis MCXC. positae sunt reliquiae Sanctorum martyrum in nova cripta sub altari Sti. Gereonis VIII. Kal. Decembris.

Anno Dominicae incarnationis MCXCII. consecravit Johannes Archiepiscopus Trevirensis Brunonem archiepiscopum Coloniensem II. Kal. Iunij.

Eodem Anno interfectus est Albertus Leodiensis episcopus Remis VIII. Kal. Decembris.

Anno Dominicae incarnationis MCXCIV. consecratus est . . . . (Adolphus) Archiepiscopus Coloniensis VI. Kal. Aprilis.

Anno Dominicae incarnationis MCXCVIII. quinto Idus Iunij electus est Coloniae Otto in regem et eodem anno Aquisgrani consecratus IIII Idus Iulij.

A n n o D c a e. i n c a r n. M C C. i n c e p e r u n t c i v e s C o l o n i e n s e s a e d i f i c a r e m u r u m s u p r a v a l l u m.

Anno Dcae. incarn. MCCI. quinto nonas Iulij Coloniae in templo Sti. Petri Guido Praenestinus episcopus cardinalis et apostolicae sedis legatus summi pontificis auctoritate Innocentij confirmavit electionem regis Ottonis et facta benedictione super eum excommunicavit extinctis candelis omnes adversarios regis Ottonis.

Eodem Anno idem legatus Guido consecravit Sifridum Archiepiscopum Moguntinum apud Xantum pridie Kalendas Octobris.

Sequenti Anno idem legatus Guido consecravit Hugonem episcopum Leodiensem XI. Kal. Maij.

Anno incarnat. Dcae. MCCXXVII. IV. Octe (Octavo) Apostolorum Petri et Pauli completa est testudo Monasterij Sti. Gereonis.

Anno Domini MCCXL. octavo die Quirini combustum est summum Coloniae.

Die Nachrichten von dem Bau der Stadtmauer und von der Vollendung der Kirche St. Gereon waren bisher unbekannt; das Jahr für letztere wurde seit einiger Zeit, wahrscheinlich durch mündliche Mittheilung des Hrn. Dr. *Imhoff* genannt, und so nahm auch Hr. *von Lassaulx* dasselbe in seine Zusätze zu *Kleins* Rheinreise und sofort Hr. *Kugler* in seine Kunstgeschichte auf, aber die nähere Nachweisung und Begründung fehlte. Jetzt wissen wir aus einer dem St. Gereons-Stift angehörigen Quelle, dass die bewunderungswürdige Kuppel, denn darauf muss man den hier so allgemein gebrauchten Ausdruck testudo beziehen, am vierten Tag der Octave von Peter und Paul, also am 3. Juli vollendet worden ist.

Ueber den Bau der jetzigen Wälle, Thore und Mauern der Stadt hat man verschiedene Behauptungen aufgestellt, nach einer genauen Untersuchung, die wir darüber in den Denkmalen am Niederrhein — bei dem Erenthor und dem Grabdenkmal des Erzbischofs Philipp von Heinsberg S. 16.

angestellt haben, ergab sich, dass die Wälle und die Thore von den Bürgern in Gemeinschaft mit dem Erzbischof gebaut worden, und dass die Mauer sammt ihren Wichhäusern erst während dem langwierigen Kriege, den Philipp von Hohenstauffen gegen Otto von Braunschweig in den hiesigen Gegenden um den Kaiserthron führte, in den Jahren 1198 bis 1205, errichtet sein müssen; von dem letzten Jahre an war nämlich die Stadt achtzehn Monate lang von dem schwäbischen Heer belagert. Die Annalen von St. Gereon bestätigen nun vollkommen unsere Vermuthung indem sie berichten, dass die Bürger im Jahre 1200 anfingen die Mauer auf dem Wall zu erbauen.

Es bleibt uns noch einiges über das alte Buch zu sagen, dasselbe umfasst ausser den oben angegebenen fünf Abtheilungen noch eine sechste mit wenigen statutarischen Schriften, wenn wir uns recht erinnern, aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann aber die siebente und achte, welche beide der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören; die jüngste Zeitbestimmung, die sich darin befindet, dürfte das Jahr 1537 sein. Diese beiden letzten Abtheilungen nehmen den grössten Theil des Buches ein; die siebente enthält in 128 Blättern Abschriften der verschiedenen ältern Statuten des Stifts; die achte Abtheilung endlich enthält in 14 Blättern Fundationen desselben.

Ausser diesem in Bezug auf die Geschichte des für die Stadt und das Land von Köln so bedeutenden Stifts St. Gereon sehr merkwürdigen Buche besitzt Hr. Dr. *Imhoff* noch ein zweites, welches auch in klein Folio, aber auf Papier geschrieben in 227 Blättern Abschriften der Urkunden, Verträge, Schenkungen u. s. w. desselben Stifts vom Jahr 899 dis 1434 ungefähr enthält. Die Urkunden von 1424—1434 scheinen die jüngsten zu sein, dieser Zeit entspricht auch die Schrift.

Die Wichtigkeit, welche diese zweite Sammlung nicht

minder als die erste für die kölnische Spezialgeschichte haben muss, leuchtet jedem Sachkundigen ein. Und wir sind Hrn. Dr. *Imhoff* grossen Dank schuldig, dass er die beiden Bücher, indem er sie aus Privatbesitz durch dritte Hand erworben, vor Zerstörung und Verschleppung gesichert hat. — Aber damit ist nicht Alles geschehen; die Bücher sollten Eigenthum der Stadt sein und in ihrer Bibliothek aufbewahrt werden; nach den Gesinnungen des Besitzers dürfte das auch wohl nicht schwer auszuführen sein.

Indem wir diesen Wunsch äussern, fühlen wir uns gedrungen, daran einen zweiten anzuknüpfen, der schon oft laut geworden, und den wir so gerecht finden, dass wir nicht scheuen, denselben als eine Bitte an die verehrlichen Stadtbehörden auszusprechen, der Wunsch nämlich, dass die Stadt-Bibliothek den zu ihrem Gebrauch Berufenen leicht zugänglich gemacht werde. Wir wissen wohl, dass Schwierigkeiten wegen der Verwaltung, die zuletzt auf eine Geldfrage hinauslaufen, entgegenstehen, aber diese dürften wohl bald zu überwinden sein, wenn man sich entschliessen wollte, die Stadtbibliothek mit der Bibliothek des Gymnasiums, die ja auch zu einem Zweig des städtischen Vermögens gehört, zu vereinigen. Es könnte hierbei vielleicht in einem und demselben Gebäude eine getrennte Aufstellung statt finden, jedenfalls würde, was anderwärts schon mehrmal mit bestem Erfolg ausgeführt worden, die Unterscheidung des Eigenthums bei gemeinsamer Verwaltung durch Stempelung der Bücher sich leicht festhalten lassen. Die Behörden der Stadt würden so durch Vereinigung beider Bibliotheken einem tief gefühlten Bedürfniss entsprechen und nicht nur die Forscher städtischer Geschichte und Alterthümer sondern alle Freunde höherer Bildung zu lebhaftem Dank verpflichten.

Bonn, im November 1847.

Sulpiz Boisserée.

III. Litteratur.

Zweiter Bericht des historischen Vereins der Pfalz. Speier 1847. S. 98. 4. nebst acht Tafeln Abbildungen.

Meine vor drei Jahren in diesen Jahrbüchern IV, 46 ff. versuchte Darstellung der gallischen Zwischenherrschaft des Postumus ist neuerdings vom Herrn Conservator Prof. *Jäger* in Speyer in der oben bezeichneten Schrift S. 69 ff. bei Gelegenheit eines neuentdeckten Meilenzeigers aus dem zweiten Jahre der Herrschaft des Postumus [1]) bestritten worden, wodurch ich zu wiederholter Betrachtung dieses Gegenstandes veranlasst worden bin, deren Ergebniss ich hier aus Achtung für den gelehrten Gegner, dem ich nur in sehr wenigen Punkten beistimmen kann, und im Interesse der Sache selbst mittheilen zu müssen glaube.

Zunächst bezweifelt Herr *Jäger* (S. 69) meine in Uebereinstimmung mit *Eckhel* und *De Witte* [2]) aufgestellte Be-

---

1) Die Inschrift lautet nach der dort gegebenen Herstellung: Imperatori Caesari Marco Cassianio Latinio Postumo Pio Felici, invicto Augusto, pontifici maximo, tribunicia potestate iterum, consuli iterum, designato tertium, patri patriae colonia Nemetensis. Leugis X. Die drei sonst bekannten Steinschriften, auf welchen Postumus vorkommt, siehe daselbst S. 78. Vgl. *De Witte* in der gleich zu nennenden Abhandlung S. 23. 2) Medailles inédites de Postume. Par. *J. de Witte*. Paris 1845. (Extrait de la Revue Numismatique, 1844) S. 21. Da auf den Münzen des Postumus Hercules in den verschiedensten Darstellungen vorkommt, so vermuthet *De Witte* S. 40, in der Heimat des Postumus sei vielleicht Hercules besonders verehrt worden. Wir finden auf den Münzen des Postumus, auf welchen *De Witte* alle

hauptung, dass Postumus von Geburt ein Gallier gewesen sei, da in den Worten des Eutrop (IX, 9): Tum iam desperatis rebus et deleto paene imperio Romano Postumus in Gallia obscurissime natus purpuram sumpsit, dem ganzen Zusammenhange nach in Gallia nicht mit obscurissime natus, sondern mit purpuram sumpsit zu verbinden sei und als Gegensatz zu imperio Romano nachdrucksvoll vorantreten. Diese schon von anderen gegebene Verbindung scheint uns allen Gesetzen der Wortstellung zu widersprechen. Freilich werden häufig engverbundene Wörter durch andere zwischengeschobene getrennt, aber es geschieht diess nur dann, wenn das erste der zusammengehörenden Wörter mit besonderm rhetorischen Nachdrucke hervorgehoben werden soll, wo dann die zwischentretenden Wörter selbst ganz ohne allen Nachdruck sind. Hiervon würde aber in unserm Falle das gerade Gegentheil stattfinden, da nicht das Wort Postumus, sondern in Gallia den Hauptton haben soll. Auch darf durch eine solche Inversion der Wortstellung keine Zweideutigkeit entstehn, wie an unserer Stelle, wo man in Gallia mit dem zunächst folgenden obscurissime natus am natürlichsten verbindet[8]). Hiernach können wir eine Trennung, wie sie in der von *Jäger* angenommenen Verbindung stattfinden würde, unmöglich zugeben, ja wir glauben, dass selbst dann, wenn statt obscurissime natus die kräftigere Opposition vir obscurissime natus stände, diese nicht durch ein zu purpuram sumpsit gehörendes in Gallia von Postumus getrennt werden könnte. Hätte Eutrop die Worte in Gallia nachdrucksvoll hervorheben wollen, so

zwölf Arbeiten des Hercules nachgewiesen hat, die Umschriften Herculi, Herculi Argivo, H. Cretensi, H. Erymanthino, H. Gaditano, H. invicto, H. Libyco, H. Pisaeo, H. Romano, H. Thracio. Zwei der hier zum erstenmale mitgetheilten Münzen sind bei Cöln, eine bei Trier aufgefunden worden. 8) Man vgl. die Stellen IX, 4: Post hos Decius e Pannonia inferiore Budaliae natus. IX, 17: Post hunc Carus

musste er sie vor Postumus setzen. So lange man also keinen triftigen Grund hat, die bisherige Stellung von in Gallia oder dessen Aechtheit überhaupt zu bezweifeln, werden wir in der Stelle des Eutrop ein sicheres Zeugniss für die an sich nicht unwahrscheinliche gallische Herkunft des Postumus haben[4]).

Der zweite Streitpunkt betrifft die Zeit, in welcher Postumus den Oberbefehl über die Truppen erhielt. Die allgemeine Annahme der Neuern, das diess noch unter Valerian geschehen sei, gründet sich auf zwei Briefe dieses Kaisers[5]), deren Unächtheit mir auch nach der Vertheidigung des Herrn *Jäger* unzweifelhaft scheint. Der eine dieser Briefe, den Vopiscus in der Ulpia bibliotheca gefunden haben will (Vopisc. Aurel. 8), soll ein Antwortschreiben an den Consul Antonius Gallus sein, der es dem Valerian verübelt haben soll, dass er dem Postumus, und nicht vielmehr dem Aurelian, seinen Sohn Gallienus anvertraut habe, da dieser, so wie das Heer, einer strengern Leitung bedurft hätte[6]). Hiernach sollte man glauben, Postumus sei als zu nachgiebig und mild bekannt gewesen, da sonst ein Vorwurf in Betreff seiner Wahl ganz unhalt-

---

est factus Augustus Narbone natus in Gallia. 4) Postumus war bei den Galliern sehr beliebt; er schützte Gallien gegen die Einfälle der Germanen (die Kelten und Franken nennt Pollio trig. tyr. 6), woher er den Namen Germanicus annahm. Vgl. *De Witte* S. 24. f. Der Mangel aller anderen bestimmten Nachrichten über die Heimat des Postumus spricht dafür, dass er dem Lande, in welchem er sich zum Befehlshaber emporschwang, durch Geburt angehört habe. 5) Pollio sagt trig. tyr. 10: Nec a Gallieno quidem vir iste (Regillianus) promotus est, sed a patre eius Valeriano, ut Claudius et Macrianus et Ingenuus et Postumus et Aureolus. — Mirabile autem hoc fuit in Valeriano principe, quod omnes, quoscunque duces fecit, postea militum testimonio ad imperium pervenerunt. Vgl. trig. tyr. 23. In Bezug auf Postumus scheint diese Bemerkung des Pollio nur auf dem von ihm angeführten Briefe des Valerian zu beruhen. 6) Quum utique

bar gewesen wäre, und wir müssten diess um so mehr annehmen, als Valerian in seiner Antwort den Postumus gar nicht vertheidigt. Nun war aber im Gegentheile Postumus durch grosse Strenge gegen sich und andere wohl bekannt und gefürchtet [7]), so dass man nicht absicht, wie Antoninus Gallus dem Aurelian gerade der Strenge wegen, die er bei Postumus vermisst, den Vorzug geben konnte [8]). Der Brief des Valerian kann erst nach dessen Erhebung, also im fünfunddreissigsten Lebensjahre seines Sohnes Gallienus [9]), geschrieben sein. Auf einen fünfunddreissigjährigen Mann aber dürften die Ausdrücke, die wir hier lesen: Quod Postumo filium meum Gallienum magis, quam Aureliano commiserim, quum utique et severiori et puer credendus fuerit et exercitus [10]), nicht passen, die bei

---

et severiori et puer credendus fuerit et exercitus. 7) Poll. trig. tyr. 3: Hic vir in bello fortissimus, in pace constantissimus, in omni vita gravis. — Sed quum se gravissime regeret (vgl. trig. tyr. 33) more illo, quo Galli novarum rerum semper sunt cupidi, Lolliano agente interemptus est. Vgl. trig. tyr. 4. Wenn ich hierfür auch den Brief des Valerian bei Pollio trig. tyr. 3 angeführt habe, obgleich ich denselben für unächt halte, so ist es mir nicht eingefallen, wie *Jäger* S. 72 meint, eine Aeusserung eines unächten Briefes zum Beweise der Unächtheit eines andern benutzen zu wollen, sondern ich habe auf den Widerspruch beider Briefe hingewiesen, welcher einen starken Verdacht an der Aechtheit dieser Urkunden begründet. 8) Der Hauptgrund des Tadels der Wahl des Postumus ist gerade der, dass dieser nicht streng genug sei. Valerian gibt nur an, warum er den Aurelian nicht gewählt habe. Den Vorwurf, dass Postumus nicht strenge genug sei, lässt er auf sich beruhen. 9) Gallienus, der von seinem Vater sogleich zum Mitregenten erhoben wurde, herrschte fünfzehn Jahre. Nach der epitome 33, 4 lebte er fünfzig Jahre. Dass in der Angabe ein Irrthum stattfinde, was *Jäger* S. 71 als eine Möglichkeit in Aussicht stellt, dürfen wir ohne die dringendsten Gründe nicht annehmen. 10) Auf das Wort puer habe ich keinen Werth gelegt, woher sich *Jäger* seine aus *Freund's* Wörterbuch genommene Belehrung über den Gebrauch dieses Wortes (vgl. meine Bemerkung

der Beaufsichtigung des etwa fünfzehn- bis achtzehnjährigen Saloninus (trig. tyr. 3.) besser an der Stelle sind. Der fünfunddreissigjährige, zur Mitherrschaft berufene Gallienus konnte unmöglich eine strenge Beaufsichtigung und Leitung, wie sie hier unzweifelhaft ausgedrückt ist, dulden, eben so wenig der Vater eine solche Bewachung für thunlich und angemessen halten. Am Schlusse äussert Valerian, er habe gefürchtet, dass Aurelian, wenn sein Sohn, wie er zu tollen Streichen geneigt sei, sich vergehn sollte, dies zu streng ahnden werde [11]. Sollte aber wirklich Valerian gefürchtet haben, Aurelian werde gegen seinen fünfunddreissigjährigen Sohn und Mitregenten strengere Massregeln ergreifen? *Jäger* versucht eine andere Deutung der Stelle. Er meint, Valerian habe gefürchtet, Aurelian könne »bei allenfallsiger Unbotmässigkeit seines Schützlings« (also botmässig sollte Gallienus jedenfalls sein) argen Gedanken Raum geben, sich an ihm vergreifen d. h. ihn aus dem Wege räumen. Hiergegen bemerken wir zunächst, dass die Worte ut est natura pronus ad ludicra unbeachtet geblieben sind, welche deutlich genug zeigen, dass bei si quid ille fecisset nicht an Widersetzlichkeit, sondern an tolle Streiche und Ausschweifungen zu denken ist, denen sich Gallienus später wirklich hingab. Severius cogitare in aliquem, kann nur heissen strenge verfahren [12], was freilich auch auf die Todesstrafe übertragen, aber unmöglich von Ueberfall und Mord gebraucht werden kann. Auch

---

zu Livii Fragm. p. 17) wohl sparen konnte. 11) Die Worte: Me etiam timuisse, ne quid etiam erga filium meum severius, si quid ille fecisset (ut est natura pronus ad ludicra), saevius cogitaret, dürften sich leicht durch Annahme einer Dittographie herstellen lassen, wenn man severius an die Stelle von saevius, das nur Dittographie scheint, versetzt. Severius kann nach dem ganzen Zusammenhange nicht entbehrt werden, was ich gegen *Jäger* S. 72 bemerke, der statt severius liberius will. 12) Vgl. den Gegensatz Cic. ad Att. XIV, 13 A. 2:

widerspricht dieser Deutung etiam, was offenbar den Gegensatz andeutet, Aurelian werde, wie gegen seine übrigen Untergebenen, so auch gegen Gallienus mit zu grosser Strenge verfahren; an Ueberfall und Mord ist bei den anderen, auf die etiam hinweist, ja nicht zu denken. Wollte man aber auch die ganz unzulässige Deutung *Jäger's* gestatten, jedenfalls würde eine strenge Beaufsichtigung und Unterwerfung unter die Befehle des Aurelian übrig bleiben, wie sie bei dem nicht mehr jugendlichen Mitregenten undenkbar ist. Dass Gallienus in öffentlichen Dingen noch ganz unerfahren gewesen, ist eine blosse Behauptung *Jäger's*, wie es auch noch zweifelhaft bleibt, ob Gallienus damals »zu Ausschweifungen und Libertinage« hinneigte. Hiernach müssen wir diesen ganzen Brief für unächt erklären, worauf auch die seltsame Ungeschicktheit des Ausdruckes und der Verbindung, so wie andere Anzeichen hindeuten [13]).

Si humaniter et sapienter et amabiliter in me cogitare vis. 13) Wäre der Brief ein Antwortschreiben auf einen Brief des Antoninus Gallus, wie diess der Anfang andeutet, so würde das unnöthige familiaribus litteris nicht hinzugefügt sein, welches gerade den Verfälscher verräth, der bezeichnen wollte, bei welcher Gelegenheit Valerian den Brief geschrieben. Das einfache culpas me würde dem Valerian hingereicht haben, da Antoninus Gallus wohl wusste, dass dieser sich auf seinen vertraulichen Briefbezog. Dass Antoninus Gallus sonst nicht als Consul erwähnt wird, kann freilich für sich nichts beweisen, dient aber zur Begründung des Verdachtes. Und die Composition des Briefes! Wem wird nicht die Satzverbindung: Culpas me . . ., nec tu id diutius iudicabis, si bene scieris, quantae sit Aurelianus severitatis, abenteuerlich scheinen! Antoninus Gallus muss sich darauf die sonderbare Schilderung des von ihm empfohlenen und ihm wohl bekannten Aurelian gefallen lassen: Nimius est, multus est, gravis est et ad nostra iam non facit tempora. Also Ernst und Strenge waren nicht mehr an der Zeit! Und statt einfach hinzuzufügen, er habe gefürchtet, dass die Verbindung eines so strengen Mannes mit seinem Sohne zu ernsten Missverständnissen führen könne, fällt ganz ungeschickt und ohne alle Veranlassung das pathetische: Testor autem omnes deos ein

Im zweiten Briefe, den wir ebenfalls für unterschoben halten (Pollio trig. tyr. 3.), theilt Valerian den Galliern mit: Transrhenani limitis ducem et Galliae praesidem Postumum fecimus, virum dignissimum severitate Gallorum. — Huius filio Postumo nomine tribunatum Vocontiorum dedi, adolescenti, qui se dignum patris moribus reddet. Schon die Verbindung der Würden eines dux transrhenani limitis und eines praeses Galliae ist auffallend, da die erstere nur die Sicherung der Grenze gegen die Barbaren bezweckte und rein militärisch war, wogegen der praeses die gesammte Verwaltung der Provinz zu versehn hatte. Auch stimmt diess nicht mit Zosimos, der den Postumus nur als Befehlshaber nennt[14]). Valerian spricht in diesem Briefe gar nicht von den Einfällen der Barbaren, gegen welche Postumus Gallien mit Kraft schützen werde, sondern redet ganz so, als ob das ganze Land völlig ruhig und sicher wäre. Höchst sonderbar ist ferner das Lob: Virum, quem ego prae ceteris stupeo et qui locum principis mereatur iure, nicht weniger die nichtssagende Bemerkung: De quo spero, quod mihi gratias agetis. Quodsi me fefellerit opinio, quam de illo habeo, sciatis nusquam gentium reperiri, qui possit penitus approbari. Warum in diesem an die Gallier gerichteten Briefe statt severitate vestra gesagt wird severitate Gallorum, sieht man aber eben so wenig, als weshalb die Erhebung des jüngern Postumus zum tribunatus Vocontiorum erwähnt wird. Wir können demnach die Vermuthung nicht abweisen, dass auch dieser Brief untergeschoben sei. Bemerkenswerth ist, dass hier Valerian nicht seines Sohnes Gallienus Erwähnung thut[15]).

---

und gibt dem Briefe, in welchem man doch irgend ein Lob des Postumus erwarten sollte, einen wunderlichen Schluss. 14) I, 38: *Ἀρχὴν ἐν Κελτοῖς ἐμπεπιστευμένος*. Zonaras sagt von ihm (II. p. 235), er sei von Gallienus *εἰς φυλακὴν τοῦ Ῥήνου ποταμοῦ ἐαθείς*. 15) Dass in der ulpischen Bibliothek (Vopisc. Aurel. 1. 8. Prob. 2) und sonst un-

Eine der ersten Thaten des Gallienus war die Besiegung des Gegenkaisers Ingenuus. Nach Zonaras II. p. 235. sq. zog Gallienus zuerst gegen die Alamannen, Heruler und Franken, worauf er sofort den Ingenuus bekämpfte. Eutrop sagt IX, 8: Iuvenis in Gallia et Illyrico multa strenue fecit, occiso apud Mursam Ingenuo, qui purpuram sumpserat et Regilliano. Die Erhebung des Regillianus fällt aber längere Zeit nach Ingenuus. Vgl. Pollio trig. tyr. 10. Auch Orosius VII, 22 nennt als den ersten Sieg des Gallienus den über den Ingenuus, während die epitome und Zosimos denselben nicht erwähnen. Freilich lässt Aurelius Victor den Gallienus aus Gallien nach Illyricum eilen und dort den Ingenuus besiegen, aber wie sehr dieser hier die Chronologie verwirrt, ergibt sich schon daraus, dass er die Erhebung des Ingenuus erst nach der Nachricht von der Niederlage des Valerian (260) setzt. Bei Pollio wird die Besiegung des Ingenuus in das Jahr 258 verlegt, zu welcher Zeit schon Gallienus zu Rom sich allen Ausschweifungen überliess, während wir diesen nach den übrigen Zeugnissen uns beim Zuge gegen Ingenuus noch als jugendlich kräftig denken müssen. Die Angabe des Jahres 258 kann Pollio freilich nicht aus der Luft gegriffen haben, aber er fand dasselbe in seinen Quellen nur als das Jahr

---

tergeschobene Briefe aus der so dunkeln Zeit von Valerian bis Aurelian vorgekommen, gehört keineswegs zu den gewagten Annahmen. Eine genaue Untersuchung aller betreffenden Briefe aus Pollio und Vopiscus möchte manche Aufschlüsse gewähren. Auch konnte wohl Vopiscus, obgleich er sich hier auf die ulpische Bibliothek bezieht, einen Brief dieser Art selbst fingiren, da er einestheils eine Controle wenig zu fürchten hatte und durch eine so bestimmte Verweisung auf eine dort befindliche Urkunde den Verdacht am sichersten zu entfernen glaubte, anderntheils auch dann, wenn der Brief von einem andern dort vergeblich gesucht würde, ihn daselbst gelesen zu haben behaupten konnte. Kennen wir doch aus neueren Zeiten ähnliche Beispiele! Diess zur Begründung der M ö g l i c h k e i t eines Betruges

angegeben, in welcher Gallienus, um die Zeit der quinquennalia, ein ausschweifendes Leben begann. Die Verlegung des Aufstandes des Ingenuus in diese Zeit beruht wohl auf einem blossen Missverständnisse [16]).

Von der Besiegung des Ingenuus scheint Gallienus sich gleich nach Gallien gewandt zu haben, wo er blieb, bis ihn Unruhen in Illyricum abriefen. Dem Postumus überliess er den Oberbefehl und die Beschützung der Rheingrenzen; seinen Sohn Saloninus gab er in den Schutz und unter die Leitung des Albanus oder Silvanus nach den Zeugnissen des Zosimos und Zonaras [17]). Hiermit steht im entschiedensten Widerspruche die Stelle des Pollio trig. tyr. 3, wonach Gallienus seinen Sohn dem Postumus übergeben habe, quasi custodi vitae et morum et actuum imperialium institutori. Freilich hat *Jäger* S. 74 diese verschiedenen Berichte zu vereinigen gesucht, indem er annimmt, Saloninus sei zwar allerdings unter die Oberaufsicht des Postumus, aber unter den nächsten Schutz und Beirath des Albanus gestellt worden, der damals vielleicht Unterbefehlshaber der in Untergermanien stehenden Truppen zu Cöln gewesen sei. Aber Pollio spricht gerade von der Schützung seines Lebens und der Leitung seiner Sitten und Handlungen, wie sie für den Feldherrn, der bald hier, bald dort den Barbaren entgegeneilen und daher oft vom jungen Fürsten entfernt sein musste, nicht möglich war. Von Postumus konnte man nur in dem Sinne sagen, Gallienus habe ihm den Sohn anvertraut, als er ihn in Gallien zurückliess, dessen Sicherung gegen die Ueberfälle

---

des Vopiscus selbst gegen *Jäger* S. 72. 16) Hiernach dürften die Gegenbemerkungen *Jägers* S. 73 ihre Erledigung gefunden haben. Wenn derselbe zwischen den Aufenthalt des Gallienus in Gallien und seinen illyrischen Zug einen längern Aufenthalt in Rom setzt, so widerspricht diess allen unseren sonstigen Berichten mit Ausnahme des verworrenen Pollio. 17) Vgl. diese Jahrb. IV, 47. 18) So sagt

der Barbaren dieser übernommen hatte. Ob eine derartige Aeusserung den Pollio irre geführt, oder er selbst diess eigenmächtig hinzugefügt habe, da ihm die Nachricht von der Leitung des Saloninus durch Albanus nicht zur Hand war, wollen wir nicht entscheiden. Jedenfalls ist es eine unnöthige Mühe, überall die Nachrichten eines so verworrenen Schriftstellers, der sich selbst vielfach widerspricht[18]), mit anderen in Einklang bringen zu wollen. So halten wir es auch für verfehlt, wenn *Jäger* S. 75. die Angabe des Pollio (trig. tyr. 3. 5. Gallien. 4.), Postumus habe sieben Jahre die Herrschaft geführt, dadurch retten will, dass Pollio den Anfang der Herrschaft des Postumus von der Zeit an rechne, wo er den Gallienus besiegte, da doch diese immer von der Annahme des Purpurs[19]) und der Ausrufung datirt[20]).

Ich habe früher bemerkt, dass nach Zonaras die Herrschaft des Postumus bis zur Erhebung des Claudius reichte[21]).

Pollio trig tyr. 4, Victorina habe die Herrschaft auf den Marius übertragen, wogegen es daselbst 31 heisst: Victorina, ubi filium ac nepotem a militibus vidit occisos, Postumum, deinde Lollianum, Marium etiam, quem principem milites nuncuparunt, interemptos, Tetricum ad imperium hortata est, wonach man glauben muss, Victorina sei ebenso wenig an der Erhebung des Marius betheiligt, als an der des seltsamer Weise hierhergezogenen Postumus und Lollianus. Gallien. 7. erzählt er, wie Gallienus nach Besiegung des Postumus nach Byzanz geeilt sei und darauf zu Rom die decennalia gefeiert habe, wogegen er Salon. 8 die Bekämpfung des Postumus auf die decennalia folgen lässt. 19) Vgl. diese Jahrb. VIII, 81 f. 20) Jahrb. IV, 51 Note 28. 21) Jahrb. IV, 55. Dass die Stellen des Zonaras und Zosimos „durchaus nichts beweisen", kann ich Hrn. *Jäger* S. 76 nicht zugeben. Zonaras erzählt II. p. 289, Claudius habe sich, als er die Herrschaft übernahm, dahin entschieden, eher die den Osten bedrohenden Barbaren, als den noch in Gallien herrschenden Postumus anzugreifen. Nach Zosimos (I, 40) sollte noch kurz vor der Ermordung des Gallienus Aureolus den Postumus abhalten. Diesen Zeugnissen folgt der scharfsinnige *Pagi* in Baronium I. p. 282. 291 (ed. Antwerp. 1727), der

Dieser Ansicht steht aber der Brief entgegen, den Claudius nach Pollio Claud. 7. an den Senat und das römische Volk geschrieben haben soll, so wie die daselbst K. 4. mitgetheilten Acclamationen. Sind diese Berichte ächt[22]), so folgt, dass, als Claudius im März 268. zum Kaiser ausgerufen ward, Victorina herrschte, die den Tetricus zur Uebernahme der Herrschaft vermochte[23]). Setzen wir hiernach die Erhebung des Tetricus in die Mitte des Jahres 268, so würde die Besiegung desselben durch Aurelian in die zweite Hälfte 270. oder in den Anfang des Jahres 271. fallen, da die Herrschaft desselben über zwei Jahre dauerte[24]).

---

den Tod des Postumus 270 setzt. 22) *Jäger* hat mit Recht S. 76 bemerkt, dass meine Behauptung, Pollio selbst sage, dass er den Brief nicht wörtlich mittheile, auf irriger Deutung beruhe, dass auch mein Vorwurf, Pollio lasse den Postumus von Claudius besiegen, ungegründet sei, da das freilich seltsam gebrauchte hos bloss auf die Barbaren bezogen zu sein scheint. 23) Der Schluss der Acclamation: Tetricus nihil fuit oder fecit, ist jedenfalls verdorben, da hier tu mit einem folgenden Imperativ erwartet wird. Der Analogie dieser Acclamationen gemäss sollte man, da die Verbindung der Zenobia mit der Victoria anstössig scheint, vermuthen: Claudi Auguste, tu nos a Zenobia libera! Claudi Auguste, tu nos a Victoria libera! 24) Sein drittes Consulat wird auf einer Münze erwähnt. Dass seine Herrschaft keine volle drei Jahre dauerte, sehen wir aus Aurelius Victor 35, 5, wo es von ihm heisst: Ipse post celsum biennii imperii (imperium) in triumphum ductus Lucaniae correcturam filioque veniam atque honorem senatorum cooptavit. Dass imperium herzustellen sei, kann nicht zweifelhaft sein, wenn man 33, 12 vergleicht: Qua (libidine) cohibita in exordio (Victorinus) post biennii imperium — per seditionem Agrippinae conciditur. Vgl. Eutrop IX, 11: Qui (Claudius) tamen intra imperii biennium morbo interiit. Vielleicht ist imperii durch die verschiedenen Lesarten imperii biennium und biennii imperium entstanden. Höchst sonderbar ist *Jäger's* S. 77 Versuch: post celsum summi imperii nach der Höhe souveräner Gewalt, worin er einen schönen Gegensatz zum folgenden Lucaniae correcturam sieht, da doch vielmehr celsum dem triumphum entgegengesetzt wird. Nur die höchste Noth konnte zu einer solchen, jeder Wahrscheinlichkeit entbehrenden Ver-

Es müsste demnach die Unterwerfung des Tetricus vor dem Zuge gegen Zenobia erfolgt sein, wie wir diess bei Hieronymus finden, wogegen Vopiscus (Aurelian. 32.), Victor (35, 3.), Zonaras (II. p. 240.), Zosimos (I, 61.) und Orosius (VII, 23.) die umgekehrte Folge angeben, Eutrop (IX, 13.) und die epitome (33, 7.) das Zeitververhältniss nicht bestimmen [25]. Hieronymus aber hat hierin gar keine Auctorität, da er die Thatsachen nur in der Ordnung des Eutrop, dessen Ausdrücke er wörtlich gebraucht, aufeinanderfolgen lässt, indem er den von jenem zuerst erwähnten Sieg in das erste, die darauf, aber ohne Befolgung der Chronologie, angeführte Unterwerfung der Zenobia in das folgende Jahr setzt. Dürfen wir hiernach die Unterwerfung des Tetricus frühestens dem Jahre 273. zuweisen, so muss entweder die Angabe des Victor, dass die Herrschaft des Tetricus zwei Jahre dauerte, unrichtig sein, oder Claudius konnte im ersten Jahre seiner Regierung des Aufstandes des Tetricus noch nicht Erwähnung thun, wie es in dem von Pollio mitgetheilten Briefe geschieht [26]. Lassen wir die Angabe des Victor als irrig fallen, so bleibt uns das Zeugniss der Acclamationen bei Pollio, wonach im April 268. Victorina in Gallien herrschte, also Victorinus schon getödtet war. Da aber Victorinus zwei Jahre herrschte, und ihm die kurzen Regierungen des Marius und Lollianus vorhergingen [27], so wurde der Tod

---

muthung führen. 25) Vgl. *Pagi* I, p. 291. 26) Die Worte des Briefes: Gallias et Hispanias, vires reipublicae, Tetricus habet, verstatten nicht an die Zeit des Postumus zu denken, wie *Pagi* will, der I. p. 293 bemerkt: Postumo imperante Victorinus consors imperii fuit, et tam Victorina, quam Tetricus, qui Aquitaniae praesidebat, in partem administrationis reipublicae venere. 27) Dass Victorinus und Lollianus noch zum Theil mit Postumus geherrscht, ist eine irrige Darstellung des Pollio, der er selbst widerspricht, wenn er den Postumus in Folge der Erhebung des Lollianus umkommen und den Victorinus durch die Ermordung des Lollianus zur Herrschaft gelan-

des Postumus nicht wohl nach 266, seine Erhebung nach 257. gesetzt werden können. Eine andere Zeitbestimmung erhalten wir, wenn wir den Brief des Claudius und die Acclamationen für untergeschoben, dagegen die Bestimmung des Victor aufrecht halten. Tetricus müsste dann 273. oder 274. unterworfen worden sein; seine Erhebung würde 271. fallen, der Tod des Postumus 268, in die Regierung des Claudius hinein, wie es Zonaras darstellt, ein Aufstand und die Ermordung des Saloninus 258. oder 259. Dürften wir diese Zeitbestimmung festhalten, so würde Gallienus, nachdem er Illyricum beruhigt hatte, nach Rom zurückgekehrt sein, wo er sich allen Ausschweifungen hingab, worauf, wie wir bemerkten, die Zeitbestimmung des Pollio trig. tyr. 9. zu gehn scheint. Postumus hätte sich dann 258. empört, wäre aber vorerst nur schwach bekämpft worden, da Gallienus in Rom zurückblieb, bis diesen endlich die Noth nach Gallien führte. Eine sichere Entscheidung würde sich ergeben, wenn die Zeit der Ermordung des Saloninus und der Erhebung des zweiten Sohnes des Gallienus zum Caesar sich ermitteln liesse, wie es *Pagi* I. p. 273. versucht hat[28]).

Sollen wir nun schliesslich unsere Ansicht über die mehrfach genannten Urkunden bei Pollio Claud. 3. 7. äussern, so neigen wir uns zu der Annahme, dass auch diese

---

gen lässt (trig. tyr. 4. 5). Vgl. Jahrb. IV, 54 f. Freilich mögen Lollianus und Victorinus in den letzten Jahren des Postumus zu grosser Macht gekommen sein, aber sie nahmen nicht den Purpur, der dem Postumus in Gallien allein blieb. 28) *Jäger* stellt S. 76 ohne allen Beweis die Behauptung auf, mit ziemlicher Sicherheit dürfe angenommen werden, dass Gallienus den Postumus, wenn auch nicht lange überlebt habe, was er gleich darauf näher dahin bestimmt, dass, da Gallienus gegen Ende 268 ermordet worden sei, der Sturz des Postumus «unbedenklich als in den ersten Monaten desselben Jahres geschehen angenommen werden dürfe.» Gallienus starb schon im März 268, wie sich aus Pollio Claud. 4 ergibt. Vgl. *Pagi* I. p. [illegible].

für untergeschoben zu halten sind. Auffallend ist in einem an den Senat und das römische Volk gerichteten Briefe der Anfang: Patres conscripti, militantes audite, quod verum est. Der Senat und das Volk sollen ihm Dank wissen, wenn er die Feinde besiege; si non vicero, scitote me post Gallienum velle pugnare. Darauf äussert er, der Staat sei erschöpft, fügt aber den Satz ein: Pugnabimus post Valerianum, post Ingenuum, post Regillianum, post Lollianum, post Postumum, post Celsum, post mille (eine starke Hyperbel!) alios, qui contemptu Gallieni principis a republica defecerunt. Weshalb bezeichnet er alle diese Feldherren hier gerade als abgefallen vom Reiche, da er sie doch als Schützer desselben gegen die Barbaren anführen will? Contemptu Gallieni ist stehender Ausdruck des Pollio. Vgl. Gallien. 5. Salonin. 3. trig. tyr. 1. 11. 12. Auch das folgende: Non scuta, non spathae, non pila iam supersunt, und: Omnes sagittarios Zenobia possidet, ist stark übertrieben. Der ganze Brief ist eine eitele Rednerei, die würdig mit den Worten schliesst: Quidquid fecerimus, satis grande est. Bei den Acclamationen fällt uns zunächst: Principem te, aut qualis tu es, semper optavimus, auf, was sehr matt ist, besonders vor dem kräftigen, dieser Acclamationen würdigen: Te respublica requirebat. Wenig scheint das folgende: Tu frater, tu pater, tu amicus, tu bonus senator, tu vere princeps, hierher zu gehören, wie: Tu nos a Palmyrenis vindica, bei der darauf folgenden Erwähnung der Zenobia, unnöthig ist. Eine ganz sichere Entscheidung über jene beiden Urkunden wagen wir noch nicht.

Auf den sonstigen Inhalt des eben so verdienstlichen, als erfreulichen Berichtes können wir hier nicht näher eingehen, bemerken nur, dass die erste Abtheilung den Rechenschaftsbericht vom Juli 1842 bis November 1846 und ein Verzeichniss der während dieser Zeit gemachten nicht

unbedeutenden Erwerbungen, die zweite ausführliche historisch-archaeologische Erläuterungen zu diesen Erwerbungen enthält, in welchen ausser dem Meilenzeiger unter Postumus noch vier andere unter Septimius Severus, Gallienus, Carinus(?) und Diocletianus mit genauen historischen Erörterungen begleitet und erklärt werden. Die beigegebenen Tafeln enthalten mehrere interessante Darstellungen. Der Verein, dessen erster Bericht vor fünf Jahren erschien, zählte im Jahre 1846, 246 ordentliche Mitglieder und erfreut sich noch immer reger Theilnahme, wenngleich die Zahl der Mitglieder seit dem Jahre 1839, wo sie 541 betrug, beträchtlich abgenommen hat. Mögen die Pfälzer der Erwartungen des Vorstandes in Betreff thätiger Förderung des Vereines bestens entsprechen, da es, wie der Bericht sagt, »den Wettkampf der Ehre nicht bloss mit den jenseitigen Kreisen, sondern mit allen Marken Deutschlands gilt.«

Cöln.

H. Düntzer.

---

2. **Mittheilungen des historisch-antiquarischen Vereins für die Städte Saarbrücken und St. Johann und deren Umgegend. Ueber die römischen Niederlassungen und die Römerstraßen in den Saargegenden. Von Dr. Friedrich Schröter, d. Z. Direktor des Vereins. — Erste Abtheilung. Saarbrücken, gedruckt bei Anton Hofer. 1846. 8°.**

Die römischen Alterthümer, welche an den Ufern der Saar gefunden werden, haben nicht den Werth und die Bedeutung derjenigen, welche sich an den Ufern der Mosel und auf der linken Rheinseite finden; es sind meistens solche Ueberreste, welche auf Gebäude zurückführen, die zur Zeit der Römerherrschaft dem Ackerbau und der Viehzucht dienten und den Beweis liefern, in welchem bedeutenden Umfange Ackerbau und Viehzucht von den Römern in den Saargegenden betrieben wurden. Ausser jenen Spuren von römischen Oekonomiegebäuden sind es die Reste vieler römischer Strassen und Brücken, welche die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes hier in Anspruch nehmen.

Bis in die jüngste Zeit fehlte ein Mittelpunkt für die Sammlung und Aufbewahrung der bezeichneten Alterthümer in den Saargegenden. Diesem Bedürfnisse ist durch den historisch-antiquarischen Verein für die Städte Saarbrücken und St. Johann und deren Umgegend, in sehr erfreulicher Weise abgeholfen worden.

Die ersten litterarischen Mittheilungen des genannten Vereins liegen uns vor, und wir erlauben uns den Lesern dieser Jahrbücher darüber einen kurzen Bericht zu erstatten.

Der zeitige Direktor des Vereins, Herr Dr. *Schröter*, hat, so weit sich die Aufgabe des Vereins erstreckt, in

den vorliegenden Blättern eine Uebersicht über die Spuren römischer Ansiedelung in der Saargegend gegeben; diese Uebersicht war sehr zweckmässig, indem nun die künftigen Entdeckungen in das Ganze leicht eingereiht werden können. Zu wünschen wäre es gewesen, dass Hr. Dr. *Schröter* zugleich eine Karte beigefügt hätte, indem diese zur Verdeutlichung des Ganzen von grossem Werthe, ja unentbehrlich ist.

Der Kreis derjenigen Gelehrten und Gebildeten, die an Alterthümern in so beschränktem Sinne, wie sie hier in Betracht kommen, ein Interesse haben, ist verhältnissmässig sehr klein. Zum Verständnisse derselben werden ganz specielle, dem Anscheine nach oft unfruchtbare Studien erfordert; durch das Verständniss aber wird das Interesse bedingt. Um dieses allgemeinere Interesse zu erregen, ist nichts so zweckmässig, als in den antiquarischen Mittheilungen jedesmal so viel von dem klassischen Alterthume vorherzuschicken oder geschickt in die Darstellung einzuflechten, als zu diesem Verständnisse nöthig ist. Wir freuen uns, sagen zu können, dass Hr. Dr. *Schröter* dieses Bedürfniss kennt und seine Mittheilungen in diesem Sinne geschrieben hat. Bei dieser Darstellungsweise schwebt man indessen in der Gefahr, zu ausführlich oder zu breit zu werden; Hr. Dr. *Schröter* ist mit genauer Noth an dieser Klippe vorbeigekommen.

Die Kritik hat bei den Mittheilungen, wie sie der vorliegende Aufsatz enthält, eine schwere Aufgabe. Er veröffentlicht meistens Berichte über vorgefundene Gegenstände, deren Anschauung durchaus nöthig ist, um mit Einsicht und Sicherheit darüber mitsprechen zu können. Indessen bietet er auch allgemeinere Betrachtungen und Bemerkungen, an welche wir in den folgenden Punkten die Kritik ansetzen können.

Man war bisher in Deutschland sehr geneigt, überall,

wo ein Hypokaustum oder die Spuren eines solchen zum Vorschein kamen, sogleich an römische Bäder zu denken; man wusste aus den römischen Satyrikern und christlichen Schriftstellern, dass die Römer das Baden leidenschaftlich liebten, dass mancher Römer lieber dem augenscheinlichen Tode entgegen ging, als die Vorschrift seines Arztes, nicht zu baden, zu befolgen. In den südlichen Ländern hat die Vermuthung, dort, wo sich ein Hypokaustum findet, sei ein Bad gewesen, immer eine hohe Wahrscheinlichkeit; aber anders ist es in Deutschland, wo das Klima im Winter ganz andere Vorkehrungen gegen die Kälte erfordert, als im Süden. Wir freuen uns, dass Hr. Dr. *Schröter* der richtigern Ansicht beigetreten ist.

Hr. Dr. *Schröter* erzählt auf S. 100, dass bei allen den kleinern Anlagen, die in den Waldungen der Saar vorkommen, und die er für Ueberbleibsel von Hirtenwohnungen hält, einzelne grössere Bausteine wahrgenommen werden, die gewöhnlich auf der einen Seite, 4 Zoll breit und tief, eingefugt sind. Er meint »dieselben möchten bestimmt gewesen sein, ein auf hölzerne Säulen oder Pfosten gestütztes Bauwerk nach Art unserer Holzschuppen und ähnlicher Remisen zu tragen.« Wir glauben, es werde sich bei näherer Betrachtung herausstellen, dass eine Furche von 4 Zoll Tiefe und Breite wenig geeignet gewesen wäre, einem Pfosten um einen Holzschuppen oder eine Remise zu tragen, zur Unterlage zu dienen. Dazu hätten diese Furchen tiefer und breiter sein müssen. Solche Steine, wie sie Hr. Dr. *Schröter* beschreibt, finden sich in dem Innern römischer Mauern und namentlich in den Fundamenten, und zwar so, dass man deutlich wahrnimmt, sie seien mit Absicht in denselben verwendet worden. Hier liegt diejenige Seite des Steines, in welchem die beschriebene Furche sich befindet, unten. Aber wozu dienten solche Steine im Innern und in den Fundamenten einer Mauer? Man weiss, dass die Römer einen sehr hohen Werth da-

rauf legten, trockene Häuser zu bewohnen, und dass sie kostspielige Anlagen nicht scheuten, um die Feuchtigkeit von den Wänden fern zu halten. Solche Furchen, besonders in Tufsteinen, die sich in der Mitte der Mauer befinden, eingehauen, dienten zur Abhaltung der Nässe von den äussern Wänden. Unser Berichterstatter erwähnt überdiess sehr oft sogenannte trockene Mauern; für diese war die Frage nach der Trockenheit zugleich eine Frage ihres Bestehens und ihrer Fortdauer, und es lässt sich sehr gut denken, dass Steine, wie die beschriebenen, sehr zweckmässig und nöthig waren, um als Unterlage zu dienen.

Auf S. 113. der vorliegenden Mittheilungen befindet sich die nachfolgende Stelle:

»Von den Ziegelplatten, die zur Bedeckung des Fussbodens dienten, sind einige auf der obern Seite carrirt, andere mit eingedrückten Schlangenlinien verziert, um dem Fussboden ein gefälliges, die Mosaik nachahmendes Ansehen zu geben. Die untern Seiten, mit denen dieselben in Lett oder Mörtel lagen, sind flach. Es ist hiernach eine irrige Ansicht, wenn man geglaubt hat, solche carrirte und mit eingedrückten Linien versehene Ziegeln seien zu Mauerziegeln bestimmt gewesen, und dass die in die Oberfläche eingedrückten Vertiefungen den Zweck gehabt hätten, die Kalk- oder Mörtelverbindung zu erleichtern, und dadurch eine grössere Festigkeit zu erzielen. Ausser diesen besitzt die Sammlung des Vereins Fragmente von ähnlichen Platten, welche am Hallberg und im Püttlinger Gemeindewald aufgegraben worden sind, die an der untern Seite die Spuren von Mörtel noch tragen, während sie an den obern verzierten Seiten entweder ganz rein oder mit Schmutz bedeckt sind.«

Die Ansicht, welche Hr. Dr. *Schröter* an dieser Stelle bestreitet, habe ich in dem 4. Bande S. 115 dieser Jahrbücher vorgetragen. Da Hr. *Schröter* meinen Aufsatz ge-

lesen, so hat es einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, dass seine Bemerkungen gegen mich gerichtet sind. Ich finde darin um so mehr Veranlassung dieselben zu prüfen.

Die Meinung des Hrn. Dr. *Schröter* über den Zweck dieser theils schlangenförmig, theils ins Gevierte gezogenen Linien, weicht von der meinigen darin ab, dass er glaubt, sie hätten zur Verzierung, während ich annehme, sie hätten dazu gedient, eine festere Verbindung der Ziegel mit dem Mörtel zu bewerkstelligen. Beide Ansichten schliessen sich streng genommen nicht aus, denn diese Linien könnten ja an einer Stelle blos zur Verzierung, an einer andern aber blos zum Nutzen gedient haben.

Wenn ich aber diese Linien in's Auge fasse, so kann ich nicht annehmen, dieselben seien den Ziegeln eingedrückt worden, um ihnen ein gefälliges Ansehen zu geben. Denn diese Linien, die in's Gevierte gezogenen sowohl, als die schlangenförmigen, sind ohne alle Regelmässigkeit, ohne allen Geschmack ausgeführt. Hätten sie zur Verzierung dienen sollen, so hätte man ihnen mit gleicher Mühe regelmässige und gefällige Züge geben können. In allem, was der Römer that, um sein äusseres Leben zu schmücken, verräth sich Regelmässigkeit und Geschmack. Hr. Dr. *Schröter* meint, diese Linien hätten dem Fussboden das Ansehen von Mosaik geben sollen. Allein, was die schlangenförmigen Linien betrifft, so hätte auch die kühnste Phantasie keine Aehnlichkeit derselben mit einem Mosaikboden entdecken können, und auch auf jenen Ziegeln, in welchen die Linien in's Gevierte gezogen sind, ist keine andere Aehnlichkeit da, als dass dieselben Quadratfiguren bilden, aber in so grossen Dimensionen, dass man auch in ihnen die Aehnlichkeit mit Mosaikarbeiten nur mit Mühe auffinden kann.

Die eingefurchten Linien, von denen wir hier reden, zeigen sich durchweg auf der äussern Seite der Kacheln,

aus welchen die Röhren in jenen Mauern zusammengesetzt wurden, durch welche man die Wärme aus dem Hypokaustum in die Bäder und Wohnzimmer führte. Wie konnten diese Linien in der Mitte der Mauer zur Verzierung dienen? Der Mörtel aber, der durchweg noch in diesen Linien festsitzt, zeigt ihre nähere Bestimmung.

Die bezeichneten Linien finden sich nicht auf den gewöhnlichen Mauerziegeln, sondern auf den genannten Kacheln und auf dünnern Ziegelplatten. Solche Ziegelplatten wurden vielfach z. B. zur Bekleidung einzelner Theile einer Wand oder Mauer in Anwendung gebracht; sie lagen nicht, sondern standen aufrecht, und man begreift so den Nutzen, den die eingefurchten Linien in solchen Fällen haben mussten. In vielen dieser Ziegelplatten finden sich an den Enden kleine Einschnitte, welche schwerlich zu etwas anderm gedient haben, als dieselben auch durch Nägel oder Klammern zu befestigen. Ich verweise im Uebrigen auf *Winckelmanns* Anmerkungen über die Baukunst der Alten, wo mehre Bemerkungen über die Bekleidung der Wände mitgetheilt sind, die auch über das Gesagte Licht verbreiten. Es ist ebenfalls zu erwägen, was *Winckelmann* daselbst über die muri a cortina sagt[1]).

Dass man sich so gefurchter Platten zuweilen bedient haben mag, um den Fussboden, besonders in gewöhnlichen Häusern zu belegen, das will ich nicht läugnen. In den bessern Häusern hatte man die Fussböden von Mosaik, von Marmor, von opus signinum, dann von opus spicatum. Die Entdeckungen des Hrn Dr. *Förster* führen uns aber in ein Oekonomiegebäude und in einen Raum, »dessen Boden theils mit einem festgestampften Lehm, theils mit einem aus gestossenen Ziegeln und schwarzem Kalk gebildeten Estrich, theils

1) *S. Winckelmann's* Werke herausgegeben von *Fernow*, Dresden 1808. 1. Bd. S. 540 u. 541.

mit Ziegelplatten belegt waren." Dass in solchen Häusern auch Ziegelplatten mit den eingefurchten Linien verwendet wurden, wenn man keine andere hatte, lässt sich sehr wohl denken, es lässt sich sogar denken, dass selbst hier diese Linien einen andern Nutzen als zu schmücken gehabt haben; nur müsste man, um hierüber eine Meinung zu äussern, wissen, wozu jene Räume bestimmt gewesen sind.

Solche, mit Linien durchfurchte, Ziegelplatten hätten sich überdiess wenig zum Belegen der Wohnzimmer geeignet. Erstens wären die tiefgezogenen Linien bald mit Schmutz ausgefüllt worden. Wenn man den Römern auch nicht nachrühmen kann, dass sie in hohem Grade auf die Reinlichkeit ihrer Stuben gehalten haben, so würde man doch zu weit gehen, wenn man annehmen wollte, sie hätten auf die angezeigte Weise dem Schmutze in ihren Zimmern ein receptaculum bereitet. Die Ziegelplatten, mit denen Hr. Dr. *Schröter* gegen meine Ansicht streitet, liefern einen Beleg für diese Bemerkung; sie sind, wie Hr. Dr. *Schröter* selbst sagt, »mit Schmutz bedeckt.« Zweitens sind die gedachten Ziegel nur einen Zoll dick; sie würden also sehr leicht, hätte man die Wohnzimmer damit belegt, zerbrochen sein. Ich habe sehr viele solcher Ziegel gesehen, aber ich erinnere mich nicht, dass auch nur einer derselben »ausgetreten« gewesen oder sonst eine Spur an sich getragen hätte, er habe in einem Zimmer oder sonst zum Fussboden gedient.

Herr Dr. *Schröter* hat seiner Schrift eine kurze Geschichte der Niederlassung der Römer in Deutschland vorangeschickt, und am Schlusse derselben die Chronik des Saarbrückener Vereins mitgetheilt. Wir entnehmen aus letzterer, dass jener Verein bereits 43 ordentliche Mitglieder zählt.

Braun.

IV. Miscellen.

Aachen. Zur Geschichte der Restauration der Aachener Kaiserhalle. Das Rathhaus zu Aachen liegt in der Mitte der Stadt, auf einem Hügel, von dem aus es über alle andere Gebäulichkeiten hervorragt, und sich als höchsten Punkt in der Ferne darstellt. Es hat ausser einem Unterbau zwei Stockwerke. Der zweite Stock heisst der Krönungssaal. Es ist diess derjenige Raum, worin nach der Kaiserkrönung im Münster zu Aachen, die weltlichen Krönungsfestlichkeiten abgehalten wurden. Daher der Name. Gerade zur würdigen Abhaltung dieser Festlichkeiten ist der Saal, ja das ganze Rathhaus im Jahre 1353 von der Reichsstadt Aachen durch den Aachener Bürger, Ritter Chorus gebaut, und von da an bis zum Jahre 1531 seiner Bestimmung erhalten worden. Kaiser Ferdinand I. war der letzte Kaiser, der im letztgenanten Jahre zu Aachen gekrönt ward. Von da an ging die Kaiserkrönung thatsächlich trotz der von Aachen gemachten Reservationen an Frankfurt über. Der Aachener Krönungssaal bestand im Jahre 1631 noch ganz in seiner ursprünglichen Einrichtung. *Noppius*, dessen Aachener Chronik aus diesem Jahre datirt, beschreibt den Krönungssaal also: «Unter dem obersten Gewölbe hat das Rathhaus den Kaiserlichen Saal, welcher überall von einem Eck dess Gebäws gehet biss zum anderen und ist das ganze Rathhaus unter diesem Gewölb ein Gemach u. s. w.« Der Krönungssaal hat eine Länge von im Ganzen 140, eine Breite von im Ganzen 60 Fuss. Die übrigen Erläuterungen, die zur bessern Verdeutlichung der Construktion und der Umgebungen des Krönungssaals noch erfoderlich sind, werden fasslicher nach vorheriger Ansicht der in Heft XI. Taf. VI. gegebenen Zeichnung.

Die hier angedeutete Construktion weist die Verbindung zweier, neben einander laufender Pfeilerhallen nach, die in vier mittleren freistehenden Pfeilern ihre Stütz- und Verbindungspunkte haben. Von diesen vier freistehenden in der Scheidelinie der beiden Hallen, und von

den Halbpfeilern, die mit den freien Pfeilern correspondirend, aus den Seitenwänden des Saals hervortreten, werden in jeder Pfeilerhalle fünf, im Ganzen zehn Kreuzgewölbe getragen. Jedes dieser Gewölbe beschliesst eine Zelle oder eine Vierung, die 28 Fuss lang ist, das ist $1/5$ der gesammten, 140 Fuss bereichenden Saallänge und deren Breite 30 Fuss beträgt, das ist die Hälfte der gesammten 60 Fuss haltenden Saalbreite. Die Höhe der Zellen, vom Boden des Krönungssaales bis zum Scheitelpunkt der Kreuzgewölbe, mag sich auf 28 bis 30 Fuss belaufen. Gegen die östliche Seitenwand der Zelle 1 lehnt ein viereckiger Anbau, der sogenannte Granus-Thurm; gegen die westlichen Seitenwände der beiden Zellen 5 und 10 ein grosser kreisförmiger Halbthurm. Im Uebrigen liegen die beiden Pfeilerhallen des Krönungssaales durchaus frei; die südliche Halle mit den Zellen 1, 2, 3, 4 und 5 frei nach dem Katschhofe, die nördliche, mit den Zellen 6, 7, 8, 9 und 10 frei nach dem Marktplatz.

Die Haupttreppe zu dem Königssaale führt vom Marktplatz durch den westlichen Halbthurm, beim Buchstaben t in die Zelle 10. Es scheint, dass an der nordöstlichen Ecke des Saales und der Zelle 6 beim Punkte n noch eine Separattreppe angebracht war.

Das war, mit Ausnahme der Fenster in den Aussenseiten der Hallen, wovon später die Rede ist, der bauliche Zustand des Aachener Krönungssaales, von seiner ursprünglichen Anlage im Jahre 1358 bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Vor dem anmassenden und heillosen Ungeschmack dieser unglücklichen Zeit konnte sich auch der alte Aachener Krönungssaal nicht retten. Die hohe Schönheit zweier neben einander laufenden freien Pfeilerhallen ward nicht mehr begriffen; der Saal war für das Bedürfniss einer kleinen Zeit zu gross. Der zweite Raum des Krönungssaales musste zu mehreren einzelnen Räumen abgetrennt, und die edle Construktion der Pfeilerstellungen durch lächerlichen Aufputz aller Art verdeckt werden. Man fing an zu ändern und zu stümmeln, und änderte und stümmelte so lang, bis der alte Krönungssaal kaum noch zu kennen war, so dass es an dem Eifer und dem guten Willen der betreffenden Baukünstler wenigstens nicht gelegen hat, wenn es unserer Zeit noch möglich geblieben ist, das an dem Gebäude begangene grosse Unrecht wieder gut zu machen. -- Im Jahre 1840 und auch noch später war der Zustand des Krönungssaales folgendermassen:

Nur vier Zellen der nördlichen Pfeilerhalle, die Zellen 6, 7, 8 und 9 hingen noch zusammen, bildeten noch ein zusammenhängendes Ganze. Diese ungetrennt gebliebene Räumlichkeit, die zum

Unterschied und im Gegensatz zu dem alten Krönungssaal, der neue Saal genannt werden mag, war von der südlichen Pfeilerhalle des Krönungssaales durch eine Zwischenwand g—l, von der letzten westlichen Zelle des nördlichen alten Pfeilergangs selbst, von der Zelle 10 durch eine Zwischenwand l—r abgeschieden. Zu diesem neuen Saale sowohl, als zu den übrigen Räumen der Krönungshalle gelangte man durch eine im Innern des Rathhauses angebrachte, und durch den alten Boden der Zelle 2 durchgebrochene hölzerne Treppe. Die Zelle 1 war für das Werkverständigengericht abgetrennt. Durch Zwischenwände von einander getrennt, jedoch mit Thüren mit einander communicirend, waren die Zellen 3, 4, 5 und 6. Die Zellen 4 und 5 dienten zu Zwecken der Bibliothek, die Zelle 3 als Vorzimmer. In der Zelle 10 beruhten, so scheint es, Literalien und dgl.; die Pfeiler und Gewölbescheiben des Krönungssaales waren durch Tafelwerk, Stukatur und Wandmalerei vielfältig bedeckt und auf das unkenntlichste entstellt.

So war es noch im Jahre 1840 um den Krönungssaal im Rathhause zu Aachen bestellt; da erinnerten Nachrichten, die über die Wiederherstellung des Kaisersaales in Frankfurt bekannt wurden, mit besonderm Nachdruck an unser eignes, so sehr misshandeltes und so lange vernachlässigtes Werk. Die Wiederherstellung auch des Aachener Krönungssaales wurde allmählig Gegenstand vielfacher Besprechung. Bald verlautete, dass auch bereits offizielle Schritte zur Verwirklichung dieses Wunsches geschehen seien. Sieht man nun zurück auf die durch das oft erwähnte Anerbieten des rheinisch-westphälischen Kunstvereins im damaligen Stadtrathe veranlassten und in den öffentlichen Blättern wiederholt niedergelegten Aufschlüsse über den Restaurationsplan, so steht unläugbar fest, dass die Zwischenmauer zwischen den beiden Hallen von l bis m verlängert, die Wand l—r entfernt, und die 5 Zellen 6, 7, 8, 9, 10 den ganzen Saal bilden sollten. Die lange Wandfläche g — m war für Freskomalereien ausersehen. — Nur wenige Stimmen widersetzten sich anfänglich einem solchen Plane, indem sie die ursprüngliche Grösse der kaiserlichen Hallen eindringlich revindizirten und in der projektirten Wiederherstellung die Verstümmelung des herrlichen Werkes der Vorzeit nicht gehoben und verbessert, sondern im Gegentheil mit grossem Kostenaufwande fortgesetzt und unheilbar werden sahen. — Die Macht der Wahrheit ertrotzte sich dann endlich trotz der unglücklichsten Anfeindung volle Anerkennung; die Bürger machten die Sache zu der ihrigen, der Stadtrath beschloss, der Saal müsse in seiner ganzen Grösse hergestellt werden, — damit hätte man die Architektur, die Bedeu-

tung der Krönungshallen gerettet glauben sollen, aber nein, von einer Seite war, wie das Angeführte klar nachweist, so wenig die Architektur Beweggrund und Ziel, dass man nur mit Widerstreben die beiden Hallen, die 10 Gewölbe durch Entfernung der Zwischenwände zu der ursprünglichen Grösse anwachsen liess, und selbst diess bloss unter der Massgabe einräumte, dass die projektirten Freskomalereien ausgeführt werden mussten: — Statt der Mauer g — m musste mithin durchaus die südliche Frontmauer a — f die erforderliche Fläche für Malereien darbieten, was natürlich ausschloss, dass diese Mauer Fenster haben könne. Wie in dieser Beziehung geradezu die Behauptung in die Welt geschickt wurde, die ganze Mauer a — f habe ursprünglich keine Fenster gehabt, wie zuletzt auch hier das Licht der Wahrheit aus dem Baue selbst hervorgedrungen, ist hinreichend bekannt. In den Gewölbescheiben e — f und c — d wurden unverkennbar ursprüngliche Fenster offen gelegt, korrespondirend mit dem nördlichen r — s und p — q, die so sehr als der ersten Anlage angehörig anerkannt sind, dass die jetzigen Stadtverordneten auf Antrag des städtischen Baumeisters beschlossen haben, nach diesen südlichen Fenstern die nördlichen umzuändern, respektive zu vertiefen, und mit Kreuzen zu versehen. Dagegen zeigen die Gewölbescheiben b — c und d — e jede nur ein schmales Fenster, aus dem Grunde, weil der übrige Raum für Kamine benutzt war. In dem Gewölbe a — b befindet sich dagegen nur ein kleines Spitzbogenfenster in der Höhe.

Aus dieser Beschreibung und Veranschaulichung des Monumentes, sowie aus der nackten historischen Zusammenstellung der Thatsachen über die Restauration möge jeder Unbefangene sein Urtheil bilden und entscheiden, ob in unserer Zeit, wenigstens bei uns in Aachen man noch es zu fassen vermag, dass auch in den Künsten eine Hierarchie bestehen müsse, dass namentlich die Architektur die Malerei und nicht die Malerei die Architektur zu tragen habe.

Aachen. Restauration des Aachener Münsters. Der Verein zur Restauration des Münsters, der sich hierselbst gebildet, hat folgenden Aufruf an seine Mitbürger erlassen: »Wir besitzen in unserm Münster einen ernstlich mahnenden Zeugen der Vorzeit. Sein grossartiges Octogon, der einzige in Deutschland erhaltene karolingische Bau, ist das wichtigste Monument aus der ersten Zeit der mächtigen Entfaltung deutscher Grösse unter dem segensreichen Einflusse des Christenthumes. Ebenso bildet der erhabene Chor durch die Kühnheit seiner majestätischen Pfeiler-Wölbungen ein Staunen erregendes Denkmal der vaterländischen Baukunst. Diese beiden Haupttheile un-

seres Gotteshauses bekunden zugleich nebst den sich daran reihenden Capellen und Hallen den hohen Frommsinn unserer Vorfahren und deren ewig wahre Anschauungsweise über das Verhältniss der Kunst zur Religion. Unser ehrwürdiger Tempel bleibt als Grabstätte seines hohen Stifters, Karl's des Grossen, für alle Zeiten ein wichtiges Heiligthum des deutschen Volkes. An dieser heil. Stätte empfingen Deutschland's Kaiser für die ihnen anvertraute Gewalt die Weihe der Religion. Hier wurde der ganze Ruhm der deutschen Nation eingesegnet. Freilich hat unsere Vaterstadt durch mancherlei Verhältnisse den hohen Rang verloren, welcher ihr früher in der Reihe der deutschen Städte angewiesen war. Insbesondere haben die harten Drangsale der unheilvollen Zwischenzeit und das damit in Verbindung stehende Sinken der Baukunst, auch unser Münster schwer heimgesucht. Sein Schutz vor fernerem Verfalle und seine historisch treue Wiederherstellung ist daher eine ernstliche Aufgabe für die hiesige Bürgerschaft, welche durch ihre rege Betheiligung am Kölner Dombau beweist, dass sie innig durchdrungen ist von dem Berufe unserer Zeit, durch eifriges Wirken für die Erhaltung der vaterländischen Baudenkmale ihre eigene Befähigung zu gleichartigen Schöpfungen vorzubereiten. Von diesem Geiste belebt, werden unsere Mitbürger sich freudig beeilen, die schon vielfach angeregte Idee der Restauration unseres Münsters nunmehr thätig in's Leben zu rufen und unter eigener ernstlicher Mitwirkung dem grossen Unternehmen die huldvolle Theilnahme unsers allergnädigsten Königs dauernd zu sichern, so wie alle Freunde des Wahren, Guten und Schönen zur lebhaften Unterstützung eifrigst anzuregen. Schon haben Kölns hochherzige Kunstfreunde die erste Hülfe angeboten. Aachens Bürger werden jetzt beweisen, wie nach schweren Entbehrungen und Prüfungen, gleich beim ersten Schimmer der Rettung, edle Menschen lebhaft von dem Drange ergriffen werden, die Fülle ihrer innigsten Dankbarkeit durch gute Werke zu bethätigen. Im Auftrage einer grossen Anzahl von Bürgern der Stadt, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, ihre Mitbürger unter Darlegung bestimmter Vorschläge zu gedachtem Unternehmen einzuladen, bitten wir daher gegenwärtig die gesammte Bürgerschaft Aachens, aus nachstehendem Berichte über eine am 19. April d. J. Statt gefundene einleitende Verhandlung und dem weiter angeschlossenen Entwurfe zum Statute eines zu bildenden Vereins gefälligst zu entnehmen, in welcher Art die Verwirklichung des hohen Zweckes in Aussicht genommen worden ist.

Zur weiteren Prüfung des Vorschlages, insbesondere zur schliess-

lichen Feststellung des zuletzt erwähnten Entwurfes, ersuchen wir unsere sämmtlichen Mitbürger, sich am Mitwoch den 11. August dieses Jahres, Nachmittags 4 Uhr, in der Aula der hiesigen Bürgerschule recht zahlreich einzufinden.

Wir hegen das zuversichtliche Vertrauen, dass das Vorhaben in der unbegrenzten Verehrung, mit der jeder Aachener seinem Münster zugethan ist, den lebhaftesten Anklang finden und dass alle Kräfte sich vereinigen werden, für ein segensreiches Gedeihen des grossen Unternehmens eine sichere Grundlage zu schaffen.

Berlin. Das Aachener Münster. Dem Verein zur Wiederherstellung der Münsterkirche zu Aachen, zu dessen Bildung in diesen Tagen in der genannten Stadt der Grund gelegt worden, wird von Allen, welche sich für die Erhaltung und zweckmässige Restauration eines unserer interessantesten und wichtigsten Bauwerke interessiren, Billigung und freudiges Willkommen zu Theil werden. Der traurige Zustand, in welchem die karolingische Kaiserkapelle, das erste und bedeutendste der Werke, welche in den rheinischen Gauen an die spätrömische Kunst unter byzantinischen Einflusse erinnern, seit lange sich befand, ist Allen bekannt, welche diesen Dingen nur einigermassen Aufmerksamkeit zugewandt haben. Von den vielfachen Umänderungen im Mittelalter will ich nicht reden: das Chor, welches der Bürgermeister Gerhard Freiherr von Schellark (Chorus) hinzufügte, (1353—1413), stimmt zwar nicht zum ursprünglichen Oktogon, ist aber ein schöner, grossartiger Bau im germanischen Styl des 14. Jahrhunderts, dass man über die zerstörte Einheit gern hinwegsieht, um so mehr, als hier gerade der Umstand eintritt, dass diese mittelalterlichen Zusätze, Chor und Kapellenkranz, letztere dem ersteren in der Bauart sich annähernd, die alte Muttergotteskirche gleichsam als Kern einschliessen. Die Verunstaltungen aber gehören verhältnissmässig neuerer Zeit an: sie sind im vorigen Jahrhundert geschehen, wo man das Musiv der Kuppel, welches allerdings sehr gelitten haben mochte, vollends zerstörte oder überkleisterte, das ganze Achteck mit dem pompösen Zopf verbrämte, welcher mit seinen Statuen und Verzierungen von Stuk und seinen Schnörkeln und Guirlanden sich so breit macht und nebenbei auch die Profile verdirbt, wo man die unteren Theile der Chorfenster vermauerte, damit die Domherrn durch Zugluft keinen Schnupfen bekommen und durch die aussen angeklechsten Buden das Einkommen mehren möchten, wo man die Apostel-Statuen übertünchte und die farbigen Scheiben der riesigen Bogenfenster wegnahm, um sie durch grünlich-weisse zu ersetzen, wo man

die geschmacklose ungarische Kuppel, welche noch von Aussen gesehen, die schreiendste Disharmonie hervorbringt, an die Stellen der alten von König Ludwig I. setzte, die Muttergotteskapelle nebst ihrem Ueberbau im oberen Geschosse (Doppelkapelle) abtrug, endlich, was freilich nicht der Stadt, sondern dem revolutionairen Gesindel, das sich über die Rheinlande ergoss, zur Last fällt, diess obere Geschoss gewissermassen zerstörte, indem man die Säulen, welche in den grossen Arkaden standen, mit den durch dieselben gestützten kleineren Bogen herausbrach, erstere nach Paris schleppte, die alte Orgel entfernte, deren rothe Porphyrsäulen auch die Reise nach der Seine machen mussten, und das Bleidach abriss. Die Verunstaltungen sind im neunzehnten Jahrhundert geschehen, wo man in weniger als fünfzehn Jahren den Hochaltar vernichtete, um einen nichtssagenden, styllosen hinzustellen, die Durchsicht aus dem obern Geschoss des Oktogons in das Chor versperrte, indem man in der Bogenöffnung die Orgel anbrachte, die metallenen Theile des Denkmals Kaiser Ottos III. in die Schmelzhütte sandte und die an der Taufkapelle befindliche Bogenstellung niederriss, die letzte Manifestation der damaligen französischen Nichtachtung des Mittelalters. Der Beschmierung der Gewölbfelder des oberen Geschosses des Oktogons (Hochmünster) mit jämmerlichen Malereien will ich nicht weiter gedenken.

Ich glaube, wenige Gebäude sind so misshandelt worden, wie die Münsterkirche in Aachen. Man sieht ihr's aber auch an! Oft habe ich mich geschämt, wenn ich kunstverständige Fremde hineinführte und ihre verwunderten Blicke gewahrte.

Es ist nicht lange her, seit der Gedanke der Wiederherstellung der Kirche thätig ins Leben zu treten begonnen hat. Man kann nicht sagen, dass die Aufmerksamkeit des Kapitels und der Bürgerschaft nicht schon vorlängst auf dies ihr schönstes und merkwürdigstes Bauwerk hingelenkt gewesen wäre: Im Jahre 1818 schon erschien eine treffliche archäologische Beschreibung des Münsters von dem noch lebenden Hofrath *F. Nolten*, in welcher er das Architektonische klar zur Anschauung gebracht, das Historische einfach erläutert. Aber es geschah nichts für die Kirche: ich habe sie noch einmal neu übertünchen und bemalen sehen. Die Vernachlässigung, unter welcher bis auf unsere Tage alle Monumente der Stadt zu leiden gehabt haben, hat auch das Münster betroffen. Endlich aber begannen bessere Zeiten, und des regen Eifers des damaligen Probstes, jetzigen Weihbischofs *Claessen* in Cöln, muss dabei rühmend gedacht werden. Von den alten Säulen war der der Zahl nach bedeutendere Theil von Paris

zurückgekommen (leider waren die schönen rothen Porphyrsäulen den Franzosen geblieben, indem man für ihr Louvre mehr Rücksicht hatte, als sie für unsere Kirche, obschon es sich hier nur um Rücknahme gestohlenen Gutes handelte): man ging an deren Wiederaufstellung. Se. Majestät der König bewilligte im Jahre 1842 für neue Granitsäulen und Restauration wie Aufstellung der alten über 20,000 Thlr., seit dem Sommer 1845 sind die Arkaden wieder hergestellt und gewähren, wenngleich noch nicht in allem Detail vollendet und wenngleich noch ohne die prächtigen Bronzegeländer, welche das ganze Hochmünster umschliessen, eine Anschauung des ursprünglichen Zustandes. Ob man wohl gethan hat, die zum Theil noch vorhandenen alten Kapitäle durchgehends durch neue zu ersetzen, lasse ich unerörtert.

Diese theilweise Arbeit nun hat es klar gemacht, dass eine vollständige Restauration der Kirche unternommen werden muss. Der Baurath *von Quast* hat sich mit einer solchen vielfach beschäftigt und ältere Abbildungen, darunter die ehemals im Vatikanischen Museum, jetzt in Berlin befindliche, so wie analoge Bauten, dabei zu Rathe gezogen. Geht man also an die Arbeit, so ist nach den gewonnenen Erfahrungen jedenfalls zu erwarten, dass sie im Sinne des ursprünglichen Baues geschehen werde. Natürlich kommt das Oktogon zunächst in Betracht. Für die Wiederherstellung der alten Verzierung der Kuppelwölbung und der Wände zwischen den Fenstern giebt die Abbildung des grösseren Musivs in *Ciampini's* Vetera monimenta, so unvollkommen sie ist, doch einen sichern Anhaltspunkt. Dass man beim Wegschlagen des Putzes noch viel finden wird, ist kaum wahrscheinlich; jedenfalls wird man Freskomalerei anwenden müssen, um den kostbaren Musivschmuck zu ersetzen. Im Chor wird auch genug zu thun sein, freilich keineswegs so dringende Arbeiten. Die Vertiefung der Fenster durch Wegbruch der modernen Wände und der die Aussenseite ganz entstellenden Buden, die Wiederherstellung der schönen Apostel-Statuen in ihren ursprünglichen Farben, die Errichtung eines neuen Hochaltars, zu dessen Tabernakel vielleicht die prachtvollen Säulen in der Kreuzkapelle, zwei von grünem Porphyr und zwei granitne zu gebrauchen sein dürften, werden hier in Betracht kommen. Geht man dann vom Hauptgebäude auf die vielen Kapellen über, welche theilweise unglaublich vernachlässigt sind, so werden allerdings auch diese viele Mühe in Anspruch nehmen. Die in verschiedenen Epochen auf jede Weise verdorbene und verstümmelte Aussenseite übergehe ich hier ganz.

In neueren Zeit ist, nach der genannten Schrift von *Nolten* und der historischen Beschreibung des verstorbenen Gymnasial-Oberlehrers *Quix* die Münsterkirche vielfach besprochen worden. Die beste architektonische Beschreibung ist die von *Franz Mertens* in der Allgemeinen Bauzeitung (1840, S. 135—152), wo auch genauer Grund- und Aufrisse gegeben werden. Der Cav. *L. Canina* in Rom hat in der vor Kurzem erschienenen (mir noch nicht zugegangenen) zweiten Auflage seines grossen Werkes über die Basiliken auch des Münsters gedacht, welches er in meiner Begleitung im Herbste 1845 besichtigte. Hr. *Fortoul* erwähnte desselben in dem Buche: De l'Art en Allemagne (Paris 1842, II, 352 bis 361). Ueber die alten Säulen schrieb Prof. *Nöggerath* in *Lerschs* Niederrhein. Jahrbuch (1843 S. 193—216), über die byzantinischen Reste der Halle an dem Kreuzgange Prof. *Bock* (ebendas. S. 73—89). Auch die Kirchen, deren Betrachtung und Vergleichung sich hier von selbst an die Hand giebt, sind neuerdings mehrfach untersucht worden: über San Vitale zu Ravenna, worin man das Prototyp erkennt und deren Hauptheil jetzt auch durch die unsinnigste Malerei entstellt ist, handelt *von Quast* in seinen altchristlichen Bauwerken Ravenna's, über die Kirche zu Otmarsheim in Elsass *E. Schnaase* (Kunstblatt, 1843, Nro. 24), über die Kapelle zu Nymwegen *A. Oltmans* (Description de la Chapelle Carlovingienne et de la Chapelle, restes du Chateau de Nimégue Amsterdam, 1847); von der Stiftskirche zu Essen wurden schöne detaillirte Zeichnungen gemacht. Französische Bauten, die mehr oder minder diese Construction zeigen, glaube ich hier nicht einzeln nennen zu müssen. Was aber die Karolingischen Bauten in Aachen überhaupt betrifft, so darf ich nicht unerwähnt lassen, dass sich um die Kunstgeschichte derselben Keiner ein so grosses Verdienst erworben hat, wie der schon genannte jetzt zu Brüssel lebende Prof. *C. P. Bock*, von dessen Arbeit über die Theodorich-Statue ich in diesen Blättern ausführlicher zu reden Gelegenheit hatte, und welcher in der Kenntniss der mit diesen Dingen zusammenhängenden spätrömischen und byzantinischen Kunst und Antiquitäten wohl von Niemanden übertroffen werden dürfte.

Ich komme auf den zu Aachen sich bildenden Verein zurück. Er wird unter verständiger Direktion höchst Erspriessliches leisten. Der neuerwachte Antheil an den vaterländischen Denkmalen, welcher sich bei den Bewohnern zeigt, giebt der Hoffnung Raum, dass im gegenwärtigen Falle die Theilnahme eine allgemeine sein werde. Es kommt dann nur darauf an, dass man sich bald über die zuerst vorzuneh-

menden Arbeiten einige: nach den hier schon gemachten Vorarbeiten dürfte darüber, wie über die Weise der Ausführung, kaum ein Zweifel mehr obwalten. Sehr zu wünschen ist dabei, dass die historisch-archäologische Forschung über den vormaligen Zustand der Kirche und ihre nächste Umgebung bei so guter Gelegenheit nicht vernachlässigt werde. Sobald nur immer möglich gehe man an das Herunterschlagen des Zopfes. Sind Kuppel-Gewölbe und Mauerflächen nun erst wieder frei, so ist es vielleicht möglich, das Oktogon in der allgemeinen Anordnung und mittelst der Anwendung der Lokalfarbe so weit in Harmonie zu bringen, dass dasselbe, steht es auch noch nicht in voller Schönheit da, doch wieder einen würdigen Eindruck macht, wenn im Sommer 1848 die Jubelfeier der vor sechshundert Jahren geschehenen Gründung des Kölner Doms und zugleich die Feier der Vollendung oder Restauration mehrerer rheinischen Kirchen begangen wird.

Künftige Jahre werden dann fortbauen. Es ist eine Ehrensache für Aachen. Die Stadt hat zu wenig gerettet von ihren alten Denkmalen, als dass sie auf Erhaltung und Wiederherstellung des noch Vorhandenen nicht um so eifriger bedacht sein sollte.

(Aus der Allgem. Preuss. Zeit. v. 20. Aug. 1847.)

B r ü s s e l. Der Kunibertsbrunnen in Cöln. Cölnischem Kinderglauben zufolge holt man in dem «K u n n e b ä t z p ö t z» die Kinder. Diese sitzen drunten um die Muttergottes herum, welche ihnen Brei giebt und mit ihnen spielt. Es ist nicht dunkel dort, sondern sehr schön klar und hell. Oft fragen sich die Kinder später, ob sie sich nicht ihres Aufenthalts in dem Brunnen mehr erinnerten, aber das ist schwerlich der Fall [1]. Dieser Brunnen liegt in der Kirche selbst in einer Art von Krypte und ist jetzt gänzlich unbenutzt.

Diese Kindersage, welche sich gleichfalls an den schönen Brunnen in Nürnberg und den grossen Brunnen in Zürich knüpft, so wie auch an das Manneken-Pis in Brüssel, ist, meines Erachtens, sehr wichtig für Cöln [2] und ein Zeugniss dafür, dass der Cultus der altger-

---

1) Jüdischem Glauben zufolge schlägt der Schutzengel das Kind bei der Geburt auf den Mund; zugleich vergiest es seinen frühern Zustand, von dem es nie mehr sprechen kann.

2) Diess scheinen auch die unberufenen, „rheinländischen Alterthumsforscher,“ welche *Weiden's*, „Cölns Sagen, Legenden, Geschichten“ fortsetzten, erkannt zu haben. Statt einfach treuer Darstellung der Sage aber geben sie ein romanhaft ausgesponnenes Gewäsch, worin der schöne Kinderglaube dadurch erklärt werden soll, dass drei oder vier nichtsnützige Weiber ihre Neugebornen an dem Brunnen aussetzten; das Volk habe diese „K i n d e r l e i n“ für „S p r ö s s l i n g e d e s B r u n n e n s“ gehalten.

manischen Gottheit, der wir meist unter dem Namen Holda begegnen, auch hier blühte.

Holda ist die freundliche, milde, gnädige Göttin und Frau, die sich den Menschen stets hilfreich beweist und nur dann zürnet, wenn sie Unordnung im Haushalt wahrnimmt. Sterbliche gelangen durch den Brunnen in ihre Wohnung; die Seelen der ungetauft sterbenden Kinder fallen ihr zu. (m. 244 ff.). So weit kennen wir die Göttin bis jetzt; unsere Sage legt ihr noch bei, dass sie auch das Kind wieder der Mutter schenke — d. h. falls wir wahrnehmen können, dass die Maria unserer Sage Holda und nicht etwa eine andere Gottheit ist.

Holda liebt den Aufenthalt in Seeen und Brunnen; (m. 246.) in einem solchen aber finden wir unsere Maria. Ihr jährlicher Umzug bringt dem Lande Fruchtbarkeit. Was aber liegt denn näher, als dass sie auch den Bewohnern des Landes Fruchtbarkeit verleihe, wie Freyr, der Fruchtbarkeit und Frieden der Erde schenkte, (m. 193.) den man aber auch opfernd anruft, „si nuptiae celebrandae sunt"? Da sie die Seelen der Kinder empfängt, [1]) müssen dieselben auch wieder von ihrem Schoosse ausgehen, wie die Wunschkinder von Wunsches, des gleichfalls die Seelen empfangenden Wuotans Schooss (m. 799.). Und ganz stimmt „diû wise, dâr dû komen wilt, an der Blanchefiûr spil mit andern genuogen" (Flore 19. m. 782.) und an der im Brunnen der Frau Holda Haus liegt, zu dem Ort, wo Maria mit den Kindern spielt, wo sie ihnen viel gibt und ihre Bettchen macht. Diess Letztere vermuthe ich darum, weil es im niederländischen Sprichwort, wenn es schneit, heisst: „Onze lieve vrouw maekt Jesukens beddeken," während das hochdeutsche Sprichwort die Flocken von Holda's eignem Bett kommen lässt. Jesuchen verträte somit das bei der alten Göttin wohnende Kind.

Aber noch eins könnte vielleicht für die Verwandtschaft dieser Maria mit Holda sprechen. Noch heisst der Platz vor St. Kunibert «An der Linde.» War diese Linde vordem ein heiliger Baum, an dem vielleicht spätere Christen ein Marienbild aufhingen, der, einst der Holda heilig, später der heiligen Mutter geweiht wurde? Solcher Marienlinden giebt es in den Niederlanden eine Menge. So steht unweit meiner Wohnung „de gewyde boom", (l'arbre beni) an wel-

---

1) Eine auffallende Verwandtschaft hat dieser Brunnen mit dem See Fakone in Japan, Ou les habitants placent une espèce de limbes, habités par tous les enfants morts avant l'age de sept ans. Ils sont persuadés que les âmes de ces enfants souffrent quelque supplice dans ce lieu là, et qu' ils y sont tourmentés jusqu'à ce qu'ils soient rachetés par les passants. *Colin de Plancy* Diction. infern. p. m. 818.)

chen sich manche Sagen knüpfen, unter den sich nach einem Regen Alt und Jung stellt, um das heilkräftige Wasser auf sich tropfen zu lassen, welches an seinen Blättern hängen blieb. So die Linde von Oosterwyk in den Kempen. In municipii hujus foro amplissima et vetustissima visitur tilia, quae per totam Brabantiam campestrem admodum famosa est. Juxta hanc sacellum est Deiparae Sacrum ab eadem nomen induens, dicta „Diva virgo miraculosa ad tiliam," onze lieve vrouwe van mirakelen aen de linde. (*Wichman*, Brabantia mariana p. 427 — *Gramaye* Oosterwyk cap. I.). So die berühmte Linde von Kevelaer, deren Blätter die Pilger mit sich heimtragen,[1]) u. v. A. Unter einer Linde sass auch nähend die mit Holda so genau verwandte Godelieve, deren heilkräftiger Brunnen noch sprudelt. (*Wolf*, deutsche Mährchen und Sagen 384.). *Grimm* bringt zwar keine, unserer Göttin heilige Bäume bei, aber die vorhererwähnten könnten gewiss sehr gut solche sein; ihr könnten um so eher Bäume geweiht werden, da ja, wie aus dem ewig frischen Quell so auch aus dem immer wieder grünen Baume das junge Leben sprossend gedacht wurde, da man wie aus dem Born, so auch aus dem Baum die Kinder holte.

Wenn es auch — was ich zwar nicht glaube — zweifelhaft scheinen könnte, dass man der Holda Bäume weihte, dann wird die Identität der Göttin mit der brunnenbewohnenden Maria doch gewiss keinem Zweifel mehr unterworfen sein. Es handelt sich jetzt nur darum, zu wissen, unter welchem Namen sie in Cöln verehrt wurde, ob sie hier Holda hiess. Das kann uns aber keiner besser sagen, als *Ernst Weyden* und dem will ich denn die Beantwortung der Frage überlassen. Möge er nicht zu lange damit zögern.

J. W. Wolf.

Cöln. Merovingische Fibula. Das höchst merkwürdige und seltene Alterthum, dessen getreue Abbildung ich Tafel V. Fig. 8. vorlege, wurde im Jahre 1839 am Stumpfen Thurm bei Berncastel, dem alten Belginum, gefunden, und ist im Besitze meines Vaters. Es war eingeschlossen in einer ovalen, sehr flachen Dose von Kupfer mit geringem Silberzusatz, deren beide Hälften durch ein Charnier verbunden sind; von aussen war dieselbe mit einer rothen, dem Siegellack ähnlichen, Masse überzogen, die sich jedoch nicht überall erhalten hat.

---

1) Die Pilger, welche aus Köln nach Kevelaer wallfahrten, versammeln sich in der Kirche des heil. Cunibert, also an der Linde, und danken in ihr auch nach der Rückkehr für die glücklich zurückgelegte Reise. Die beiden Kinderbrunnen in Zürich und Nürnberg liegen vor Liebfrauenkirchen. (!).

Die Fibula selbst besteht aus einem dünnen Goldblatt, eingefasst in einen platten silbernen Ring, der durch sechs kleine, ebenfalls silberne, Nägel auf einer Bronzeplatte befestigt ist. Auf der Rückseite der letztern befinden sich zwei Oesen dicht nebeneinander und gegenüber ein Haken, welche dazu dienten, eine Nadel aufzunehmen, und die so den Gegenstand als Spange — fibula — erkennen lassen.

Der erwähnte silberne Ring ist mit eingeritzten, zickzackförmigen Strichen verziert. Der Hauptheil, das Goldblatt, ist durchaus einem Bracteat gleich, und giebt dem Ganzen viel Ähnlichkeit mit einer Münze.

Das Gepräge ist: Sehr barbarisches Brustbild von vorn, mit dem Paludamentum bekleidet und der Zackenkrone: im Felde links I u. A, rechts ein gleichartiges Kreuz und mehrere Buchstaben: C, L, C, Ư, S und ●AV⊙O, nur die letztern einigermassen zusammenhängend.

Der ganze Styl dieser Vorstellung, besonders die Nachahmung der Römischen Kaiserbüste, die Form der Buchstaben A und Q, beweisen denselben Ursprung, wie die zahlreichen Goldmünzen der Fränkischen Könige aus dem Geschlechte der Merowinger.*) Einen dieser Könige stellt ohne Zweifel das Portrait dar, und bin ich versucht, in den fünf letzten zusammenhängenden Buchstaben der Aufschrift dessen Namen zu finden. Der erste und vierte derselben, obgleich verschieden, können beide Nichts Andres sein, als Griechische Theta, Θ. Dieser Buchstabe kommt zwar in dem von *Lelewel* l. c. zusammengestellten merowingischen Alphabet nicht vor, wohl aber andere griechische Formen, Δ für D, P für R: die Anwendung des Θ kann daher nicht auffallen.

Wir hätten also Thautho, was, um die gewöhnlich Keltisch-Germanische Endsilbe verlängert, Thauthorich für Theoderich gäbe; dieser Name findet sich überhaupt sehr verschieden geschrieben, z. B. Tiederic, Teuderic u. s. w.

In der Reihe der Merowingischen Könige kommen vier dieses Namens vor, nämlich:

Theoderich I. König von Metz 511 — 534.
« II. König von Orleans und Burgund 596 — 612 und König von Austrasien 612 — 613.
« III. König von Neustrien 673 — 679 und des gesammten Frankenreiches 679 — 687.
« IV. König der Franken 720 — 737 unter der Vormundschaft des Hausmaiers Carl Martel.

---

*) *Lelewel*. numismat. du moyen age. — Revue numism. Française. — *Conbrouse*. catal. raisonné des monn. nat. de France. — u. A.

Welchen von diesen das Bildniss angehöre, lässt sich nach Analogie der Münzen, und nach dem von dem genannten ausgezeichneten Forscher aufgestellten Unterscheidungszeichen bestimmen.

Hiernach findet sich die Zackenkrone in der Periode von 650 bis 752., zusammenhängende Buchstaben im Felde von 560 — 650 und wieder 700 — 752, beide Merkmale zugleich also nur im achten Jahrhundert, in welches die Regierungszeit Theoderich des Vierten fällt, dessen Bildniss wir demnach auf unserer Fibula erkennen.

Senckler.

Bonn. Für die Freunde römischer Alterthümer ist es von Interesse, nicht bloss die gefundenen alterthümlichen Gegenstände, sondern auch die Orte zu kennen, wo dieselben gefunden werden. Solche Orte dienen als Ausgangspunkte für neue Nachgrabungen und sind überdies Momente, um die Ausdehnung und die Gränzen römischer Städte, Häuser und anderweitiger Niederlassungen zu bestimmen und verdienen spätern Freunden römischer Alterthümer kennbar gemacht zu werden. Von diesem Gesichtspunkte gehen wir aus, indem wir hier berichten, dass im Laufe des vorigen Sommers, in dem von Herrn *Behrend* neu angelegten Garten an der Coblenzer Strasse, oberhalb des Eschenbäumchens, etwa hundert Fuss von der Landstrasse entfernt, in der Richtung nach dem Kessenicher Wege zu, folgende Gegenstände gefunden worden sind.

1. Zwei römische Lampen aus Thon, von welcher die kleinere den Namen des Verfertigers CAMPII trägt; beide Lampen sind monolychnes und murales. 2. Ein kleines Tellerchen von terra sigillata. 3. Zwei kleine Gefässe von der Grösse einer gewöhnlichen Obertasse; das eine aus terra sigillata, das andere aus sogenanntem Steingute. Das letztere trägt Spuren des Feuers an sich. 4. Ein Aschenkrug. 5. Mehre Deckel von Aschenkrügen und sonstige kleine Fragmente von thönernen Gefässen.

Die beiden Lampen sind ungebraucht, und mit einer röthlichen Farbe angestrichen. Ueber die Fabrikationsweise der irdenen Lampen geben dieselben folgenden Aufschluss. Sie bestehen aus zwei Theilen, der eine Theil ist derjenige, welcher das Oel enthält und den Bauch der Lampe bildet, der andere Theil bildet die Decke der Lampe, in welcher sich die Löcher für das Eingiessen des Oeles und für den Docht befinden; beide Theile sind einzeln geformt, aufeinandergelegt und dann miteinander verbunden werden. Braun.

Bonn. Die Matronae Veteres. Bei *Cean Bermudez* Sumario de las antiguedades Romanas que hay en España. Madrid 1832. wird p.

378. aus einem Codex folgende römische Inschrift, die sich in Porcuna befinden soll, mitgetheilt: ARA. M. VETERIBVS. und gesagt: «que non entiendo pueda decir otra cosa que ara de M a r t e para los ancianos, ó el altar para las a n i m a s de los difuntos antiquos.» Aber es ist klar, dass das weder ein Altar des Mars durch die Veteres (!) geweiht seyn kann, noch ein Altar für die Manes veteres. Wenn die Inschrift echt ist, woran wohl nicht zu zweifeln, so ist sie zu lesen: A r a m a t r o n i s V e t e r i b u s. dann aber halte ich diese Matronae Veteres für dieselben, die oben in der Embkener Steinen: Matronae Veteranehae, Veteranihae u. s. w. genannt werden. Bei dem Wechsel der Legionen, der zwischen allen Provinzen des römischen Reiches in der Kaiserzeit statt fand, hat es nichts Auffallendes, dass ein Soldat, der in Castra Vetera gelegen hatte, nach Spanien versetzt, den Müttern von Castra Vetera seine Verehrung darbot. L. L.

B o n n. Mittelalterliche Malereien. Zu den Gemälden in der ehemaligen Kapelle zu Ramersdorf in unserer Nähe, welche an *Schnaase* in *Kinkels* Jahrbuch: Vom Rhein, einen sinnigen und beredten Beschreiber gefunden haben, vergleiche man das von *Fr. N. Fernbach* im Kunstblatt 1847. No. 35. S. 139. beschriebene Gemälde in der Vitus-Kirche in Mühlhausen am Neckar, (aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh.) das ganz denselben Stoff enthielt: „Im grossen Chorbogen dieser Kirche ist Christus als Weltrichter, das zweischneidige Schwert im Munde, auf doppeltem Regenbogen thronend, in schmutzig blaugrauem Grunde dargestellt. Obenan im Zwickel des Gewölbes sind zwei die Tuba blasende Engel, neben ihnen zwei Heilige, dann St. Maria und Apostel Petrus über lebensgross auf Wolken. In der Fläche der beiden Bogenschenkel ist das Weltgericht, die Ausscheidung der Frommen zur Belohnung ins himmlische Reich, die Gottlosen zur Strafe der Hölle; untenan ist die geistliche und weltliche Herrschaft dargestellt. Dieses Gemälde ist grösstentheils noch in seinem ursprünglichen Zustande möglichst gut erhalten. In der Mitte des Bogens (Spitzbogen) ist die Krönung der heil. Maria, nämlich Christus mit seiner Mutter auf dem Throne sitzend und die Betenden segnend, in einem Kreise von acht Engeln mit den Marterwerkzeugen des Gekreuzigten. Gegen den Chorschluss zurück sind die Symbole der vier Evangelisten, dazwischen die vier abendländischen Kirchenväter dargestellt. Dieses Gemälde wurde in späterer Zeit unstreitig stark übermalt.“ L. L.

B o n n. Apollo Grannus. Aus *W. Lindenschmitt's* Räthsel der Vorwelt, oder, Sind die Deutschen eingewandert? Maynz. 1846. S.

36. entnehmen wir folgende Stelle, die für die Erörterung über die Namen auf orix H. IX. S. 58. (vrgl. XII. S. 56.) einen Beitrag gibt: „Sehr annehmbar ist, was *Herm. Müller* über die Titanen sagt, die er als Teitanen und Teutonen in Italien und Brittanien nachweist, als Verehrer des Titan, der Sonne, die im Phönikischägyptischen Teith, im Irischen Tiotan geheissen (was wohl aus unserm altdeutschen Thio entstand) und des Tages, der, nach *Kallimachos* von den Kureten Τιτω, irisch Thiodal geheissen sei. Dass der Apollo Teutorix wörtlich selbeins sei mit dem gothischen Thiudareiks-Dieterich, wird hier von *Herm. Müller* freiwillig erkannt, und somit gerade durch diesen hochwichtigen Verbindungsweg das Zusammenfliessen der griechischen und deutschen Urteutonen angebahnt. Der Titus des Südens ist unser Thiodo. Diess alles ist sehr einleuchtend und wirklich ist unser Teutoburgium auch Tittoburgium genannt. Weniger übereinstimmend möchten wir titulus, den Titel oder die Benennung statt mit τίω, ich ehre, lieber mit unserm diutan, deuten, in engere Verbindung gebracht sehen. Der Apollo Tuitiorix und Teutorix ist der Deuterich, das Licht: (Δευδοριξ, Heldenname bei Strabo). Dieterich heisst Volksmann, Volkskönig. Wie kömmt nun der Begriff von Volk neben den von Deutlichkeit zu stehen?" — Ebendaselbst vergleiche man über den deus Penninus, dessen Auslegung durch Assonanz an das Celtische penn, Haupt, der Verfasser nicht anerkennen will. L. L.

Bonn. Zu den Keltischen Namen auf orix fügen wir jetzt von einer gallischen Münze in *Didron's* Annales Archéologiques. Tom. VI. p. 221. Pl. 1. No. 32. den Namen CANTORIX. L. L.

Bonn. Römische Inschrift. Wegen der legio I. Min. ist folgende Inschrift nicht uninteressant, die sich an der Façade eines Grabes in den Ruinen von Ouadi Mousa, der alten Hauptstadt der Nabatäer im J. 1827 fand und jetzt in der Revue archéol. 1847. 15. Juillet p. 258. abgedruckt ist: QVINTO· PRETEXTO FLORENTINO· IIIVIRO· AVR. ARG. FLANDO· TRIB· MILIT· || LEGIMINERVIE· QVEST· PROV· ACHAIAE· TRIB· PLEB· LEG· LEG· VIIII· HISP. PROCOS || PR· NARB· LEG· AVG· PR· PR· PROV· ARAB· PATRI· PIO· EX. TESTAMENTO· IPSIVS· Auch Licinius Sura, der Legat dieser Legion war, war QVAESTOR. PROVINCIAE. ACHAIAE. *Grut.* 430. L. L.

Bonn. Trier und Arelate. In der descriptio orbis sub Constantio imp., in *Mai's* Classic. auct. Vatican. Tom. III., heisst es p. 404: „Post Pannoniam Galliarum provincia, quae maxima est, et propter

imperatorem quo semper eget, in multitudine omnibus bonis habundat, sed plurimi pretii: cuius maxima civitas Treviri[1]) dicitur, in qua dominus gentis inhabitat: est enim mediterranea. Habet alteram iuxta mare priori similem civitatem, quam Arelata vocant, quae accipiens omnia mundi negotia supra dictae civitati emittit. Omnis autem regio viros habet fortes in proelio, et nobiles in omni negotio. His adiacet gens multa Gothorum.“ Schon Mai citirt Ammian. Marc. XV, 11: „Treviros domicilium principum clarum.“ und Gothofred, der bewiesen habe, dass auch Constantinus iunior und Constans dort gewohnt hätten. L. L.

Wiesbaden, Oktober 1847. — Zu den merkwürdigsten Erwerbungen, durch welche das Museum der Alterthümer zu Wiesbaden in neuerer Zeit bereichert worden ist, gehört ohne Zweifel ein im Sommer 1846 bei Mainz gefundener Thorflügel eines römischen Tempels, über welchen in der Generalversammlung des Nass. Vereins für Alterthumskunde und Geschichtsforschung, am 23. September 1847, der Secretär des Vereins, Herr *Habel*, umständlichen Bericht erstattete. Da indessen in dem nächsten Hefte der Annalen die genauere Beschreibung und Erklärung jenes seltenen Ueberbleibsels veröffentlicht werden wird, zu dem nach der Versicherung von Sachkennern selbst die Museen Italiens kaum ein Gegenstück von gleicher Schönheit aufzuweisen haben: so mögen, um die Freunde des römischen Alterthums einstweilen darauf aufmerksam zu machen, an diesem Orte die nachstehenden kurzen Bemerkungen genügen.

Erdarbeiten bei der Albanischanze in Mainz führten im Sommer 1846, in einer Tiefe von 18 Fuss unter der dermaligen Bodendecke, zu jenem merkwürdigen Fund. Es war eine bronzene Thüre mit zolldickem Rahmen und zierlicher Palmettenfüllung, aus zwei Abtheilungen bestehend, deren obere, kleinere, von einem Gitterwerk, die untere längere aber von dachziegelförmigen Schuppen, ebenfalls von Bronze, ausgefüllt war. Der dazu gehörige, massive Riegel von derselben Metallmasse lag daneben. Die näheren Umstände, unter welchen der Fund sich darstellte, machen es wahrscheinlich, dass das Gebäude, dem die Thüre zugehörte, durch Brand seinen Untergang gefunden habe. Ferner lehrt die genauere Betrachtung eine Vergleichung mit den Vorschriften des Vitruv (de archit. IV, 6), dass wir es hier mit dem Thorflügel eines römischen Tempels zu thun haben, deren zwei nebeneinander stehende, nebst einem halbkreisförmigen Oberlicht darüber

1) Der Cod. Tyberim, also hat wohl Treberim ursprünglich da gestanden.

den Eingang solcher Gebäude zu bilden pflegten. Leider wurde das herrliche Werk von den Arbeitern in viele Stücke zerschlagen und stückweise an Juden verkauft, ehe Herr *Habel* Kunde davon erhielt, dessen rastlosen Bemühungen allein man es zu danken hat, dass dasselbe von dem Untergang gerettet wurde und, bis auf ein kleines Stück des Rahmens, vollständig wieder zusammengefügt werden konnte. Weitere Nachgrabungen an der besagten Stelle, zu deren Erwirkung bei dem preusischen Festungskommando Prof. *Gerhard* in Berlin seine Vermittelung freundlichst angeboten hat, würden ohne Zweifel zur Vervollständigung, des Gefundenen noch manchen Beitrag liefern können. — Die beifolgende Zeichnung kann vielleicht die näheren Verhältnisse des schönen Werkes einigermassen verdeutlichen helfen, auf dessen umständlichere Beschreibung in dem nächst erscheinenden Hefte der Nassauischen Annalen ich hiermit wiederholt verwiesen haben wollte. Dr. Rossel.

Trier. Die Bauten an der ehemaligen Kaserne, dem angeblichen Palaste Konstantins, die wegen des hohen Besuches in jüngster Zeit beschleunigt wurden, haben das Riesengebäude in ein ganz anderes Licht gesetzt. Die Wegräumungen im Innern haben den ehemaligen Grundriss ausser Zweifel gestellt, haben alle untern Mauern, die Füsse und untern Stücke von riesigen Säulen zu Tage gefördert, die, wie es jetzt heisst, wieder emporwachsen sollen. Die Halle war ehedem Theil eines Palastes, oder eine wirkliche Basilika und dürfte, in eine evangelische Kirche umgewandelt, wie dieses wenigstens anfänglich Zweck war, die grösste evangelische Kirche Deutschlands, vielleicht neben dem Ulmer Dome die schönste und merkwürdigste des Festlandes werden. Voss. Zeitg. Sept. 1847.

Freiburg, im Sept. Die hiesige Domkirche gilt allgemein für eines der wenigen Denkmale altdeutscher Baukunst, welche ihre Vollendung erreicht haben. Bei genauerer Betrachtung findet man aber noch einige Mängel, welche einen widerlichen Eindruck machen. Es ziehen sich ausserhalb des Münsters, parallel mit dem Mittelschiffe und dem Hauptchore, Reihen kleiner Thürmchen hin, welche, das Gepräge altdeutscher Kunst in sich tragend, mit ihren Spitzbögen und Strebepfeilern zum Ganzen harmonisch sich fügen. Am Chore fehlte von diesen Thürmchen noch eine bedeutende Zahl. Der neuern Zeit, welche für altdeutsche Baukunst empfänglich wird, blieb es vorbehalten, das Mangelnde auch hierin zu ergänzen. Im Herbste des Jahres 1845 wurde das erste neue Thürmchen gesetzt, in diesem Sommer ein zweites, und in wenigen Tagen wird das dritte vollendet dastehen.

Da die Mittel zum Fortbaue vorhanden sind, so ist zu erwarten, dass in wenigen Jahren der hiesige Dom durch die Vollendung der Thürmchen seine letzte Zierde erhalten werde.

Ulm, 5. Sept. Die Restaurationen an unserm ehrwürdigen Münster nehmen einen raschen Fortgang. Am Geburtstage des Königs (27. September) sollen wieder einige Pyramiden und ein Schneckenthurm enthüllt werden.

Darmstadt. Neue Mairae in England gefunden. Das Journal of the British archaeological association, Nr. III., Octbr. 31, 1845, enthält S. 247 unter der Ueberschrift: Verhandlungen des Comité, Aug. 31. folgendes: «Hr. *Smith* las folgende Mittheilung des Hrn. *E. B. Price* vor: «Beifolgende Skizze stellt das Stück einer Sculptur dar, welches in der city stoneyard Worship-street liegt.»

«Es ist berichtet, dass dasselbe während einer Ausgrabung für die Wasserleitung in Hart-street, Crutched Friars, vor ungefähr 8 Jahren gefunden wurde. Es scheint der Rest von drei sitzenden weiblichen Figuren zu sein, eine jede in ihrem Schoosse einen Korb haltend, dessen Inhalt nicht klar zu bestimmen ist, obgleich er Aepfel vorzustellen scheint; wahrscheinlich ist die Sculptur selbst in dieser Beziehung etwas mangelhaft. Der erste Anblick dieses Fragments bringt uns auf die Idee von den drei Hesperiden; noch mehr ist vielleicht damit die Pomona und zwei dienende Nymphen beabsichtigt, indem die mittlere Figur augenscheinlich breiter ist, als die anderen.» «Als ein Ueberbleibsel römischer Kunst, worüber nur wenig Zweifel sein kann, denke ich, es sei einer Darstellung in dem Journal der Gesellschaft würdig.» Gern stimme ich Herrn *Price* darin bei, dass dieses Fragment ein Ueberbleibsel römischer Sculptur ist, und jeder Freund der Archaeologie wird ihm den aufrichtigsten Dank für Veröffentlichung dieses sehr interessanten Denkmals zollen. Allein seiner Ansicht von der Bedeutung der darauf vorgestellten weiblichen Figuren vermag ich nicht beizupflichten. Der Hesperiden, welche Hesiodus in der Theogonie Kinder der Nacht nennt, und von ihnen sagt: «Hesperiden zugleich, jenseit der Okeanosströmung, «Die Goldäpfel bewachen und Goldfrucht tragende Bäume» waren nach Apollonius drei, nach Apollodor vier, und ihr Mithüter ist der Drache Ladon. Die goldenen Aepfel prangten im Garten der Juno. Auf dem hier in Frage befangenen Fragmente ist aber keine Andeutung von dem Drachen, von Bäumen oder einem Garten zu sehen, die Figuren sitzen vielmehr auf abgesonderten Stühlen oder einer Bank, und die mittlere derselben ist durch ihre Grösse und das über das eine Bein herabhängende Band

vor den andern ausgezeichnet, während keine der Hesperiden sich eines Vorzugs vor den übrigen zu erfreuen hatte. Pomona ist auf alten Denkmalen bald als schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schoosse und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen. Von diesen Attributen fehlt auch hier die entfernteste Andeutung, und doch ist es ja bekannt, dass die Alten in den einmal zur Bezeichnung gewisser mythologischer Wesen angenommenen Attributen nicht leicht zu wechseln pflegten. Ueberdiess kommt meines Wissens Pomona auf keiner Antike mit zwei dienenden Nymphen vor. Die in den Schalen dargestellten Aepfel allein können weder für eine Pomona, noch für Hesperiden zeugen, weil es noch andere Gottheiten gibt, die auf römischen Sculpturen ebenfalls mit solchen vorkommen, und es müssten darum nothwendig noch andere Attribute angedeutet sein, wenn man in diesen Figuren eine Pomona mit Nymphen, oder drei Hesperiden hätte erkennen sollen. Auf einem in der Kirchhofsmauer des Grossherzogl. Hessischen, zum Landrathsbezirk Breuberg gehörigen Orte Mimling-Crumbach stehenden Steine (von welchem ich im Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, Band II., Heft 3, S. 581—589, eine Beschreibung mit Abbildung gegeben habe), sind ebenfalls drei sitzende weibliche Figuren, Körbe oder Schalen mit Aepfeln auf dem Schoosse haltend, dargestellt, und eine Vergleichung dieser Sculptur mit der in England gefundenen, zeigt eine unverkennbare und höchst interessante Uebereinstimmung zwischen beiden. Die eigentlich charakteristischen Merkmale, nämlich: die Zahl der Figuren, die sitzende Stellung, die abgesonderten, nicht im Freien, sondern in einem umschlossenen Raume dargestellten Sitze, die Bekleidung mit Ober- und Unterkleid, die auf dem Schoosse gehaltenen Gefässe mit Aepfeln, die Auszeichnung der mittleren Figur (auf dem englischen Fragmente ist diese grösser dargestellt als die anderen, und über ihr rechtes Knie hängt ein am Ende zierlich durchbrochenes Band herab, welches bei den übrigen fehlt), sind auf beiden Sculpturen deutlich zu erkennen, und wäre das englische Fragment nicht so sehr verstümmelt, so würden sich vielleicht noch mehrere Uebereinstimmungen finden. Bei so gleichen Verhältnissen darf wohl auch eine gleiche Erklärung beider Darstellungen stattfinden, und wenn ich in den weiblichen Figuren des Mimling-Crumbacher Steines die Deae Mairae zu erkennen glaubte, so kann ich mich auch auf die für diese Ansicht

in der angeführten kleinen Abhandlung entwickelten Gründe berufen, wenn ich die Figuren auf dem englischen Fragmente ebenfalls für die Deae Mairae halte. Jeden Falls zeigt dieses Beispiel, wie nützlich für die Wissenschaft eine Verbindung archaeologischer Vereine aller Länder ist, wie der in dem einen Lande gefundene Gegenstand zur richtigen Erklärung eines in anderen Ländern entdeckten dienen kann, und in wie weit sich gewisse Culte unter den Römern und in den von ihnen besetzten Ländern verbreitet hatten.

Dr. Knapp.

Anmerkung. Der Herr Verfasser des vorstehenden Aufsatzes hatte denselben der British archeological association zu London mitgetheilt. Die literary Gazette und Journal of belles letters, arts, sciences &c. &c. for September 1846. London. gibt darüber folgende Pag. 770. British archeological association. Aug. 26th. Meeting of council. — — Dr. *Knapp*, president of the Historical Society of Hesse-Darmstadt, communicated, through Mr. Wright, a notice on the sculpture of the Deae Mairae, found in London, and engraved in the association, compared with an exactly similar statue recently found at Darmstadt. Dr. *Knapp* concludes with the remark: «that the consequence of communication between different societies has never been shewn to be useful by a fairer instance». —

Baur.

Nachschrift. Der Name der Mairae ist durch eine unrichtig gelesene Inschrift MAIRABVS statt MATRABVS entstanden, wie ich schon Heft II. S. 124. bemerkte. In der mitgetheilten Zeichnung fehlen an jenen Figuren der Matres Kopf, Hals und ein Theil der Brust, daher nicht zu erkennen ist, ob das Gewand in derselben Weise, wie auf unsern rheinischen Steinen, gefaltet und geschmückt ist.

L. L.

V. Chronik des Vereins.

Wir übergeben hiermit den Mitgliedern unseres Vereins das zwölfte Heft unserer Jahrbücher, mit welchem der sechste Jahrgang (1847) geschlossen wird.

Der 9. December, *Winckelmanns* Geburtstag, wurde auch in diesem Jahre in herkömmlicher Weise gefeiert. Der unterzeichnete redigirende Secretär des Vereins hatte im Namen des Vorstandes durch ein besonderes Programm „Apollon der Heilspender“ zu gedachtem Feste eingeladen.

Die Feier selbst, welche durch eine sehr zahlreiche Versammlung in diesem Jahre einen erhöhten Glanz erhielt, wurde durch einen Vortrag von dem zeitigen Präsidenten, Hrn. Prof. Dr. *Braun*, eröffnet, in welchem derselbe *Winckelmann* als Schriftsteller charakterisirte und dessen Verdienste um die Alterthumswissenschaft und die deutsche Litteratur überhaupt ins Licht stellte.

Unter den vielen werthvollen Alterthümern, welche den grossen Festsaal schmückten, nahm der Amazonentorso aus Trier und die vaticanische Amazone, von welchen Gypsabgüsse aufgestellt waren, eine besondere Stelle ein; an diese beiden Kunstdenkmale schloss sich der zweite Vortrag des Hrn. Prof. Dr. *Welcker* über die Amazonen an.

Nach Beendigung dieses Vortrages wurde von dem Unterzeichneten, ein von Hrn. Prof. Dr. *Urlichs* aus Greifswalde eingesandtes, zur *Winckelmanns*feier in Greifswalde verfasstes, Programm „über die Absis in den alten Basiliken“, und dann mehrere von Hrn. Sanitätsrath Dr.

Jäger aus Neuss eingesandte altchristliche Glastafeln mit Goldmalereien vorgelegt. Unübersteigliche Hindernisse hatten den letztgenannten Einsender abgehalten, früh genug in der Versammlung zu erscheinen, um die bezeichneten Alterthümer selbst zu erläutern.

Hr. Geheime Bergrath Prof. Dr. *Nöggerath* sprach über die Gewinnung des Goldes bei den Alten und insbesondere über die Anwendung desselben auf antike Schmucksachen unter Hinweisung auf eine reiche Ausstellung solcher Antiqaglien, die wir der kunstsinnigen Frau *Mertens-Schaaffhausen* hierselbst verdankten.

Den Schluss der Vorträge bildete eine Beschreibung des Grabes der Königin Helena von Adiabene, von Hrn. Lic. *Krafft*. Derselbe glaubte das genannte Grabmal in den sogenannten Gräbern der Könige wiederzuerkennen.

Wir haben den verehrlichen Mitgliedern unseres Vereins zugleich die angenehme Nachricht mitzutheilen, dass gegenwärtig fast alle deutsche Archaeologen an unserm Vereine sich betheiligt haben, dass sich die Zahl der neu hinzutretenden Theilnehmer immer mehrt, dass die Wirksamkeit des Vereins sich auch nach Aussen ausbreitet, und dass der Anschluss desselben an andere verwandte Gesellschaften in sehr erfreulichem Zuwachse begriffen ist.

Bonn, 30. December 1847.

Im Namen des Vorstandes
Dr. L. Lersch.

Das Verzeichniss der Geschenke folgt im nächsten Hefte.

Verzeichniss der Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Seine Königliche Hoheit Prinz **Friedrich** von Preussen.

Seine Hoheit der Herzog **Bernhard** von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Seine Excellenz der Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenseiten, Geheime Staatsminister Herr Dr. **Eichhorn** in Berlin.

Seine Excellenz der Geheime Staats- und Cabinets-Minister Freiherr von **Bodelschwingh-Velmede** in Berlin.

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Westphalen, Geheime Staatsminister Herr **Flottwell** in Münster.

Seine Excellenz der wirkliche Geheime-Rath und Königlich Preussische ausserordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am Königlichen Grossbritanischen Hofe, Herr Dr. **Bunsen** in London.

Der Generalpostmeister, Herr **von Schaper** in Berlin.

Der Generaldirektor der Königlichen Museen, Geheime Legationsrath Herr Dr. **von Olfers** in Berlin.

Der Geheime Oberregierungsrath, Curator und ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte, Herr Dr. **von Bethmann-Hollweg** in Bonn.

Der Berghauptmann, Herr Dr. **von Dechen** in Bonn.

Herr Professor Dr. **Böcking** in Bonn.

Herr Professor Dr. **Welcker** in Bonn.

Ordentliche Mitglieder.

Aachen. Stadtbaumeister Ark. Oberpostsecretär J. Claessen. Bauinspektor Cremer. Dr. Kribben, Director der h. B. Candidat Meyer. G-O-L. Dr. Menge. *G-O-L. Dr. Jos. Müller. Reg.-Rath Ritz. Prof. Carl Schmidt. Canonicus Dr. Smets. Regierungs-Präsident von Wedell. Vicar Weidenhaupt. Reg.-Secretär Weitz. — *Ahrweiler.* Lehrer Weidenbach. — *Alffter.* (bei Bonn) Pfarrer Meuser. — *Amsterdam.* Staatsrath Dr. P. A. Brugmans. — *Arnheim.*

Archivar J. A. Nyhoff. — *Arnsberg.* G-O-L. Pieler. — *Augsburg.* Gymnasialprof. Burckhard. — *Basel.* Prof. Dr. Gerlach. *Prof. Dr. Vischer. — *Bedburg.* Dr. Seul, Direktor der Ritteracademie. — *Berlin.* Geh. Finanzrath Camphausen. Prof. Dr Gerhard. Prof. Dr. Lachmann. Prof. Dr. Panofka. Prof. Lic. Piper. Baurath v. Quast. Legationsrath Dr. Alfred v. Reumont. — *Bern.* Bibliothekar Dr. A. Jahn. — *Bielefeld.* C. F. Westermann. — *Bonn.* Prof. Dr. Achterfeldt. Prof. Dr. Arndt. Prof. Dr. Aschbach. Geh. Hofrath Boisserée. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Brandis. Prof. Dr. Braun. Prof. Dr. Dahlmann. Reg.-Rath Prof. Dr. Delbrück. Dr. Delius. Repetent Dr. Floss. G.-O.-L. Freudenberg. Dr. Hauthal. Dr. Heimsoeth. Hohe, academ. Zeichenlehrer. Kaufm. Jung. Dr. Junkmann. Alex. Kaufmann. Prof. Dr. Kinkel. Direktor Klein. Oberbergr. Dr. Koch. Lic. W. Krafft. Ingenieur. H. v. Lassaulx. Dr. Lersch. Prof. Dr. Loebell. A. Marcus. Oberbergr. Martins. Prof. Dr. Mendelssohn. Frau Mertens-Schaaffhausen. Geh. Bergr. Prof. Dr. Nöggerath. Oberbürgerm. Reg.-Rath Oppenhoff. Dr. L. Schmidt. Domcapitular Prof. Dr. Scholz. Prof. Dr. Schopen. Dr. Simrock. G-L. Werner. Sanitätsrath Wolff — *Breslau.* Prof. Dr. Ambrosch. Prof. Lic. Friedlieb. — *Brüssel.* Prof. Dr. C. P. Bock. Freiherr von Reiffenberg. *Conservator Schayes. J. W. Wolf. — *Castellaun.* Superintendent Back. — *Cleve.* Director Dr. Helmke. — *Coblenz.* Referendar Eltester. G.-Direktor Dr. Klein. Bauinspektor v. Lassaulx. Staatsprocurator Schornbaum. — *Cöln.* Blümeling, L. a. d. h. B. Bibliothekar Dr. Düntzer. Buchhändler F. C. Eisen. J. M. F. Farina. P. J. Grass. Divisionsprediger Hunger. G.-Direktor Dr. Knebel. G.-O.-L. Kreuser. W. Kühn. Pfarrer Küpper. Lenhart. Peter Leven. Advocat-Anwalt S. Longard. Bildhauer Chr. Mohr. Stadtrath De Noël. G.-O.-L. Dr. Pfarrius. G.-O.-L. Pütz. Regimentsarzt Dr. Randenrath. G.-Lehrer Dr. Saal. Referendar A. Senckler. Baumeister Weyer. Regierungs- und Baurath

Zwirner. — *Crefeld.* *Rektor Dr. Rein. — *Deventer.* P. C. Molhuysen. — *Dormagen.* Jacob Delhoven. — *Dortrecht.* S. H. v. d. Noordaa. — *Dresden.* Geh. Kirchenrath Hübel. Dr. G. Struve. — *Dürbosslar* (bei Jülich). Pfarrer Lic. Blum. — *Düsseldorf.* Regierungsr. Dr. Ebermeyer. G.-O.-L. Honigmann. Pfarrer Krafft. Prof. Wiegmann. — *Edinburg.* Dr. Schmitz. — *Eisleben.* Dr. Gräfenhan. — *Elberfeld.* Dr. Belz. — *Emmerich.* G.-O.-L. Dederich. *G.-Direktor Dr. Dillenburger. Dr. Klein. Dr. Montigny. Dr. J. Schneider. — *Freiburg.* Prof. Dr. H. Schreiber. — *Gent.* Prof. Dr. Roulez. — *Gieneken.* Prosper Cuypers. — *Giessen.* Prof. Dr. Osann. — *Göttingen.* Kammerherr Freiherr v. Estorf. Prof. Dr. K. F. Hermann. Prof. Dr. Wieseler. — *Greifswalde.* *Prof. Dr. Urlichs. — *Groningen.* Dr. H. O. Feith. — *Haag.* Dr. G. Groen van Prinsterer. — *Halle.* Prof. Dr. Budde. Prof. Dr. Jacob. — *Hannover.* Subconrektor Dr. C. L. Grotefend. — *Heidelberg.* Prof. Dr. Gervinus. Prof. Dr. Häusser. Prof. Dr. Zell. — *Ingbert.* (bei Saarbrücken) Hüttenbesitzer Friedrich und Heinrich Krämer. — *Kirn.* Pfarrer und Rektor Schneider. — *Kohlscheid* (bei Aachen). Vicar Baumgarten. — *Laibach.* Dr. Ullepitsch. — *Leipzig.* Prof. Dr. O. Jahn. — *Leyden.* Dr. J. Bodel-Nyenhuis. *Dr. L. J. F. Janssen, Conservator des K. Museums der Alterthümer. Dr. C. Leemans, Direktor des K. Museums der Alterthümer. Dr. De Wal. — *Leuwarden.* Dr. J. Dirks. Dr. M. De Haan Hettema. — *Linz a. Rh.* Rektor Marchand. — *Haus Lohe* (bei Werl). Dr. Scholten. — *London.* William Smith. *Manchester.* Heywood. — *Mannheim.* *Hofrath Prof. Graeff. Prof. Rappenegger. — *Marburg.* Prof. Dr. Bergk. Prof. Dr. v. Sybel. — *Meurs.* Conrector Seidenstücker. — *Middelburg.* Dr. S. De Wind. — *Münster.* *Prof. Dr. Deycks. Seine bischöfliche Gnaden der Bischof von Münster, Dr. Johann Georg Müller. — *Münstereifel.* *G.-Direktor Katzfey. — *Naumburg.* Geh.-Regierungs-Rath Lepsius. — *Neunkirchen*

(bei Saarbrücken). Hüttenbesitzer Carl Stumm. — *Neuss.* Major von Homeyr. *Regimentsarzt und Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Jäger. J. B. Ibels. Josten. Apotheker Sels. — *Nimwegen.* *Ritter Guyot. — *Osnabrück.* Stadtrichter Dr. Pagenstecher. — *Ottweiler.* Pfarrer Hansen. — *Auf der Quint* (bei Trier) Hüttenbesitzer u. Commercienrath Adolph Kraemer. — *Rastatt.* Prof. Grieshaber. — *Rheindorf.* (Decanat Solingen) Pfarrer Prisac. — *Rheydt.* Pfarrer und Schulinspektor Aussems. — *Roermond.* Ch. Guillon. Clement Guillon. — *Rottenburg.* Domdekan von Jaumann. — *Saarburg.* Dr. Hewer. — *Saarbrücken.* *Fabrikbesitzer Ed. Karcher. — *Schönecken* (bei Prüm). *Wellenstein. — *Siegburg.* Lehrer G. Brambach. — *Speier.* Prof. *R. Jäger. — *Stuttgart.* Hofdomainenrath von Gock. Bibliothekar Prof. Stälin. — *Trarbach.* Rektor Dr. Stäffler. *C. Rumpel. — *Trier.* Geh. Regierungs-Rath Baersch. Geh. Bergr. Böcking. W. Chassot v. Florencourt. Dr. Hilgers. Generalvikar der Diözese Trier Martini. Landgerichtsrath Reichensperger. *Architekt Chr. Schmidt. Prof. Dr. Scholl. Gymnasial-Oberlehrer Schneemann. Pfarrer Schue. Religionslehrer Wienenbrügge. — *Tübingen.* *Prof. Dr. Walz. — *Utrecht.* Dr. A. van Beck. Freiherr Beeldsnyder van Voshol. *Prof. Dr. van Goudoever. Prof. Dr. Karsten. Prof. Dr. Visscher. — *Waldbroel.* Baucondukteur Grund. — *Wesel.* Prof. Dr. Fiedler. — *Wien.* Dr. Melly. — *Wiesbaden.* Conrektor Dr. Rossel. — *Würzburg.* Prof. Dr. H. Müller. — *Wyk* (bei Duurstede). Baron van Ittersum. — *Xanten.* Notar Houben. — *Zoelmond.* Van der Veur.

Ausserordentliche Mitglieder.

Aachen. Arnold Förster, Lehrer an der höhern Bürgerschule. — *Cöln.* Baucondukteur Felten. — *Dielingen.* Dr. Arendt. — *St. Goar.* Friedensrichter Grebel. — *München.* C. H. Correns. — *Neusohl* in Ungarn. Dr. Zipser. — *Stuttgardt.* Topograph Paulus. — *Zülpich.* Vicar Welter.

Gesammtzahl: 13 Ehrenmitglieder, 211 ordentliche, 8 ausserordentliche Mitglieder.

M
E T
H E
E
G
H
M·

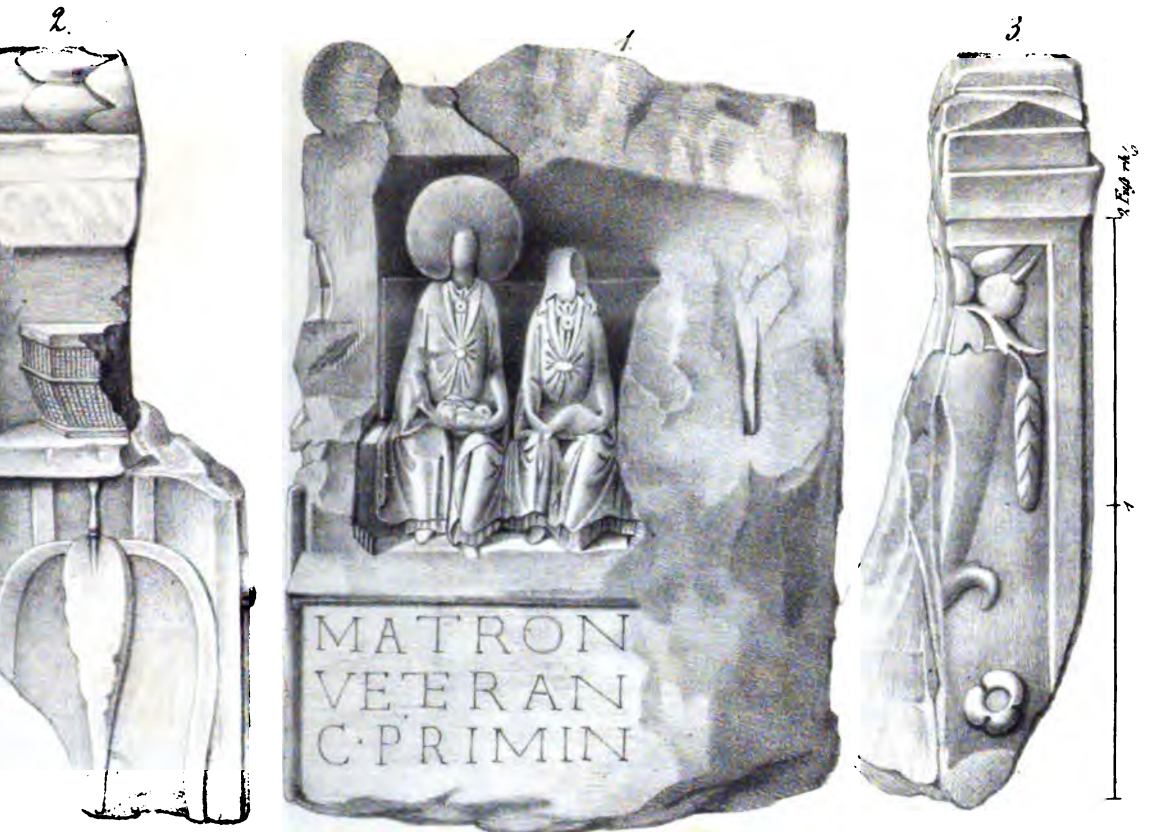
OCESAIENS
ALENTINV
A·IVSTINA
MOIPSARVMLM

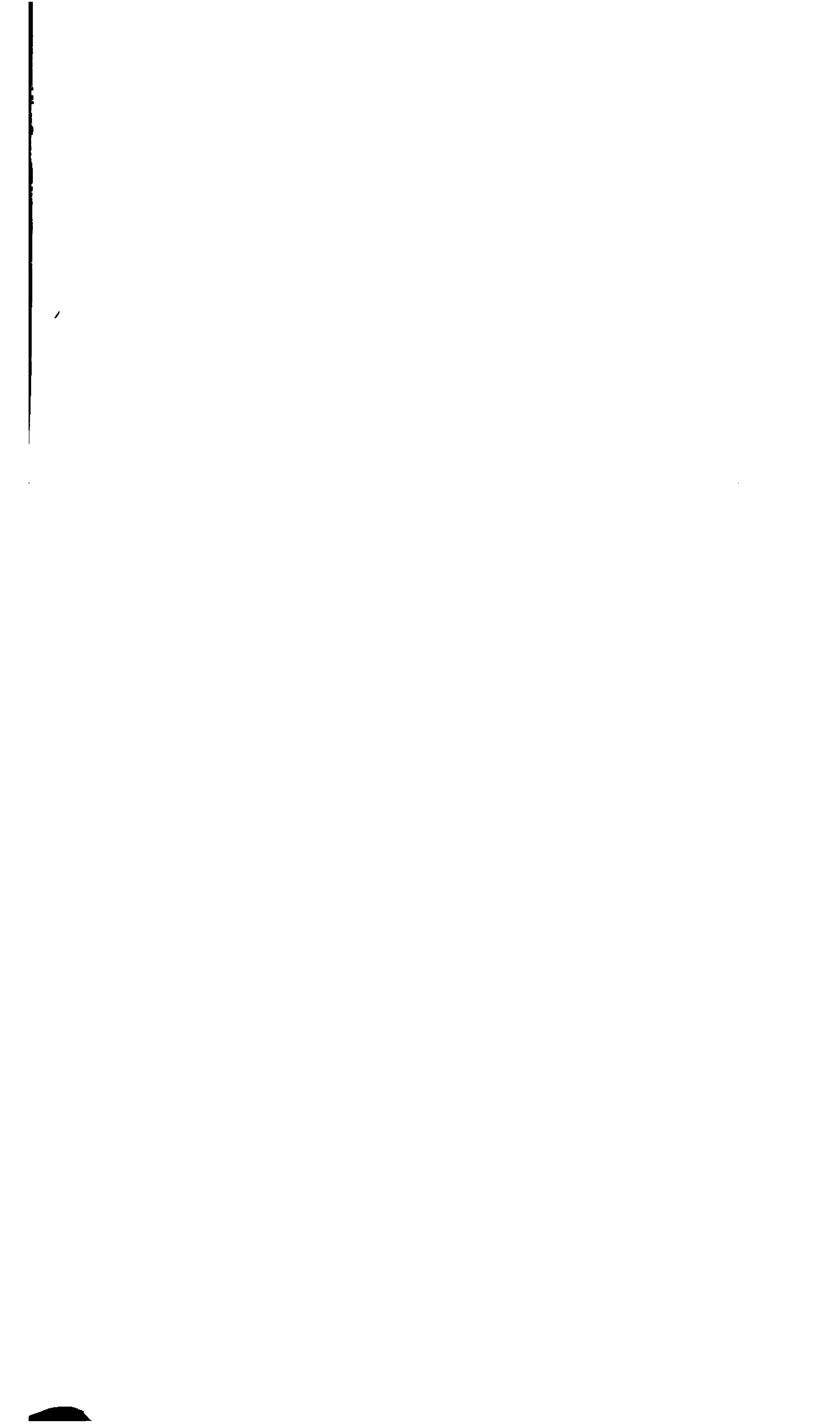
2

Lith. v. Henry & Cohen in Bonn.


2.
1.
MATRON
VETERAN
C·PRIMINI
2 Fuß rh.
1
1
2 Fuß rh.




2.
1.
3.
MATRON
VETERAN
C·PRIMIN
1

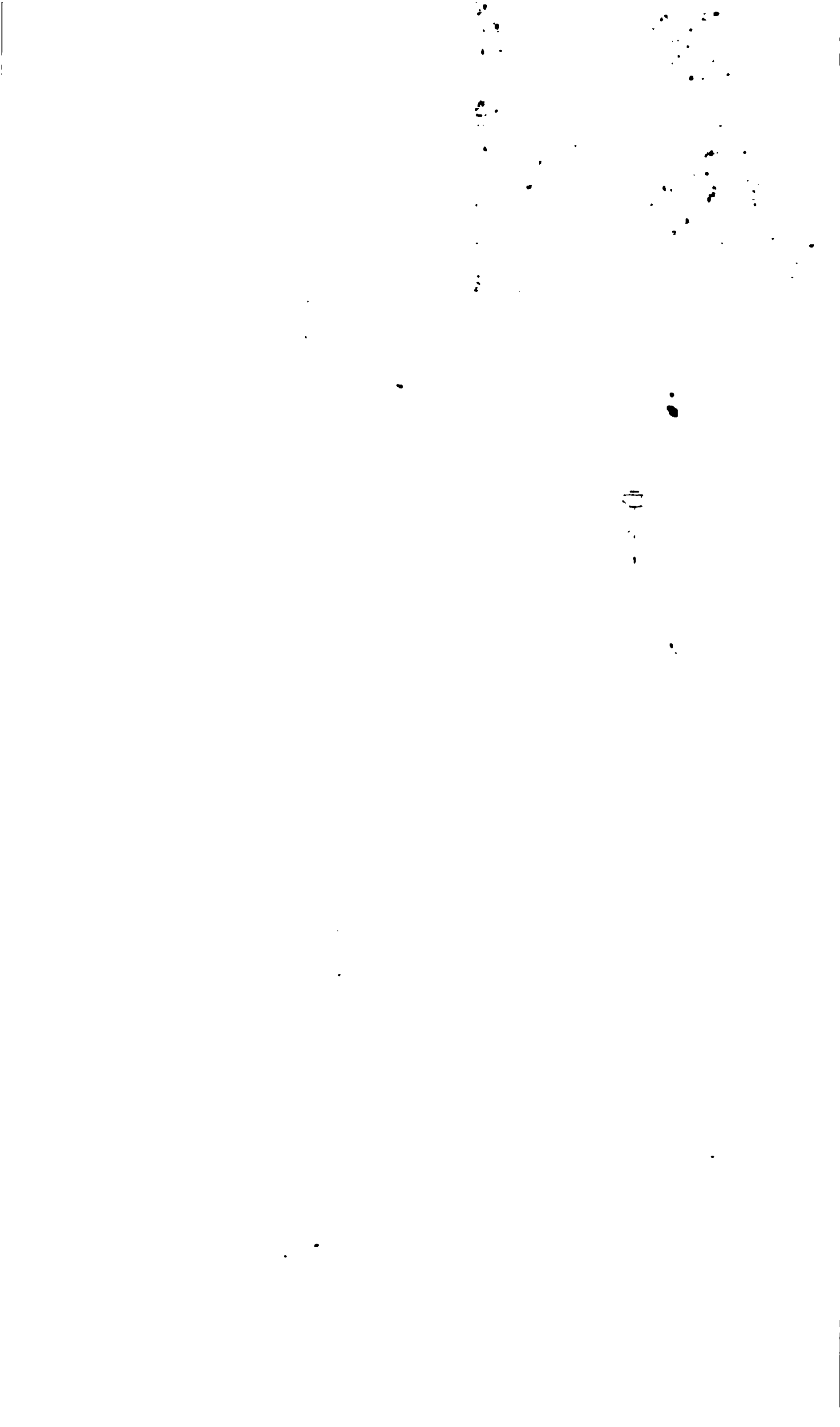


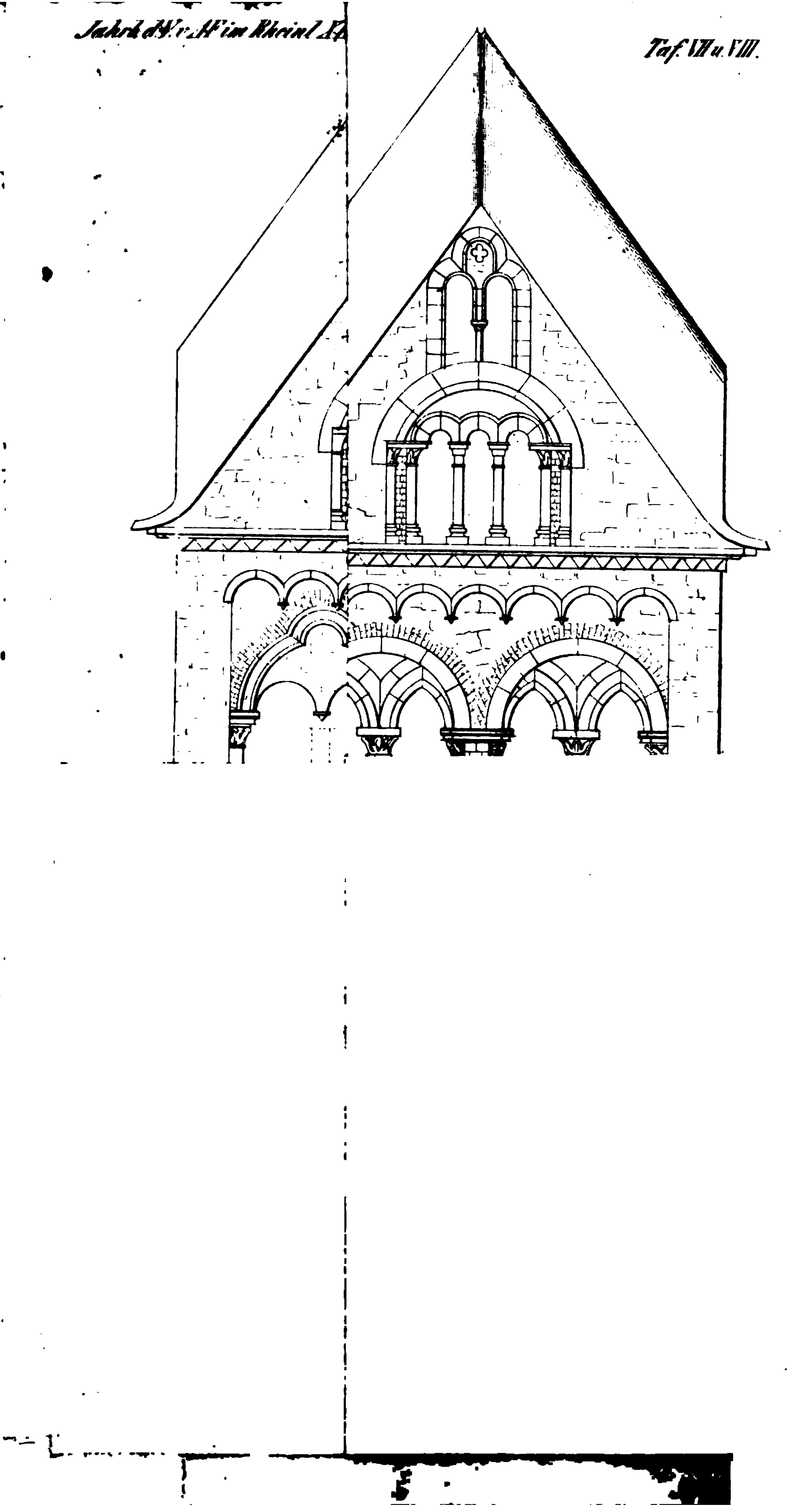


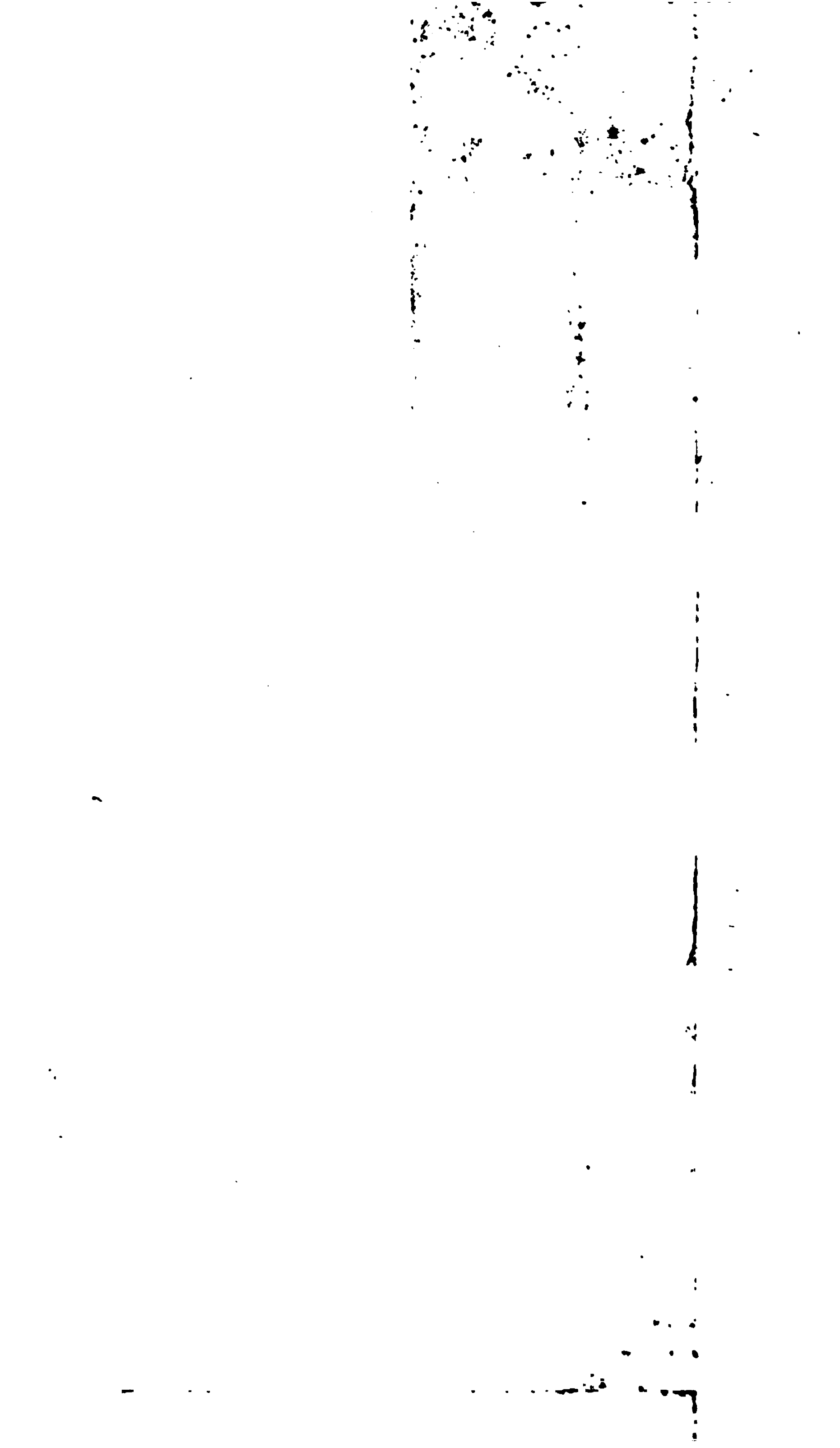
Matronensteine 1. 2. 3 Römische Münze (4) Römische Lampe aus Trier 5

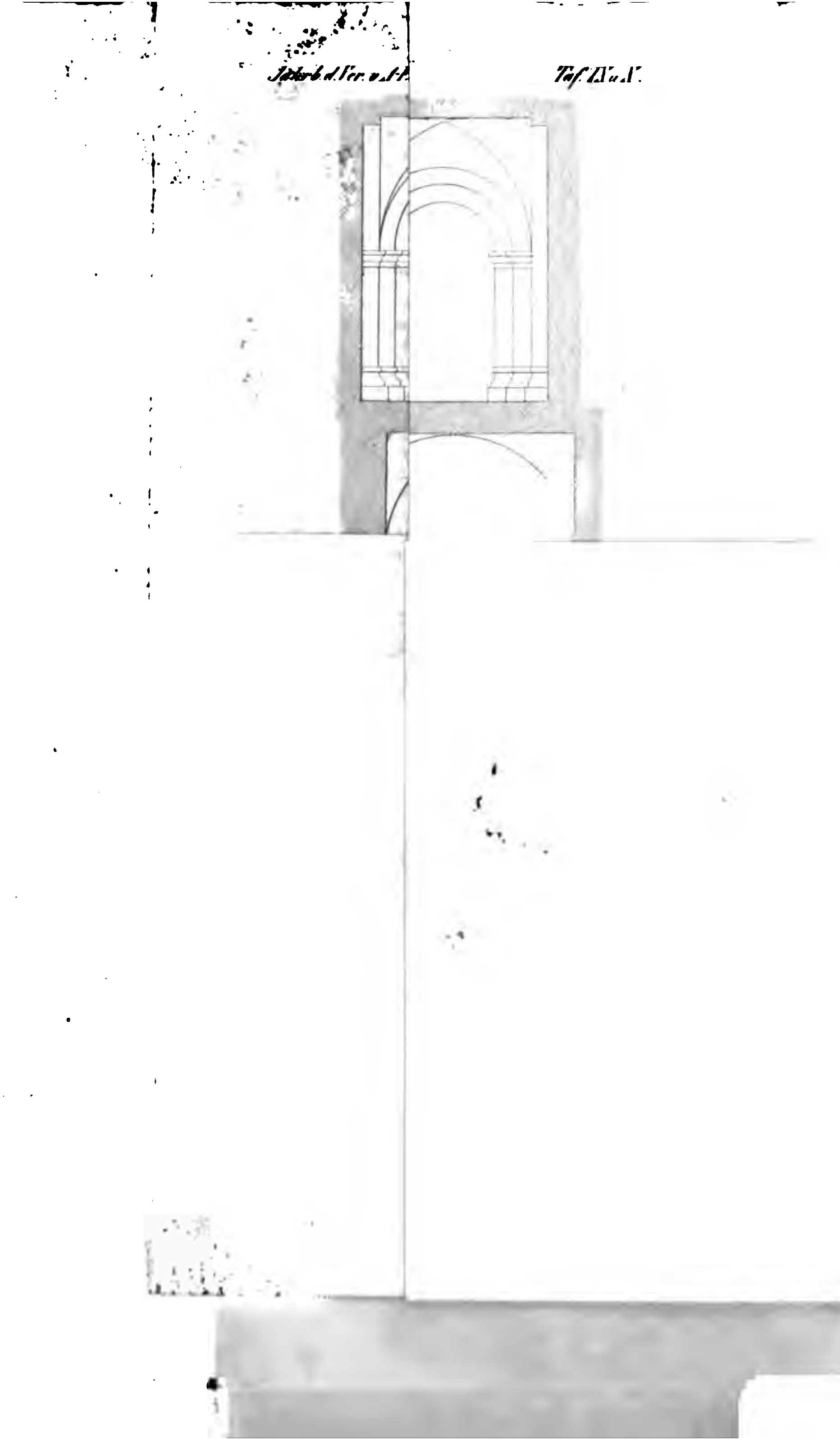


Römische Bronze aus der Eifel (1. 2. 3. 4.)




Jahrb. d. V. v. Af. im Rheinl. XL
Taf. VII u. VIII.




Jahrb. d. Ver. v. A. F.
Taf. IX u. X.

